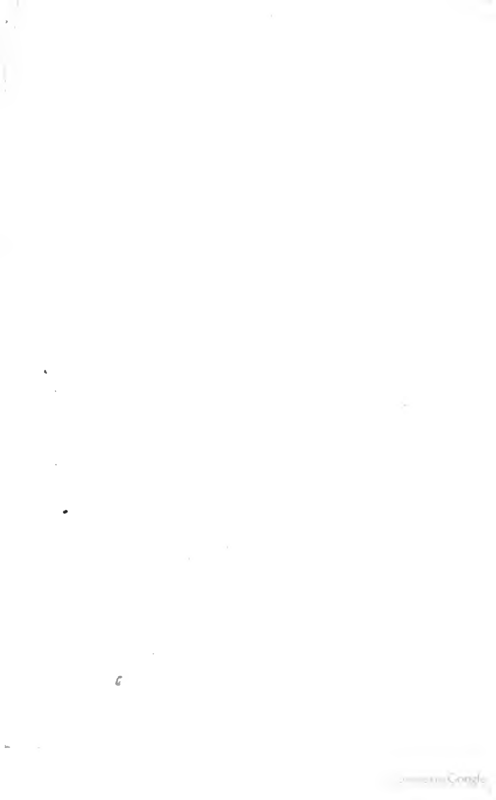


Neuer Nekrolog der Deutschen
Friedrich August Schmidt, Bernhard Friedrich Voigt







Friedrich Franz,
Grossherzog von Mecklenburg Schwerin.

Neuer

Nekrolog

der

Deutschen.



Funfzehnter Jahrgang, 1837.

Erster Theil.

Mit einem Porträt.

Weimar 1839.
Druck und Verlag von Bernh. Friedr. Voigt.

Der

preussischen Armee.

Nicht einem Herrscherthron, nein Mächt'ge, Dir
Gilt diesesmal die Huldigung des Werks,
Das dir vertrauend in den Arm sich wirft
Und Anspruch macht auch auf Dein Wohlgefallen.
Denn treulich hat es Deinem Ruhm gedient
Und aufgezeichnet ist darin von Tausenden,
Die Dir gehörten, hoher Thaten Glanz;
Entrissen sind sie dadurch der Vergessenheit
Und für die Ewigkeit sind sie gerettet:
Denn eingetragen nun auf Klios Tafeln
Kann der Geschichte sie kein Gott entreißen
Und wo von andern tapfern Völkerstämmen
Kaum Hunderte nur diesen Ruhm verdient,
Da glänzen Tausende von Dir im Kranz
Des Ruhmes zu der fernsten Nachwelt Kunde,
Zum hohen Vorbild edler Volkestreu'
Für ihren König und ihr Vaterland.

Denn wen des Kampfes Wuth noch übrig ließ,
Wer nach ihm seiner Lorbeern sich erfreu't
Und, frei vom fremden Joche, neu begründet
Des Vaterlands Erblühen noch erlebt,
Der Ruh' sich freuend auf dem Siegeslager,
Doch endlich den Gesetzen der Natur,
Dem Staub, verfiel, von Kindern und von Lieben,
Die ihm die Augen zugedrückt, beweint:
Von Diesen gibt der Nekrolog Euch Kunde
Und zeigt, daß ihre Thaten nicht vergessen:
Er führt Euch ein in heil'ge Todtenhallen
So vieler Tugenden und Ideale
Und gibt Euch den begeisternden Beweis,
In welcher Zahl der Preußen Volk behauptet
Von Deutschlands Edelsten den ersten Rang.

Vorrede.

Wenn der vorhergehende 14te Jahrgang des Nekrologs bereits im März 1838, also 6 Monate früher als die ersten 13 Jahrgänge erschien, so hofft der Herausgeber dadurch, daß der gegenwärtige 15te Jahrgang schon im December, also abermals 4 Monate früher ausgegeben werden kann, diesesmal das ihn — leider noch immer nicht sehr zahlreiche — erwartende Publikum noch mehr zu überraschen und für die schnelle Förderung das Aeußerste gethan zu haben, was aber in der Folge noch mehr zu überbieten, kaum möglich sein wird, so wünschenswerth es auch ist, daß die Biographieen dem Ableben nicht zu langsam folgen, sondern das noch frische Andenken an die Nekrologisirten noch von Neuem beschäftigen und beleben und sie schon dann noch einmal vor unsere Seele führen, wenn ihr Bild noch lebendig vor unserm Auge steht.

Freilich läßt es sich bei dieser vermehrten Beschleunigung nicht umgehen, daß noch häufiger als früher Verstöße gegen die feste chronologische Folge vorkommen, denn durch sie wächst die Zahl der verspätet eingehenden Beiträge und es bleibt nichts übrig, als, um auch sie dem Nekrologe zu erhalten, sie in einem Anhange folgen, diejenigen aber, die auch bei dessen Abdruck noch nicht eingegangen sind, dem nächsten Jahrgang als Nachtrag zum Vorhergehen-

den vordrucken zu lassen; eine Einrichtung, die von allem Anfang an — zuweilen nur in geringerem Verhältniß — stattgefunden hat und die Vollständigkeit eben so begünstigt, als die Zeitbeschränkung der Mitarbeiter weniger beengend macht und wodurch dennoch die angenommene Ordnung, die immer wieder durch die alle 10 Jahre erscheinenden Generalregister im Gleise bleibt, nur wenig beeinträchtigt wird.

Auch dieses Mal befindet sich der Herausgeber in dem Falle, mehreren einsichtsvollen und beifälligen Herren Recensenten für die Ehre und Gerechtigkeit seinen Dank zu sagen, die sie dem letzten (14.) Jahrgange haben widerfahren lassen und er findet darin fortwährend einen Theil der Aufmunterung, welche ihm zur ferneren beharrlichen Ausdauer bei diesem so mühevollen, kostspieligen und lukrativ-undankbaren Unternehmen in der That so nöthig ist. Anerkennungen dieser Art waren ihm besonders von Werth in den Göttingischen Anzeigen 1837, Nr. 103 und in den Blättern für literarische Unterhaltung 1838, Nr. 197. Der letztere hochachtbare Herr Recensent ist dem Herausgeber schon seit vielen Jahren ein wahrer Leitstern gewesen und wie ihm dessen Anerkennung zum besten Lohn gedient, so hat er auch seinen Winken stets willig eine sorgfältige Beachtung gewidmet. Derselbe bewährt in jeder neuen Beurtheilung, wie tief und gründlich er sich in das Wesen des Nekrologs hineingedacht, wie wohl er dessen Aufgabe verstanden und wie einsichtsvoll er das **Pro** und **Contra** divergirender Ansichten gegen einander abgewogen hat. Vertraut mit der ganzen Reihenfolge der Jahrgänge, mit den Quästionen, die bis jetzt in Diskussion gewesen und mit den Verbesserungen die allmälig als solche erkannt und angenommen worden sind, haben seine fortgesetzten Ansichten

über das Unternehmen denjenigen gediegenen Werth, den man in dem absprechenden Urtheil, in den unbedachten und unreifen Besserungsvorschlägen Derer nicht finden kann, die von dem, was bereits geschehen, was bereits für und wider besprochen, was endlich als Ergebniß hiervon angenommen und als beseitigt zu betrachten ist, eben so wenig Kenntniß haben, als von dem, was bis jetzt durch anerkannte Aufopferung und Ausdauer wirklich geleistet und welche Grundsätze dabei als Norm und Motive angenommen worden sind. Diese Gattung der Kritiker nimmt den ersten besten Jahrgang zur Hand, findet Biographieen von Leuten, von denen sie niemals etwas gehört, oder die auch wirklich nie Celebrität erlangt (aber dennoch denkwürdig sind), liest nicht, prüft nicht selbst, sondern vergleicht die Aeußerungen, die wohl etwa in Konditoreien, Kaffeehäusern und geselligen Cirkeln aufgefaßt worden sind und glaubt sich nun befugt, frischweg abzusprechen, neue Einrichtungen anzuempfehlen und in ihrem Wahn über längst dagewesene und abgemachte Dinge das erste Wort zu sprechen und sich mit neuen heilsamen Vorschlägen zu brüsten. Solche Recensenten bedenken nicht, daß ein stabiles Werk wie der Nekrolog, das nun schon seit 15 Jahren seinen festen und ruhigen Gang geht, nicht mit jedem Jahrgange neue Principien und Formen annehmen und in ein charakterloses inkonsequentes Schwanken und Allerlei verfallen darf, sondern daß es diejenigen Normen, die bereits von vielen sehr zu berücksichtigenden Seiten her als zweckmäßig, dauernd und befriedigend erkannt wurden, fest im Auge behalten muß.

Und wie es denn eine wahre Erbsünde der mehrsten Menschen ist, daß ihr erstes Bedürfniß, wenn man sie vor ein mühsames Menschenwerk führt, nicht Anerkennung, sondern eifriges Suchen nach noch

so fern liegendem Tadel ist, so halten sie es für das Bequemste, dem Nekrologe vorzuwerfen, er sei in der Auswahl seiner Gegenstände nicht streng genug, nehme alles auf, was man ihm zuschicke und liefere sehr oft Lebensbeschreibungen von gleichgültigen und obskuren Personen, die füglich hätten wegbleiben können. Dieses haben Hunderte behauptet, die den Nekrolog blos vom Hörensagen kennen und nie einen Band desselben vor Augen gehabt, geschweige denn die frühern Vorreden desselben gelesen haben, in welchen die Motive für die in ihm geltenden Grundsätze von allen Seiten beleuchtet, nachgewiesen und durch die vollgültigsten Stimmen der größten Kritiker als die einzig richtigen bestätigt worden sind.

Es ist nicht möglich, diese Grundsätze, die nun bereits in 14 meist sehr langen Vorreden zur Gnüge besprochen worden sind, einem jeden neuen Jahrgange wiederholt vorzudrucken, so wie es schon an sich ein widriges Geschäft ist, das schon so oft da gewesene, immer wieder von Neuem zu berühren. Der Herausgeber würde daher von dergleichen Oberflächlichkeiten auch weiter keine Notiz nehmen, allein da er sich bisher so oft des Beifalls so vieler höchst rühmlicher Kritiken erfreut hat, so glaubt er auch seine Leser mit zwei minder günstigen bekannt machen zu müssen.

Die eine derselben bespricht in Nr. 117 der Blätter für literarische Unterhaltung das Nekrologswerk in seinem ganzen Komplex überhaupt und sein Verfasser gibt sich im Allgemeinen, besonders was Zweck und Absicht betrifft, als einen großen Freund, ja sogar als einen unbekannten Mitarbeiter desselben zu erkennen. Er sagt:

„Wenn es schmerzlich sei, daß die Welle der Zeit von so vielen Namen und aus dem Gedächtnisse der Menschen die Erinnerung verwische, so sei es natürlich, daß wir uns theuere Namen für uns und Andere retten wollten. Klio nenne die Chorführer, aber sie nenne

nicht die Männer des Chors. — Wie viele kennen wir von den Helden, die mit Leonidas fielen? Wie viele von den Millionen, die mit Xerxes den widerspenstigen Hellespont überschritten? Wie viele von Denen, die von Karl XII., von Friedrich II. und Napoleon in die Schlachten geführt wurden? Aber es genügt uns nicht, daß die Menschheit blos in Masse uns vorgeführt wird, nicht, blos Die zu kennen, deren Haupt gekrönt, deren Brust besternt und deren Ruhm verbreitet war. — Wir wollen auch die Kräfte kennen, die sich im engern Kreise entwickelt haben, auch die, welche die Ideen der Andern verbreitet und ausgeführt und welche dadurch eines ewigen Andenkens würdig geworden sind. — Gleich wie diese Kunde für die Zeitgenossen eine Beruhigung, eine Freude ist, so ist dieselbe für die heranwachsende Generation ein Heiligthum; freilich ein sehr stilles, nicht an Kränzen und Kronen und Ehrenzeichen reiches; aber wir Deutschen werden niemals die Welt beherrschen, wir leben mehr für die Heimath als für die Welt; die Aufgabe des Lebens ist für uns, daß wir unser Palladium retten aus dem Brande der Zeiten. Auch dieses naturkräftige, freie, treue, das Höchste anstrebende Volk der Deutschen, wie wenig ist vom Geschick sein tragisches Leben begünstigt? Wie hat vom Anfange seiner Geschichte stets fremde Uebermacht ein geistiges und leibliches Joch über seinen edlen Nacken zu werfen versucht! Wie gewaltsam hat man's oft hindern wollen, daß es seine ursprüngliche, eigenthümliche Weise und Natur frei und fröhlich darstelle im Leben. Und doch hat es das Schiboleth, woran der Deutsche den Deutschen erkennt, nicht aufgegeben und nicht verloren! Allein, damit dasselbe nie aufgegeben, nie verloren werde, deßhalb muß der Deutsche sich an seine Geschichte halten, damit ihm immer vor Augen sei, was ihm zieme, was er bewahren, erkämpfen, vertheidigen, von sich weisen müsse; damit ihm immer vor Augen sei, was er als Deutscher vermöge. Wie nun die Geschichte unsers Volks den Sinn für das Ganze uns lebendig und rege erhält, so ist das Leben der einzelnen, braven Männer uns zu dem Edelsten eine Ermuthigung, ein Vorbild, ein Ideal; und somit ist es ganz im Sinne des treuen deutschen Volks gedacht, wenn wir das Leben seiner braven Männer, ohne Rücksicht auf Verhältnisse, blos nach dem Maasstabe der Tüchtigkeit, der Treue, des

energischen Willens zusammengestellt finden in einem großen Tempel des deutschen Volks. Ich meine, daß die Idee des „Nekrologs der Deutschen" keine andere ist als die eben angedeutete."

Der Herausgeber hat sich erlaubt, diese ganze schöne Stelle hier vollständig abdrucken zu lassen, weil er selbst kaum im Stande sein möchte, sowohl seinen Zweck und seine Absicht bei Herausgabe des Nekrologs treffender und beredter vorzutragen, als die Nothwendigkeit schlagender darzustellen, nicht nur für das Andenken der Chorführer, sondern auch für das der Männer des Chors zu sorgen. Er dankt dem Herrn Kritiker, daß er seinen Ideen und Empfindungen hier den rechten Ausdruck durch Worte gegeben hat, muß aber bedauern, wenn er mit den im Widerspruch gegen seinen eben aufgestellten Grundsatz weiter ausgesprochenen Wünschen nicht ganz einverstanden sein kann, nämlich:

„daß die Idee des Nekrologs concentrirter gefaßt und blos solche zugelassen würden, in deren Leben nicht ein egoistisches Streben, sondern ein Streben für das Ganze und für das Heil des vaterländischen Lebens sich effektvoll geltend gemacht hat."

Die Gränze zwischen dem Streben für sich selbst und für das Ganze und Allgemeine verlangt sehr oft tiefere Blicke, als es für unsere Augen Tag ist. Beiderlei Streben ist aber sehr oft, ja in der Regel in dem Menschen so in einander eingreifend, daß es von einander gar nicht getrennt werden kann. Aber selbst angenommen, man könnte es, so hat es nicht nur sehr Viele gegeben, die trotz ihrer Selbstsucht oder ihres egoistischen Strebens dennoch einen sehr großen, ja oft sogar wohlthätigen Einfluß auf die Mitwelt gehabt, sondern auch durch ihren Geist, Scharfsinn und Größe eine Celebrität erlangt haben, daß ihnen ein Gedächtniß auf Klios ehernen Tafeln nicht wohl versagt werden kann, wozu diese fast auf

jeder Seite die schlagendsten Belege liefern. Weiter fährt der Herr Kritiker (Nr. 75) fort:

„Eine oberflächliche(!!) Betrachtung des Werks zeigt, daß die angegebene Tendenz (Zulässigkeit nur derer, in deren Leben sich ein Streben für das Ganze geltend gemacht hat) zwar aufgestellt, doch nicht consequent festgehalten sei. Leicht würde sich aber dieselbe durchsetzen lassen, wenn man für den Nekrolog eine Art von alt ägyptischem Todtengericht niedersetzte. — Wir hören nämlich von Diodorus Siculus, daß, sobald bei den alten Aegyptern Jemand gestorben war, sich alsbald 40 Richter versammelten, welche über das Leben des Verstorbenen zu Gericht saßen. Nur diejenigen, welche dieses Gericht für würdig erkannte, durften einbalsamirt und bestattet werden."

Was erstlich die Konsequenz anbetrifft, so hat diese bei dem Nekrolog, wie in den vorhergehenden Vorreden sehr oft von dem Herausgeber selbst bemerkt worden ist, ihre sehr großen Schwierigkeiten. Streng genommen würde sie verlangen, daß aus allen deutschen Ländern verhältnißmäßig gleich zahlreiche Beiträge geliefert, daß die Länge oder Kürze einer Lebensbeschreibung der Maasstab des Ruhms und der Verdienstlichkeit sei, daß kein ausgezeichneter Verstorbener in die zweite, kein Minderwichtiger in die erste Abtheilung käme u. s. w. — Ständen dem Nekrolog über seine Stoffe die Materialien in solcher Auswahl und Menge zu Gebote, als einem inmitten einer großen Bibliothek beschäftigten Lexikographen, so könnte man allerdings größere Anforderung von Konsequenz an ihn machen, aber man bedenke, daß hier von keinem Pantheon die Rede ist, zu dem man sich seine Helden aus längst zahlreich vorhandenen Werken auswählen kann, sondern von einer Todtenchronik, deren Aufgabe darin besteht, daß diejenigen Denkwürdigern geschildert werden sollen, die eben zufällig gestorben sind, deren Wahl aber nicht von dem Herausgeber abhängt, sondern die ihm vom

Schicksal, wie es eben trifft, vorgeschrieben werden. Man kann durchschnittlich annehmen, daß jeder neue Tag dem Herausgeber die Sorge für das Andenken von 5 während desselben Verstorbenen auferlegt und dann ist erst die Frage, ob Notizen über sie herbeizuschaffen sind, ohne daß es in seiner Macht steht, ihre Eigenschaften zu bestimmen, so wenig, als in allen Provinzen Deutschlands gleich aufmerksame, gleich thätige und gleich fähige Mitarbeiter zu erlangen. Sehr oft tritt der Fall ein, daß der Tod eines sehr denkwürdigen Mannes in große Verlegenheit setzt, wenn er bei zurückgelassenem ehrenvollen und glänzenden Ruf im Nekrologe nicht wohl fehlen darf und doch gleichwohl über ihn keine Materialien zu erlangen sind, worüber von unzähligen Beispielen nur der 1837 verstorbene königl. preußische Kriegsminister und Generallieutenant v. Witzleben angeführt werden soll. Ueber ihn, wie über viele andere geben die öffentlichen Blätter, selbst die preußische Staatszeitung nichts her und die Korrespondenz darüber mit seinen verehrlichen Hinterbliebenen konnte, wie nachzuweisen ist, bei sehr zu entschuldigenden Verhinderungen, zu keinem Ziele führen. Ein Zusammentreffen zufälliger Umstände verhinderte es. In solchen Fällen muß der Nekrolog die ihm gemachten Vorwürfe über Mangel einer konsequenten Durchführung und Behandlung still ertragen und sich mit seinem Bewußtsein trösten.

Daß der Herr Nr. 75 dem Nekrologsherausgeber das Todtengericht der 40 alten Aegypter zum Muster empfiehlt, zeugt zwar von einer sehr idealen Phantasie, aber nicht von einer Kenntniß der Verhältnisse des wirklichen Lebens. Letzterer ehrt die guten Gesinnungen, An- und Absichten desselben zu sehr, als daß ihn dieser Passus zu einer Persiflage verleiten könnte. Aber es ist ihm wohl selbst nicht

ganz klar bewußt, wie es der Nekrolog anfangen soll, ein solches Todtengericht zu konstituiren, so schön es auch wäre, wenn dieser Gedanke im modernen Geschmacke realisirt werden und der Nekrolog unter die Direktion dieser grausigen Behörde gestellt werden könnte. Da der Herausgeber nicht die Anmaßung besitzt, dieses aus 40 ägyptischen Patriciern bestandene Gericht in unsern Tagen durch seine alleinige Person repräsentiren zu wollen, so hat er in den vorhergehenden Vorreden bereits wiederholt die hohen Staatsregierungen Deutschlands aufgefordert, ihm die Anstrengungen und die Geldopfer, die er dem Nekrologswerke bringen muß, abzunehmen und in einer Hauptstadt oder an einer Universität eine Societät dafür zu bilden, die ganz andere Mittel und Kräfte für einen so hochwichtigen Zweck bieten würde, als die einem weitläufigen Verlagsgeschäfte mühselig abgerungenen Nebenstunden eines Buchhändlers, den das Publikum bei seinen ihm gebrachten unsäglichen Opfern noch obendrein so gänzlich im Stiche läßt, daß er schon Tausende dabei zugesetzt hat. Mehr als einmal hat er öffentlich erklärt und aufgefordert, daß er bereit ist, das Verlags- und Fortsetzungsrecht unentgeldlich an denjenigen abzulassen, der ihm die Kraft und Ausdauer zu haben scheint, es auch nur in seiner bisherigen Mangelhaftigkeit fortzusetzen und er wiederholt dieses Anerbieten hierdurch nochmals, da er sehr zweifelt, ob es ihm von den Parzen verstattet sein wird, es noch so lange, als bereits geschehen, fortzuführen und es eine seiner sorgenvollsten Befürchtungen ist, daß es alsdann liegen bleiben könnte, und er alsdann durch eine vielleicht zwanzigjährige beharrliche Ausdauer und Treue doch nur ein Fragment zur deutschen Personengeschichte des 19. Jahrhunderts geliefert haben würde. — Aber nicht eher, als bis das Nekrologswerk aufgehört hat,

nicht eher, als man es hat untergehen lassen, wird man dessen hohe Bedeutung in dem Gesammtarchiv des deutschen Vaterlandes erkennen und dann wird man begreifen, daß manche monographische Zweige der Archäologie, der Naturgeschichte, Sprachkunde u. s. w., wofür jetzt ganze gelehrte Gesellschaften thätig sind und welche man mit dem größten Aufwande kultivirt, ihm an Wichtigkeit weit nachgestanden haben.

Ich kehre zu dem Kritiker Nr. 75 zurück, der nun auch auf die Ausscheidung manches Ungehörigen und auf die zu große voluminöse Ausdehnung des Werks zu sprechen kommt. In den nämlichen Blättern für literarische Unterhaltung, worin diese Kritik steht, nur einige Monate früher, läßt der bereits oben rühmlichst erwähnte und sehr gediegene Herr Recensent den ausgesprochenen Grundsätzen des Herausgebers vollkommen Gerechtigkeit widerfahren und erklärt sich mit denselben ganz einverstanden, indem er selbst sagt:

„Wollte der Nekrolog auf die mehrfach ausgesprochenen Wünsche, nur die bedeutendern Verstorbenen aufzunehmen eingehen, so würde er gerade den Zweck verfehlen, in dessen Erreichung er bisher sein größtes Verdienst gesucht hat, nämlich die Geschichte solcher Personen, die zwar in aller Stille lebten, aber dabei doch große Verdienste und oft sehr interessante Eigenthümlichkeiten hatten, einer völligen Vergessenheit zu entreißen. Um den Weltlauf der Sterne erster Größe aufzubewahren, bedarf es nicht des Nekrologs. Ueber einen Goethe, Gneisenau, Schleiermacher, Hufeland, Matthisson, Cotta rc. sind so viele besondere Denkschriften, Aufsätze, Notizen in Zeitschriften vorhanden, daß ihre Geschichte auch ohne den Nekrolog hinlänglich aufgezeichnet gewesen wäre, wodurch eben eine Sichtung, Prüfung und Zusammenfassung aller dieser Quellen dem Herausgeber sehr erleichtert wird. Weit mühsamer, wohl auch weit verdienstlicher war es, sich auch über Solche, über die noch keine öffentlichen Nachrichten vorliegen, auf privatlichem Wege welche zu verschaffen und nur auf diesem ist es möglich gewe-

sen, im Nekrolog das Andenken an Tausende zu erhalten, die, obgleich sie in stiller Zurückgezogenheit lebten oder der Natur ihres Berufs nach es nie zu einer allgemeineren Celebrität bringen konnten, dessen doch werth sind und um deren Dasein, Gesinnungen und Wirken es ewig schade sein würde, wenn es mit ihrem Tode aus dem Strom des Lebens stumm und spurlos im Meere der ewigen Vergangenheit und Vergessenheit auf immer verklungen wäre."

Was aber für die Verminderung der Bogenzahl durch sachliche und stylistische Abkürzungen des vorliegenden Materials und der eingegangenen Manuskripte geschieht, davon wünschte ich wohl den Herrn 75 durch den Augenschein zu überzeugen. Er würde dann selbst sehen, daß oft nicht ¼ der Vorlagen zum Drucke kommt, welches schon oft zu bittern Klagen der Einsender und Mitarbeiter Anlaß gegeben hat, die aber dadurch entkräftet werden, daß man niemals ein erwähnenswerthes Faktum wegläßt, sondern nur mit kürzern Worten wiedergibt und nur Dinge, wie z. B. die Natur langwieriger Krankheitsgeschichten u. dgl. ganz übergeht. Endlich klagt der Herr 75, daß durch die große Zahl der Mitarbeiter eine Verschiedenheit der Darstellung entstehe, welche die Einheit des Ganzen durchaus störe. — Ueber diesen Punkt sind andere Kritiker ganz entgegengesetzter Meinung gewesen. So z. B. sagt die sehr geachtete Leipziger Literaturzeitg. 1828. Nr. 119.

„Die Mannichfaltigkeit und der Reichthum dieser biographischen Gemälde sind im Zunehmen. Die Verschiedenheit der Ansichten so vieler Mitarbeiter geben ihnen einen eigenthümlichen Werth."

Die nämlichen Blätter für literarische Unterhaltung 1831. Nr. 16:

„Verstorbene aus den verschiedensten Ständen sind hier in größter Mannichfaltigkeit bunt unter einander gemischt und auch die stylistische Darstellung bietet wegen der Verschiedenheit ihrer Einsender die mannichfaltigste Abwechselung und vieles Interesse."

Noch mehrere Stellen der Art aus Recensionen, die gerade das Gegentheil, wie der Kritiker Nr. 75 behaupten, wollen wir, obschon wir es könnten, nicht anführen, sondern zum Ueberfluß nur noch erwähnen, daß es eins von den Hauptverdiensten unsers Mitherausgebers, Herrn F. A. Reimann ist (der in den letzten 4 Jahren so vieles zum bessern Gelingen des Nekrologswerks beigetragen hat und der ihm noch lange erhalten bleiben möge), daß er jeden einzelnen Beitrag sorgfältig revidirt und wo es irgend Noth thut, abkürzt und stylistisch verbessert, vor allem aber durch Abrundung, Durchführung angenommener Normen und Einheit in Rechtschreibung und Verhältniß gewiß nicht ohne den sichtbarsten Erfolg möglichsten Einklang und Harmonie in das Ganze zu bringen sucht.

Dieser sicherlich sehr wohldenkende Herr Kritiker Nr. 75 schließt mit den Worten:

„Indem wir diese Ideen diesem Blatte anvertraut haben rc., versichern wir zugleich, daß in dem letzt' erschienenen Theile (soll wohl heißen: Jahrgang) des Werks ein jeder Deutsche viele Namen finden wird, die ihm und dem deutschen Vaterlande theuer und unvergeßlich sind."

Eine zweite zwar zum Theil, aber ebenfalls nicht durchaus beifällige Kritik von einem Hrn. H. Fitzau ist enthalten in Nr. 48 des Berliner Konversationsblatts 1838. Sie hat bei weitem nicht einmal den Werth der ersteren, sondern gehört zu den ganz absprechenden, oberflächlichen Räsonnements, die mehr auf Hörensagen als auf der eignen Durchlesung des Buchs beruhen. Das Urtheil dieses Kritikers charakterisirt sich in Kürze dadurch, daß er die Aufnahme eines Dresch, Ruperti, Daub, Grotefend, Tauchnitz, Nägeli, Benda, Ebers, Vieth als gehörig motivirt erklärt, weniger aber die eines Rehberg, v. Brandenstein, Grafen Mellin, v. Buch, Graf Gyulai, v. Brause,

von Raglovich, Landgraf Karl von Hessen, Freiherr v. Münchhausen, Müller v. Friedberg, Graf Chotek, Bischof Hommer, Hundeicker, v. Stifft, Weisser u. s. w. — Dieses ist genug, um den Standpunkt des Herrn Fitzau zu bezeichnen, der sich durch ein so merkwürdiges Abwiegungstalent sein Urtheil gleich selbst gesprochen hat und zwar schon um so mehr genug, als in diesem seichten Räsonnement nichts enthalten ist, was nicht bereits durch das früher Gesagte auf das Vollkommenste widerlegt und beseitigt wäre.

Die Kritik hat den Nekrolog bisher fast über sein Verdienst hochgestellt und die neueste Literatur wird wenig Produkte aufweisen, die durch Recensionen in solchem Grad eine rühmliche Anerkennung gefunden haben, als gerade er. Ihre Anzahl geht bereits in die Hunderte und deßhalb hätte man füglich über diese eben gedachten zwei hinweggehen können, wenn der ausgesprochene Tadel nicht insofern selbst willkommen wäre, daß er Veranlassung gab, manches bisher noch Unberührte zur Sprache zu bringen und so aus dieser kleinen Reibung selbst Nutzen zu ziehen.

Die Ansichten und Grundsätze des Herausgebers beruhen auf einem funfzehnjährigen Nachdenken, Erfahrung, Prüfung eigner und fremder Ansichten und Abwägung des Rechten und Zweckmäßigen. Sie werden auch ferner die bisherigen bleiben und von ihnen geleitet, wird er auch künftig die bisherige Bahn fest und ruhig verfolgen. Sein Werk soll eine Todtenchronik, ein Familienbuch deutscher Nation bleiben, nicht aber eine gewählte Zusammenstellung der größten Geister, Helden, Dichter, Fürsten, Gelehrten, Staatsmänner und anderer hervorragenden Menschen aus allen Ständen,

Zeiten und Nationen. Diese seine Natur, Eigenthümlichkeit und Bestimmung legt ihm sowohl in der Wahl seines Stoffes, als auch in der Herbeischaffung des Materials eine viel größere Beschränkung auf, als diejenigen ihr unterworfen sind, welche Walhallas, Westmünsterabteien und Pantheons kompiliren, mit einem Worte sich nach ihrer Bequemlichkeit die leichtesten und dankbarsten Stoffe selbst aussuchen. Solchen wird aber der Nekrolog oft noch sehr gute Dienste leisten. — Diesen Unterschied eines kurrenten Sammelwerks, einer steten Chronik, wie sie eben der Zufall und die Nothwendigkeit will und ohne Wahl vorschreibt, zwischen einem auf dem ganzen großen Felde des Ruhms zusammengesuchten Olymp bittet man mit einiger Billigkeit zu berücksichtigen. Er ist es, auf welchem meist die Klagen beruhen, daß viele der Personen, deren Geschichte der Nekrolog seine Blätter widmet, nicht mit der gehörigen Kritik gewählt würden. Der gegenwärtige Jahrgang liefert übrigens von Neuem den Beweis, daß es dessen ohngeachtet auch bei diesen engern Gränzen an interessanten Personen und Biographieen keineswegs mangelt und daß sich bei einer sorgfältigen Redaktion beide Zwecke einigermaßen vereinigen lassen.

Da der Herausgeber sehr oft Zusendungen erhält, wovon er keinen Gebrauch machen kann, entweder weil sie dem Kreise, dem sich der Nekrolog widmet, fremd sind, oder weil sie zu spät kommen, so bemerkt er in letzterer Hinsicht, daß als solche alle Beiträge zurückgelegt werden müssen, die 6 Monate nach Ablauf des betreffenden Jahrs nicht eingegangen sind, so daß z. B. für Beiträge zum Jahrgang 1838 Ende Juni 1839 der letzte Termin ist. Was den Länderumfang anbetrifft, für welchen sich der Nekrolog beschäftigt, so begreift derselbe nicht nur alle zum deutschen Bunde gehörenden Staaten, sondern auch

diejenigen Länder, in denen deutsche Sprache, deutsche Wissenschaft und Literatur die herrschende ist, folglich die ganze deutsche Schweiz, das Elsaß, Schleswig, Holstein und Lauenburg, die russischen Ostseeprovinzen und das Königreich Böhmen, endlich auch diejenigen denkwürdigen Personen, welche deutschen Ursprungs im Auslande gelebt haben und dort gestorben sind, wie sich dieses besonders häufig in Rußland ereignet.

Nachstehendes ist das Resumé des gegenwärtigen Jahrgangs: Derselbe sorgt für das Andenken von 1348 Verstorbenen, wovon 420 *) Biographieen in der ersten Abtheilung fanden, 928 in der zweiten aber nur kurz angedeutet werden konnten. Von ersteren 420 sind 265 als Originalarbeiten zu betrachten und bei den Ueberschriften mit einem * bezeichnet, da diese Biographieen entweder bis jetzt noch gar nicht oder doch nicht in der Weise, wie hier, im Drucke veröffentlicht worden sind. Das Andenken dieser 265 würde also ohne den Nekrolog nirgends aufgezeichnet und der Geschichte erhalten worden sein; 155 dagegen sind mit Angabe der Quellen aus öffentlichen Blättern, Zeitschriften und einzelnen Gedächtnißschriften für den Nekrolog mühsam gesammelt worden und in denselben übergegangen.

Nach den Landsmannschaften gehören die 420, welche ausführliche Biographien fanden, folgenden deutschen Staaten an. 2 Anhalt, 4 Baden, 36 Baiern (davon 8 München, 7 Augsburg und 4 Bamberg), 2 Braunschweig, 33 den dänisch-deutschen Staaten (davon 6 Altona, 5 Kiel), 18 den freien Städten (3 Bremen, 3 Frankfurt a. M., 12 Hamburg), 25 Hanover (wovon 10 Göttingen, 2 Ha-

*) Also 99 mehr, wie im vorigen Jahrgange.

nover), 8 Kurhessen (wovon 4 Kassel), 6 Großherzogthum Hessen (2 Darmstadt, 2 Gießen), 2 Hessen-Homburg, 27 den beiden Mecklenburgen (6 Schwerin, 6 Rostock, 4 Neustrelitz), 1 Nassau, 8 Oesterreich (wovon 5 Wien), 14 Oldenburg (wovon 5 in der Hauptstadt), 134 der preußischen Monarchie (davon 27 Berlin, 13 Provinz Brandenburg, 7 Ost- und Westpreußen, 4 Pommern, 1 Posen, 15 Rheinpreußen, 12 der preußischen Provinz Sachsen, 34 Schlesien, 21 Westphalen), 2 den reußischen Landen, 38 dem Königreich Sachsen (15 Dresden, 10 Leipzig), 4 Sachsen-Altenburg (sämmtlich in der Hauptstadt), 6 Koburg-Gotha (3 Koburg, 2 Gotha), 7 Sachsen-Meiningen (3 in der Hauptstadt), 19 Sachsen-Weimar-Eisenach (9 Weimar, 4 Jena), 7 den beiden Schwarzburgen (3 der Residenz Sondershausen), 5 der Schweiz, 6 dem Königreiche Würtemberg und 6 dem Auslande, nämlich dort verstorbene Deutsche (2 Paris, 1 Krakau, 1 Mailand, 1 Rom, 1 Straßburg). Wenn auch aus dieser Uebersicht nicht durchgängig eine richtige Proportion zur Einwohnerzahl resultirt, so sieht man doch, daß der Nekrolog alle Staaten seines Wirkungskerises nach Kräften berücksichtigt hat, daß er sich in allen mehr oder minder thätiger und aufmerksamer Korrespondenten erfreut. Das hie und da sichtbare Mißverhältniß beruht theils in der Zufälligkeit der Sterblichkeit selbst (so lieferte München im Cholerajahr 1836 dem Nekrolog allein 14 ausführliche Biographieen), theils in der Ungleichheit der Korrespondenten, deren der Nekrolog in einem Staate mehr, im andern weniger hat, theils in der Verschiedenheit derjenigen Stufen, welche die intellektuellen Kräfte der hier konkurrirenden Staaten höher oder niedriger erreicht haben, wie es denn z. B. Niemanden auffal-

lend sein kann, daß in dieser Beziehung die Provinz Posen auch diesesmal nur 1, dagegen das Königreich Sachsen 38 und die sächsischen Herzogthümer 36 Nekrologisirte aufzuweisen haben, obschon die beiden letzteren an Flächeninhalt der ersteren kaum gleichkommen.

Nach Stand, Beruf und Lebensverhältniß zerfallen die diesesmal biographisirten 420 Verstorbenen in folgende Klassen: 9 gehören dem Fürstenstand an, wovon einer Schriftsteller war, 31 waren Minister, Gesandte, Hofleute, Staatsräthe, Präsidenten ꝛc. und davon haben 13 Bücher geschrieben, 59 davon waren Juristen, Beamtete und Staatsdiener, wovon 15 geschrieben; — 30 Kriegshelden und Militärpersonen, von denen 5 Schriftsteller, 7 Prälaten und Domherren, wovon 5 Schriftsteller; — 66 Geistliche evangel. Konfession, wovon 27 Schriftsteller, 14 Geistliche der katholischen Kirche, wovon 4 Schriftsteller; — 29 akademische Lehrer, welche mit Ausnahme eines einzigen sämmtlich geschrieben; — 23 Gymnasial- und Seminarlehrer, wovon 16 Schriftsteller; — 8 Volksschullehrer, wovon keiner, und 37 Aerzte, wovon 14 Schriftsteller waren; — 11 Buchhändler, von denen 2 und 1 Buchdrucker der nichts geschrieben hat; — 12 Privatgelehrte und Redakteure, von denen nur 2 nichts, 6 Astronomen, Chemiker, Naturforscher und Bergleute, die alle, 5 Landräthe, von denen keiner, 3 Professionisten und Gastgeber, wovon einer geschrieben; ein Apotheker, der Schriftsteller und 9 Damen, von denen eine Schriftstellerin war; — 11 Bürgermeister und Magistratspersonen, wovon 3, 10 Kaufleute und Fabrikanten, wovon 1 geschrieben hat; — 11 Komponisten und Tonkünstler, von denen 3 ihre Kompositionen herausgegeben haben; 1 Partikulier, der nichts und 4 Bibliothekare, von denen 3 geschrieben haben; —

10 dramatische Künstler und Sänger, wovon 3 und 6 Gutsbesitzer und Oekonomen, wovon 1, 3 Mechaniker und Instrumentmacher, wovon keiner Schriftsteller war; — 3 Dichter, deren Poesieen im Druck erschienen sind; — 4 Forst- und Jagdbeamtete, wovon 1, 5 Baumeister, wovon 3, 3 zeichnende Künstler, 2 Antiquare, 1 Schriftgießer, 4 Rabbiner, 1 Postbeamter und 1 Stallmeister, wovon keiner etwas geschrieben hat.

Wenn wir uns nun erlauben wollen, versuchsweise den Maßstab der Celebrität an die hier Geschilderten zu legen, so nennen wir als Sterne erster Größe den Minister Ancillon und den Kapellmeister Hummel. So verschieden ihre Stellung ist, so gleich stark ist die Bewunderung, die uns ihre Größe abnöthigt. Unter den fürstlichen Personen steht der edle Greis Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin in vieljähriger hoher Wirksamkeit und edlem Streben oben an. Ihm folgen die Herzöge Wilhelm und Pius in Baiern und der Held, Staatsmann und Dichter Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, der würdige Bruder der unvergeßlichen Königin Louise. An berühmten Ministern von großem Einfluß nennen wir die Freiherrn von Plessen und von Oertzen in Schwerin und Neustrelitz, den Grafen v. Brühl in Berlin und den französischen Diplomaten, Grafen von Reinhard, einen gebornen Würtemberger. — An Generalen und Kriegshelden die preußischen Generale von der Marwitz, v. Kamecke, v. Carlowitz, v. Werder, v. Rothenburg, v. Wienskowsky und v. Auer, die beiden ausgezeichneten würtembergischen Generale v. Stockmayer und v. Theobald, den kühnen baierischen General und Partisan Grafen v. Rechberg und

Rothlöwen, den großen sächsischen Artilleriegeneral Raabe, den durch heldenmüthige Hingebung denkwürdigen sächsischen Major v. Zychlinsky und den tapfern weimarischen Obristen v. Germar; — von den bemerkenswerthen Staatsmännern einen Friese, Koppe, Pomowitz, v. Stülpnagel in Berlin, von Schütz in Köln, von Lützow in Gorkau; — einen Sickel in Leipzig, Kohlschütter in Dresden, von Hoff in Gotha, Geutebrück in Altenburg; — einen von Sutner, von Mann und Stürzer in München; — einen Klüber in Frankfurt a. M., v. Porbeck in Kassel. An namhaften Theologen heben wir heraus: den Generalsuperintendent Rommel in Kassel, die Superintendenten Wunster in Breslau, Grotefend in Clausthal, die Konsistorialräthe Emmrich in Meiningen und Matthias in Magdeburg, die Dekane Lehmus in Ansbach und Münch in Tübingen, den hochverdienten Pädagogen, Kirchenrath Schwarz in Heidelberg, den patriarchalischen Pastor Woltersdorff in Salzwedel und seinen unglücklichen Amtsbruder, Pfarrer Weidig aus Ober-Gleen, der als ein Opfer seines Patriotismus im Kerker endigte. An akademischen Lehrern erwähnen wir der Professoren Wendt, Dissen, Göschen in Göttingen, Normann in Rostock, Steudel in Tübingen, so wie der großen Philologen Döring in Gotha, Hirt in Berlin, Ramshorn in Altenburg, Köpke in Berlin. — Die ausgezeichnetsten Aerzte, die wir diesesmal bringen, sind: v. Vogel in Rostock, Starck in Jena, Treviranus in Bremen, Himly in Göttingen und v. Orff in München. Auch berühmte Schriftsteller und Dichter hat dieser Jahrgang aufzuweisen an Börne, Weitzel in Wiesbaden, Wächter in

Hamburg (Veit. Weber), Freiherrn v. Gerning in Frankf. a. M., v. Maltitz in Dresden, Franz Horn in Berlin, den genialen Naturdichter Hilscher (österreichischer Fourier in Mailand) und den allwissenden, berühmten Zeitungsschreiber Stegmann in Augsburg, der es allen Partheien recht zu machen verstand. — Unter den Chemikern und Botanikern sind höchst beachtenswerth Tromsdorff in Erfurt, Nees von Esenbeck in Bonn und Zenker in Jena. Außerdem glauben wir aufmerksam machen zu müssen auf den großen Mathematiker und Astronom Dr. Tiarks, den Freund Sir Joseph Banks, welcher sich viele Jahre mit der Regulirung der englischen Gränzlinien in Amerika beschäftigte; — ferner auf den hochverdienten Geographen und Kartenzeichner Reichard in Lobenstein, hochverdient um die Bereicherung der alten und neuen graphischen Erdkunde, auf den in seiner großartigen bergmännischen Wirksamkeit so hochwichtigen Oberbergdirektor v. Eversmann in Berlin, auf den Koncertmeister Rolla in Dresden und die Schauspieler Schmelka in Berlin und Costenoble in Wien. Unter den ausgezeichnetern Technikern sind von großer Bedeutung der erfinderische Instrumentmacher Streitwolff in Göttingen und der bewunderungswürdige Autodidakt Uhlhorn in Grevenbroich, der sich durch eignes Studium von einem oldenburgischen Tischlerburschen zu einem der ersten Mechaniker und Maschinenbauer Deutschlands heraufschwang, ingleichen der weimarische Schriftgießer Wallbaum der Aeltere, der ebenfalls ohne alle Anleitung und nur durch eignes Forschen sich zu einem der ersten Schriftgießer heranbildete und durch bessere Form, elegantern Schnitt und größere Haltbarkeit der Lettern sehr große Verdienste um die deutsche Typographie erwarb.

Wenn wir so auch einen Ueberblick über die vorzüglicheren Notabilitäten dieses Jahrgangs gegeben haben, so bliebe uns eigentlich noch übrig, die zahlreichen Bestandtheile desselben auch nach ihrem Darstellungs- und Schriftstellerwerthe zu rangiren. Wir wollen aber dieses den Herren Kritikern überlassen, können aber nicht verschweigen, daß wir uns auf die Biographieen

Nr. 278 Reichard,
 " 368 Nees von Esenbeck,
 " 404 Tiarks,

so wie auf einige andere in der That etwas einbilden, nicht allein, weil wir sie als Originalarbeiten aus sehr guten Händen erhielten und sie in ihrer Art für wahre Monographieen halten, sondern auch, weil wir ihnen großen Werth für die Bereicherung der Wissenschaften 1) der graphischen Erdkunde, 2) der Botanik und 3) der Mathematik und Astronomie, beimessen.

Indem wir solche Zierden des gegenwärtigen Jahrgangs gern bemerklich machen, so wollen wir auch seine Schwächen und Mängel nicht verbergen. Billig wäre nämlich zu erwarten gewesen, daß auch von den Dahingeschiedenen, derenin der zweiten Abtheilung unter den Nummern 450, 532, 552, 613, 648, 698, 703, 722, 734, 741, 764, 777, 801, 828, 831, 847, 856, 859, 915, 955, 991, 997, 1002, 1038, 1050, 1061, 1126, 1139, 1145, 1188, 1199, 1248, 1257, 1319, 1344 nur kürzlich Erwähnung gethan werden konnte, ausführlichere Notizen in der ersten Abtheilung mitgetheilt worden wären, einer Ehre, deren wir sie so würdig erkennen müssen. Es hat auch von unserer Seite nicht an vielfachen Versuchen, uns Nachrichten über

sie zu verschaffen, gefehlt, ja es sind zu diesem Behuf alle Mittel angewendet worden. Wir kommen daher auf das ultra posse Nemo tenetur und auf das zurück, was wir oben über eine gleichfühlbare Lücke in Betreff des verewigten Generallieutenant und Kriegsminister von Witzleben gesagt haben und empfehlen diese und andere Mängel der schonenden Nachsicht der Leser.

Weimar, den 23. December 1838.

Bernh. Friedr. Voigt.

Außer den vielen hinterlassenen Familiengliedern, welche auch zu dem diesmaligen Jahrgange des Nekrologs zahlreiche Notizen eingesendet haben, verdankt derselbe seine Vollständigkeit namentlich folgenden

geehrten Herren Mitarbeitern:

(In alphabetischer Folge.)

Herrn Hofrath Dr. von Ahorner in Augsburg.
— Lehrer Arendt in Dielingen.
— Pfarrer J. J. Bernet in St. Gallen.
— K. Bernstein in Berlin.
— Dr. Blümner, Arzt in Breslau.
— Major und Kammerherr A. Freih. v. Boineburg in Weilar.
— Oberstlieutenant von Borstell in Brieg.
— Fr. Brandes, Lehrer am Gymnasium in Rostock.
— Kammersekretär Brehme in Weimar.
— Dr. Fr. Brüssow in Schwerin.
— A. L. Buchmüller, Professor und Doktor der Medicin in Wien.
— Gerichtsdirektor Arthur Buddeus in Leipzig.
— Professor Chalybäus in Dresden.
— Hofrath Crull in Rostock.
— Oberhofgerichtsassessor D'Dench in Liegnitz.
— Dr. Heinrich Döring in Jena.
— Amtsadvokat Julius Eberwein in Rudolstadt.
— Doktor der Rechte Joh. Bernh. Eck in Leipzig.
— Dr. Emmrich in Meiningen.
— Hofrath und Oberbibliothekar Falkenstein in Dresden.
— Rektor Gimmerthal in Sondershausen.
— Otto Göschen, Doktor der Rechte und Privatdocent an der Universität in Berlin.
— Günther, hochwürdigster Weihbischof und Bisthumsverweser in Trier.
— Geheimsekretär Händel in Weimar.
— Lazarethinspektor Georg Harrys in Hanover.
— Pastor Haumann in Großkörner.
— Graf Henckel von Donnersmarck, königl. Regierungsrath und Kammerherr in Merseburg.
— Oberbibliothekar Jäck in Bamberg.

Herrn Hofrath und Oberbibliothekar Jacobs in Gotha.
— Justizrath Jang in Schweidnitz.
— Professor Dr. Ihling in Meiningen.
— Hofschauspieler F. W. von Kawaczinski in Koburg.
— Kammersekretär Keßler in Weimar.
— Domänenrath Kestner in Hanover.
— Professor G. E. Klausen in Altona.
— Stadtrath und Ritter Klein in Dresden.
— Obergerichtsanwalt Knorz in Fulda.
— E. V. Kohlschütter, Prediger an der reformirten Gemeinde in Dresdeu.
— Superintendent Koethe in Allstedt.
— Professor M. Kreyssig in Meißen.
— Professor Anton Krüger in Dresden.
— Krüger, Kandidat der Theologie in Göttingen.
— Hofschauspieler Krüger aus Berlin.
— Dr. Lübker, Konrektor der Domschule in Schleswig.
— Kommerzien = und Admiralitätsrath Marquardt in Danzig.
— August Matthäy in Dresden.
— Landschaftsmaler Heinrich Matthäy in Dresden.
— Professor Cornelius Müller in Hamburg.
— G. L. Müller Kirchenrath u. Oberpfarrer in Homburg vor der Höhe.
— Pastor Müller in Langen=Lepsdorf bei Jüterbogk.
— Pastor Dr. Müller in Berka.
— Kammerjunker Freiherr von Neveu in Offenbach.
— Diakonus Niese in Torgau.
— Diakonus Pescheck in Zittau.
— Diakonus D. Peters zu St. Peter und Paul in Liegnitz.
— Metropolitan Petri in Fulda.
— Rentamtmann Preusker in Großenhain.
— Diakonus Rauch in Arnstadt.
— Friedrich August Reimann in Weimar.
— Legationsrath Reuß in Stuttgart.
— Lehrer Robolsky in Neuhaldensleben.
— Pastor Saal in Oberweimar.
— Dr. Sachs in Berlin.
— Hofrath Scharenberg in Rostock.
— Dr. und M. Schmidthammer, Prädikant und Lehrer zu Alsleben.

Herrn Privatgelehrten Dr. Hans Schröder auf Krempdorf bei Glückstadt (sonst in Itzehoe).
— Pastor Schwerdt in Neukirchen.
— Hofrath Siebold in Frankenhausen.
— Hofrath Strackerjan in Oldenburg.
— Major von Sydow in Sondershausen.
— Stadtkaplan G. H. Thiem bei St. Marien in Bamberg.
— Geheimerath und Oberpräsident Freiherr v. Vincke in Münster, Excellenz.
— Rittergutsbesitzer Dr. Weppen in Wickershausen bei Northeim.
— Premierlieutenant Hans von Werder in Beuthen.
— Advokat Windhorst in Osnabrück.
— Pastor Winkler in Lohme.
— Oberlieutenant und Adjutant Benno von Witzleben in Dresden.
— Pastor Wolkenhaar in Drackenburg bei Nienburg a. d. Weser.
— Dr. Zehmen in Leipzig.
— Dr. Zenker in Jena.

Frau Julie von Zerzog, geb. Freiin v. Thon-Ditmar in Etterzhausen.

Herr Gymnasiallehrer und Bibliothekar Dr. E. Zober in Stralsund.

Berichtigungen und Ergänzungen zu dem 14. Jahrgange.

Seite 170 Zeile 7 und 8 von unten für im Schlesw. Holst. Anzeiger lies: in den Schlesw. Holst. Anzeigen.
— 628 — 14 v. o. für Ottensee l. Ottensen.
— 733 — 6 v. u. — Müllners l. Schillers.
— 994 — 19 v. u. — Bügumkloster l. Lügumkloster.
— — — 18 v. u. — Jeversen l. Inversen.
— 1003 — 16 v. o. — Bohrdanz l. Rohrdanz.
— 1029 — 6 v. o. — Rimdorf l. Riendorf.
— 1042 — 15 v. u. — Kaltmann l. Koltmann.
— 1052 — 7 v. o. — Loille l. Bille.
— 1061 — 6 v. o. — Mianz l. Miang.

Berichtigungen und Ergänzungen zu dem 15. Jahrgange.

Seite 800 Zeile 9 v. o. lies: Stadtschreibers (Justitiarii beim Stadtrathe) statt Justitiarius (beim Stadtrathe).
— 813 — 23 v. o. — Durst st. Dienst.
— — — 26 v. o. — Wissenschaft st. Wissenschaften.
— 817 — 19 v. o. — Bearbeitern der Karten für die alte Geographie st. Bearbeitern der alten Geographie.

Register zum 15. Jahrgang (1837).

Anmerkung. Die mit größeren deutschen Zahlen Bezeichneten stehen in der ersten Abtheilung und haben theils ausführlichere, theils kürzere Lebensbeschreibungen. Die mit kleinen deutschen Zahlen gehören der zweiten Abtheilung an, welche selten mehr als Geburtsjahr, Sterbetag und Literatur nachweist und als eine bloße Ergänzungsliste der ersten Abtheilung zu betrachten ist.

(Nach der Nummer, nicht nach der Pagina zu suchen.)

Berlin 226. von der Beck, Oberstlieutenant zu Celle 1268. Becker, Pfarrer zu Bodland 1202. Dr. Becker, praktischer Arzt zu Bredstedt 9. Mag. Becker, Pfarrer zu Kleinbrembach 348. Dr. Becker, praktischer Arzt zu Leipzig 208 b. Becker, Buchhändler zu Quedlinburg 119. Becker, Prediger zu Rittermannshagen 51. Becker, Kommissionsrath zu Teterow 1172. von Beerfelde, Johanniterritter zu Liebenau 1074. von Behr, Kammerherr auf Behrenhof 750. Behrmann, Kanzleirath zu Altona 22. Beigel, Oberbibliothekar zu Dresden 58. v. Belen, Klosterdomina zu Malchow 527. Benecke, Kaufmann zu Heidelberg 703. v. Bentheim-Tecklenburg-Rheda, Fürst Emil Friedrich zu Rheda 400 u. 846. M. Berchl, Pfr. zu Annaberg 1069. Berendes, Pfarr-Senior zu Heffta 539. Berg, Domkapitular zu Breslau 242. Berger, Steuerrath zu Breslau 1137. Berger, Schauspielerin zu Bremen 314. Berger, Buchhändler zu Leipzig 628. Berger, Schriftsteller zu Straßburg 276. Bergmann, Senator zu Löwenberg 1225. Bergemann, Medicinalrath zu Berlin 1003. Bergt, Organist zu Bautzen 73. Bernau, Rektor zu Perleberg 1182. Bernhardi, Doktor d. Med. zu Altenburg 749. Bernstein, Pastor zu Nahrendorf 849. Freiherr von Berstedt, Staatsminister zu Karlsruhe 613. Berthold, Hauptmann zu Schandau 1300. Bertram, Seifensiedermeister zu Sondershausen 335. Bescherer, Justizkommissarius zu Siemersdorf 1047. Dr. Beurmann, Landphysikus zu Stolzenau 603. Beutler, Musikdirektor zu Mühlhausen 223. von Béville, Major zu Zützer 446. Beyer, Prediger zu Burkall 206. v. Biberstein, Hauptm. zu Charlottenburg 575. v. Biberstein, Landrath zu Oppeln 825. Biedermann, Dekan zu Spaichingen 781. Biener, Lieutenant zu Bleckede 1106. Bilterling, Doktor d. Med. zu Libau 662. Birett, Antiquar zu Augsburg 170. Bleyh, Zollbeamter zu Riga 614. Block, Rathsherr zu Dorpat 725. v. Blücher, Obrist zu Schleswig 19. Dr. Bluff, praktischer Arzt zu Aachen 207. Blümner, Hofrath zu Breslau 85. Bock, Apotheker zu Friedland 1179. Bock, Obristlieutenant zu Sagan 1283. v. Bodenhausen, Prälat zu Merseburg 965. Bodmer, Direktor zu Zürich 224. Böddinghaus, Kaufmann zu Elberfeld 1011. Bölike, Pred. zu Neu-Levin 652. von Böltzig, Major zu Bunzlau 524. Dr. Bönig, Hofmedikus zu Zellerfeld 78. Frhr. v. Bönninghausen, Doktor d. Med. zu Hamburg 288. Börne, Schriftsteller zu Paris 79. Freiin v. Boineburg-Lengsfeld zu Wei-

lar 2. v. Boltenstern, Obrist zu Oeltschau 882. v. Bo-
nin, Major zu Berlin 476. v. Borch, Oberstlieuten. zu
Erfurt 931. v. Borcke, Major zu Berlin 924. v. Borg-
stede, Lieut. zu Stettin 1060. Borrmann, Schullehrer
zu Jägerndorf 1173. Bose, Rittmeister zu Oberfrank-
leben 1138. von Bose, Premierlieutenant zu Meiningen
486. Dr. Bothe, Regierungsrath zu Frankenstein 353.
Graf von Bothmer, Geheimerath zu Offenburg 847.
v. Bothmer, Hauptm. zu Zelle 658. Botta, Geschichts-
schreiber zu Hamburg 1342. Baron Bourgignon, Ober-
lieut. zu Prag 668. Brancke, Apotheker zu Bennecken-
stein 647. Brand, Dechant zu Ruwer 659. Brandl, Mu-
sikdirektor zu Karlsruhe 200. v. Braunschweig, Major
zu Neuwied 1168. Brecht, Oberjustizkanzlist zu Ellwan-
gen 510. von Bredow, Hauptmann zu Birnbaum 834.
Brehme, Doktor der Med. zu Jena 293. Bremi, Pro-
fessor zu Zürich 182. Breth, Major zu München 530.
Breuer, Botenmeister zu Hanover 771. von Brewern,
Hackenrichter zu St. Petersburg 576. Brinkdöpke, Pa-
stor zu Herford 1004. v. Brockes, Oberstlieut. zu Itze-
hoe 3. Dr. Brockmann, Domprobst zu Münster 296.
Brockmann, Schauspieler zu Wien 996. von Brösicke,
Oberstlieut. zu Breslau 921. v. Brosigke, Deichhaupt-
mann zu Havelberg 557. Dr. Frhr. v. Brück, Priester
zu München 381. Dr. Brückner, Hofrath zu Neu-
brandenburg 161. Brüger, Justizamtmann zu Nieder-
roßla 186. Graf von Brühl, Geheimerath zu Berlin
254. Brüning, Oberbürgermeister zu Elberfeld 1023.
Brunswig, Doktor zu Rostock 70. Dr. Büchner, Redak-
teur zu Berlin 343. Dr. Büchner, Privatdocent zu
Zürich 90. von Buchwald, Konferenzrath zu Neudorf
12. Buley, Premierlieutenant zu Schweinrich 1027.
v. Bülow, Hauptmann zu Tessin 1334. v. Bünau, Haupt-
mann zu Delitzsch 875. v. Bünau, Geheimerath zu Dres-
den 1117. v. Bünau, Major zu Dresden 1231. v. Bü-
nau, Lieut. zu Magdeburg 1277. Bünemann, Rath zu
Hanover 1170. Dr. Bunsen, Professor zu Göttingen 132.
Burckhart, Pastor zu Bienenbüttel 1028. Burkhart, Hof-
rath zu Breslau 615. Burrmann, Prediger zu Sprottau
1163. Busch, Pastor zu Nordheim 952. Busch, Justizrath
zu Prenzlow 1193. Dr. Büsch, prakt. Arzt zu Hamburg
372. Buse, Maler zu Madrid 1048. Busse, Lieut. zu
Militzsch 1271. Bütdorff, Rittmeister zu Posen 1022.
Bütemeister, Oberamtmann zu Diepholz 146. Büttner,
Doktor der Medicin zu Salzwedel 708. Graf v. Bux-
höwden, Kammerherr zu Reval 726. Cämmerer, Missio-

z. Schweidnitz 1218. Renner, Prem. Lieut. z. Forst 1167. Renner, Oberamtm. z. Lorenzberg 610. Reuling, Stadtrath z. Stuttgart 700. Reuß, verwittw. Fürstin z. Greitz 1186. Reuter, Justizrath z. Berlin 490. v. Reuß, Oberbibliothekar z. Göttingen 369. Reutzel, Katastergeometer z. Gießen 871. Reymann, Hauptmann z. Berlin 326. Rheinbott, Gen. Superintendent z. St. Petersburg 1241. Rheinwald, Dokt. d. Chir. z. Braunschweig 790. Rheinwald, Pfr. z. Neckarems 735. Ribbentrop, Amtsassess. z. Münden 1221. Richarz, Gymnas. Lehrer z. Aachen 1305. Richter, Privatgelehrter z. Dresden 1248. Dr. Richter, Prof. z. Erlangen 1278. Richter, Kaufm. z. Frankf. a/O. 55. Richter, Regierungsrath zu Minden 68. Richter, Bataillonsarzt zu Prettin 1007. Richter, Gerichtsdirektor zu Stolpen 1322. Riedel, Landesdirektionsrath zu Weimar 1324. Ringelhardt, Landrichter zu Ostrau 933 Ringeltaube, Hauptm. zu Breslau 1246. D. Rinna v. Sarenbach, Hofarzt zu Wien 912. Risch zu Reifferscheid, Hüttenbesitzer zu Schleiden 34. Rodde, Pastor zu Bargstedt 579. von Rode, Geheimerath zu Dessau 955. Dr. Rödiger, Diakonus zu Halle 1143. Röller, Pastor zu Wölffersdorf 452. Rosenberg, Magistratsr. zu Libau 690. Rösike, Schauspieler zu Oldenburg 214. Dr. Rößler, Superintendent zu Merseburg 1073. Röwer, Buchhändler zu Göttingen 359. Roland, Legationsrath zu Berlin 1308. Rolla, Konzertmeister zu Dresden 101. Dr. Rommel, Generalsuperintendent zu Kassel 271. Roos, Oberstlieut. zu Görlitz 1171. Roos, Major zu Reichersdorf 706. Dr. Roscher, Kreisphysikus zu Genthin 496. Dr. Rosen, Professor zu London 1139. Baron v. Rosen, Kollegienrath zu Reval 784. v. Rosenberg, Pfarrer zu Neiße 1052. Roß, Kaufmann zu Duisburg 1273. Dr. Roßbach, prakt. Arzt zu Brambach 852. Rothe, Generalaccisinspektor zu Leipzig 65. v. Rottenburg, Generallieutenant zu Wesel 261. Dr. Rudolph, prakt. Arzt zu Sangerhausen 1264. v. Rudolphi, Generallieut. zu Glogau 720. v. Rudolphi, Generallieut. zu Wesendahl 795. Rücker, Buchhändler zu Berlin 202. Rüdenburg, Pastor zu Minken 656. Ruhland, Stabsarzt zu Riga 728. Dr. Rullmann, Medicinalrath zu Wiesbaden 914. Rumann, Oberstlieut. zu Hanover 1010. Rump, Professor zu Bremen 701. Rupe, Rathsherr zu Minden 352. Rust, Kantor zu Berlin 1315. Dr. Rutta, Domkapitular zu Würzburg 286. Saage, Seminardirektor zu Paradies 675. Saal, Superintendent zu Großrudestedt 344. D. Sachse, Bürgermeister zu Chemnitz 1087. Sachsen-Meiningen, Louise Eleonore, Herzogin zu 172. v. Sack, Major zu

zig 63. Dr. Siemerling, prakt. Arzt zu Stralsund 245. Dr. v. Sienen, Syndikus zu Hamburg 49. Sigmund, Buchhändler zu Klagenfurt 897. Pfr. Simon, zu Meckenbach 173. D. Simon, Reg. Arzt zu Riesenburg 691. Sintenis, Pfarrer zu Großschönau 87. Baron von Skal zu Jungferndorf 1044. Söffner, Vicedirektor zu Neisse 66. Söhnchen, Lehrer zu Mühlheim 102. v. Solms-Braunfels, Fürst Wilhelm zu Braunfels 764. Sommer, Pastor zu Voigtsdorf 707. Sondershausen, Kand. d. Theol. zu Zarnewanz 593. Dr. Spangenberg, Prof. zu Albano 989. Spener, Pfarrer zu Herren - Sulzbach 366. Graf von Spiegel zum Diesenberg-Hanzleben, Gesandter zu München 801. Dr. Spiro, Advokat zu Frankfurt a/M. 275. v. Spörken, Priorin z. Kloster Lüne 585. Springer, Professor z. Mergentheim 611. v. Stackelberg, Freih. z. St. Petersburg 777. v. Stahl-Pfeilhalten, Apotheker z. Augsburg 746. Stahr, Pastor zu Pawellau 1301. M. Stange, Pfarrer z. Weißig 127. Stark, Landkommissär z. Buttelstädt 319. Dr. Stark, Geh. Hofrath u. Professor z. Jena 378. Startz, Kaufmann z. Aachen 589. Dr. Stavenhagen, prakt. Arzt z. Züllichau 1017. Stegmann, Privatgelehrter z. Augsburg 115. Stegemann, Oberlandsgerichtsassessor z. Swinemünde 1095. Stein, Curatus z. Rothenburg a. d. T. 168. Freih. v. Stein, Kammerh. z. Großkochberg 878. v. Steiner, Banquier z. Wien 814. Steinkopff, Amtsrath zu Bernburg 1020. Steinmann, Stadtrathspräsident zu St. Gallen 13. v. Steinmetz, Generallieut. z. Potsdam 722. Dr. Stellmacher, Rath z. Heldburg 905. v. Stephani, Premierlieut. z. Ratibor 1187. Dr. Steudel, Professor z. Tübingen 333. v. Stielau, Lieut. z. Riga 673. M. Stieber, Prof. z. Ansbach 693. Dr. v. Stieler, Oberstabsarzt zu Würzburg 1115. Stier, Pastor zu Reisen 822. Stock, Major zu Arolsen 434. v. Stockmayer, Generallieut. z. Stuttgart 376. Stockmayer, Oberfinanzrath z. Stuttgart 542. Stölzel, Kupferstecher z. Dresden 140. Stöver, Sekret. z. Riga 730. v. Stolberg-Gedern, Prinzessin Gustavine z. Sigmaringen 901. Dr. Stosch, prakt. Arzt zu Berlin 1123. Graf v. Strachwitz, Kämmerer zu Wien 820. Dr. v. Strauch, Kammerrath z. Schleiz 159. Streitwolf, Musiker z. Göttingen 81. Stresow, Rathsherr z. Riga 526. Strücker, Landrentmeister z. Lingen 491. Frau v. Struve z. Hamburg 507. Stubenrauch, Landrath z. Deetz 435. Stuber, Hofmusikus z. Ludwigslust 529. v. Studnitz, Stadtgerichtsrath z. Breslau 892. von Stülpnagel, Regierungspräsident z. Berlin 237. Stünzner, Regierungsr. z. Frankfurt a/O. 1250.

* * * *

v. Stürzer, Staatsrath in München 284. v. Stumpe, Oberst z. Heilbronn 460. Sturm, Pastor z. Stein-Kunzendorf 837. Sudendorf, Pastor z. Badbergen 1046. v. Sulzer, Generalmajor zu Aschaffenburg 859. Susemihl, Notarius z. Röbel 1113. v. Sudner, Reichs- u. Staatsrath z. München 57. von Sydow, Major z. Brieg 365. Dr. de Taillez, Lehrer z. München 473. Tannenberg, Organist z. Grottkau 468. Teichert, Dokt. d. Med. z. Stolpen 743. Teichgräber, Oberamtmann z. Warmbrunn 1093. Teichmann, Probst zu Oels 1161. Dr. Temler, Privatdocent z. Jena 1336. Dr. Thär, prakt. Arzt z. Berlin 894. v. Thayssen, Etatsrath z. Hamburg 373. v. Theobald, Generalmajor z. Stuttgart 126. Tieb, Faktor zu Schwerin 818. Dr. Thilow, Medicinalrath zu Erfurt 815. Thiemann, Lektor z. Breslau 97. Thieme, Kapitän z. Grünberg 1013. Thieme, Schauspieler z. Neustrelitz 211. Thiermann, Generalaccisinspektor z. Dresden 251. Thierbach, Hauptmann z. Breslau 484. v. Thiesenhausen, Major z. Berlin 453. Thomas, Geheimer Justizrath z. Kassel 175. Thome, Maler z. Breslau 737. Dr. Thormeyer, Gymnasialdirektor z. Neu-Ruppin 676. Thulemeier, Dokt. d. Med. z. Iserlohn 601. Dr. Tiarks, Astronom z. Jever 404. Tiestrunk, Professor zu Halle 306. v. Tiling, Major z. Burgwerben 1330. Timm, Pastor z. Neukirchen 580. Freiherr v. Titzenhofer, Geheimerath z. Homburg 483. Tobias, Pfarrer z. Altzülz 893. Töpelmann, Kreisamtmann z. Freiburg 1054. Graf v. Thring-Seefeld, Reichsrath z. München 432. von Trampe, Hofrath z. Oldenburg 396. v. Transche, Landrath z. Riga 437. Trautmann, Kantor z. Neustadt 454. v. Trautvetter, Gutsbesitzer z. Wolhynien 543. Trentin, Amtsrath z. Luschwitz 572. Treviranus, Prof. z. Bremen 84. Triebel, Pfarrer z. Tylda 685. Dr. Trommsdorff, Geh. Hofrath z. Erfurt 118. Tuckermann, Amtsassessor z. Gr. Schneen 866. Türcke, Quintus z. Cottbus 1338. Türk, Hauptmann z. Gleiwitz 962. Twele z. Quedlinburg 970. Tzaschmann, Pastor z. Sagan 883. Uhlhorn, Mechanikus z. Grevenbroich 303. v. Ullrich, Lieut. zu Königsberg 1293. Unger, Makler zu Danzig 1116. Usener, Archidiakonus z. Marburg 272. Dr. Väth, prakt. Arzt z. Külsheim 959. Vahl, Hofschauspielerin z. Neustrelitz 44. Valkenberg, Bürgermeister z. Worms 646. Dr. Varjes, Landchirurgus z. Hemmendorf 1096. Vater, Justizkommissarius z. Breslau 181. Vateri, Major z. Mechwitz 1144. Veith, Prof. z. Dresden 217. Freih. v. Vequel, Oberappellationsrath z. München 1020. Vespermann, Schauspieler z. München 450. Dr. Vettien,

Med. z. Plauen 1228. Werner, Kanonikus z. Stade 1295. Wesemann, Kaufmann z. Nienburg 667. Westhoff, Pastor z. Herne 1119. Wichmann, Senator zu Rostock 480. Wichtendahl, Generalkassenschreiber z. Hanover 927. Wichura, Justizrath z. Ratibor 944. Wieffermann, Pfarrer z. Lengerich 122. Wieland, Magister z. Dresden 561. v. Wienskowsky, Generalmajor z. Breslau 104. Wiesinger, Gymnasialprofess. z. Leobschütz 1153. Wiggers, Pastor z. Altenhagen 1131. v. Wilamowitz, Major z. Gadow 1320. Wild, Dokt. d. Med. z. Gera 1282. v. Willich, Premierlieut. z. Lüben 995. Willigmann, Major z. Hirschberg 723. Windprecht, Bücherantiquar zu Augsburg 229. Wipprecht, Rektor z. Adorf 1226. Witting, Hofbaurath z. Hanover 573. Witzendorf, Kassirer z. Leipzig 775. v. Witzleben, Oberlieutenant z. Dresden 367. v. Witzleben, Staatsminister z. Berlin 991. Wohlfart, Prediger z. Gehren 798. Wohlleben, Referendar z. Berlin 684. Woike, Gutsbesitzer auf Reimannsfelde 627. Wolckenhaar, Hauptmann z. Hameln 107. Dr. Wolff, Kreisphysikus z. Trebnitz 971. Dr. Wolterstorff, Pastor z. Salzwedel 273. Woltmann, Baudirektor z. Hamburg 853. Woyciechowski, Kapitän z. Bresl. 1014. v. Wrede, Fürstin Sophie, z. Ellingen 792. v. Wrochem, Rittmeister z. Zaleschen 628. Wühr, Musiklehrer z. Bamberg 374. Wünsch, Kammergerichtsrath z. Berlin 169. Würger, Pastor z. Brockdorf 220. Wüsthoff, Amtmann z. Jostedt 756. Wunster, Superintendent z. Breslau. 282. von Wurmb, Amtshauptm. z. Großen-Furra 341. von Zabuesnig, Oberin z. Augsburg 279. Zebe, Justizdirektor zu Liegnitz 602. Zeese, Oberförster zu Wriezen 887. Zeißig, Dokt. d. Med. zu Eibenstock 1263. Dr. Zenker, Hofrath u. Prof. zu Jena 338. Zerbst, Generalsuperint. zu Gandersheim 654. Zieger, Pachtamtm. zu Quedlinburg 77. v. Ziegler u. Klipphausen, Hauptm z. Gnadenberg 574. Zimmermann. Pfarrer zu Rositz 1109. Zimmermann, Kammerrath zu Stuttgart 738. Ziesemeier, Prof. zu Berlin 984. Zinkeisen, Hauptm zu Altenb. 111. Zobel, Kapitular zu Fiecht 168. v. Zur-Mühlen, Oberstlieut. z. Piersall 547. v. Zychlinski. Maj. z. Dresden 93.

Erste Abtheilung.

Theils vollständigere, theils skizzirte Lebensbeschreibungen.

Nachtrag

einiger im Jahr 1836 Verstorbenen.

* 1. Hans Heinr. Rudolph Focke,

Dr. med. u. ausübender Arzt zu Trittau, in Holstein;

geb. den 15. Aug. 1773; gest. den 17. Jan. 1836.

Focke war zu Celle im Hannoverschen geboren, bezog nach hinlänglicher Vorbereitung auf Schulen die Universität, um sich den medicinischen Wissenschaften zu widmen und wurde i. J. 1798 zu Göttingen Doctor der Medicin und Chirurgie. Er ließ sich nun als Arzt zu Mölln im Herzogthum Lauenburg nieder, zog aber schon 1800 nach Trittau im Holsteinischen, wo er bis zu seinem Tode verblieb. Er hinterließ als Witwe Karoline, geb. Stuhr, mit der er erst seit einigen Jahren verheirathet war. — Seine Inauguraldissertation, das Einzige, was von ihm erschien, hat den Titel: De abdominis vulneribus. Goettingae 1798.

Crempdorf. D. H. Schröder.

* 2. Charlotte Philippine Eleonora Auguste Freiin von Boineburg-Lengsfeld, geborene v. Oheimb,

Gattin des kurhess. Geh. Regierungsraths, Frhrn. v. Boineburg-Lengsfeld in Weilar (im Weimar.);

geb. am 11. Aug. 1767, gest. am 21. Jan. 1836.

Sie war zu Enzen in der Grafschaft Schaumburg-Lippe, auf dem Rittergut ihres Vaters geboren und die 3. Tochter von Albrecht Christ. von Oheimb, Erbherr auf Enzen, Helpensen und Rinteln, hess. Generallieutenant

der Cavallerie, Gouverneur der Festung Rinteln, Curator der dasigen Universität und Ritter der hess. Orden, und von Sophie Friederike Henriette Gräfin von Mellin aus der Herrschaft Fahnerow in preuß. Pommern, Erbin des Ritterguts Südhemmern ohnweit preußisch Minden. Ihrem Vater, der sich durch seine hervorstechenden militärischen Eigenschaften, vereint mit den edelsten Gesinnungen, die Liebe und Achtung seines Fürsten, seiner Cameraden und aller, die ihn kannten, in dem Grade erworben hatte, daß sein Andenken noch lange nach seinem Tode fortlebte, und der 66 Jahre in den Kriegen von 1734 bis 1763 dem Hause Hessen gegen Frankreich diente, worin er sieben ehrenvolle Wunden erhielt, war sie an Herzensgüte und moralischer Characterstärke höchst ähnlich. — Schon als Kind war Wohlthun ihr ein beseligendes Gefühl, daher verwandte sie ihr erspartes Taschengeld, um verwaiste Kinder in die Schule zu schicken, und sie fühlte sich glücklich, wenn sie einen Theil ihrer Freistunden dazu verwenden konnte, um für arme Kinder Kleidungsstücke zu verfertigen. Wie sie an geistiger Schönheit zunahm, so theilte sich dieser Abglanz ihrem Körper mit, so daß der berühmte Maler Tischbein, der ihre Eltern porträtirte, von ihrer Gesichtsbildung so ergriffen wurde, daß er im 12. Jahre ihres Alters sie malte, um bei einem allegorischen Gemälde als Bild der Sanftmuth sie darzustellen. Sie verlebte ihre Jugendzeit bis zum J. 1783 mit ihren drei Schwestern im elterlichen Hause, wo das glücklichste Familienleben herrschte, unter der sorgfältigsten Erziehung einer hochgebildeten Mutter. Im 16. Jahr ihres Alters vermählte sie sich mit dem Freiherrn Carl v. Hanstein, hess. Regierungsrath in Rinteln; aber nur vier Wochen sollte diese glückliche Ehe dauern, indem ein Nervenschlag ihn von ihrer Seite riß. — Nach 1½ jährigem Witwenstand vermählte sie sich am 25. Febr. 1785 mit dem hess. Justizrath, dem Reichsfreiherrn Christoph Ernst Albrecht Abr. v. Boineburg, Mitherr zu Lengsfeld, Herda, Attenburg und Felsberg. In ihrer glücklichen Ehe, in welcher sie ihrem Gemahl 16 Kinder gebar, worunter 12 Söhne und 4 Töchter waren, genoß sie das seltene Glück, 8 Söhne und 4 Töchter erwachsen zu sehen. Ihr Glück war vollkommen, als alle Söhne in Staatsdiensten sich befanden und sieben davon aus Neigung und ihrem Wunsche gemäß die militärische Laufbahn ergriffen, ehrenvoll die Kriege vom J. 1806 bis 1815 mitmachten und

Einer bis zum k. k. Generalmajor und Brigadier sich emporschwang, aber Alle in den verschiedenen Diensten worin sie sich befanden, von ihren Fürsten mit dem Kammerherrntitel begnadigt wurden. Zwei Söhne und zwei Töchter sah sie glücklich und standesmäßig verheirathet, wodurch sie Großmutter von 20 Enkeln und Enkelinnen ward. Am 25. Febr. 1835 feierte sie im stillen Familienkreis ihrer Kinder ihre goldene Vermählungsfeier. — Fast 51 Jahre dauerte dieses glückliche Familienband, wo sie als treueste Gattin das Leben ihres so sehr geliebten Mannes sorgsam pflegte, wo sie als die zärtlichste Mutter rastlos für das Wohl ihrer Kinder und Enkel sorgte, wo sie als unveränderliche Freundin aller ihrer Bekannten wirkte und wo sie allen Bedrängten nach Kräften mit Trost, Rath und That beizustehen suchte. Als i. J. 1836, am 12. Januar, ihr Gemahl erkrankte, dessen Pflege sie mit der größten Gewissenhaftigkeit besorgte, erweckte dieses in ihr eine solche Besorgniß für dessen Leben, daß sie, kaum von einem bösartigen Krampfhusten genesen, von demselben wieder befallen wurde und eine dazu getretene Lungenentzündung ihr Leben nach einem fast schmerzenslosen Krankenlager endete. — Seltene Herzensgüte, klarer Verstand, sittliches Zartgefühl und häusliche Tugenden zeichneten diese edle Frau aus. Ohne den Anstrich gelehrter Bildung zu besitzen, der so oft der weiblichen Grazie Eintrag thut, war sie Kennerin und Freundin alles Schönen in der Natur und Kunst und ihr feines Gefühl, ihr hoher ungezwungener Anstand, wie ihr gemüthliches, ja treuherziges Wesen, mit welchem sie eben so in den höchsten Umgangskreisen sich frei und angenehm zu bewegen, als bei den untergeordnetsten Personen, selbst Dienstboten, in edelster Weise sich populär zu machen wußte, versammelte nicht blos in der Blüthe ihrer Jugend, sondern bis zu ihrem höchsten Alter einen Kreis der reinsten Bewunderer und Verehrer um sie her. Ihr ganzes Leben war Wohlthun; in dem schönen ächt weiblichen Sinne, daß sie nicht blos den Armen, namentlich ihren Gerichtsuntergebenen, funfzig Jahre hindurch eine wahre helfende Mutter war, sondern auch, daß sie für ihren edlen Gatten, für ihre zahlreiche Familie allen Freunden der Welt, auch den unschuldigsten, mit Lust und Liebe gern entsagte, selbst auf Spaziergängen und im Reisewagen (ohne daß sie es bei der Wohlhabenheit ihres Hauses nöthig gehabt) mit häuslichen Arbeiten sich ununterbrochen beschäftigte und

dabei allezeit bemüht war, Jeden, der ihr Haus besuchte mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit, die durch Nichts getrübt wurde, die angenehmsten Stunden zu bereiten. Die Verehrung, die sie wegen ihrer rühmlichen Eigenschaften und Tugenden von Höhern und Niedern genoß, war allgemein und man konnte von ihr mit Wahrheit sagen, was so selten ist: sie habe keinen Feind gehabt! Durch ihre große Güte, die doch mit Characterfestigkeit und besonnenem Urtheil sich verband, war sie der Schutzengel aller Trostbedürftigen, die Zierde ihres Hauses, der Stolz ihrer Familie. Ihre Frömmigkeit war ächt, nie in frömmelndes oder mystisches Wesen ausartend, wovor ihr überaus heller und aufgeklärter Verstand sie bewahrte. Die Sorge für das Hauswesen, so wie für die Erziehung und allseitigste Bildung ihrer Söhne und Töchter, in Verbindung mit ihrem ehrwürdigen, noch jetzt im 87. Jahre lebenden Gatten, war das Hauptgeschäft ihres vielbewegten Lebens und wenn nun diese späterhin, in den ehrenvollsten Verhältnissen, aus der Nähe und Ferne sich kindlich treu um sie versammelten, dann fühlte sie sich hochbeglückt in dem Gedanken, hierzu das Ihrige so mütterlich beigetragen und das künftige Wohl ihres Geschlechts mit begründet zu haben. In ihren spätern Jahren (im Jahr 1819) ward ihr noch das Glück, durch das Vertrauen der jetzigen Großherzogin von Sachsen-Weimar, dieser Wohlthäterin ihres Landes, der Oberaufsicht über die sämmtlichen Frauenvereine und Industrieschulen des Eisenach'schen Oberlandes, in Verbindung mit einem bewährten Gehülfen, dem Kirchenrath und Superintendent Dr. Christ. Schreiber zu Lengsfeld gewürdigt zu werden. Dieses bei der zerstreuten Lage und Eigenthümlichkeit von 24 verschiedenen Vereinen in etlichen funfzig Ortschaften nicht unwichtige, viele Umsicht und Geduld erfordernde Geschäft versah sie 18 Jahre hindurch — bis zu ihrem Tode — mit solcher Liebe zur Sache, mit so unermüdlichem Streben, zu rathen und zu helfen, wo sie konnte, daß ihr nicht nur der fortgesetzte Beifall der höchsten Beschützerin aller dieser wohlthätigen Anstalten zu Theil wurde, sondern auch die aufrichtigste Anerkennung und Liebe aller derer, die zu jenen vielfach wohlthätigen Zwecken theils mitwirkten, theils sonst solche Bestrebungen für menschliches Wohl, vorzüglich in Rettung und Besserung verwahrloster Kinder rc. rc. zu schätzen wissen.

* 3. C. W. v. Brockes,

k. dän. Oberstlieutenant a. D. zu Itzehoe;

geboren im Febr. 1756, gest. den 31. Jan. 1836.

Hamburg ist wahrscheinlich der Geburtsort unsers v. Brockes, wenigstens war er ein Enkel des zu seiner Zeit berühmten Hamburgischen Dichters Berthold Heinr. Brockes (starb 1747). Wann er in dänische Kriegsdienste getreten, ist uns nicht bekannt. Er brachte es in denselben bis zum Oberstlieutenant, nahm aber bald nachher seine Entlassung. Er lebte dann zuerst eine Reihe von Jahren zu Kiel und nachher in Itzehoe, von wo er einige Jahre vor seinem Tode nach dem nahen Münsterdorf zog. In der letzten Zeit war er jedoch wieder bei seinem Schwiegersohn zu Itzehoe, wo er einige Tage vor vollendetem 80. Lebensjahre starb. Er war bis zu seinen letzten Tagen ein überaus rüstiger Greis und mußte täglich einen Spaziergang von einigen Stunden machen, wenn er sich wohl befinden sollte. Dabei war ihm das Wetter gleichgültig und er pflegte fast immer einen Regenschirm unter dem Arm zu tragen, worin nicht selten Bücher lagen, damit er sich bei schönem und angenehmen Wetter unterwegs an passenden Stellen ausruhen und unterhalten könne. Denn auch sein Geist war bis zuletzt sehr thätig, so daß er sich sogar wenige Jahre vor seinem Ende entschloß, die bekannten „Stunden der Andacht" nach seinem Sinn zu bearbeiten und herauszugeben. Da er indessen die Druckkosten nicht gedeckt fand, so suchte er um die Erlaubniß an, die Handschrift der Königin von Dänemark überreichen zu dürfen, was ihm auch gewährt wurde. Für seinen Landesherrn hegte er stets die größte Anhänglichkeit und die Geburtstage desselben, so wie andere denselben betreffende Feste, beging er immer feierlich und trug dann seine stattliche Uniform. Seine beiden Töchter wurden an zwei Gebrüder Schumacher verheirathet, von denen der ältere an der Schleswigschen Domschule angestellt, der jüngere aber Rector der Stadtschule zu Itzehoe ist. Ein Sohn des Letzten erhielt mit königl. Erlaubniß auf den Wunsch des Großvaters den Namen Schumacher-Brockes. Von seiner Gattin lebte v. Br. in den letzten Jahren getrennt. Sie überlebte ihn. — Er war groß und stattlich von Person und in seinen Bewegungen sehr rasch. — Im Druck erschien von ihm: Lesebuch für das weibliche

Geschlecht. — Beschreib. d. gräfl. Holkschen Gutes Eckhoff. In d. Olla Potrida. — Mehrere kleine religiöse Schriften. — Gelegenheitsgedichte.
Krempdorf. D. H. Schröder.

* 4. Heinrich Peter v. Eggers *),

k. dän. Etatsrath zu Kopenhagen;

geb. den 29. Dec. 1751, gest. den 19. März 1836.

Der 1798 auf dem Schlosse Ranzau in der gleichnamigen Grafschaft als königl. dän. Conferenzrath und Administrator verstorbene Heinrich Friedrich von Eggers hinterließ vier Söhne, welche alle ansehnliche Aemter im Vaterlande bekleidet haben und auch als Schriftsteller bekannt geworden sind. Der berühmteste wurde der 1813 verstorbene, in den Freiherrnstand erhobene Oberpräsident von Kiel, Christian Ulrich Detlev von Eggers, der auch als Polygraph glänzte. Der älteste von den 4 Brüdern und der am längsten lebende war aber unser Heinrich Peter von Eggers, welcher zu Segeberg in Holstein geboren wurde. Er studirte die Rechte und wurde 1776 Volontär im deutschen Departement des Generalpostamts zu Kopenhagen, 1779 Canzleisecretär und 1781 auch Canzlist im Expeditionscomptoir daselbst, 1794 wirklicher Canzeleirath und Secretär, 1801 supernumerärer Director des Generalpostamts, 1802 wirklicher Justizrath, bald darauf dritter Director und 1809 dänischer Postmeister in Hamburg. Nach mehreren Jahren ward er Etatsrath, legte aber wegen Altersschwäche endlich sein Amt nieder und privatisirte dann erst in Kiel, in der letzten Zeit zu Kopenhagen, wo er in dem hohen Alter von mehr als 84 Jahren aus dem Leben ging. Er hinterließ eine Witwe und fünf Kinder, von denen 4 Töchter. — Er war ein guter Mathematiker und seine schriftstellerischen Arbeiten sind folgende: *Forklaring af den Schulziske Methode, at finde Længden til Söes, i Sammenligning med den nu brugelige Distancemaaling mellem Maane og Stierner. In der Dän. Minerva. 1789. Dec. — Om Grönlands Oesterbygds sande Beliggenhed. Diese Abhandlung wurde 1792 von der dänischen landwirthschaftlichen Gesellschaft mit ihrer 3. goldenen Medaille belohnt und im 4. Bande ihrer Preisschriften (Kopenh. 1794) abgedruckt.

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im vorig. Jahrg. d. N. Nekr. S. 1006. Nr. 616.

Der Vf. gab sie nachher auch deutsch heraus unter dem Titel: Ueber die wahre Lage des alten Ostgrönlands. Kiel 1794. m. 2 Karten.

Crempdorf. D. H. Schröder.

* 5. Andreas Johann Justus Geyser,

Dr. med. et chir. u. pract. Arzt zu Kiel;
geb. den 14. Jun. 1779, gest. den 21. März 1836.

Geyser war der einzige den Vater überlebende Sohn erster Ehe des 1818 verstorbenen kön. dän. Kirchenraths und ersten ordentlichen Professors der Theologie zu Kiel, S. G. Geyser. Da der Vater diesen seinen Sohn von Kindheit an sehr streng zum Lernen anhielt, so nahm derselbe dadurch ein menschenscheues Wesen an, das sich nachher nie wieder ganz verlor. Er wählte zu seinen Universitätsstudien die Medicin und Chirurgie und ward 1801 Doctor derselben zu Kiel. Da es ihm jedoch mit der Praxis nicht recht glücken wollte, so beschloß er, sich dem academischen Lehrfach zu widmen und trat Michaelis 1806 zu Kiel als Privatdocent auf. Aber auch seine Vorlesungen wurden spärlich besucht und so las er nur bis Michaelis 1807. Er zog nun als Arzt nach dem unweit Kiel belegenen Kirchdorfe Borkau, nach einigen Jahren aber wiederum nach Kiel. Erst einige Jahre vor seinem Tode heirathete er und hinterließ als Witwe Mariane Tugendreich, geb. Trappe. — Außer seiner Inauguraldissertation: De Digitalis purpureae usu in pectoris praecipue morbis. Kiliae 1804 hat er, so viel uns bekannt, nichts drucken lassen.

Crempdorf. D. H. Schröder.

* 6. Kaspar Dieterich Gleiß,

kön. dän. Major u. Zollverwalter zu Neustadt in Holstein;
geb. den 30. Apr. 1776, gest. den 30. März 1836.

Gleiß wurde zu Cismar im Herzogthum Holstein geboren. Er widmete sich dem Militärstande, ward als Premierlieutenant angestellt, ward hierauf Capitän, 1816 mit dem Character als Major verabschiedet und lebte dann in Reinfeld. Im J. 1824 wurde er zum Rathsverwandten in Plön bestellt und endlich im Mai 1831 zum Zollverwalter in Neustadt. Hier verlor er am 22. Sept. 1832 seine Gattin, Sophia Wilhelmine, geb. Garlieb. Er überlebte sie nur $3\frac{1}{2}$ Jahr und hinterließ sieben verwaiste Kinder. — Er hat drucken lassen: *Geographi-

sche Beschreibung des dän. Staats, von Theodor Olle-mann. Frei übersetzt aus dem Dänischen. 1. Bd. 1818. Altona. — Seine von ihm 1824 auf Subscription angekündigte: „Dänemarks Geschichte im 19. Jahrhundert" ist nicht erschienen.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

* 7. Christoph Heinrich Jebsen,

Conrector der Gelehrtenschule zu Glückstadt;

geboren den 18. Dec. 1777, gestorben den 30. März 1836.

Als Sohn unbemittelter Eltern ward Jebsen zu Husum im Herzogthum Schleswig geboren. Auf der dortigen Gelehrtenschule vorgebildet, studirte er seit 1796 zu Kiel Theologie und war hier unter andern auch Gehülfe des rühmlichst bekannten Bibliothekars und Professors Berend Kordes *), dessen freimüthiges Wesen auf Jebsen Einfluß gehabt zu haben scheint. Er wurde 1801 zu Glückstadt examinirt und noch im selbigen Jahr an der dasigen Gelehrtenschule als Collaborator angestellt. Schon 1802 ward er Conrector und dieses ist er bis an sein Ende geblieben. Zwar suchte er häufig um eine Predigerstelle an, allein niemals glückte es ihm, zur Wahl zu kommen oder vom König angestellt zu werden. Viel Schuld daran mögen wohl seine sehr freien Religionsansichten gewesen sein. Als Lehrer hatte J. einen angenehmen Vortrag; aber seine Kenntnisse gingen nicht tief. Dabei besaß er eine ungemeine Fertigkeit im Schimpfen und entfremdete sich dadurch manchem seiner Schüler. Als ein Vorzug seiner Lehrmethode aber muß gerühmt werden, daß er immer auf einen rein-deutschen Styl drang und es durchaus nicht leiden konnte, daß derselbe durch aus fremden Sprachen entlehnte Wörter entstellt wurde. So durfte man z. B. nicht Armee sagen, sondern Heer, nicht Colonist, sondern Pflanzbürger. Daher werden auch die wenigen Uebersetzungsproben aus dem Lateinischen, die J. hat drucken lassen, als trefflich geschätzt. — Von Character war J. fest, ja störrisch und ein Feind jeder höfischen Geschmeidigkeit; dabei aber ein munterer Gesellschafter. Seine Gesundheit war nicht die festeste und besonders in den letzten Jahren mußte er bisweilen Vierteljahre lang seine Stunden aussetzen. Er kam daher auch 1833 um seine Entlassung ein, aber

*) Dessen Biographie s. im N. Nekrolog Jahrg. 1. S. 783.

nach seiner Genesung nahm er das Gesuch zurück, obschon das Schulcollegium sehr wünschte, daß er abgehen möge. Dadurch entstanden denn manche Mißhelligkeiten zwischen demselben und Jebsen, die erst mit seinem Tode, der endlich an der Brustwassersucht erfolgte, beendigt wurden. Er hinterließ eine Witwe und vier Söhne in dürftigen Umständen. Von den Söhnen ist der älteste jetzt Tischler, der zweite Chirurg, der dritte Apothekergehülfe und der vierte lernt die Gewürzhandlung. J. war von angenehmer Gestalt und in jüngern Jahren schön zu nennen. — Seine Schriften sind: Was ist Freundschaft und welchen Werth hat sie? Probe einer Uebersetzung von Cicero's Dialog üb. die Freundschaft. Glückstadt 1809. — Vorrede des Tit. Livius zu seiner röm. Geschichte und Tacitus Annalen 1. Buch, Cap. 1 — 5; übersetzt. In den Glückstädter Schulprogrammen von 1811 u. 1812. — Jebsen wider Behrens, ein Verwarnungs- und Verwahrungsschreiben an die Schleswig-Holsteiner. Glückst. 1818. — Von der Anwendung der gesunden Vernunft auf die Erklärung der heil. Schrift u. auf die Religion. E.-Rede v. D. H. C. P. Esmarch. Aus dem Latein. übers. u. mit einer Beilage geg. Past. Ludewigs vorläufige Bemerk. begleitet. Ebend. 1818. — Die Aehrenlese oder Claus Harms Lutherthum und mein Heidenthum. Itzehoe 1820. — Offenes Schreiben an den Verf. des Wörtchens über den Religionsunterricht in den Gelehrtenschulen. Schlesw. 1823. — Die vier letzten Schriften gehören dem bekannten Thesenstreit an und zeichnen sich durch Derbheit aus. — Jebsen war auch Dichter.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

* 8. Johann Friedrich Fock *),

Obergerichtsadvocat u. Actuarius zu Kiel;
geb. i. J. 1787, gest. d. 17. Apr. 1836.

Zu Wien, wo sein 1835 zu Kiel als kön. dänischer Consistorialrath verstorbener Vater Joh. Georg Fock **) damals Superintendent des protestantischen Consistoriums war, wurde unser Joh. Fr. Fock geboren. Im J. 1796 kam er mit dem Vater nach Kiel und wählte in der Folge, durch sorgfältige Schulbildung vorbereitet, auf

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im vorig. Jahrg. d. N. Nekr. S. 1014. Nr. 726.

**) Dessen Biographie s. im N. Nekrolog Jahrg. 13. S. 720.

dortiger Universität die Rechte zu seinem Studium. Nach gut bestandenem Amtsexamen ward er Untergerichtsadvocat und bald darauf Obergerichtsadvocat zu Kiel. Er erlangte in kurzer Zeit eine bedeutende Praxis und stand bei seinen Mitbürgern als ein rechtschaffener und thätiger Mann in vieler Achtung, weshalb er auch, nach entstandener Vacanz, einige Jahre vor seinem Tode zum Actuarius der Stadt Kiel erwählt und ihm dabei erlaubt wurde, seine Advocaturgeschäfte fortzusetzen. Allein er sollte diesem Amte nicht lange vorstehen, indem er schon im 49. Lebensjahre vom Tode abgefordert wurde und seinem Vater noch innerhalb eines Jahres nachfolgte. Er hinterließ als Witwe Wilhelmine, geb. Förster und vier Töchter.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

* 9. Hans Jacob Becker,

Doctor der Medicin und ausübender Arzt zu Bredstedt, im Schleswigschen;

geb. den 7. Febr. 1782, gest. den 19. Apr. 1836.

Becker wurde in dem Flecken Bredstedt, im Herzogthum Schleswig geboren und war der einzige Sohn seiner Eltern. Weil er früh seltene Fähigkeiten zeigte, ward er für den Gelehrtenstand bestimmt. Nachdem er nun auf der Husumer Gelehrtenschule sorgfältig vorbereitet worden war, wählte er auf der Universität zu Kiel das medicinische Fach zu seinem Studium und zwar mit solchem Erfolg, daß er bereits 1805 daselbst zum Doctor der Medicin creirt werden konnte. Im folgenden Jahr, 1806, ließ er sich als ausübender Arzt in seinem Geburtsorte nieder und widmete hier sein ganzes Leben hindurch den Bewohnern desselben und der nächsten Umgegend das Ergebniß seiner Kenntnisse und seiner Studien. Er starb nach kurzer Krankheit am oben bezeichneten Tag und hinterließ eine alte Mutter, eine Witwe und vier Kinder, von denen die meisten noch unerwachsen waren. — Seine Inauguraldissertation hat den Titel: Adversaria quaedam physiologica. Kiliae 1805. 4.

Crempdorf. D. H. Schröder.

* 10. Friedrich Wilhelm v. Ketelhodt *),

fürstl. Schwarzb.-Rudolst. Geheimerath, Canzler, Steuerdirector und Consistorialpräsident, Erbschenk der gefürsteten Grafschaft Henneberg, Ritter des königl. preuß. rothen Adlerordens 2r Classe, Großkreuz des großherzoglich badenschen Ordens der Treue, der lateinischen Gesellschaft zu Jena Ehrenmitglied rc. Excellenz;

geboren den 24. Febr. 1766, gest. den 20. Apr. 1836 zu Rudolstadt.

Die Familie von Ketelhodt, welcher der Verstorbene angehörte, ist schon seit einer geraumen Zeit eine der angesehensten des Fürstenthums Schwarzburg und aus ihr empfing dieses Land mehrere seiner vorzüglichsten Männer. Unser Verstorbener war der Sohn Carl Gerds v. Ketelhodt, welcher ganz dieselben hohen Aemter und Würden bekleidete, als deren Besitzer oben der Sohn benannt ist, und zwar war er der Reihe nach der dritte Sohn unter den dreizehn Kindern, welche dieser sein Vater in seiner ehelichen Verbindung mit Auguste Friederike, gebornen Freiin Bachoff von Echt aus dem Hause Schlettwein erzeugte. Schon von der frühesten Jugend an hatte unser K. der sorgsamsten Erziehung sich zu erfreuen. Seinen ersten Unterricht erhielt er durch einen Hauslehrer, worauf er das Gymnasium zu Rudolstadt besuchte, daselbst aber so rasche Fortschritte machte, daß er schon in dem Alter von 15 Jahren zum Besuch der Universität befähigt war. Zu Jena und Göttingen studirte er vier Jahre, während welcher Zeit er sich mit dem Studium der Classiker, der Geschichte und der Rechtsgelehrsamkeit mit dem glücklichsten Erfolge beschäftigte und 1785 bei seinem Abgange von Göttingen eine von ihm selbst verabfaßte Dissertation: — De agnato in feudo citra consensum obligato unter dem Präsidium des damaligen Hofraths und Professors Möckert mit dem entschiedensten Beifalle vertheidigte. Nach seiner Rückkehr von der Universität trat er sofort seine Laufbahn im Hof- und Staatsdienst an und zwar, nachdem ihm der Character eines Hofjunkers und die Zusicherung der Anstellung bereits durch ein Decret vom 19. Aug. 1778 zuertheilt war, in der Art, daß er vermittels Decrets vom 26. März 1785 zum Kammerjunker und Regierungsassessor bestellt, den 15. Apr. 1789 zum Regierungsrath befördert, den 21. Juli

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im vorig. Jahrgang des Nekr. S. 1016. Nr. 739.

1790 zum Hof- und Legationsrath erhoben wurde, durch höchste Entschließung vom 21. März 1792 statt seines Vaters das Vicedirectorium der Regierung und damit verbundenen Collegien zu Frankenhausen, durch Decret vom 11. Apr. 1792 die dortige Amtshauptmannschaft mit dem Character eines Landeshauptmanns, durch Decret vom 18. Mai 1793 das wirkliche Directorium der Regierung rc. zu Frankenhausen mit dem Titel eines Vicekanzlers und Viceconsistorialpräsidenten und (24. Juni) 1805 den Character eines Kanzler und Consistorialpräsidenten zu Frankenhausen und endlich (19. Dec.) 1827 den Titel des Geheimeraths mit dem Prädicate Excellenz und das Directorium der Regierung nebst dazu gehörigen Collegien zu Rudolstadt übertragen erhielt. Die Zeit seiner Dienstwirksamkeit war also von 1785 bis 1836 und man braucht nur die Länge und die geschichtliche Wichtigkeit dieser ewig denkwürdigen Zeitperiode zu erwägen, um schon ahnen zu können, auf welche welthistorisch bedeutenden Ereignisse derselbe seiner hohen Stellung und seinem thätigen Geiste nach einflußreich mitgewirkt hat. Ja, es ist gewiß, daß in diesem ganzen Zeitraum nichts von nur einiger Bedeutung das rudolstädter Land betroffen, woran er nicht den lebhaftesten Antheil gehabt und daß sich während dieser Zeit überhaupt nichts Erhebliches ereignet, woran er nicht wenigstens ein wissenschaftliches oder sonst geistiges Interesse nahm. In das Detail seiner vaterländischen Wirksamkeit hier näher einzugehen, ist für die Freunde nicht nothwendig, für dieses Werk auch nicht wohl passend. Wir wollen uns daher hier vielmehr nur auf das Wichtigste beschränken, wodurch sich seine geistige Thätigkeit am ruhmvollsten gezeigt und das bleibendste Denkmal gestiftet hat. Im Jahr 1807 vermittelte er den Beitritt des Fürstenthums Schwarzburg zum rheinischen Bund in Warschau — vielleicht sein größtes Meisterstück, weil es dabei einer ganz besonderen diplomatischen Geschicklichkeit bedurfte und es sich um die Selbstständigkeit und Souveränität des Fürstenhauses handelte. Es soll nämlich jenes Mal nicht die Absicht Frankreichs gewesen sein, das Fürstenthum Schwarzburg mit zum rheinischen Bunde zuzuziehen, und deshalb wollte es unserm Abgesandten auch anfangs nicht gelingen, die Zulassung zu erlangen. Allein er hatte erfahren, daß der französ. Geschäftsträger ein eifriger Freund der classischen Literatur und deshalb alltäglich auf der Bibliothek zu treffen sei. Deshalb fand auch er

sich regelmäßig dort ein und durch seine lebhafte Theilnahme, die er daselbst ebenfalls an der classischen Literatur, namentlich an Horaz zu erkennen gab, erreichte er endlich seinen Zweck, nämlich die Aufmerksamkeit des franz. Abgeordneten auf sich zu lenken und dadurch den beabsichtigten Zutritt zu erlangen *). Ueberhaupt ist gewiß, daß sowohl seine persönlichen Anlagen als auch die große Schule der Erfahrung, die ihm die wichtige Zeit seines Lebens bot, gerade im Fache der höhern Diplomatie demselben eine Ausbildung gewinnen ließen, wie in unseren beschränktern Verhältnissen sich nicht leicht eine zweite Gelegenheit darbieten möchte. Und so ist auch hier gleich zu gedenken, welches unendliche Verdienst er sich namentlich während der langen Jahre des Kriegs um Rudolstadt, Stadt und Land, erworben, indem er sowohl durch große Gewandtheit als auch durch zeitgemäße Entschlossenheit große Gefahren und Nachtheile von ihm abwendete. Dieses allein schon sichert ihm ein ewig dankbares Andenken bei seinem Fürsten wie bei dem Niedrigsten seiner Mitbürger. Ein fernerer Glanzpunkt war sein seltenes Talent der Beredtsamkeit; seine Reden, deren er bei so verschiedenen Gelegenheiten so vielfältig hielt, waren allezeit sowohl hinsichtlich ihres Gehalts als ihrer Form wahrhafte Meisterstücke der Eloquenz. Sie strotzten von Geist, Kraft und Schärfe und immer war er Herr des bezeichnenden Ausdrucks. Man erinnert hier nur unter Anderen an die Rede beim Jubiläum des Geheimerath v. Beulwitz. Uebrigens war diese Gabe großen Theils ein Erbtheil seines Vaters, denn auch dieser war in dieser Hinsicht berühmt, wie aus dessen Lebensbeschreibung, welche der nachmalige Kammerpräsident Schwarz **) 1801 herausgegeben, zu ersehen ist. Im Innern des rudolstädter Landes wirkte der Verstorbene vorzüglich für die Unterherrschaft Frankenhausen sehr nützlich, für welche er eine ganz besondere Affection hatte, da diese so geraume Zeit vorzugsweise seiner höchsten Fürsorge über-

*) Der desfalls jener Zeit mit Napoleon einerseits und den Fürstenthümern Schwarzburg-Rudolstadt und Sondershausen andernseits abgeschlossene Staatsvertrag ist von Seiten Frankreichs durch den Fürsten Talleyrand, von Seiten Schwarzburgs durch unsern Verstorbenen abgeschlossen worden und es befindet sich unter dem in dessen Nachlasse vorgefundenen Abdruck folgende Bemerkung: relinquamur aliquid, quo nos vixisse testemur (1807) — Risum teneatis amici (1813).

**) Dessen Biogr. s. im 11. Jahrg. des N. Nekr. S. 886.

wiesen war. Ein zweiter Hauptact seiner diplomatischen Thätigkeit war der Beitritt zur großen Alliançe gegen Frankreich zu Frankfurt a/M. 1813 und die Admission zum deutschen Bunde bei dem Congreß in Wien 1816. Bei diesen Gelegenheiten war unser Verstorbener der Abgeordnete des rudolstädter Fürstenthums und die welthistorische Wichtigkeit jener Verhandlung ist wohl der beste Beweis, was derselbe vermochte und welches Vertrauen er genoß, daß gerade ihm diese Geschäfte übertragen wurden. Ebenso bewerkstelligte er 1816 die Befreiung von dem vormaligen sächs. Hoheitsverhältnissen in Berlin. Seine bedeutendste Schöpfung für das Inland aber ist wohl unstreitig die landschaftliche Verfassung, welche ganz sein Werk und welcher, wenn sie auch anderen neuerlichen dergleichen Instituten nicht ganz zur Seite zu stellen sein sollte, doch unbedingt das zum vorzüglichen Ruhme gereicht, daß sie eine von denjenigen war, welche am Frühesten und unseres Wissens die erste nach der großherz. weimarischen ins Leben getreten sind. Außerdem ist fast Alles entweder unmittelbar oder doch mittelbar von ihm ausgegangen, was seit 1785 in dem rudolstädter Fürstenthum in Rücksicht auf Legislations-, Finanz-, Administrations-, Justiz- und Polizeiwesen 2c. geschehen, und so ist er in der That mehr oder weniger vorzugsweise der eigentliche Schöpfer der während dieser Zeit in dieser Beziehung in jenem Fürstenthum stattgefundenen Verhältnisse und zwar theils allein, theils unter der Autorität seines Vaters und theils unter Mitwirkung des Geheimenraths v. Beulwitz. Noch ist zu gedenken, daß er während dieser Zeit auch mit dem fürstl. Hofe mehrere bedeutende Reisen machte, wie namentlich mit dem Fürsten Ludwig Friedrich in die Schweiz, nach Frankreich und Italien. Hinsichtlich seiner Familienverhältnisse ist noch zu erwähnen, daß er 1792 sich mit Fräulein Caroline Ulrike v. Kyckebusch, einer Tochter des Hofmarschall v. Kyckebusch zu Homburg vermählte, in welcher ehelichen Verbindung er sich zwar keiner Descendenz zu erfreuen hatte, dagegen aber durch den edlen Geist und das Gemüth seiner Gattin in Gemeinschaft seiner Pflegetochter, des Fräulein Louise von Imhoff, nachmals verehlichte v. Holleben, das größtmöglichste häusliche Glück genoß, so daß man sagen kann, daß mit dem Tode dieser vortrefflichen Lebensgefährtin auch seine Kraft wie mit einem Schlage gelähmt war. In seinen letzten Tagen war mithin seine einzige Erheiterung die liebevolle Theil-

nahme seiner entfernteren Verwandten und die Freude, in des Bruders Kindern seine würdigen Nachfolger zu erkennen. Gewiß, durch den Verstorbenen hat Fürst und Vaterland einen Mann verloren, wie Zeit und Talente nicht leicht einen zweiten uns zu bieten vermögen!!

Rudolstadt. Julius Eberwein.

* 11. Hans Graf zu Rantzau-Breitenburg,

kön. dän. Generalkriegscommissär;

geboren i. J. 1765, gest. den 24. Apr. 1836.

Graf Hans war der älteste Sohn des Reichsgrafen Friedrich zu Rantzau und wurde auf dem Schlosse Breitenburg in der Herrschaft gleiches Namens in Holstein geboren. Nach dem am 24. Juli 1806 erfolgten Tode seines Vaters hätte er, als der älteste seiner Brüder, auch Besitzer der Herrschaft werden sollen; allein in Veranlassung von Verhältnissen, worüber das Nähere uns unbekannt ist, wurde gerade der jüngste Bruder, der jetzige kön. dän. geheime Staatsminister und Oberschenk, Graf Konrad zu Rantzau, Inhaber der Herrschaft Breitenburg. Natürlich mußte Graf Hans sich dadurch sehr beleidigt fühlen und er soll auch einen Schwur gethan haben, nie wieder das Schloß Breitenburg zu betreten, einen Schwur, den er auch, so viel wir wissen, gehalten hat. Er wählte den reizend gelegenen Landsitz Luisenberg in der Nähe des holsteinischen Fleckens Kellinghusen zu seiner Wohnung und verlebte hier die besten Jahre seines Lebens. Am 12. Decbr. 1815 ernannte ihn der König von Dänemark zum General-Kriegscommissär. In den letzten Jahren seines Lebens wohnte er in der Nähe von Hamburg und in dieser Stadt starb er am oben genannten Tage, in einem Alter von 71 Jahren. Seine Gemahlin, ausgezeichnet durch Schönheit und Liebenswürdigkeit, war eine Tochter des ehemal. königl. dän. Staatsministers von Scheel. Sie starb lange vor ihrem Gemahl, nachdem sie ihm drei Töchter geschenkt hatte, welche ihren Vater überleben. Die älteste, Luise, ist Conventualin im protestantischen adlichen Fräuleinstift zu Uetersen in Holstein, die zweite, Ernestine, ist mit dem Dichter Theodor von Kobbe, die jüngste, Sophie, mit einem Bruder desselben vermählt. — Seine Leiche ward von Hamburg nach Breitenburg geführt und in der dortigen Schloßkapelle beigesetzt.

Crempdorf. D. H. Schröder.

* 12. Detlev v. Buchwald *),

k. dän. geheimer Conferenzrath, Besitzer des adl. Gutes Neudorf in Holstein;

geb. i. J. 1767, gest. den 7. Mai 1836.

Entsprossen aus einem der ältesten adlichen Geschlechter Holsteins, wurde Detlev v. Buchwaldt, nachdem er sich auf der Universität würdig dazu vorbereitet hatte, i. J. 1799 als Amtmann des Amtes Cismar in Holstein mit dem Titel eines kön. dän. Kammerherrn angestellt. Nachdem er dieses Amt einige Jahre zur Zufriedenheit seines Landesherrn verwaltet hatte, erhielt er eine einträglichere Stelle, indem er zum Amtmann der holsteinischen Aemter Kiel und Bordesholm ernannt wurde, nämlich i. J. 1802. Nach einer Reihe von Jahren ward er endlich Amtmann der holsteinischen Aemter Plön und Ahrensboek und als solcher erhielt er am 1. Aug. 1829, bei der Vermählung der ältesten Tochter seines Königs, den Titel eines geheimen Conferenzraths. Nachdem er früher das adliche Gut Seedorf in Holstein besessen und dieses an den Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt verkauft hatte, kam er in den Besitz der adlichen Güter Tralau und Neudorf in Holstein. Einige Jahre vor seinem Tode zog er sich von den Geschäften zurück und widmete nun seine ganze Zeit der Verschönerung seines Gutes Neudorf, so daß selbiges, bereits von der Natur reichlich ausgestattet, durch des Besitzers verschönernde Hand hervorgehoben, eines der lieblichsten und anmuthigsten Plätze Holsteins wurde. Besonders ausgezeichnet ist der im hohen und schönen Styl angelegte Park Neudorfs. v. B. starb als Witwer im 69. Lebensjahre und hinterließ Kinder und Schwiegerkinder.

Crempdorf. D. H. Schröder.

* 13. Friedrich Adolph Graf von Holstein zu Holsteinburg **),

kön. dänischer Kammerherr u. Mitglied der Rothschilder Ständeversammlung, zu Holsteinburg in Dänemark;

geb. i. J. . . . . , gest. d. 21. Mai 1836.

Von den Lebensumständen dieses für alles Wahre und Gute begeisterten Mannes ist uns nur bekannt, daß er am 23. Januar 1812 vom König von Dänemark zum

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im vorig. Jahrgange d. Nekr. S. 1023. Nr. 808.

**) Eine kurze rc. S. 1028. Nr. 860.

Kammerherrn und 1834 zum Mitglied der Rothschilder Ständeversammlung ernannt wurde. In der Blüthe seiner Jahre wurde er durch ein Nervenfieber hingerafft. Ihn betrauerten Vaterland und König nicht minder, als seine Witwe, Wilhelmine, geb. Gräfin v. Reventlow, seine Söhne und seine Pflegesöhne. Er war ausgezeichnet durch edle fromme Gesinnung und gemeinnützige Wirksamkeit. — Seine schriftstellerischen Arbeiten sind, so viel uns bekannt geworden, folgende: Ueber die Mittel u. Wege, eine verschwundene Volksvertretung wieder herzustellen. In den Kieler Blättern Bd. 5. H. 2. (1817). — Bemerkungen zu Nr. 16 im ersten Bande: Sollte es wirklich gut sein, statt der Geldabgaben Kornlieferungen eintreten zu lassen? In Falck's staatsbürgerlichem Magazin Bd. 2. (1822). — Gräkernes Sag i Danmark. Kjöbh. 1827. — Bidrag til Danmarks Krönike for 1828. Slagelse 1829. — Svar til Mönster paa Haus Spörgsmaal; Skulde de virkelig hos os väre gjört for meget for den inb. Undervisning. Slagelse 1829. — Om de Danske raadgivende Provindsialständers Väsen og Värd. Slagelse 1831.

Cremptdorf. D. H. Schröder.

* 14. Ferdinand Ludwig Friedrich Kindt *),

Doctor d. Med. u. Privatdocent derselben zu Kiel; geb. i. J. 181 ., gest. den 28. Mai 1836.

Eutin war Kindts Geburtsort und sein Vater, Heinrich Hugo, Hofapotheker daselbst. Er besuchte die dasige Gelehrtenschule und widmete sich auf der Universität den medicinischen Wissenschaften. Im J. 1833 ward er zu Kiel Doctor der Medicin und faßte den Entschluß, sich dem akademischen Lehrfache zu widmen. Er hielt daher seit Michaelis s. J. auf gedachter Universität Vorlesungen, die nicht ohne Beifall blieben. Aber K. war von Kindheit an schwächlich und erlag bald den wissenschaftlichen Anstrengungen. Bald nach Anfang des J. 1836 unheilbar erkrankend, ließ er sich nach Eutin in das Vaterhaus bringen, wo er am oben genannten Tage verschied. Zwei Monate vorher, nämlich am 26. März, hatte ihm seine geliebte Gattin, Karoline Amalie, eine Tochter des 1831 verstorbenen, in gesegnetem Andenken stehenden Kieler Professors der Medicin Adolph Friedr. Lüders **), einen Sohn geboren, der aber noch vor dem

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im vorig. Jahrgange d. Nekr. S. 1030. Nr. 887.

**) Dessen Biogr. s. im N. Nekr. Jahrg. 9. S. 1049.

Vater wieder aus dem Leben ging. Seiner Mutter ging der Tod des theuren Lebensgefährten so sehr zu Herzen, daß auch sie bald in eine Krankheit verfiel und bereits am 14. Aug. 1836 ihm ins Grab folgte. Auch sie starb zu Eutin, betrauert von Schwiegereltern und den Geschwistern des Gatten. — Außer seiner Inauguraldissertation haben wir von ihm eine Abhandlung in Pfaff's Mittheilungen, Jahrg. 3 (1835). H. 1 u. 2, S. 58—72: „Das erste Athmen."

Crempdorf. D. H. Schröder.

* 15. Hanns Joachim Steinmann,

gewesener Stadtrathspräsident zu St. Gallen;

geboren den 11. März 1769, gestorben den 6. Juni 1836.

Sein Großvater, gleiches Namens, war Bürgermeister der vormaligen Republik der Stadt St. Gallen und starb i. J. 1792 als der älteste Mann in der Bürgerschaft seiner Zeit. Der mittlere seiner drei Söhne, Kaspar, der Vater des Unsrigen, erreichte ebenfalls ein sehr hohes Alter und starb i. J. 1823. Unser Hanns Joachim war das zweite von neun Kindern derselben und seiner ersten Gattin, Clara Ehrenzeller. Als ältester Sohn widmete er sich dem Berufe seines Vaters, der Fabrikation *). Er war eben so geschickt als fleißig und pünktlich in seinen Geschäften und erwarb sich ein hübsches Vermögen, lebte aber übrigens lange Zeit still und unbemerkt dahin. Um so geräuschloser waren seine Tage, da seine i. J. 1794 mit ihm verbundene Gattin ihm keine Kinder gebar. In seinen mittlern Lebensjahren war seine Gesundheit bisweilen wankend und dies, verbunden mit dem natürlichen Ernste seines Gemüths, so wie mit regem Bedürfniß für eine bessere Ausbildung seiner Anlagen, als ihm der genossene Schulunterricht geboten hatte, ließ ihn sich am liebsten in sich selbst zurückziehen und in den Stunden der Muße, während Andere sich im Geräusche der Welt verloren, den Geist und das Herz durch ausgewählte Lectüre nähren. Einzig der Genuß der schönen Natur auf einsamen Spaziergängen konnte ihn häufiger seinen Studien entlocken. Seine liebste Lectüre war die

*) Fabrikant heißt in der östlichen Schweiz derjenige, der Baumwoll- und ähnliche Waaren auf eigene Rechnung anfertigen läßt, um solche an Kaufleute zu verhandeln. Die Garne dazu werden von ihm selbst angekauft, die Desseins ꝛc. den Webern angeordnet und überhaupt ist die Verfertigung gleichsam von ihm beaufsichtigt.

religiöse. Nachgerade wurden seine Talente und Kenntnisse auch seinen Mitbürgern bemerkbar und diese fingen an, ihn mit öffentlichen Aemtern zu bekleiden. Kann es nicht geläugnet werden, daß zu solchen in Republiken mitunter auch blos der Begüterte und Müssige gelangt, dem die wahren Eigenschaften eines Staatsdieners übrigens abgehen, so ist dies doch wenigstens bei unserm St. nicht der Fall gewesen. Seine äußere Lage war allerdings der Annahme öffentlicher Stellen günstig, aber noch mehr befähigten ihn dazu Talente, Bildung und sein ganzer Charakter. Er besaß eine vorzügliche Verstandesstärke, daher ein klares, bestimmtes, gründliches, tiefgehendes Urtheil, zugleich auch ein treffliches Gedächtniß. Sein Willen war kräftig und durchaus für Wahrheit und Recht entschieden; sein Charakter bieder, offen, frei, wahr und ernst, für Manche allzuernst; sein Reden und Thun besonnen und grundsätzlich; sein ganzes Wesen anspruchslos, doch von gehaltener Kraft durchdrungen; sein Umgang fein, gefällig und freundlich, doch immer auf der Grundlage tiefen Ernstes. Sein Leben war unbescholten und zeigte in Allem den Christen, dem die Vervollkommnung seiner selbst die erste Angelegenheit war. Sein Aeußeres — daß wir den Umriß noch vollenden — war hingegen nicht besonders ansprechend und machte blos den Eindruck von stiller, innerer Würde. Wie Melanchthon trug er den Kopf nach der einen Schulter hin geneigt. Sein Körperbau war, bei gehöriger Länge, zart und ließ kein hohes Alter erwarten. Schon i. J. 1803 ernannte der damalige Gemeinderath seiner Vaterstadt ihn zum Mitgliede der Bürger-Armencommission, sodann i. J. 1808 an die Stelle seines eben verstorbenen Schwiegervaters zum Verwalter des Brestenamtes (der bürgerlichen Krankenanstalt). Im folgenden Jahre berief ihn die Bürgerversammlung St. Gallens in den Gemeinderath und damit begann seine Wirksamkeit als Magistrat seiner Vaterstadt, worin er nahe an 25 Jahre ununterbrochen ausgehalten hat. Er fing dabei gar bald an, nicht blos die Stelle eines Gemeinderathsmitglieds einfach zu bekleiden, sondern ließ sich auch in die mannichfaltigsten Geschäftscommissionen und zu bedeutenden Nebenstellen erwählen. So übernahm er i. J. 1810 die damals geschaffene Stelle eines Administrators des neuen Waisenhauses, trat 1812 der Gemeindekirchenvorsteherschaft bei, ward 1814 Mitglied des großen Raths des Cantons St. Gallen, i. J. 1815 Inspector der vadiani-

schen Bibliothek und in gleichem Jahre Steuereinnehmer für den Bezirk St. Gallen. Sein Ansehen wuchs, weil nicht durch äußern Glanz bewirkt, langsam, aber desto sicherer. — Bei der Einführung der neuen Verfassung im Canton St. Gallen i. J. 1816 ward er abermals in den Cantonsrath gewählt. Auch die Hauptstadt erhielt damals eine veränderte Einrichtung, zum Theil — aus Rücksicht auf die, freilich vor bald zwei Decennien erfolgte Einbuße früherer Selbstständigkeit — mit einigen Vorrechten vor den übrigen Cantonstheilen. An die Stelle des bisherigen Gemeinderaths trat ein Stadtrath. St. wurde Mitglied desselben und mit großer Mehrheit übertrugen ihm den 17. Mai 1816 seine Mitbürger die Stelle des ersten Präsidenten. In dieser Eigenschaft ward er nachher mehrere Male bestätigt und verharrte in ihr, jährlich mit einem Collegen abwechselnd, bis zum Spätjahr 1831, d. h. bis zu einer abermaligen Verfassungsreform. Nebenbei übernahm er auch noch das Präsidium der Bibliothek, ließ sich im J. 1817 zum Mitgliede des Schulraths erwählen, dessen Präsidium ihm im J. 1828 übertragen wurde, und trat im J. 1829 in den evangelischen Central- und Kirchenrath des Cantons. In allen diesen Beamtungen, die begreiflich fast alle seine Zeit in Anspruch nahmen, wirkte er mit der uneigennützigsten Hingebung, Gewissenhaftigkeit, Pünktlichkeit und Treue — unterstützt von der Kraft seiner religiösen Grundsätze. Seinen Mitbürgern stand er mit Rath und That unermüdet bei und wo ihm noch ein Moment übrig blieb, da widmete er ihn am liebsten einem gemeinnützigen Zwecke. So übernahm er das Präsidium in einer bürgerlichen Alterscasse, das Cassieramt der Bibelgesellschaft und manch' anderes von untergeordnetem Belang. Gern wohnte er auch den Versammlungen der Gesanggesellschaft bei. Ergab sich bei irgend einem Anlasse die Gelegenheit zu einem öffentlichen nützlichen Worte, so verstand er es besonders, diese auf's trefflichste zu benutzen. Seine Reden, obschon nicht durch schönen Vortrag ausgezeichnet, gefielen überaus wohl und drangen tief, weil sie so ganz ihn gaben, seinen patriotischen und religiösen Sinn zeigten und sehr körnig und gedankenreich waren, mitunter auch poetisches Element enthielten. Goldene Worte sprach er bei Eröffnung des neuen Waisenhauses und der reorganisirten Mädchenschulen. Als im Spätjahr 1830 ein Verfassungsrath für den Canton St. Gallen gewählt wurde, trat St. auch in denselben ein, zog sich

dann aber von wichtigen öffentlichen Beamtungen zurück, weil er, zwar noch nicht die Meinung seiner Mitbürger über sich, wohl aber seine Kraft etwas wanken sah. Auch darin zeigte er sich als der Gewissenhafte. Nur einige weniger bedeutende Stellen hatte er noch beibehalten. Im Spätjahr 1835 entwickelte sich dann bei ihm die Brustwassersucht und bald sah er sich nur noch auf seine Stube beschränkt. Im Mai 1836 mußte er wegen Engbrüstigkeit drei volle Wochen im Krankensessel hinbringen. Seine Leiden endeten am oben genannten Tage in einem sanften Hinübergange, den er durch Winken gen Himmel den Seinen andeutete. Seine Mitbürger bezeigten ihre Theilnahme in zahlreichem Leichenbegleite und der Dekan Scheitlin schrieb: „Drei Worte an den verewigten H. J. Steinmann, gewesenen Gemeindevorsteher. Eine Vorlesung. St. Gallen 1837. 8." — mit St.'s Bildniß als Vignette.

Bernet.

* 16. Salomon Jakob Levy,

Doctor der Med. und Chirurgie und Arzt in Altona;

geb. d. 31. Jan. 1799, gest. d. 22. Juni 1836.

Levy war der Sohn israelitischer Eltern und zu Friedrichstadt im Herzogthume Schleswig geboren. Er studirte seit 1820 zu Kiel Medicin und Chirurgie und ward 1822 dort Doctor derselben. Er übte nun in Altona die medicinische Praxis aus und wurde besonders seinen Glaubensgenossen, vorzüglich den minder Wohlhabenden ein hülfreicher Engel, da seine Vermögensumstände es ihm erlaubten, letztere unentgeldlich zu behandeln. Er war ein stiller, zur Schwermuth geneigter Mann und blieb daher unverheirathet. Seine Mutter Emilie, geborene Meyer, führte seine Haushaltung und mußte leider zu bald seinen Verlust betrauern. Er starb plötzlich in der Nacht des oben erwähnten Tags. — Seine Inauguraldissertation hat den Titel: Introductio in commentationem de asphyxia, sive morte apparente. Kiliae 1822.

Crempdorf. D. H. Schröder.

17. Friedrich v. Moltke *),

kön. dän. Geh. Conferenzrath u. Ritter vom Elephanten-Orden, zu Walloe auf Seeland;

geb. i. J. 1758, gest. Anfangs Julius 1836 **);

v. Moltke war seit 1782 Amtmann über das Amt Bratsberg in Norwegen, seit 1789 Stiftsamtmann zu Christianssand, seit 1790 zu Aggerhuus-Stift, später erster Deputirter in der Generalzollkammer, ward 1800 Präsident der dän. Canzelei zu Kopenhagen, 1804 Präsident der Generalzollkammer, 1810 Geheimer Staatsminister, 1811 Ritter vom Elephantenorden. Er trat 1814 außer Function, ward jedoch Director bei der Oeresund-Zollkammer und nahm seinen Aufenthalt in Jütland, wo er 1816 Stiftsamtmann von Aalborg wurde, welches Amt er, Kränklichkeit halber, mehrere Jahre vor seinem Tode niederlegte, so wie später auch das Directorat der Sund-Zollkammer. — Er war sehr gebildet und im Umgang angenehm und zeichnete sich in amtlicher Beziehung durch Dienstwilligkeit und Liberalität aus.

* 18. Georg Ludw. Fr. v. Gusmann ***),

kön. dän. Etatsrath, Syndicus u. erster Stadtsecretär zu Altona, Abgeordneter für den holsteinischen Landtag;

geb. i. J. 1771, gest. d. 18. Juli 1836.

Ueber die einzelnen Lebensverhältnisse dieses ausgezeichneten Mannes ist uns nichts Näheres bekannt. Nur das wissen wir, daß er 1834 von Altona zum Abgeordneten für den holsteinischen Landtag erwählt wurde. Er starb im 65. Lebensjahre plötzlich und unerwartet. Er war ausgezeichnet durch unerschütterliche Rechtschaffenheit, rastlose Thätigkeit und Arbeitsliebe, verbunden mit gründlicher Kenntniß aller Forderungen seines Amtes und einer liebenswürdigen Humanität in ihrer Anwendung. Die ganze Stadt betrauerte seinen Verlust, wie seine Familie. Er war der erste, der von den 1835 zu einem Landtage versammelt gewesenen holsteinischen Stände-Abgeordneten durch den Tod abgerufen wurde. Ein Freund, gleich-

---

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im vorigen Jahrgang d. Nekr. S. 1039. Nr. 1004.

**) Nach dem Altonaer Mercurius.

***) Eine kurze Notiz über ihn s. im vorigen Jahrg. d. Nekr. S. 1044. Nr. 1053.

falls ein Mitglied jener Versammlung, sagt unter anderm in einem Nachruf, den er ihm widmete *), von unserm B.: „Auch er (wie Heim **) in Berlin), hatte keinen Feind. Wie auch seine Ansichten sein mochten, das Gute, das Rechte, so wie er es erkannt, war sein Ziel, Rechtschaffenheit der Stempel seiner Handlungen.

Crempdorf. D. H. Schröder.

* 19. Cuno Wolfrath v. Blücher,

kön. dän. Oberst zu Schleswig;

geb. den 16. Sept. 1773, gest. den 22. Juli 1836.

Die Familie der von Blücher stammt aus dem Mecklenburgischen und hat sich in viele Linien und Häuser getheilt. Aus mehreren Häusern sind Sprößlinge in dänische Kriegsdienste getreten. Zu diesen gehörte auch unser v. B., welcher aus dem Hause Schim stammte. Er war ein Sohn des hanoverschen Rittmeisters Christ. Wilhelm v. Bl. auf Klein-Gottesgabe und mag schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts in dem schleswigschen Infanterie-Regiment, welches in der Stadt Schleswig garnisonirt, angestellt worden sein. Im Jahr 1824 ward er Staabs-Capitän, 1831 Major in demselben und einige Jahre vor seinem Tode Oberst. Er hinterließ als Witwe Karoline Dorothea, nebst 2 Kindern.

Crempdorf. D. H. Schröder.

* 20. Christian Thomas Bargum,

Untergerichtsadvocat u. Notarius zu Leck im schleswigschen Amte Tondern;

geb. i. J. 1804, gest. Anfangs August 1836.

Sein Vater, Christian Thomas, war zuerst seit 1792 Pastor zu Enge in der Probstei Tondern im Schleswigschen und lebt noch jetzt als Pastor zu Raepstedt in derselben Probstei. Unser Christian Thomas, sein jüngster Sohn und überhaupt das jüngste seiner vier Kinder, besuchte, um sich dem Gelehrtenstande zu widmen, die Flensburger Schule und studirte dann 5 Jahre in Kiel die Rechte, wo er sich die Liebe seiner Commilitonen in hohem Grade erwarb. Nach bestandenem Amtsexamen wurde er zum Untergerichtsadvocaten ernannt, und erhielt bald darauf auch die Erlaubniß, Notariatsgeschäfte zu

*) Im Itzehöer Wochenblatt 1836. Nr. 81.
**) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 12. Jahrg. S. 706.

treiben. Anfangs wohnte er in der schleswigschen Stadt Husum, einige Jahre vor seinem Tode aber zog er nach dem Kirchdorfe Leck. Schon in Flensburg hatte er sich mit einer Demoiselle Adami, die ihm an Jahren weit überlegen war, versprochen, und diese heirathete er auch, sobald es seine Umstände erlaubten. Sie mußte ihn nur zu bald verlieren, indem er schon im 32. Lebensjahr an der Schwindsucht starb, nachdem er erst Vater eines Kindes geworden war. — Er war ein durchaus rechtschaffener Mann und wegen geselliger Tugenden sehr beliebt.

Crempdorf. D. H. Schröder.

* 21. Johann Amadeus Wendt *),

Hofrath u. Professor der Aesthetik und Geschichte der Philosophie, wie auch Mitgl. d. Societät d. Wissenschaften zu Göttingen;

geb. den 29. Sept. 1783, gest. den 15. Oct. 1836.

W. war ein Mann, der den Ruf einer, nach vielfachen Seiten gerichteten Thätigkeit in vollem Maase verdient, und wenn ihm dabei vorgeworfen wird, er habe überhaupt nur die Beschäftigung, kein festes Ziel derselben vor Augen gehabt, so soll das weniger geläugnet, als durch eine Hinweisung auf seine Lebensverhältnisse erläutert und in das rechte Licht gestellt werden. Seine Lernbegierde führte ihn schon früh den Wissenschaften zu, aber die Dürftigkeit seiner Eltern ließ ihn ohne hinlängliche Unterstützung, er mußte mehr den Verhältnissen als seinen Neigungen folgen. Er besuchte als Extraneus die Thomasschule seiner Vaterstadt Leipzig, und empfing hier von Rost und Reichenbach philologische Bildung, von dem Musikdirector des Gewandhausconcertes unentgeldlich Unterricht in der practischen und theoretischen Musik. Schon hierdurch wurde die Hinneigung zur Aesthetik begründet und es wäre zu wünschen gewesen, daß er sich dieser Richtung ganz überlassen hätte. Allein seine Eltern und seine Verhältnisse riethen zum Studium der Theologie und wirklich begann er diese Laufbahn 1801. Daß er dabei nicht über das Gewöhnliche hinauskam, läßt sich leicht ermessen, und einige Versuche zu predigen bekundeten, wie die Canzel nicht so eigentlich der Ort seiner Berufsthätigkeit sei. Mit ungleich größerm Eifer hatte er dagegen den Vorlesungen

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im vorigen Jahrg. des Nekr. S. 1261. Nr. 1298.

des Psychologen Carus zugehört, und der Umgang mit seinem nachmaligen Schwager Wagner *) führte ihn vollends der Philosophie und Kunst zu. Er promovirte in der philosophischen Facultät und beschloß nun, ganz der Philosophie zu leben. Allein jetzt wurde ihm eine Hauslehrerstelle in einer adligen Familie angeboten und wiederum mußte er den drängenden Umständen nachgeben. Die eigentliche Philosophie trat auf einige Zeit in den Hintergrund und nur verwandte Disciplinen konnte er cultiviren, namentlich, bei seinem Winteraufenthalt in Dresden, Musik und Poesie. Dann bezog er mit seinem Zöglinge die Universität und sah sich noch einmal zu einer ihm fern liegenden Thätigkeit, zum Studium der Rechtswissenschaft, genöthigt. Sein Zögling hatte diese Wissenschaft zum Beruf erwählt und W. mußte dabei die Repetitionen leiten. Im J. 1807 gab er diese Stellung auf, bereitete sich von nun an ruhig auf die academische Laufbahn vor und habilitirte sich 1808 zu Leipzig. Außerordentlicher Professor wurde er 1811, hielt vorzüglich Vorlesungen über Religionsphilosophie und philosophische Rechtslehre, und verknüpfte damit mannichfache andere Arbeiten. So wurde er Präses einer psychologischen Societät, arbeitete ästhetische und historische Artikel für das Conversationslexicon aus und strebte also nach höchst abweichenden Richtungen, die entweder nicht vollkommen oder nur in einem genialen Geiste vereinigt werden können. Auch die im J. 1816 erlangte ordentliche Professur lenkte seine Thätigkeit nicht auf diesen einen Punct. Er wurde Redacteur des Leipziger Kunstblatts von 1817—18, ferner des Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen, auch erschienen Aufsätze von ihm im Morgenblatt, in der Zeitung für die elegante Welt, in der Leipziger und Berliner musikalischen Zeitung. Dabei hielt er Vorlesungen über Psychologie, Logik, Aesthetik und Religionsphilosophie, ja sogar über Zweck, Mittel, Gegenwart und Zukunft der Maurerei. Im J. 1825 erhielt er den Titel eines großherzogl. hessendarmstädtischen Hofraths. Nach dem Tode Bouterweks **) wurde er 1829 zu der durch diesen Todesfall erledigten Professur berufen und verpflichtete sich zu Vorträgen über Aesthetik und Geschichte der Philosophie, Zweige der Philosophie, die nur Wenige mit einander vereinigten,

*) Dessen Biogr. s. im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 649.
**) — — — 6. — — — — 623.

und noch Wenigere mit Glück. Bouterwek hatte die Möglichkeit gezeigt und W. war ihm darin nachgefolgt, allein nach Wendt's Tode sind diese beiden Disciplinen, wie es nöthig war, wieder getrennt. Der Ruf, welcher W. vorausgegangen war, zog ihm mehr Zuhörer herbei, als seine Vorträge selbst und es konnte darum nur betrübend für ihn, nicht auffallend erscheinen, wenn sich die Anzahl seiner Zuhörer bald verminderte. Aus der Ferne hatte man nur sein Geistiges kennen gelernt und schätzen müssen, weil es schätzenswerth war; jetzt sah man seine Aeußerlichkeit und vergaß darüber das Wahre. Er war kleiner, schwächlicher Statur, zeigte bei seinen Vorträgen mehr Unruhe als Lebhaftigkeit und sprach mit allzu sichtbarer Anstrengung. Solche Aeußerlichkeiten sollten nun zwar bei der ernsten Wissenschaft gar nicht in Betracht gezogen werden, allein es bleibt beim Sollen so lange der Mensch ein sinnliches Wesen bleibt. Dazu kam dann noch, daß W. keiner Schule angehörte und nicht Ruhe und Muße fand, oder auch zu mild dachte, um ein eigenes System aufzubauen. Er konnte daher weder die Anhänger fremder Schulen anziehen, noch einen Kreis eigner Schüler um sich versammeln. Die Zeit war zu bewegt und durch große Gegensätze zu aufgereizt, als daß ein Eklekticismus hätte Anklang finden können. Wo Alles aufgeregt ist, hört man nicht gern die ruhigen Stimmen. Im äußern und innern Kriege gilt leider nur zu oft Neutralität den streitenden Parteien als Feindseligkeit, immer wenigstens als ein Zeichen von Schwäche. Er hatte es sich zum Zielpunct seines Strebens gemacht, das Leben mit der Schule zu vermitteln, weil er sah, wie weit beide sich in neuerer Zeit von einander entfernten. Die Schule von den lebendigern Geistern, meinte er, unterliegt dem Vorwurfe, daß sie sich selbst vernebelt und verkümmert in wesenlosen Abstractionen, während dem bewegten Leben mit vollem Rechte Zerrissenheit und Ideenlosigkeit vorgeworfen wird. Darum konnten sich denn auch, seiner Ansicht nach, beide nicht eher vereinigen, als bis aus beiden das feindliche Element ausgeschieden sei und es verdient Anerkennung und Dank, daß er diese Ausscheidung stets beförderte. Daß er dabei fremdes Leben und Denken mehr aufzufassen strebte, als mit eignen Systemen hervorzutreten suchte, begreift sich und es ist nur zu bedauern, daß dies nicht immer von seinen Beurtheilern berücksichtigt ist. — Als Schriftsteller war er außerordentlich thätig und es erschienen von ihm, außer

einer Menge größerer und kleinerer Aufsätze: De fundamento et origine dominii 1808. Durch Vertheidigung dieser Abhandlung habilitirte er sich in Leipzig. — De confusio poëseos epicae atque historiae 1811, Programm zu dem Antritt der außerordentlichen Professur in Leipzig. — Grundzüge der phil. Rechtslehre; zum Gebrauch bei Vorlesungen. Leipzig 1811. Auch in diesem Werke sieht man, wie sorgsam W. Leben und Schule zu vereinigen strebte. Die practische Ansicht schien ihm unwissenschaftlich, die wissenschaftliche unfruchtbar und darum Verschmelzung nöthig. Die Idee des Rechts entwickelt er philosophisch, um für die Rechtswissenschaft ein Grundprincip zu gewinnen und bleibt bei dieser Abstraction doch immer auf practischem Boden stehen oder kehrt wenigstens stets dahin zurück. Hätte er nur die Idee des Rechts schärfer umgränzt, wäre er mit dem Licht der Philosophie bis zu den letzten, noch immer dunklen Gründen dieser Idee hinabgestiegen, so müßte man klagen, daß dies Buch nicht allgemeiner benutzt wird. — Ueber den Gebrauch der Psychologie bei der Bibelerklärung 1816. Diese Abhandlung schrieb er als einen Beitrag zu der Lausitzer Predigergesellschaft. — De rerum principiis secundum Pythagoraeos 1827. Ein Antrittsprogramm zu der ordentlichen Professur, welche er 1816 erhielt. Ueber denselben Gegenstand erfolgte ein Aufsatz in den Berl. Jahrbüchern 1828. Stück 38 ff. Doch hat er diesen schwierigen Gegenstand nicht mit Glück bearbeitet. Reinhold in Jena gab eine besondere Schrift: Beiträge zur Erläuterung der Pythagor. Metaphysik. Jena 1827, gegen die Ansichten W.'s heraus. Zugleich traten die Schriften berühmter Zeitgenossen hervor, welche die Aufmerksamkeit auf sich herüberzogen. Vorzüglich sind hier zu nennen, Ritter, Dissin, Brandis. — Taschenbuch zum geselligen Vergnügen 1821—25. Die geachtetsten Schriftsteller unterstützten ihn bei diesen Unternehmungen und traten dadurch mit ihm in nähere Berührung. — Rossini's Leben und Arbeiten. Leipzig 1824. In dieser Schrift bewährte er seine tiefern Kenntnisse der Musik, da er das Innere der Rossinischen Werke darzulegen strebt. — Ueber Zweck, Mittel, Gegenwart und Zukunft der Maurerei. Leipzig 1828. — Tennemanns Grundriß der Geschichte der Philosophie. 3. Aufl. 1820. 4. Aufl. 1825. Diese höchst schätzbare Arbeit verdient die dankbarste Beachtung und hat sie wirklich gefunden. Sie hat nicht allein in kurzer Zeit mehrere

Auflagen erlebt, sondern ist durch Uebersetzungen in die meisten neuern Sprachen übergegangen, namentlich in das Französische, Englische und Italienische. Das zum Grunde liegende Tennemannsche Werk hat zwar großentheils den Stoff geliefert, allein es bedurfte Berichtigungen und einer bequemern Form. Beides hat W. geleistet. Die Beurtheilung der neuern Systeme genügt zwar nicht überall, allein sie standen dem Verfasser noch in der Zeit zu nahe, als daß er sie hätte klar überblicken können. Einige, wie z. B. das Herbartsche, lagen ihm dagegen in der Richtung zu fern und er konnte daher nicht mit der nöthigen Sicherheit ihren Gang zeichnen. Aber wer die Schwierigkeiten kennt, die mit der Geschichte der Philosophie verknüpft sind, wird dies nicht zu hoch anschlagen. Mit Herausgabe der größern Tennemannschen Geschichte der Philosophie beschäftigte er sich gleichfalls. — De ratione, quae inter religionem et philosophiam intercedit 1829. Programm beim Antritt der Professur zu Göttingen. — Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte dargestellt. Leipzig 1831. Die Idee des Werks ist schön und groß; mit der Ausführung, weil es ihm noch an Vorarbeiten gemangelt habe, wollte Wendt selbst nicht recht zufrieden sein. Doch fand es vielseitig Anklang. Eine Uebersetzung in das Schwedische (Betraktelser öfver den sköna Konstens Hufwud perioder. Oefversätning af C. A. Bagge. Stockholm 1835.) zeugt davon. — Neuer deutscher Musenalmanach. In Leipzig begonnen, fortgesetzt in Göttingen, dann aber unter der Leitung Chamisso's und G. Schwab's. Wendt hat nur wenig eigne Productionen geliefert, allein die Auswahl der aufgenommenen Gedichte zeugt von einem feinen Geschmack und richtigem Tact. Bei der nicht ganz ungegründeten Klage, mit Schiller und Göthe *) sei die Poesie zu Grabe gegangen, mußte eine solche Erscheinung doppelt erfreuen. Wer in die Klage unbedingt einstimmte, schlage nur W.'s Musenalmanach auf und er wird seine Meinung modificiren. Daß übrigens auch in diesem Werke die allgemeine Tendenz Wendt's, zu versöhnen, erkannt werden kann, davon überzeugt der erste Blick. Das lyrische Element tritt in neuerer Zeit aus unserer Literatur fast ganz zurück und man sieht mit Bedauern die entstandene Kluft. W. trägt ein Werkstück

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

herbei, sie auszufüllen und er hat es nicht ohne Nutzen gethan. — In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte sich W. mit Ausarbeitung einer allgemeinen Aesthetik, die aber unvollendet geblieben und deren Herausgabe kaum zu hoffen ist. In seinen häuslichen Verhältnissen erschien Wendt als ein durchaus achtungswerther und liebenswürdiger Mann. Ein frommer und in der Schule der Erfahrung gereifter Sinn gab sich überall kund. Vermählt war er mit Henriette Dölitzsch, der Tochter eines Beamten zu Leipzig, welche noch gegenwärtig zu Göttingen wohnhaft ist. Die einzige, hinterlassene Tochter ist mit einem englischen Schriftsteller, John Kemble, vermählt und lebt in London. Sie ist Erbin von des Vaters feinem, gebildeten Geiste. Wendt starb an einer Nervenlähmung. — Außer den genannten Werken gab er noch heraus: Weihgeschenk der Universität zu Leipzig bei ihrer 4. Säcularfeier den 4. Dec. 1809, dargebracht von der ästhet. Gesellsch. 2c. Leipzig 1809. — Die Religion an sich und in ihrem Verhältnisse für Wissenschaft, Kunst, Leben und zu den positiven Formen derselben. Sulzbach 1813. — Joh. Pframger, der Mönch vom Libanon, ein dramatisches Gedicht. 3. sehr veränd. Aufl. mit e. Vorrede. Leipz. 1817. — Ueber den gegenwärtigen Zustand der Musik, besonders in Deutschland. Göttingen 1836. — Lieferte viele Beitr. zu Journalen u. andern Schriften.

* 22. Heinrich Behrmann,

kön. dän. Canzleirath zu Altona;

geb. den 5. Apr. 1770, gest. den 23. Oct. 1836.

In dem Dorfe Garstedt, Kirchspiels Quickborn, in der holsteinischen Herrschaft Pinneberg, erblickte B. das Licht der Welt. Er wurde zum Gelehrten gebildet auf dem academischen Gymnasium zu Altona und studirte dann 3 Jahre zu Jena Theologie. Im J. 1802 kam er nach Kopenhagen und wurde Lehrer an dem Erziehungsinstitute von C. J. R. Christiani zu Vesterbroe bei Kopenhagen. Hierauf wurde er 1806 Adjunct und 1810 Oberlehrer an der Kathedralschule zu Rothschild, 1815 aber Archivarius bei der Schlesw.-Holst.-Lauenb. Canzlei zu Kopenhagen mit dem Titel Canzleirath. Da er sich die dänische Geschichte zum Hauptstudium erwählt und sich bereits durch Schriften als trefflichen Geschichtsforscher bewährt hatte, so ward er auch von der königl.

Gesellschaft für vaterländische Geschichte und Sprache und von der skandinav. Literaturgesellschaft in Kopenhagen zum Mitglied erwählt, wie er denn schon zu Jena Mitglied der dortigen lateinischen Gesellschaft geworden war. Bei herannahendem Alter erhielt er auf Ansuchen am 10. November 1829 die Entlassung von seinem Amt in Kopenhagen und begab sich nun als Privatgelehrter nach Altona, wo er am oben genannten Tage an der Wassersucht verschied. Er hinterließ ein Kind. — Seine Schriften sind: Geschichte König Christian des Zweiten. 1r Th. Kopenh. und Leipz. 1805. — Haandbog i den tydske prosa: iske Litteratur. Kjöbenh. 1808. — An den sidste pavelige Legats Joh. Aug. Arcemboldi Ophold og Forhold i Danmark under Kong Christian II. In den Schriften der skandin. Literaturgesellschaft von 1810. — Udsigt af den almindige Verdens Historie i 5 Tabeller. Kjöbenh. 1811. — Christian den andens fängsels-og Befrielses-Historie, efter Documenter udarbeidet. Kjöbenh. 1812. (Erschien zuerst als Schulprogr.) — Om nogle fremmede Troppers Ophold her i Danmark under Kong Christian II., og derer og Kongens Forhold mod hinanden, efter Documenter udarbeidet, som et Indbydelseskrift til den offentlige September-Examen. Kjöbenh. 1812. — Kurze Darstellung des politischen Verhaltens Dänemarks in den letzten Jahren. Kopenh. und Altona 1813. Dänisch 1814. — Geschichte Christian II. und seines Gefängnisses. Kopenh. 1813 u. 14. 2 Thle. — Grundris til Roeskilde Domkirkes og dens Monumenters Historie og Beskrivelse, med Kobbere. Kjöbh. 1815. — Kong Christian II. Historie. 2 Del. Med Kongens Portrait. Kjöbh. 1817. Außerdem lieferte er Beiträge zum Neuen dänischen Magazin und zu dem Archiv für Staats- und Kirchengeschichte. Sein im Novbr. 1834 angekündigter: Bericht über die Verhandlungen der letzten Schlesw.-Holst. Landtagscommission in den Jahren 1711 u. 1712, nach Originalurkunden, ist nicht erschienen.

Crempdorf. D. H. Schröder.

* 23. Johann Georg Friedrich Wendell,

Buchdruckereibesitzer u. Stadthauptmann zu Rendsburg in Holstein; geb. i. J. 1773, gest. d. 29. Oct. 1836.

Der Geburtsort, so wie die frühern Lebensverhältnisse dieses Mannes, der sich um Rendsburg sehr verdient gemacht hat und also hier wohl einen kleinen

Denkstein erhalten kann, sind uns nicht bekannt. Er war der Erste, der zu Rendsburg in Holstein eine Buchdruckerei anlegte. Denn obschon bereits im 17. Jahrhunderte, zur Zeit als der vielschreibende Generalsuperintendent Dr. Christian von Stöcken in Rendsburg wohnte, dort sich ein Buchdrucker niedergelassen hatte, so konnte derselbe sich doch nur einige Jahre dort halten und Rendsburg hat eigentlich nur seit 1806 eine eigentliche Buchdruckerei besessen. Wendell begann mit 1807 auch ein „Rendsburger Wochenblatt" herauszugeben, das sich bis jetzt erhalten hat und eben so gemeinnützig als unterhaltend ist. Da er die übrigen Communämter der Stadt zur Zufriedenheit seiner Mitbürger verwaltet hatte, so ward er ungefähr vor 16 Jahren zum Stadthauptmann erwählt, welche Würde er gleichfalls zur größten Zufriedenheit bekleidete. Er starb nach kurzem Krankenlager im 63. Altersjahre, hinterlassend als Witwe Anna Margaretha, geborne Mumm, Kinder und Schwiegerkinder. — Auch als Schriftsteller suchte W. zu nützen und bewies sich als solcher als ein Freund der vaterländischen Alterthümer. Denn außer dem Rendsburger Wochenblatte, dessen Redacteur er bis zu seinem Tode war, gab er noch heraus: Beschreibung der inhaltsreichen Altstädter St. Marienkirche in Rendsburg. Zum 300jährigen Reformationsfeste verfaßt. Rendsb. 1817. — Kurze Nachricht von dem, was in Beziehung auf die Feier des dritten hundertjährigen Jubelfestes der Reformation in der Altstädter St. Marienkirche durch freiwillige Beiträge verbessert worden. Rendsb. 1818.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

* 24. Cäsar Eduard Rudolph Lorentzen,

Doctor der Philosophie zu Oldesloe in Holstein;

geb. i. J. 1807, gest. den 10. Nov. 1836.

Dieser für die Wissenschaften zu früh verstorbene junge Gelehrte war ein Sohn des Justizraths, Dr. med. und Apothekers Friedrich August Lorentzen in der holsteinschen Stadt Oldesloe. Da er frühzeitig viele Talente zeigte und seine Eltern sehr vermögend waren, so wurde er dem Gelehrtenstande gewidmet. Auf der Schule gewann er die Philologie lieb und setzte auf der Universität die Beschäftigung mit derselben fort. Zu Anfang des J. 1834 ward er zu Göttingen Doctor der Philosophie. Aber schwächlich von Jugend auf, erlag

er, ins Vaterhaus zurückgekehrt, am oben genannten Tage der Schwindsucht. — Seine Inauguraldissertation (Göttingae 1834.) handelt: De rebus Atheniensium Pericle potissimum duce gestis.

Crempdorf. D. H. Schröder.

* 25. David Christoph Huber,

Pfarrer zu St. Leonhard, Zuchthausprediger und Schulrath in St. Gallen, Mitglied des wissenschaftl. Vereins, des Bibliothekcollegiums und der Hülfsgesellschaft daselbst, so wie der Predigerwitwencasse der evangel. Cantonsgeistlichkeit;

geboren den 8. März 1777, gestorben den 5. Dec. 1836.

Er wurde in S. Gallen geboren, das dritte der Kinder in der zahlreichen Familie des sanctgallischen Predigers Christian Huber. In den Schulen zeichnete er sich nicht aus; blos im Singen zeigte auch er das althergebrachte Talent seiner Familie. Nach vollendeten Schuljahren wollte er sich dem Buchbinderhandwerke widmen; allein sein Oheim, der angesehene Stadtpfarrer G. K. Scherrer, wünschte, daß er sich dem geistlichen Stande zuwenden möchte, in welchem er in ununterbrochener Reihe fünf Ahnen zählte. Nach dem i. J. 1794 erfolgten Hinscheiden seines Vaters nahm genannter Oheim ihn in sein Haus auf. Seinen Studiencurs machte er ganz in dem academischen Gymnasium seiner Vaterstadt, welches damals auch einen Lehrstuhl für die Theologie hatte. Da er aber nie Neigung für seinen Beruf gewann, so leistete er in den Studien nur das Nöthigste, doch dieses gewissenhaft. Daneben gab er sich mit Musik ab, bildete ein kleines Studentenconzert für Serenaden und vicarirte einige Zeit in den Gesangschulen des Gymnasiums. Auch nahm er zu Anfang 1798 die Stelle eines Cantors in der französischen Kirche, etwas später zugleich diejenige in der deutschen Hauptkirche (S. Laurenz) an. Am 26. Apr. 1799 bestand er sein theologisches Examen und ward hierauf am 3. Mai zum geistlichen Stand eingeweiht. Unterm 29. Juni desselben Jahrs erhielt er die Bergpfarre Tegerschen im Tokenburg, drei bis vier Stunden von seiner Vaterstadt entfernt. Das Predigen machte ihm anfänglich Mühe, ward ihm aber bald sehr geläufig und er pflegte von da an immer nur nach bloßen Schematismen vorzutragen. Seiner Gemeine gehörte er mit aller Treue und steter Dienstfertigkeit an. Vergeblich war seine

Bemühung, das neue Kirchengesangbuch S. Gallens auch in Tegerschen einzuführen. Gegen Ende 1799 hatte er sich mit Elisabeth Zollikofer von Altenklingen, von S. Gallen, verehelicht. Im Januar 1801 starb ihm diese seine Gattin und er verehelichte sich zum zweiten Mal, im Sept. 1801, mit Maria Barbara, einer Tochter des Rathsherrn Kaltschmidt von Lindau. In gleichem Monat berief ihn der Schulrath von S. Gallen in seine Vaterstadt zurück, indem er ihm die Lehrerstelle an der fünften Classe des Gymnasiums (eigentlich eine Realschule) übertrug, womit auch ein Antheil an der Pfarre Linsebühl *) verbunden war. Zugleich ward er zum Katechet in S. Leonhard gewählt und bald darauf auch zum Gesanglehrer. Zu Anfang des Jahrs 1804 vertauschte er die Katechisation zu S. Leonhard mit derjenigen am Linsebühl. Freiwillig trat er bei der neuen Schuleinrichtung im Frühjahr 1805 aus seiner Realschule und ließ sich die zweite Primarschule gefallen. Doch im nämlichen Jahre verließ er mit einigen seiner Collegen die Vaterstadt wieder. Die Cantonsregierung hatte ihn, auf das Gesuch der Gemeine hin, am 10. Juni zum Pfarrer zu Bernang im Rheinthal, erwählt. In der schönen, fruchtbaren Gegend verlebte er angenehme Jahre im Schooße seiner anwachsenden Familie und der ihn um seiner Rechtlichkeit, Dienstbeflissenheit und Amtstreue willen ehrenden Gemeine. Seine Amtsgenossen wählten ihn im Aug. 1809 zum Actuar des Capitels Rheinthal; auch war er zur Einführung des sanctgallischen Gesangbuchs sehr thätig. Gleichwohl ließ er sich, auf Betrieb seines Oheims, Decan Scherrer, gern wieder nach S. Gallen zurückberufen, namentlich um der sich mehrenden Bedürfnisse seiner Familie willen. Der Gemeinderath übertrug ihm unterm 25. Mai 1813 die zweite Pfarrstelle zu S. Leonhard. Den 6. Juli ward er Mitglied des Examinationcollegiums und folgenden Tags Actuar derselben. Mehrere kleinere Stellen übergehen wir. Den 31. August 1815 übertrug der Schulrath ihm die dritte und vierte Primarschule am (sogenannten) Gymnasium. Dabei blieb er gleichwohl in seiner Pfarrstelle. Als treuer und tüchtiger Geschäftsmann sah er sich noch obenein bald zu dieser, bald zu jener kleinern Beamtung

---

*) Filialkirchlein in der Bannmeile S. Gallens, seit 1834 zur wirkl. Pfarrei (jedoch nur unter dem Titel von Pfarrabtheilung) erhoben.

gezogen — so im J. 1816 zum Actuariat der Synode, des evangel. Cantons-Kirchenraths und des Capitels S. Gallen. Im Mai 1820 ward er Katechet in der S. Magnuskirche, im März 1822 Registrator in der Stadtbibliothek und Mitglied der Stadtkirchenvorsteherschaft. Am 2. Juli gleichen Jahres beehrte die Cantonssynode ihn mit einer Stelle im Kirchenrath. Seine Genauigkeit im Führen von Protocollen war ausgezeichnet; sein Verstand und seine strenge Rechtlichkeit machten ihn den Behörden sehr nützlich. Bei der im Spätjahr 1823 abermals vorgenommenen Umgestaltung der öffentlichen Lehranstalten S. Gallens erhielt er am 20. Dec. die Stelle eines Vorstehers sämmtlicher Primarschulen und eines Lehrers der obersten Classe derselben. Auch jetzt noch blieb er daneben in seiner Pfarrstelle. Dagegen legte er vor und nach einige andere der obgenannten und nichtgenannten kleinern Beamtungen nieder. Im Juni 1824 ward er Registrator primarius und Actuarius an der Stadtbibliothek. Dies blieb er bis 1828, in welchem Jahr er auf neue sechs Jahre hin als Kirchenrath bestätigt wurde. Die bürgerliche Umgestaltung des Cantons S. Gallen war auch von kirchlichen Veränderungen begleitet. In der Hauptstadt wurde der Grundsatz der durchgängigen Trennung der Pfarr- von den Schulstellen durchgeführt. Die Hälfte der Predigerposten ward eingezogen, um die noch bestehenden besser einrichten und besolden zu können. Auch die Kirche S. Leonhard verlor den einen ihrer Pfarrer. Huber blieb ihr allein übrig, nachdem er schon vor der Resignation seines Collegen durch die am 2. März 1834 versammelte Gemeine als deren eigentlicher Hauptpfarrer bezeichnet worden war. Nun trat er aus seiner Schulstelle aus, ließ sich in seinem Kirchsprengel nieder und beschäftigte sich emsig mit allen ihm obliegenden neuen Einrichtungen. Im Sommer des letztgenannten Jahrs ward er von der Stadtbürgerversammlung auch zum Mitgliede des Schulraths ernannt. Seit einigen Jahren hatten seine Kräfte ein wenig zu wanken angefangen und er hatte namentlich mit rheumatischen Uebeln zu kämpfen. Gegen Ende Nov. 1836 ward er von der Lungenentzündung befallen und die Entleerung eines Lungengeschwürs brachte ihn in große Gefahr; auch entkräftete ihn Fieber. Nach einem geringen Anschein von Besserwerden führte der Ausbruch eines zweiten Lungengeschwürs in der Nacht vom 4. auf den 5. Decbr. einen tödtlichen Stickfluß herbei. Sein

Ende war ihm und Jedermann unerwartet, da er, ungeachtet wiederholter Störungen in seiner Gesundheit, immerhin ein Mann zu sein geschienen, der noch eine Reihe von Jahren hätte ausdauern können. — Geschicklichkeit und Genauigkeit in Geschäften, pünctliche Amtstreue, unbestechliche Rechtlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, einfaches, aller Ziererei völlig fremdes Wesen waren die Eigenschaften und Vorzüge, die ihn besonders auszeichneten; auch war er dienstfertig, freigebig und gastfreundschaftlich. Sein Wandel war unbescholten. Seine Kühnheit gegen alles, was ihm an Andern, auch den Angesehensten, als unrecht erschien, seine Strenge im Worthalten, seine Unnachsichtigkeit in der Erziehung konnte bis zur Uebertreibung gehen. Vielleicht war er der zuverlässigste Mann seiner Zeit in S. Gallen. Das ideale Gebiet war ihm fremd. Seine theologischen Ansichten ermangelten der Tiefe und waren, wie Alles in ihm, unveränderlich abgeschlossen. Er studirte nur asketische und Pastoralliteratur. In seiner Predigerwirksamkeit war er nicht besonders glücklich — etwa Casualreden ausgenommen. Darum war ihm auch das Predigen um so weniger lieb. Der geistvolle Decan Scheitlin, durch mehr als acht Jahre sein College an der S. Leonhardskirche, sagte von beider Predigtweise vergleichend, daß seine eigne „idealer Rationalismus," diejenige Hubers „moralischer Empirismus" gewesen sei. Uebrigens war Huber weit mehr als Scheitlin Rationalist im gewöhnlichen Sinne des Worts. H. hinterläßt einen Sohn, der unter die schätzenswerthesten jüngern Geistlichen im Canton S. Gallen gehört.

Bernet.

* 26. Friedr. Aemil Georg v. Warnstedt *),

kön. dän. Kammerherr, Oberlandwege-Inspector in Holstein und Ritter vom Dannebrog, zu Traventhal;

geboren i. J. 179., gestorben d. 10. Dec. 1836.

Ueber den Geburtsort und die Jugendverhältnisse dieses für Holstein zu früh in der Blüthe seiner Jahre verstorbenen Mannes sind wir nicht unterrichtet. Er wurde bald nach vollendeten Studien zum kön. dänischen Kammerjunker ernannt und erhielt i. J. 1824 das Amt

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im vorig. Jahrgange d. Nekr. S. 1272. Nr. 1436.

eines Oberlandwegeinspectors im Herzogthum Holstein, welchem er mit vielem Eifer vorstand. Daher wurde er bereits den 22. Mai 1826 kön. dänischer Kammerherr und nach einigen Jahren auch Ritter vom Dannebrog. Sein Wohnort war die Stadt Plön; er starb aber, nach langen und schweren körperlichen Leiden, auf dem Schlosse Traventhal. Verheirathet ist er nicht gewesen. Er hinterließ einen zu Plön wohnenden Bruder, H. A. v. Warnstedt, Forst- und Jägermeister im Herzogthum Holstein und Ritter vom Dannebrog. Unser v. Warnstedt war ein sehr kenntnißreicher Mann, insbesondere auch als Vorstandsmitglied der einige Jahre vor seinem Tode zu Kiel gestifteten Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer sehr thätig und suchte auch als Schriftsteller zu nützen. — Er ließ nämlich drucken: Die Insel Föhr und das Wilhelminenseebad. Mit 2 Karten u. 5 Zeichnungen. Schlesw.-Holst.-Inst. (Hamb. b. Perthes u. Besser in Comm.) 1824. — Ueber das Macadamisiren 1824. — Einige Notizen über die Ausführung einer Steinschlagstraßenanlage auf der Landstraße von Plön nach Lübeck, angelegt auf allerhöchsten Befehl i. J. 1825—26 in einer Länge von 284 zwanzigfüßigen Ruthen oder 355 Quadratruthen. In Falck's staatsbürgerlichem Magazin Band 7. Heft 2 (1827). — Ueber die im Studirzimmer abgestochene Wegeslinie von Rendsburg nach Neumünster. Hamburg 1832. — Die Travensalzer Saline bei Oldesloe und Nachrichten über die in den J. 1831 und 1832 daselbst gemachten Bohrversuche. Manuscript für Freunde des Vaterlands. — Ueber Alterthumsgegenstände, auf welche die Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer die Aufmerksamkeit ihrer Mitglieder u. sonstiger Freunde u. Beförderer der Forschungen üb. den frühesten Zustand d. Vaterlands u. seiner Bewohnung hinzuleiten wünscht. Eine Ansprache, entw. u. ausgearb. Kiel 1835.

Crempdorf. D. H. Schröder.

* 27. Christ. Hermann Theodor Petersen *),

Bürgermeister der Stadt Heiligenhafen in Holstein;
geb. i. J. 1776, gest. den 23. Dec. 1836.

Von den Lebensumständen dieses edlen Mannes ist uns nur bekannt, daß er bald nach vollendeten Universitäts-

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im vorig. Jahrgange d. Nekr. S. 1274. Nr. 1457.

jahren die Bürgermeisterwürde zu Heiligenhafen in Holstein erlangte und am oben genannten Tage plötzlich durch einen Nervenschlag seiner Gattin und seinen Kindern entrissen wurde. Früher war er auch Justitiar mehrerer adligen Güter. Seine Gemeine widmete ihm im Altonaer Mercurius folgenden ehrenvollen Nachruf: „Länger als 30 Jahre war er der Vater unserer kleinen Stadt und obgleich in spätern Jahren seine Wirksamkeit durch körperliche Schwächen oft gehemmt war, können wir ihm doch den Ruhm nicht versagen, daß er in aller Zeit das Gute gewollt, gesucht und nach seinen Kräften unter uns gefördert hat. Seine Pflichten und Geschäfte waren ihm heilig; zu Rath und That war er Jedem zugänglich; Arme, Verlassene, Unterdrückte fanden bei ihm eine Zuflucht und selbst die Schlechten mochte er nicht sinken lassen. Vermöge seiner besondern Richtung, nach seinen Kenntnissen und Fähigkeiten und wegen seiner ausdauernden seltenen Thätigkeit wäre der Verstorbene als Beamter in einem höhern Collegium wohl mehr an seinem Platze gewesen; doch hat er auch um die hiesige Commune seine sehr großen, vielleicht nicht genug anerkannten Verdienste. Und wenn wir dazu erwägen, wie hoch er als Mensch und als Christ in einem sittlich reinen frommen Leben unter uns da stand, so wird sein Andenken gewiß noch lange in Segen bleiben."

Crempdorf. D. H. Schröder.

* 28. Andreas Christoph Lindenhan,

königl. dänischer Justizrath und Bürgermeister zu Hadersleben, im Schleswigschen;

geb. den 17. Febr. 1774, gest. den 31. Dec. 1836.

Lindenhan wurde zu Hadersleben im Herzogthum Schleswig geboren, studirte die Rechte zu Kiel und wurde 1793 auf dem Schlosse Gottorf bei der Stadt Schleswig examinirt. Bald darauf erhielt er die Bestallung als Untergerichtsadvocat und erlangte eine bedeutende Praxis. Im J. 1814 wurde er zum Bürgermeister in seiner Vaterstadt ernannt. Daß er dieses Amt zur Zufriedenheit seines Landesherrn verwaltet habe, leuchtet daraus hervor, daß er 1825 zum königl. dän. Justizrath ernannt wurde. — Lindenhan war ein sehr gebildeter und gelehrter Mann und ein eben so gründlicher Philosoph als geistreicher Dichter. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich hauptsächlich mit der vater-

ländischen Geschichte. Er starb im 63. Altersjahre und hinterließ von 10 Kindern drei Söhne. Einer derselben lebt in Schweden, ein zweiter, Gustav Adolph mit Namen, ist Auditeur beim Leibregiment der Königin von Dänemark, welches in Glückstadt garnisonirt. — L.'s schriftstellerische Leistungen sind folgende: Adelaide. Ein Gedicht in 7 Gesängen. Gotha 1815. — Dichtungen. Schleswig 1822. — Unsterblichkeit. Ein Gedicht in 2 Gesängen. Altona 1823. — Das gerettete Malta. Ein episches Gedicht in 22 Gesängen. 2 Thle. Altona 1829. (Bruchstücke aus diesem Gedichte stehen in Winfrieds Nordalbingischen Blättern [Hamb. 1820.] und in den Originalien von G. Lotz von 1826 bis 1828.) — Viele Beiträge, ästhetischen und historischen Inhalts zu W. G. Beckers Erholungen, G. Lotz Originalien, seit 1820, Halems Irene, zum Morgenblatt, zum Taschenbuch Eidora, zu Winfrieds Nordischem Musenalmanach, dessen Ruinen und Blüthen, zu Niemanns Vaterlandskunde, zu Lotz Taschenbuch „Wintergrün“ u. den Schl. Holst. Lauenb. Provinzialberichten.

Crempdorf. D. H. Schröder.

---

1 8 3 7.

---

29. Carl Ferdinand Friese,

Staatssecretär u. Chef-Präsident der königl. Bank zu Berlin; geb. den 23. Juli 1770, gest. den 5. (4.) Jan. 1837 *).

Sein Vater, der Amtsrath und Generalpächter des königl. Domänenamts Riesenburg war, starb i. J. 1797. Friese's Geburtsort ist jedoch nicht Riesenburg, sondern das adlige Gut Kanten, wo seine Mutter ihre Eltern, deren Eigenthum dies war, damals eben besucht hatte. F. genoß nie Schulunterricht, sondern wurde mit seinem jüngern Bruder ganz im elterlichen Hause erzogen und von Hauslehrern gebildet und es ist ein rühmliches Zeugniß

*) Nach der: Preuß. Staatszeitung 1837, Nr. 39 u. 40.

für die Kenntnisse, den Fleiß und die Treue des letzten dieser Lehrer, daß Friese, der sich seiner oft dankbar erinnerte, schon nach kaum vollendetem 16. Lebensjahre mit glücklichem Erfolge zur Universität übergehen konnte. Da im J. 1780 die Juristenfacultät zu Königsberg nur mit einem einzigen Professor, dem D. Holtzhauer besetzt war, der zwar den Ruf eines sehr achtbaren Lehrers hatte, aber doch nicht allen Obliegenheiten dieser Facultät genügen konnte, so bezog Friese die Universität zu Frankfurt a/O., um daselbst die Rechte zu studiren. Er blieb dort anderthalb Jahre und ging dann, Ostern 1788, mit einer besondern Empfehlung seines vorzüglich geachteten Lehrers Madihn nach Halle, woselbst er zunächst unter Westphals Anleitung seine Universitätsstudien beendete. Sie waren zwar wesentlich nur auf Ausbildung zum Geschäftsmann in der Justizverwaltung gerichtet: aber der Geist dieser beiden Lehrer bewahrte ihn glücklich vor dem oberflächlichen Treiben, welches eben damals in der academischen Vorbereitung zur Rechtspraxis an der Tagsordnung wer. Die staatswirthschaftlichen Ansichten, welche F. schon am Anfange seines Geschäftslebens auffaßte und bis zum Ende desselben festhielt, wurden nicht durch academische Vorträge in ihm erzeugt, sondern entstanden durch freie Aneignung der Ideen, welche zu jener Zeit in Umlauf kamen. Er nahm daraus in sich auf, was ihn durch einleuchtende Wahrheit anzog und was ihm unbefangene Beobachtung im Leben selbst bestätigte. Im November 1790 trat Friese, wenig über 20 Jahre alt, in den Staatsdienst, als Auscultator bei der damaligen Regierung, jetzt dem Oberlandesgericht in Marienwerder. Er entwickelte hier früh eine gewisse Gewandtheit und gewissenhafte Treue im Geschäftsbetrieb und wurde deshalb bereits mittels Bestallung vom 10. August 1793 im Bezirke des gedachten Landesjustizcollegiums als Justizcommissarius und Notarius angestellt. Fast gleichzeitig damit (11. September 1793) geschah seine Ernennung zum Assistenzrathe bei der Justizdeputation der Kriegs- und Domänenkammer zu Marienwerder. Diese Justizdeputationen bestanden aus einigen besonders zur Justiz vereidigten Mitgliedern der Kriegs- und Domänenkammern und aus einigen nicht bei den Kameralgeschäften betheiligten Personen unter der Benennung Assistenzräthe, die gewöhnlich aus der Zahl der Justizcommissarien gewählt wurden. Ihnen lag diejenige Rechtspflege ob, welche damals noch den Kriegs- und

Domänenkammern vorbehalten war. Die Verhältnisse jener Zeit waren der Beförderung fähiger junger Männer besonders günstig. In den großen Erwerbungen, welche dem preußischen Staate in den Jahren 1793 und 1795 zufielen, einer Bodenfläche von 1842 geogr. Quadratmeilen, von mehr als 2 Millionen Menschen bewohnt, mußte Justizpolizei und Finanzverwaltung ganz neu geschaffen und das Personal dazu aus den Beamten der alten Provinzen entnommen werden, wodurch überall Stellen erledigt wurden. Die Geschäftskenntniß und Diensttreue des Assistenzraths F. konnten hierbei nicht übersehen werden und er wurde deshalb schon im 26. Lebensjahre 1796 zum Kriegs- und Domänenrath und zweiten Justitiarius bei der westpreuß. Kammer zu Marienwerder befördert. Schon um diese Zeit begannen in den östlichen Provinzen des preußischen Staats Veränderungen in der Verwaltung hervorzutreten, welchen wesentlich dieselben Ansichten und Ueberzeugungen zum Grunde lagen, die nach dem Frieden zu Tilsit einen gänzlichen Umschwung der Polizei- und Finanzgesetzgebung im preuß. Staate bewirkten. Der Freiherr v. Schrötter, entsprossen aus einer Familie, die im Besitze beträchtlicher Familiengüter war, hatte sich von frühester Jugend an dem Militärdienste gewidmet, war darin durch alle Grade bis zum Stabsofficier gestiegen und stand zuletzt als Mitglied in der Abtheilung des Oberkriegscollegiums für die Cavallerie, als er plötzlich zur Kameralverwaltung überging, als Oberpräsident nach Preußen gesandt und wenige Jahre nachher zum Staatsminister im Generaldirectorium und Chef der sechs Kriegs- und Domänenkammern zu Königsberg, Gumbinnen, Marienwerder, Bromberg, Plozk und Bialistock befördert wurde. Schrötter ermaas die Bedürfnisse dieser großen Landestheile nach dem, was ein ausgebreiteter Umgang mit den angesehensten Gutsbesitzern, höhern Militär- und Civilbeamten und eigne Ansicht ihn gelehrt hatten und er fühlte in sich den Muth und die Kraft, diesen Bedürfnissen allmälig fortschreitend abzuhelfen. Seine Gehülfen hierin waren Männer aus den Familien theils der ansehnlichsten Gutsbesitzer, theils der Generalpächter der weitschichtigen Domänen der Provinz, größtentheils in derselben selbst gebildet und wenn auch jünger an Jahren, doch durch ihre Lebensverhältnisse mit dem Zustande der Landwirthschaft und der Landleute aus eigener Ansicht bekannt. Noch im letzten Jahrzehend des achtzehnten

Jahrhunderts war Odessa kaum im Entstehen, Riga noch nicht einmal ein Wechselplatz. Der zweite Landstrich zwischen den Carpathen, dem Dneper, der alten Grenze Polens längs Kurland und Ostpreußen bis über die Weichsel hinaus, konnte diejenigen Erzeugnisse, welche den weitern Landtransport nach Breslau, Frankfurt a/O. und Leipzig nicht vertrugen, nur an den Mündungen des Niemen und der Weichsel absetzen. Hier holten sie früher die Holländer, später die Briten ab und leisteten dagegen Zahlung in überseeischen Waaren und baarem Gelde. Der preußische Kaufman war der Vermittler in diesem Handel und nützte das natürliche Monopol seiner Lage zu einem bequemen und einträglichen Geschäfte. Der preußische Landwirth hatte vor dem polnischen voraus den Vortheil des kürzeren Transports und der Möglichkeit in der Nähe den günstigsten Zeitpunct zum Absatz abzuwarten. Hierin lag ein großer Reiz durch fleißigern Anbau mehr für die Ausfuhr zu erzeugen und es schien um so gerathener, die ganze Kraft der Provinz auf die Benutzung ihres Bodens zu wenden. Dem preußischen Kaufmann entging dagegen nicht, daß die Ducaten, welche die Polen von ihm empfingen, auf die Leipziger Messe wanderten, um dort Fabrikwaaren einzukaufen. Auch diesen Handel konnte er sich aneignen, wenn er englische Fabricate in eben der Auswahl und zu gleichen Preisen anbieten durfte. Daran hinderten ihn aber die Einfuhrverbote, welche zu Gunsten der Fabriken in den deutschen Provinzen des preuß. Staats bestanden. Deshalb ward das Verlangen nach Handelsfreiheit in dieser Beziehung sehr lebhaft. Salz, Eisen und Heringe fielen zu sehr ins Gewicht, um aus Deutschland bezogen zu werden und einem großen Theil von Polen lagen auch die Karpathen zu fern, um Salz und Eisen aus ihren Bergwerken zu beziehen; diese sehr allgemeinen Bedürfnisse mußten demnach großentheils aus den Ostseehäfen entnommen werden; aber auch hier traten der vortheilhaftesten Versorgung der kaufmännischen Waarenlager das Salzmonopol des Staats und die Auflagen auf schwedisches Eisen zu Gunsten des oberschlesischen und auf nordischen Hering zu Gunsten des Emder entgegen. Auch Zucker, Kaffee und Taback unterlagen so hohen Einfuhrabgaben oder doch wenigstens so lästigen Controlen für die Durchfuhr, daß auch darin die preußische Kaufmannschaft die Mitbewerbung der von der Natur sonst wenig begünstigten curischen Häfen

scheute. So standen die Interessen der Provinzen Ost- und Westpreußen, als der Freiherr von Schrötter sein Ministerum antrat und deshalb mußte ein staatswirthschaftliches System seinen vollen Beifall finden, nach welchem das Steigen der Bodenrente das sicherste Kennzeichen der öffentlichen Wohlfahrt und der freie Verkehr das kräftigste Förderungsmittel desselben, jeder Schutz von Gewerben, welche sich nicht durch eigene Kraft gegen freie Mitwerbung zu halten vermögen, aber ein verderbliches Unternehmen ist. Es war demnach das Bedürfniß des Orts und der Zeit, was Adam Smiths Lehren schon damals, im zweiten Jahrzehend nach ihrem ersten Hervortreten, den allgemeinsten Beifall der gebildetsten Landwirthe, Kaufleute und Geschäftsmänner in Ost- und Westpreußen und den besonderen Schutz des Provinzialministers verschaffte. Es stand nicht in seiner Macht, dem Handel vorerst die Beschränkungen abzunehmen, worüber die Kaufmannschaft sich beklagte, doch gewann die Meinung, daß mit Behutsamkeit dahin gewirkt werden müsse, gehoben durch sein Ansehn und genährt durch seine Umgebungen, auch in dem Kreise der Staatsdiener immer mehr Eingang. Kräftiger konnte dagegen schon damals die Vermehrung des Ertrags der Ländereien gefördert werden. Zunächst ward in der Schrötterschen Verwaltung der Ueberzeugung Raum gegeben, wie verderblich aller Frohndienst dadurch wirke, daß er die Völker an träges gedankenloses Treiben und an Zeitverschwendung gewöhnt. Demzufolge ward die Ablösung des Schaarwerks gegen eine Abgabe auf die weiten Domänenländereien eingeleitet und großer Schwierigkeiten ungeachtet, welche die Neuheit des Unternehmens aufregte, glücklich durchgeführt. Gleichfalls ward erkannt, daß auch der einsichtsvolle, betriebsame und vermögende Zeitpächter dem Boden nicht den Ertrag abzugewinnen vermag, der mit gleicher Einsicht, Betriebsamkeit und Capitalkraft von dem erblichen Eigenthümer erzeugt werden kann, weil jenem stets die gleiche Freiheit in der Bewirthschaftung und die gleiche Sicherheit des Genusses der spätesten aber wichtigsten Früchte einer durch langjährige, folgerechte Arbeit erzeugten Veredlung des Bodens mangelt. Demgemäß ward auf Vererbpachtung der Domänenländereien, als Annäherung auf die Eigenthumsverleihung, möglichst hingewirkt, da deren vollständige Veräußerung damals noch unstatthaft war. Endlich ward auch erkannt, wie gemeinschädlich alle Bannrechte dadurch werden, daß der Zwang zwischen

Berechtigten und Verpflichteten das Maas für die Leistungen aufhebt, die beide Theile mit Billigkeit von einander fordern können; ein Maas, das dauernd nur allein durch die Freiheit der Mitbewerbung so festgestellt werden kann, daß Jedermann die Nothwendigkeit anerkennt, sich dabei zu beruhigen. Demgemäß konnte auch die Ablösung des Mahl- und Getränkezwangs in den Domänen zwar in jener Zeit noch nicht allgemein durchgeführt, doch durch Begünstigung in einzelnen Fällen eingeleitet werden. Die gewerblichen Verhältnisse der Jahre 1796 bis 1805 begünstigten Ablösungen und Vererbpachtungen sehr. Die Bodenrente stieg schnell und beträchtlich: der Handel ging lebhaft. England entnahm jährlich große Beträge von Weizen, Bau- und Nutzholz aus der Ostsee und bezahlte dafür hohe Preise, Holland und Schweden brauchten noch jährlich Roggen, das südliche Spanien Bauholz. Die Zufuhr aus den vormals polnischen Provinzen war ansehnlich: nach der Auflösung des polnischen Reichs trat in allen Theilen desselben eine größere Regsamkeit zu wirthschaftlichen Verbesserungen ein und es wurden große Capitale darin angelegt. In Preußen ward oft ausgesprochen: wir fabriciren Weizen für England, England Baumwollenzeuge für uns. Jedermann war von der Fortdauer dieses Zustandes überzeugt: man überbot sich in Einkaufsgeld auf Erbpachten nach hohen Anschlägen und übernahm mit Leichtigkeit ansehnliche Geldrenten zur Ablösung von Naturalleistungen und Diensten. Ueberall zeigte sich demnach auch wachsendes Einkommen bei diesen Veränderungen. — Es bedurfte dieser Uebersicht des damaligen Zustandes von Ost- und Westpreußen, um die Richtung zu bezeichnen, in welcher auch der Kriegs- und Domänenrath F. thätig mitzuwirken veranlaßt war. Er that dies mit solcher Auszeichnung, daß er sich bald das besondere Vertrauen des Präsidenten v. Auerswald *) erwarb, der auch aus dem Militärdienst zur Bewirthschaftung seines Ritterguts, dann zur Landrathstelle, ferner zur Direction der ständischen Feuersocietät und endlich zur Kameralverwaltung übergegangen, als Präsident erst der Kriegs- und Domänenkammer zu Marienwerder, dann als gemeinschaftlicher Präsident der Kammern zu Königsberg und Gumbinnen, der thätigste Beförderer der vorstehend beschriebenen Unternehmungen war. Friese's Leistungen als Mitglied der westpreußischen Kammer erwarben ihm

*) S. N. Nekr. 11. Jahrg. S. 922.

endlich auch den Beifall des Staatsministers v. Schrötter in solchem Maaße, daß er ihn unter seiner unmittelbaren Leitung nach Berlin berief und ihm Verträge im preuß. Departement des Generaldirectoriums übertrug. Hier empfing er unterm 26. Septbr. 1805 die Bestallung als Geheimer Kriegs- und Domänenrath. Als der Minister von Schrötter in Folge der Unfälle im Spätherbste des Jahres 1806 Berlin verließ, erhielt F. Befehl, ihn nach Preußen zu begleiten. Er blieb dort stets in der Nähe seines Chefs und hatte den wesentlichsten Antheil an den Anordnungen, welche während der nächstfolgenden höchst schwierigen Zeit von demselben ausgingen. Der Friede zu Tilsit vom 9. Juli 1807 traf die große Masse der Nation um so schmerzlicher, als sie bis dahin in dem Vorrücken der französischen Heere nur vorübergehende Erfolge gesehen, dauernde Folgen desselben von solchem Umfange jedoch keineswegs geahnet hatte. In der großen Mehrzahl lebte fortan das Gefühl: es müsse jede noch vorhandene Kraft aufgeboten werden, um die wesentliche verlorene Selbstständigkeit wiederum zu erringen und kein Opfer sei zu theuer, kein Mittel zu bedenklich, wenn es zu diesem Zwecke führe. Hiermit schwanden die Hindernisse, welche bisher noch einer vollständigeren Anwendung der Ueberzeugungen entgegenstanden, die schon seit einem Jahrzehend in dem Wirkungskreise des Ministers von Schrötter leitende waren. Es trat hinzu, daß Ostpreußen unmittelbar nach dem Tilsiter Frieden vereinzelt stand, weil die französ. Verwaltung westwärts der Weichsel vorerst noch fortdauerte: die besondern Bedürfnisse dieser Provinz traten daher überwiegend vor und ihr Zustand erleichterte wichtige Fortschritte. In Ostpreußen machte nie, wie vormals größtentheils in Deutschland, die Luft erbunterthänig: das ist, Niemand ward daselbst Erbunterthan des Grundherrn, weil er sich auf seiner Besitzung niederließ. Nur allein durch Geburt ward die Erbunterthänigkeit fortgepflanzt und da die Pest von 1710 die Dörfer besonders entvölkert hatte und ein sehr großer Theil der jetzigen Landbewohner aus Abkömmlingen fremder und einheimischer Anzöglinge besteht, so befanden sich überall viel freie Leute unter den Erbunterthanen. Ueberall hatte schon Friedrich Wilhelm I. im J. 1722 die Erbunterthänigkeit auf seinen ostpreuß. Domänengütern aufgehoben, wozu fast drei Viertheile Litthauens und auch sehr beträchtliche Ländereien in den übrigen Theilen Ostpreußens gehörten. Der Unterschied

zwischen freien und erbunterthänigen Landbewohnern trat deshalb hier um so schärfer vor und die Nachtheile, welche dem Grundherrn selbst aus diesem Verhältniß erwuchsen, waren so einleuchtend, daß schon bei Bearbeitung des ostpreußischen Provinzialrechts die Stimme für Aufhebung der Erbunterthänigkeit fast überwiegend wurde. Ostpreußen hatte keine Fabriken von einiger Erheblichkeit: es bestand daher kein Provinzialinteresse, den Eingang fremder Fabrikate zu beschränken und volle Handelsfreiheit erschien daher hier unbedenklicher, als in irgend einem andern Theile des preußischen Staats. Daher ward auch wirklich schon in jener trüben Zeit die Einfuhr aller fremden Fabrikate ostwärts der Weichsel gegen eine Steuer von nur einem Zwölftheile des Werths gestattet, während sie westwärts der Weichsel erst mit dem Anfange des Jahres 1819 in Folge des Gesetzes vom 26. Mai 1818 erlaubt werden konnte. So begünstigte der Zustand von Ostpreußen in diesen zwei wichtigen Beziehungen und wohl noch in vielen minder klar hervortretenden die neue Regierung der Gesetzgebung, welche sich von dort aus seit 1807 über den ganzen Staat verbreitete. So lange der Sitz der Regierung desselben in Ostpreußen verblieb und ein besonderes Provinzialministerium bestand, war der Freiherr v. Schrötter hierbei sehr wesentlich thätig und Friesen übertrug sein Vertrauen eine sehr wirksame Theilnahme. In Ostpreußen ward schon i. J. 1808 der Mühlenzwang gegen eine angemessene Entschädigung aufgehoben, den Inhabern der Bauergüter auf den Domänen das volle Eigenthum ihrer Höfe verliehen, der Zunftzwang in dem Gewerbe der Bäcker und Schlächter abgestellt und der Verkehr auf den Wochenmärkten der Städte von den bisherigen Beschränkungen befreit. Besonders verdienstlich erscheint Friese's Antheil an den wichtigen organischen Gesetzen, welche in den beiden letzten Monaten des Jahres 1808 den Haushalt der Städte und die Verhältnisse der obersten Verwaltungsbehörden ganz neu gestaltet haben: namentlich also an der Städteordnung vom 19. November, dem Publicandum wegen veränderter Verfassung der obersten Staatsbehörde vom 16. Decbr., der Instruction für die Oberpräsidenten vom 23., der Verordnung wegen veränderter Einrichtung der Provinzialpolizei und Finanzbehörden vom 26. und der Geschäftsinstruction, gleichfalls vom 26. des vorbenannten Monats. In Folge dieser Gesetze wurden für die innere Verwaltung

des ganzen Staats drei Ministerien, des Innern, der Justiz und der Finanzen errichtet. Das erste derselben erhielt der Graf Dohna-Schlobitten *), früher Geheimer Finanzrath im Departement des Staatsministers v. Schrötter, es enthielt 4 Abtheilungen, für Polizei, Gewerbe, Unterricht und Gesetzgebung; bei der ersten, welcher der Minister selbst unmittelbar vorstand, ward F. als erster vortragender Rath mit dem Character als Staatsrath unterm 6. Dec. 1808 angestellt. Im Decbr. 1809 ward der Sitz der Regierung wieder nach Berlin verlegt und Friese kehrte nun auch dahin zurück. Besonders wichtig schienen damals zwei organische Gesetze, wodurch die Verfassung der ländlichen Gemeinen festgestellt und eine allgemeine Verpflichtung zum Militärdienst eingeführt werden sollte. Zum ersten entwarf F. im Auftrage des Grafen zu Dohna eine ländliche Communalordnung; die Schwierigkeit, ein selbstständiges Gemeinwesen mit der Beachtung der grundherrlichen Rechte zu vereinigen, ist indeß vielfach wiederholter Versuche ungeachtet bis jetzt unauflöslich geblieben. Auch die Verhandlungen wegen Einführung der allgemeinen Militärpflichtigkeit, woran Friese, als Abgeordneter des Ministeriums des Innern, einen ehrenhaften Antheil nahm, gediehen erst später zur Reife und es trat dieselbe erst durch das Gesetz vom 3. Sept. 1814 vollständig ins Leben. Ueberhaupt schien das Bedürfniß dieser düstern Zeit eine größere Einheit der Ansichten und entschiednere Richtung der Verwaltung zu fordern, als die für einen ruhigern Zeitraum berechnete Vertheilung der Geschäfte vorerst gewähren konnte. Der König stellte daher mittels Cabinetsordre vom 6. Juni 1810 den Freiherrn, nachmals Fürsten von Hardenberg als Staatskanzler an die Spitze der Verwaltung. Die Ministerien der Finanzen und bald nachher auch des Innern lösten sich nun in ihre einzelnen Abtheilungen auf, welchen Geheime Staatsräthe unter der obersten Leitung des Staatskanzlers vorstanden. Friese blieb in seiner Stellung bei der Abtheilung für die allgemeine Polizei und zeichnete sich stets durch folgerechtes Beharren auf den Grundsätzen aus, in deren Entwickelung die Verwaltung mit wechselndem Erfolge fortschritt. In Anerkennung seiner Zuverlässigkeit und Thätigkeit ward F. von dem Staatskanzler unterm 22. Oct. 1813 beauftragt, der Behörde als Mitglied beizutreten, welche

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 284.

nach dem Siege bei Leipzig zur gemeinsamen Verwaltung der von den verbündeten Heeren eroberten Länder unter der Leitung des Staatsministers Freiherrn v. Stein *) bestellt wurde. Diese Behörde begleitete die vorrückenden Heere nach Frankreich und bis Paris. Daselbst erfolgte zwar nach dem Abschlusse des Friedens vom 30. Mai 1814 wegen der Verwaltung der eroberten Provinzen westwärts des Rheins eine Vereinbarung, vermöge welcher zwischen dem Meere und der Maas Großbritannien, zwischen der Maas und Mosel Preußen, zwischen der Mosel und dem Rhein Oestreich die besondere Verwaltung übernahm, während Sachsen insbesondere unter russ. Verwaltung stand: bis über das Schicksal dieser Länder auf dem Congreß entschieden sein würde. Indessen konnte die vollständige Auflösung der gemeinschaftlichen Verwaltungsbehörde auch erst in Wien vollzogen werden, wohin daher auch F. den Freiherrn von Stein begleitete. Rußland überwies die Verwaltung von Sachsen an Preußen, in Folge der Verhandlungen über die Entschädigung desselben für den bei weitem größten Theil seiner in den Jahren 1793 und 1795 erworbenen Provinzen, welcher jetzt unter russ. Herrschaft blieb und mit den Erwerbungen Oestreichs i. J. 1793 zur Bildung des neuen Königreichs Polen verwendet wurde. Friese erhielt nun bereits am 28. Oct. 1814 den Auftrag, sich von Wien nach Dresden zu begeben und bei der preuß. Verwaltung, welcher der Generallieutenant von Gaudi als Gouverneur vorstand, die Leitung der Finanzgeschäfte zu übernehmen. Nachdem am 18. Mai 1815 ein Vertrag zwischen Preußen und Sachsen abgeschlossen und die königl. sächs. Regierung im Juni wieder in den Besitz des ihr verbliebenen Gebiets gesetzt worden war, trat eine Friedensvollziehungscommission in Dresden zusammen, deren sehr schwieriges Geschäft es war, auszusondern, was an Rechten und Pflichten, Vermögen und Schulden des Staats, der einzelnen Kreise und der verschiedenen öffentlichen Anstalten mit den abgetretenen sächs. Landestheilen an Preußen übergegangen und von demselben beziehungsweise zu benutzen und zu vertreten wäre. Friese, welcher die Verhältnisse des Landes durch seinen vorerwähnten Antheil an der Verwaltung desselben kennen gelernt hatte, nahm in Auftrag des Fürsten von Hardenberg einen vorzüglich wirksamen Antheil an

*) Dessen Biographie s. im N. Nekrolog Jahrg. 9. S. 572.

den Verhandlungen dieser Commission und verließ Dresden erst spät i. J. 1817, nachdem die Grundsätze festgestellt waren, wonach die Auseinandersetzung auch für diejenigen Gegenstände bewirkt werden sollte, worüber bis dahin noch kein vollständiger Abschluß zu erlangen war. Die Hauptconvention ist erst am 28. August 1819 abgeschlossen und als Anhang zu der Gesetzsammlung für die königl. preußischen Staaten amtlich bekannt gemacht worden. Während F. solchergestalt außer Berlin mit besondern Aufträgen beschäftigt war, hatten sich die innern Verwaltungsverhältnisse sehr wesentlich verändert. Durch den am 30. Mai in Paris abgeschlossenen Frieden, war die Wiederherstellung des preuß. Staats in den Zustand vor dem Kriege vom Jahr 1806 außer Zweifel gesetzt. Die Minister bedurften um so mehr einer demgemäßen Ausdehnung und Besetzung, als die äußern Verhältnisse den Staatskanzler vorerst noch überwiegend beschäftigten. Der König erließ daher hierauf gerichtete Anordnungen bereits unterm 3. Juni 1814 und ernannte namentlich wieder einen Minister des Innern, unter dessen Leitung, nach einer fernern Bestimmung vom 14. Oct. desselben Jahres, Friese der ersten und dritten Abtheilung dieses Ministeriums als Director vorstehen sollte. Allein er trat niemals wirklich in dieses Geschäftsverhältniß, indem ihm bei der Zurückkunft aus Dresden ein ganz anderer Wirkungskreis, unmittelbar dem Staatskanzler untergeordnet angewiesen wurde. Durch die Verordnung vom 4. Decbr. 1817 ward die Aufsicht über den Handel, die Fabriken und das Bauwesen von dem Finanzministerium getrennt und als ein selbstständiges Ministerium dem Grafen von Bülow *), bisher Finanzminister, übertragen. Der Staatsminister von Klewitz erhielt dagegen die Leitung der Finanzangelegenheiten, worin die Nothwendigkeit, ein den Staatsbedürfnissen genügendes Steuersystem aufzustellen, damals gebietend hervortrat. Die von ihm bisher verwalteten Geschäfte, das Staatssecretariat, mit dem Vorsitze bei der Oberexaminationscommission für die Finanz- und Polizeiverwaltung und das Präsidium bei der königlichen Bank und im Ministerium des Schatzes gingen dagegen an F. über. Allein auch in diesem Wirkungskreise ward im J. 1819 eine fernere Trennung der Geschäfte nothwendig. Das Ministerium des Schatzes hatte zu jener Zeit eine

*) Dessen Biographie s. im N. Nekrolog Jahrg. 3. S. 871.

ganz schwierige Aufgabe zu lösen: die Mittel zur Bestreitung der Staatsausgaben sollten herbeigeschafft werden und große Rückstände waren zu tilgen, während die damaligen Einnahmen nicht einmal den laufenden Bedarf einbrachten. Inmitten dieser Verlegenheit war gleichwohl ein geordneter Zustand wenigstens vorzubereiten, der Betrag der Staatsschulden festzustellen und das Vertrauen zu wecken, daß die Regierung ihren Verpflichtungen vollständig zu genügen vermöge. Diese wichtigen Aufgaben sind glücklich jedoch erst einige Jahre später gelöst worden: Friese verstand, wie nothwendig es sei, in solchen Zeiten mit ganzer Kraft auf einen Gegenstand zu wirken. Er erbat und erhielt die Entbindung von dem Präsidium im Schatzministerium bereits am 11. Jan. 1819 und konnte seitdem bis ans Ende seines Lebens der Aufsicht über die Hauptbank in Berlin und ihre Nebenbanken in den Provinzen alle die Zeit und Kraft widmen, welche das Staatssecretariat nicht in Anspruch nahm. Die Bank hatte zwar bereits im Jahr 1810 ein neues Geschäft begonnen, jedoch nur gegen Niederlegung besonderer Unterpfändergelder aus den gerichtlichen Depositorien entnommen. Erst in Folge der Verordnung vom 3. April 1815 hörte diese besondere Sicherstellung auf und es genoß das neue Geschäft seitdem auch ohne dieselbe volles Vertrauen, weil jede daraus entstandene Verpflichtung sorgsam und selbst zuvorkommend erfüllt wurde. Aber ihr älteres Geschäft seit 1766 war nach vierzigjährigem glücklichen Fortgange plötzlich durch die Unfälle unterbrochen worden, welche der preuß. Staat seit der Mitte des Octobers 1806 erlitt. Nicht nur die Rückzahlung der ihr bis dahin anvertrauten Capitale, sondern selbst deren Verzinsung blieb vorerst unmöglich. Die Forderungen der Gläubiger, welche hieraus entstanden, wurden jedoch nicht gleich den Forderungen an andere Staatsanstalten auf den allgemeinen Schuldenfond übernommen und Staatsschuldscheine mit vier vom Hundert Zinsen auf deren Nennwerth ausgefertigt, sondern es ward der Bank überlassen, ihre Gläubiger aus dem älteren Geschäfte besonders zu befriedigen. Da selbst i. J. 1818 der Zeitpunkt noch sehr entfernt schien, worin es möglich werden konnte, Staatsschuldscheine zum vollen Nennwerthe zu veräußern, der Bank aber vornämlich der Zweck vorschwebte, ihren Gläubigern jeden Capitalverlust zu ersparen: so scheint dieses Absondern wohl gegründet. Die Mittel, welche die Bank besaß,

ihren Gläubigern aus dem ältern Geschäft gerecht zu werden, bestanden zunächst in dem Einziehen ihrer ausstehenden Forderungen aus jenem Zeitraume; sodann aus dem Gewinne, welchen sie jährlich durch ihre laufenden Geschäfte machte und der jetzt nicht wie vormals, als Ueberschuß zur Staatskasse eingezogen, sondern zur Tilgung der älteren Schulden verwendet werden mußte; endlich aus Zuschüssen des Staats, welcher vermöge seiner Gewährleistung für die der Bank anvertrauten Kapitale den etwa noch bleibenden Ausfall zu decken hatte. Es kann hier nicht erörtert werden, in welchem Umfange von jedem einzelnen dieser Mittel Gebrauch gemacht wurde. Offenkundige Thatsache ist jedoch, daß, so wie nach und nach die Mittel dazu gewonnen werden konnten, auch für die ältern Einlagen erst die laufende Verzinsung, dann die Zahlung der rückständigen Zinsen und endlich auch die Rückgabe der Kapitale selbst auf Verlangen der Gläubiger eintrat. — Obwohl F. nicht, wie sein Vorgänger im Staatssecretariate zum Staatsminister erklärt worden war, so hatte er doch diesem gleich Sitz und Stimme im Staatsministerium und schied erst aus demselben, als er von dem Präsidium des Schatzministeriums entbunden wurde. Seitdem beschränkten sich seine Geschäfte als Staatssecretär auf den Staatsrath und die Oberexaminationscommission. Wohl ist ein Protokoll nur Darstellung des Geschehenen und es scheint daher zur glücklichen Führung eines Protokolls nur die Gabe zu gehören, schnell und treu aufzufassen. Aber der Protokollführer in einer berathenden Versammlung soll und kann auch nicht einerseits jede vorgekommene Aeußerung wörtlich niederschreiben: andererseits genügt es aber auch nicht, daß blos die gefaßten Beschlüsse sorgfältig aufgezeichnet werden. Es kommt vielmehr darauf an, vollkommen klar und übersichtlich darzustellen, welche Gründe wesentlich im Falle der Meinungsverschiedenheit diese veranlaßt haben. Wer von diesem Wesentlichen alles Zufällige scharf absondern und im bleibenden schriftlichen Ausdrucke bestimmt wiedergeben will, was im mündlichen dem Kinde des Augenblicks nicht leicht in gleicher Vollendung erscheint: der bedarf selbst einer sehr gründlichen Kenntniß der Sachen und das wahrlich nicht gemeine Vermögen, jeden Begriff mit Worten rein und klar darzustellen. Es ist eine Stimme darüber, daß F. beide Eigenschaften in hohem Maaße besaß und es ist durch die ehrenhaftesten Zeugnisse anerkannt, was er

damit geleistet hat. Friese hat neben der Achtung und dem Vertrauen, welche der natürliche Lohn bewährter Verdienste sind, auch der äußern Auszeichnungen nicht entbehrt, welche die landesherrliche Gnade verleiht. Als am Tage des Abschlusses des ersten Pariser Friedens, am 30. Mai 1814, zuerst eiserne Kreuze am weißen Bande vertheilt wurden, war F. unter der Anzahl derer, welche dieses Andenken an jenem glorreichen Tag empfingen. Nach dem Abschlusse des zweiten Pariser Friedens und der Rückkehr nach Berlin erhielt er am 17. Jan. 1816 den rothen Adlerorden dritter Klasse. Hierauf folgte nach Beendigung seiner Theilnahme an den Geschäften der Auseinandersetzungscommission zu Dresden am 17. Jan. 1818 die Verleihung der 2. Klasse dieses Ordens und endlich empfing er den Stern dazu am 18. Jan. 1831. In Folge der Theilnahme an den Verhandlungen mit Rußland und Polen ward F. auch i. J. 1819 der kaiserl. russ. St. Annenorden 2r Klasse und i. J. 1830 der kön. polnische St. Stanislausorden 1r Klasse verliehen. — In glücklicher Thätigkeit, freundlichen Amts- und häuslichen Verhältnissen lebend, geehrt und geliebt, hatte F. das 66. Lebensjahr in Gesundheit und ohne andere Anzeichen der herannahenden Altersschwäche, als einiger Abnahme des Gehörs überschritten und noch im Herbste des J. 1836 eine genußreiche Reise an den Rhein und durch Westphalen unternommen. Niemand ahnte seinen schnellen Verlust, als er im November öfter und stärker als früher wohl zuweilen über Kopfschmerzen klagte. Dieses Uebel nahm im December schnell zu und war mit einer Abspannung und Entkräftung verbunden, welche ihn bewog, seine Entlassung von den Geschäften als Staatssecretär und Vorsitzender bei der Oberexaminationscommission nachzusuchen, die der König ihm unterm 18. und 24. December unter huldreicher Anerkennung seiner treuen und wirksamen Dienstleistungen bewilligte. Die rührenden Beweise der hohen Achtung und Theilnahme, welche F. bei diesem Anlaß erhielt, erheiterten zwar die letzten Tage seines Lebens, konnten aber doch nicht die schnellen Fortschritte des Uebels hemmen, das sich räthselhaft verborgen in ihm entwickelte und am Abende des oben genannten Tags seinen Tod herbeiführte. Die Leichenöffnung ergab, daß ein Theil des großen Gehirns an der untern innern Fläche in eine Masse von Blut und Eiter ausgeartet war und durch den Druck, welchen sie ausübte, diese heftigen Kopfschmerzen und

Betäubung verursacht hatte. Seit dem 9. Januar ruht Friese's sterbliche Hülle auf dem Dreifaltigkeitskirchhofe neben dem Grab einer vorangegangenen Tochter, unter freundlichen Umgebungen. Er war seit dem 2. Februar 1796 sehr glücklich verheirathet: die trauernde Witwe, drei bereits im Staatsdienst angestellte Söhne und zwei Töchter haben ihn überlebt. Die Enkel, welche aus der Ehe einer zu Berlin verheiratheten Tochter hervorgingen, erhöhten besonders die Freuden seiner letzten Lebensjahre. Friese verdiente glücklich zu sein und war es mit so wenigem Zusatze von Widerwärtigkeiten, als der Mensch immer bedarf, um dem Genusse der Freuden des Lebens seine Neuheit und Frische zu bewahren.

30. Joh. G. W. Alberti,

Kaufmann zu Neu-Weißenstein in Schlesien;
geboren den 24. Oct. 1757, gest. den 7. Jan. 1837 *);

Er war aus Hamburg gebürtig, ein Schüler des berühmten J. G. Büsch. Auf einer Geschäftsreise durch Schlesien erkannte A., wie bedeutend und einträglich der dortige Leinwandhandel werden müsse, wenn er aus den Fesseln alter Vorurtheile befreit würde. Er unternahm es, diese Aufgabe zu lösen, indem er sich 1783 zu Neu-Weißenstein niederließ und seiner rastlosen Thätigkeit ist es gelungen, nicht nur auf bessern Anbau und Bearbeitung des Flachses und auf feinere äußere Zubereitung der Leinwand mit großem Erfolg einzuwirken, sondern auch dem schlesischen Leinwandhandel selbst neue Bahnen nach fremden Welttheilen zu brechen. Sein größtes Verdienst aber besteht in der ihm eigenthümlichen Erfindung der Flachsmaschinenspinnerei, welche er, trotz langwieriger vergeblichen Versuche und unübersteiglich scheinender Hindernisse so großartig durchführte, daß seine, von rüstigen Söhnen fortgesetzte Spinnfabrik nicht etwa, wie man sonst von dergleichen Unternehmungen wähnte, vielen das Brod raubt, sondern Hunderte von Arbeitern täglich beschäftigt und mittelbar Tausenden Unterhalt verschafft. — Der Verewigte war dabei ein gottesfürchtiger, höchst unterrichteter Mann, der sich mit Sprachen und Wissenschaften bis in sein hohes Alter eifrig beschäftigte, ein trefflicher Familienvater, ein wahrhaft edler Mann, dem insbesondere viele seiner Verwandten ihr Glück zu danken haben.

*) Allgem. Anzeig. 1837. Nr. 54.

31. Franz Joseph Aloys Antony,

Professor u. Domorganist zu Münster;

geb. d. 1. Febr. 1790, gest. d. 7. Jan. 1837 *).

Antony wurde zu Münster geboren. Seine Eltern waren, der im J. 1832 verstorbene als theoretischer und ausübender Tonkünstler rühmlichst bekannte Domorganist Joseph Antony und die bereits im J. 1826 verstorbene Bernardina, geb. Möllers, beide durch Rechtschaffenheit und frommen gottesfürchtigen Wandel ausgezeichnet. Nachdem der Knabe früh den gewöhnlichen Elementarunterricht genossen hatte, kam er zur weitern Ausbildung in die damalige unter Leitung des tüchtigen Rektors Oliva blühende Lamberti-Trivialschule und hierauf in das Paulinische Gymnasium. Schon sehr früh zeigte er entschiedene Talente, nicht nur für die Musik, worin er nachher so sehr sich auszeichnete, sondern auch für jeden Zweig der Schulwissenschaften und in allen machte er, obgleich bei nur mäßigem Fleiße, recht glückliche Fortschritte. Alle seine Lehrer erkannten ihn als einen Knaben von universellen Talenten an, der in Allem, was er mit Ernst ergreifen werde, sich würde auszeichnen können. Mit vorzüglicher Liebe ergab er sich von Kindheit an der Musik und sein natürliches Talent in Verbindung mit der trefflichen Anleitung seines gründlich gebildeten Vaters ließen ihn schon in den Knabenjahren eine höchst bedeutende sowohl theoretische als praktische Ausbildung hierin gewinnen. Namentlich brachte er es auf dem Klavier und der Orgel zu einer vollendeten Fertigkeit, während er fast jedes andere nennenswerthe Instrument zu behandeln wußte. Im J. 1808 trat er in die philosophische Fakultät der Universität zu Münster, im folgenden Jahr in die theologische über, erhielt im Jahr 1813 die priesterlichen Weihen und trat dann die Verwaltung einer ihm als Beneficium schon früher verliehenen Vikarie der Lambertipfarrkirche an. Zugleich übernahm er für einige Jahre einen Theil des Unterrichts in der Lamberti-Trivialschule. Hier wußte er als Geistlicher durch Wort und That öffentlich und im Stillen, vorzüglich als Beichtvater, die Sittlichkeit und Religiösität zu fördern; als Lehrer wußte er durch eine vernünftige mit Liebe gepaarte Strenge, die zwischen altem

*) Westphäl. Merkur 1837. Nr. 88.

Schuldespotismus und lächerlichem Liberalismus die angemessene Mitte hielt, so wie durch gediegenen Unterricht, den hohen Zweck der Pädagogik zu erreichen und sich die Liebe seiner Zöglinge zu erwerben. Im J. 1816 wurde er mit Wahrnehmung einer der Hohenpriesterstellen in der Domkirche beauftragt. Ungeachtet dieser verschiedenen Aemter setzte er seine musikalischen Studien, vorzüglich in theoretischer Hinsicht, unausgesetzt fort, ohne sich der Theologie zu entfremden, in welcher er durchaus zu Hause war und den liturgischen Theil derselben, wie wenige, kannte. Ueberhaupt sorgte er fortwährend für seine allseitige Ausbildung. Dem Studium der lateinischen Sprache, wozu er hauptsächlich unter dem trefflichen Oliva einen tüchtigen Grund gelegt hatte, widmete er vorzügliche Aufmerksamkeit und die bedeutende Ausbildung, die er in dieser Sprache erlangte und die u. a. in seinen Werken sich ausspricht, bekundete durch den darin sich zeigenden Sinn für Klassicität sein sprachliches Talent, welches übrigens auch in seiner selbst erworbenen Vollendung des deutschen Ausdrucks deutlich hervortritt. Auch mit der schönen Literatur der Deutschen war er vertraut und während er in den Naturwissenschaften sich recht gute Kenntnisse erwarb, ließ er die übrige für einen Gebildeten unserer Zeit nothwendige Tageslektüre nicht außer Acht; insbesondere blieb keine merkwürdige literärische Erscheinung in seinen Lieblingsfächern von ihm ungekannt. Allgemein genoß er bei einer solchen Lebensrichtung in seinen nächsten Umgebungen und im Publikum die ungetheilteste Achtung, als sein musikalischer Ruf, den er unter andern durch zahlreiche sehr geschätzte Gutachten, durch häufiges Approbiren von Orgeln, Glocken u. s. w. jetzt so wie späterhin bewährte, das Ministerium der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten zu Berlin veranlaßte, ihn den Sommer des J. 1819 dorthin zu berufen, wo er im persönlichen Umgange mit den Tonkünstlern der Hauptstadt seine Ausbildung vervollkommnen sollte, sich aber diesen in wenigen Rücksichten untergeordnet, in vielen gleich, in einigen überlegen zeigte und namentlich von dem berühmten Tonkünstler Professor Zelter *) eine glänzende schriftliche Anerkennung seiner Fähigkeiten erhielt. Durch die ehrenvollsten Beweise der Achtung des Ministeriums ausgezeichnet, kehrte er im Herbste

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 888.

d. J. nach Münster zurück und übernahm beim Anfange des neuen Schuljahrs, mit dem Charakter eines Professors, den Gesangunterricht am dasigen neuorganisirten Gymnasium und hielt zugleich Vorlesungen über Kirchenmusik an der Akademie. Ungefähr um dieselbe Zeit erhielt er, an der Stelle des verstorbenen Chordirektors Varro, das Chordirektorat der dasigen Domkirche, bei welcher Gelegenheit er seine bisherige Vikarie, mit welcher die Seelsorge verbunden war, gegen eine andere, ebenfalls in der Lambertipfarrkirche, vertauschte. Wie viel er in diesem neuen Wirkungskreise leistete, welche große Verdienste er sich insbesondere um den ganz gesunkenen Kirchengesang erwarb und mit welchem Eifer er der musikalischen Ausbildung talentvoller junger Leute sich widmete, wissen alle diejenigen, die seinen Unterricht zu genießen das Glück hatten. Von seinen trefflichen Compositionen sind, außer einigen kleinern Liedern und Liedersammlungen, vier Choralmessen durch den Druck bekannt geworden; viel treffliches jener Art aber; z. B. das i. J. 1820 componirte Lied „die Muse," sind leider nicht zum Druck gekommen, — freilich eine Veröffentlichung, die der Verfasser selbst nicht suchte. — Als Resultat seiner großen Kenntnisse und Belesenheit in der kirchlichen und musikalischen Literatur erschien im Jahr 1828 ein „Archäologisch-Liturgisches Lehrbuch des Gregorianischen Kirchengesangs, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Römischen, Münsterschen und Erzstift-Kölnischen Gesangweisen," ferner i. J. 1831: „Praxis Ss. Rituum ac Ceremoniarum, quibus in augustissimo Missae Sacrificio caeterisque per annum festivitatibus solemnioribus Ecclesia utitur, attendendo ad Ritum Romanum et Monasteriensem etc. Beide Werke erschienen zu Münster in der Coppenrathschen Buch- u. Kunsthandlung. Ebendaselbst gab er im J. 1832 heraus: „Geschichtliche Darstellung der Entstehung u. Vervollkommnung der Orgel, nebst einigen speciellen Nachrichten üb. einige berühmte Orgelwerke." — Wir erwähnen noch, daß er i. J. 1825 als erzbischöflicher Commissarius zweimal eine Reise nach Köln zur Untersuchung des dortigen Kirchengesangs und zur Anordnung der Installationsfeierlichkeiten unternahm und im Frühjahr 1833 eine Reise nach Trier, um im Auftrage des Domkapitels daselbst die Reparatur resp. den Neubau der dortigen Domorgel anzuordnen; denn in der Kenntniß der Orgel und des Orgelbaues war er ganz vorzüglich ausgezeichnet.

Auch übernahm er die Besorgung einer neuen Auflage des Breviarium Monasteriense. Leider zeigten sich bei ihm schon vor dem dreißigsten Jahre die Vorboten jener starken Korpulenz, die mit den Jahren zunahm, besonders da er die ihm so nöthige Bewegung verabsäumte und die ihn, der sonst nichts weniger als unthätig war, selbst dann nicht, wenn er zu ruhen schien, im Frühjahr 1833, kurz nach seiner Rückkehr von Trier, aufs Krankenlager warf, von dem er, geringere Unterbrechungen abgerechnet, nicht wieder erstand. Dasselbe Uebel hatte ihn schon im vorhergehenden Jahre bewogen, den Gesangunterricht im Gymnasium aufzugeben und seine seitherigen Aemter im Dome mit der durch seines Vaters Ableben erledigten Organistenstelle zu vertauschen. Sein Uebelbefinden äußerte sich als eine ernsthafte Unterleibskrankheit mit hinzutretender Wassersucht; doch ertrug er mit der größten Standhaftigkeit die schmerzlichsten Leiden, fast vier Jahre hindurch und besorgte sogar in dieser Zeit die Herausgabe eines lateinischen Gebetbuchs und eines kleinern liturgischen für das größere Publikum bestimmten Werks, so wie eine neue verbesserte Auflage des dasigen Missale, ein Unternehmen, das, so wie die neue Ausgabe des Breviariums, nur von Unwissenden für eine geringe Arbeit gehalten werden kann. Auch einiges Handschriftliche von großem Werthe vollendete er, welches hoffentlich dem Drucke wird übergeben werden, wenn auch seine übrigen Werke noch nicht die verdiente Verbreitung gefunden haben. Die Krankheit erreichte in der letzten Hälfte des Jahrs 1836 ihre Höhe; der ganz geschwächte Körper vermochte nicht mehr zu widerstehen und der Tod erfolgte am oben genannten Tage. — Wer den Verewigten kannte, wird ihn achten und lieben. Lassen sich an ihm Schwächen nicht verkennen, die er hatte, wie jeder sie hat, lassen sich namentlich eine gewisse Heftigkeit des Charakters und ein bis zum Eigensinn oft ausartendes Bestehen auf dem einmal gefaßten Entschlusse nicht verkennen, so müssen auf der andern Seite auch sein edler Charakter, die sanften und zarten Seiten seines vortrefflichen Gemüths, seine zahlreichen, dem Interesse Anderer gebrachten Opfer, seine vielen im Stillen erzeigten Wohlthaten, ferner der Umstand, daß seine Heftigkeit oft aus Gerechtigkeitsliebe und inniger Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Ansichten entsprang, seine Wahrheitsliebe, vor Allem aber seine entschiedene Feindschaft gegen alle

Falschheit, Heuchelei, Verstellung und Schmeichelei, so wie gegen alles Scheinwirken, — leider bei so manchen Menschen die Grundprincipien des Handelns — die verdiente Anerkennung finden. — Außer den genannten Werken erschien noch von ihm: Hülfsbuch für den Gesangunterricht, zunächst für Gymnasien. Münster 1822. — Manuale devotionis catholicae. Monasterii 1836. — Symbolik der kathol. Kirchengebräuche und Ceremonien mit geschichtl. Anmerkungen. Ebd. 1836.

32. Franz Joseph Schneider,

Rector an der kathol. Schule u. Kirche in Grünberg (Schlesien); geb. den 3. Jan. 1776, gest. am 7. Jan. 1837 *).

Er war der Sohn eines Kunstgärtners zu Schlawa, wurde von seiner tugendhaften Mutter in Gottesfurcht erzogen, für welche er bis zu deren Tode eine besondere herzliche Neigung bethätigte, und empfing 8 Jahre alt seinen ersten Elementarunterricht in Naumburg am Bober. Obgleich seine Eltern in dem ½ Meile entfernten Reichenau wohnten, so besuchte er dennoch, nicht scheuend schlechtes Wetter und den beschwerlichen Weg durch den Wald, täglich Schule und Kirche. Später wurde sein Vater als Klostergärtner an das Augustinerstift nach Sagan berufen. Neigung und Gelegenheit zum Studiren bestimmten hier seine Eltern, ihn das dortige Gymnasium, welches damals einen bedeutenden Ruf hatte, besuchen zu lassen. Durch Fleiß, Bescheidenheit und gutes Betragen erwarb er sich die allgemeine Liebe und seine Eltern wie auch die Lehrer, welche mit Freuden seine Fortschritte bemerkten, bewogen den Knaben sich dem geistlichen Stande zu widmen. Schon hatte er fast seine Gymnasialstudien vollendet und sollte in kurzem sein Noviziat in einem entfernten Kloster antreten, als eine dem Jüngling von einem seiner Lehrer unverschuldet zugefügte Beleidigung den ersteren veranlaßte, eine andere Laufbahn zu wählen. Derselbe verließ daher das Gymnasium und widmete sich dem Schulfach. In jeder Beziehung wohl vorbereitet und selbst in der Musik mit guten Kenntnissen versehen, wozu er im Convictorium des Gymnasiums hinreichende Gelegenheit gehabt hatte, trat unser S. i. J. 1793 in das Seminarium zu Sagan ein und machte unter Anleitung wackerer Lehrer solche Fortschritte, daß

*) Schles. Provinz. Blätter. 1837. Febr. Heft.

er mit den besten Zeugnissen versehen, die Anstalt verließ. Nachdem er eine kurze Zeit Adjuvant in Waltersdorf bei Sprottau gewesen, wurde er im J. 1795 als Rector an die Schule und Kirche in Grünberg berufen. Der 19jährige junge Mann hatte bei dem Antritte seines Amts viel zu kämpfen — und vieles gut zu machen, was sein altersschwacher Vorgänger versäumt, doch fand er von Seiten seiner Vorgesetzten die kräftigste Unterstützung und vermittelst derselben, so wie durch eignen unverdroßnen Eifer gelang es ihm, die ihm anvertraute Schule, welche damals blos aus einer Classe bestand, auf einen höhern Standpunct zu bringen. Die ihm eigne Gabe, die Herzen seiner Zöglinge zu gewinnen und sich ihnen freundlich mitzutheilen, waren ihm von vorzüglichem Nutzen und so wirkte denn der Vollendete in seinem schwierigen Berufe des Guten und Nützlichen viel. Obgleich derselbe in allen Elementarwissenschaften seinen Schülern hinreichende Kenntnisse zu eigen machen konnte, so wurden diese doch namentlich im Rechnen immer sehr thätig befunden. Ehrende Zeugnisse der ehemaligen Schulendirection, so wie der königl. Regierung und die Liebe seiner Mitbürger waren der Lohn seines schönen Strebens. Es wurde ihm das seltene Glück zu Theil, während seiner 42jährigen Amtsführung Kinder und Enkel seiner ersten Schüler und Schülerinnen zu unterrichten und unverdrossen vollzog er selbst im spätern Alter seine Pflichten. Nur noch wenige Jahre von dem goldenen Amtsjubelfest entfernt — hoffte unser S. diese schöne Feier, im Kreise seiner Familie und Freunde noch zu begehen, als der Wille des Höchsten es anders beschloß. Eine Unterleibskrankheit, an welcher der Vollendete seit einigen Jahren periodisch gelitten, schwächten seine Körperkräfte immer mehr und als diese Krankheit ihn mehr als sonst heimsuchte, gedachte er sein Amt niederzulegen, in der Hoffnung, daß er bei mehrerer Ruhe Genesung von seinem Uebel finden werde. Doch umsonst. Seine Krankheit wuchs und selbst einige schmerzhafte Operationen, denen er sich mit der größten Standhaftigkeit unterwarf, waren fruchtlos.

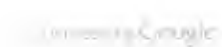
33. Wilhelm,
Herzog in Baiern;

geb. den 10. Nov. 1752, gest. zu Bamberg den 8. Jan. 1837 *).

Seine Eltern waren Johann Pfalzgraf von Birkenfeld-Gelnhausen, kurpfälzischer Generalfeldzeugmeister und Sophie, Rheingräfin von Salm und er wurde im Fürstenhause zu Gelnhausen geboren. Nach dem Verlaufe der ersten Jugendjahre kam er nach Mannheim, wo er sich am Hofe des ihm besonders freundlich gewogenen Kurfürsten von der Pfalz, Karl Theodor, wissenschaftlich bildete und durch Sittlichkeit und Eingezogenheit vorzüglich auszeichnete. Im 17. Lebensjahre trat er zur katholischen Kirche über und wandte sich später, nachdem er seine wissenschaftliche Bildung auf der Universität Heidelberg fortgesetzt und auf Reisen vollendet hatte, der militärischen Laufbahn zu. Im J. 1780 vermählte er sich als kurpfälzischer Generallieutenant und als Gouverneur von Jülich, mit Maria Anna, Prinzessin von Zweibrücken, der Schwester des nachmaligen Königs Max Joseph I. **). Kurfürst Karl Theodor, der noch am letzten December 1777 dem Baierfürsten Max Joseph III. succedirte und das Kurfürstenthum Rheinpfalz mit dem Kurfürstenthum Baiern vereinigte, berief den Fürsten und Pfalzgrafen Wilhelm nach Baiern und wies dem jungen Ehepaare das Residenzgebäude in Landshut zur Wohnung an. Daselbst wurde dem fürstl. Ehepaar im J. 1784 am 6. Mai die Prinzessin Marie Elis. Amalie, nachmalige Fürstin von Wagram, und 1786 am 1. Aug. Prinz Pius August († 3. Aug. 1837) geboren. Zwanzig Jahre lebte der Pfalzgraf Wilhelm in Landshut, glücklich als Gatte und Vater und die Bewohner von Landshut erinnern sich noch mit inniger Anhänglichkeit und Ehrfurcht des Fürsten, der inzwischen den Hausvertrag vom 12. Oktbr. 1796 vorbereitete und eine der Hauptstützen war, daß Baiern nicht durch Umtausch gegen Belgien an Oesterreich fiel. Im J. 1799 schloß er den Vertrag zu Gatschina mit Rußlands Czaar Paul und übernahm nach seiner Zurückkunft aus Rußland das Kommando der baier. Armee, die sich damals in der obern Pfalz mit

*) Nach der Kirchenrede bei dem feierlichen Gottesdienste für Se. königl. Hoheit ꝛc. Wilhelm Herzog in Baiern. Bamberg 1837 und Zeitungsnachrichten.

**) Dessen Biogr. s. im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 968.



dem österreichischen General Klenau verband, um gegen das französ. Korps unter Augereau zu operiren. Nach wiederhergestelltem Frieden ging er mit seiner Familie nach München und lebte daselbst als treuer Freund und als weiser Rathgeber seines kurfürstlichen Schwagers, bis der Appanagialvertrag vom 12. Okt. 1803 ihm das Herzogthum Berg, unter baierischer Oberhoheit, als eine Entschädigung für die im Luneviller Frieden erlittenen Verluste überließ. Als aber i. J. 1806 der eiserne Arm des damaligen Gewalthabers von Frankreich das Herzogthum Berg dem baier. Scepter entriß, um damit seinen Schwager, Prinzen Mürat, zu dotiren, wurde Herzog Wilhelm durch eine angewiesene jährliche Rente entschädigt und ließ sich hierauf in Bamberg nieder. Dort wurde ihm die Freude, daß ihm am 4. Dec. 1808, aus der Ehe seines Sohnes, Pius August, mit der Prinzessin Amalie Louise Julie von Aremberg, der Enkel Maximilian geboren wurde. Auch wurde ihm hier das seltene Glück, es noch zu erleben, daß seine Nachkommenschaft durch die Vermählung seines Enkels mit der königlichen Prinzessin Louise Wilhelmine von Baiern und durch die aus dieser Ehe entsprossenen Kinder, Ludwig Wilhelm und Therese Helene Karoline gesichert war. Getrost sah er seinem Tod entgegen und hatte schon bald nach Zurücklegung des sechzigsten Lebensjahrs die Voranstalten zu seinem Tode getroffen. Mit der größten Ordnung, mit welcher er alles besorgte, schrieb er eigenhändig die Anordnungen im Betreff seiner Beerdigung nieder. Von Zurücklegung des achtzigsten Lebensjahres an befestigte sich bei ihm der Entschluß, die herzogl. Vorrechte, mit Einstimmung des Herzogs Pius, in die Hände seines Enkels niederzulegen. Von nun an wollte er nur sich und seinem religiösen Sinne leben. Als ihm beim Antritt des Jahrs 1837 Glück gewünscht wurde, entgegnete er: „Wünschen sie mir nicht ein längeres Leben: ich wünsche es mir selbst nicht; ich fühle, daß ich ein alter Greis geworden bin, meine Sinne werden schwächer und mein Geist verlangt wieder zu Gott zurück." — Nicht lange harrte er auf Erfüllung dieses seines Wunsches: die Altersschwäche nahm zu und nach Empfangung der heil. Sterbesakramente verschied er am oben genannten Tage. — Sein Leichenbegängniß fand am 13. Januar mit den ihm gebührenden Feierlichkeiten statt. In der Sebastianskapelle blieb der von dem Domprobst Freiherr v. Lerchenfeld eingesegnete Leichnam bis 10 Uhr Nachts

und wurde dann, begleitet von einem der ältern Hofkavaliere, einem Kanzleirath und dem Dompfarrer Sponsel, nach Schloß Banz abgeführt, wo des andern Tags die Beisetzung in der herzogl. Familiengruft erfolgte. — Mit frommer Wachsamkeit für sich verband der Herzog Wilhelm die größte Schonung für Andere und vereinte mit der höchsten Anspruchslosigkeit die größte Humanität. Gerecht in seinem Herzen und in seinen Ansichten, gerecht in seinen Urtheilen und in seinen Handlungen, sah der Verblichene beharrlich auf die Gerechtigkeit seiner Beamten und seiner Diener.

34. Karl Theodor Risch zu Reifferscheid,

Guts- u. Hüttenbesitzer zu Schleiden (Rheinpreußen);

geb. i. J. . . . . , gest. d. 8. Jan. 1837 *).

In diesem Manne hat die Eifel einen ihrer wackersten Biedermänner, die landwirthschaftliche Industrie einen ihrer thätigsten Förderer, der Eifelverein eine seiner festen Stützen verloren. Die Vereinsblätter bekunden es, mit welchem Interesse, mit welch' einer warmen Liebe er die gute Sache und den Fortgang der landwirthschaftlichen Industrie in der Eifel gefördert und mit welcher Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit er seine zur Bereicherung der Agronomie unternommenen Versuche und Arbeiten ausgeführt hat. Im Besitze bedeutender Mittel, war er bemüht, rings um sich her den Fortschritt des Garten- und Obstbaues in einer blühenden Schöpfung ins Leben zu rufen. Daher fand man in seinen Anlagen Blumen und Früchte, die man vergeblich in den Kunstgärten glücklicherer Himmelsstriche suchte. Viele Methoden übte er bereits aus, wenn sie in öffentlichen Blättern erst empfohlen wurden. Er war ein lebendes Musterbild für seine Landsleute, deren Kräfte er auf jede Weise zu wecken und zu entwickeln strebte. Dabei war er bescheiden und anspruchslos und duldete gern fremde Meinungen und Ansichten, wiewohl er seinen Schatz von Kenntnissen nur durch Selbstbelehrung gewonnen hatte und daher im eigentlichen Sinne Autodidakt war. Seit der Wirksamkeit des Eifelvereins hatten seine gemeinnützigen Kulturbemühungen vorzüglich die Richtung auf Acker- und Wiesenbau genommen und hier schien sich ihm ein bedeutendes Feld eröffnet zu

*) Kölner Zeitung 1837. Nr. 22.

haben. Der Umfang und die Mannichfaltigkeit seiner im Sinne des Vereins gemachten Unternehmungen hatten im Bezug auf Areal- und Arbeitenausdehnung fast alle Bemühungen gleicher Art in der ganzen Provinz überboten und sie lassen sich nur mit jenen des Vereinspräsidenten Freiherrn v. Carnap, am Niederrhein, vergleichen. Die Futterkräuter, namentlich: Luzerne, Esparsette, italienisches Raigras, dann auch die Lupine und mehrere andere waren es, womit er viele Aecker auf seinem funfzehnhundert Morgen großen Gute zu Hospelt bestellt hatte. Die Beschäftigung mit diesen Kulturanlagen und später, als ihm die Krankheit den Besuch derselben nicht mehr gestattete, die Nachrichten über den Fortgang derselben machten das Glück seiner Tage aus. Als er selbst seinen Garten und den nahen Wiesenpark nicht mehr zu Fuß besuchen durfte, ließ er sich in einem kleinen Wagen umherfahren, um des Anblicks der ihm theuern selbst gepflegten Pflanzen genießen zu können. Endlich hatte aber die Krankheit den ursprünglich festen Körperbau untergraben und den Tod seit Langem vorbereitet, welcher daher auch ohne Kampf am oben genannten Tage erfolgte. Ein Gattin weint an seinem Grabe und zwei hoffnungsvolle Söhne treten in die Fußtapfen des wackern Vaters.

* 35. M. Paul Christian Andreä,

Pfarrer zu Thalbürgel (im Weimarischen);

geboren den 7. Nov. 1766, gest. am 9. Jan. 1837.

Andreä war zu Leipzig geboren, wo sein Vater Lehrer an der Thomasschule war und er nebst seinem Bruder *), dem nachmaligen Professor der Rechte und Oberappellationsrathe zu Jena, von dem Vater den ersten Unterricht empfing. Ein zarter Knabe ward er den Schülern der Thomasschule zugesellt, welche er nach Verlauf von beinahe 14 Jahren 1787 mit der dortigen Universität vertauschte, um dem Studium der Theologie sich zu widmen. Außer andern besuchte er die Vorlesungen eines Morus, Reitz, Rosenmüller, Keil, Beck und Burscher. Nach Vollendung des Trienniums, im Jahr 1790, bestand er zu Dresden unter Reinhard das Candidatenexamen; ein Jahr später nach seines Vaters Ableben begab er sich nach Dessau als Lehrer an dem Basedow'schen Institut

*) Dessen Biogr. s. im N. Nekr. 2. Jahrg. S. 1177.

und nach einem zweijährigen Aufenthalt daselbst nach Dresden als Hauslehrer zu dem damaligen Präsidenten von Gärtner. Im Jahr 1798 ward er als Pfarrer nach Tautenburg mit Steudnitz berufen, wo er sich am 8. Septbr. 1799 mit Dorothea Euphrosyne Hübsch aus Kösen verehelichte und mit dieser, einer sanften, liebevollen, treuen Gefährtin, einer trefflichen Hausfrau und Mutter, zufrieden und glücklich lebte; i. J. 1805 ward er nach Großhertingen befördert und 1819 nach Thalbürgel versetzt. Hier legte er die Last des Amts i. J. 1832 auf die Schultern des einzigen von 4 Kindern ihm gebliebenen Sohns; hier beschloß er, mit dem Gedanken des Todes nicht minder vertraut, als die Hoffnung der Wiedergenesung festhaltend und seine gewohnte heitere Stimmung bis zum letzten Augenblicke behauptend, an Brustwassersucht und endlich erfolgtem Nervenschlage nach einem kurzen Krankenlager am oben genannten Tage seine irdische Laufbahn. Wahrscheinlich würde er schon früher deren Ziel erreicht und der Erde seine Schuld bezahlt haben, da seine Brust schwach und sein Körper, der doch auch die Anstrengung mancher Reise ertrug, etwas zart war, hätte er nicht an eine einfache Lebensweise und strenge Diät sich gewöhnt und überhaupt auf die Erhaltung seiner Gesundheit sorgfältig Bedacht genommen. Ein hervorstechender Zug in seinem Charakter war Aufrichtigkeit und Freundlichkeit gepaart mit Gefälligkeit und Liebe zum Frieden mit Jedermann und Versöhnlichkeit. Die Lectüre der Bücher und Journale verschiedenen Inhalts beschäftigte ihn im eigentlichen Sinne des Worts fast ununterbrochen, besonders die römischen und französischen Schriftsteller. Wie lebendiges Interesse an allen Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, so hegte er eine besondere Vorliebe für Geschichte. Das Studium derselben ward ihm durch ein sehr treues Gedächtniß, welches er bis in die letzten Tage seines Lebens herab durch fleißiges Memoriren zu stärken bemüht war, ungemein erleichtert und was irgend ihm merkwürdig erschien, von ihm excerpirt. Eine große Belesenheit und schätzbare Summe von Kenntnissen, seine pünctliche Abwartung seiner amtlichen Geschäfte wird Keiner von denen, die ihn näher kannten, ihm absprechen. — Dem Publicum machte er sich bekannt durch die Schriften: De Jacobo Andreae Theologo saeculi XVI celeberrimo, periculum historico-ecclesiasticum. Jenae 1799. — De viris quibusdam doctis, a principibus magni

factis. Ibid. 1799. — Epistola gratul. locorum quorundam Homero-Virgilianorum, Specimen primum. Ibid. 1804. — Specimen secundum. Ibid. 1814. — Morus, Gott als Geist übersetzt und gemeinfaßlich dargestellt mit Anmerk. 3. Aufl. 1817. — Cicero de amicitia übersetzt mit Anmerkungen, so wie durch einige auf die Unterhaltung der Leser berechnete kleine Aufsätze in mehreren Zeitschriften.

36. Karl Friedrich Gerhard Gruner,

k. sächs. Kammerrath u. Ritter des kaiserl. russ. Wladimirordens zu Leipzig;

geb. den 10. März 1768, gest. den 9. Jan. 1837 *).

Er war der Sohn des Doktor und Professor der Theologie, Johann Friedrich Gruner in Halle, erhielt den ersten Unterricht durch Privatlehrer und besuchte dann das Professor Semmlersche, nachher vom Professor Trappe übernommene Institut. Seinen Vater, welcher vorher Rektor des Gymnasiums zu Koburg gewesen, dann als Professor nach Jena befördert und von da nach Halle berufen wurde, verlor er bereits 1778. Er entschloß sich nun zur Kaufmannschaft, erlernte diese in Leipzig in dem Hause Marc Antoine Dufour, konditionirte dann in zwei dasigen Häusern, erlangte aber im Jahr 1795 das Bürgerrecht daselbst und eröffnete mit seinem Freunde Sommer, unter der Firma: Sommer und Gruner, eine eigene Handlung zu Leipzig, welche er nach Sommers Tode Karl Gruner firmirte. Bereits im J. 1798 widmete er seine erfolgreichen Dienste der Stadt Leipzig, indem er als Deputirter bei dem Almosenamt eintrat und übernahm im Jahr 1803 bei der neu errichteten Armenanstalt das Kassireramt. In eben diesem Jahre (1803) wurde er zum Mitgliede des Rathskollegiums, 1807 zum Stadthauptmann, also zur Mitbesorgung der damals eben so drängenden als beschwerlichen Geschäfte des Quartieramts, zugleich aber zum zweiten Deputirten bei der Einnahmestube und 1813 zum Baumeister und ersten Deputirten bei der Einnahmestube erwählt. Dem Rechnungswesen der Einnahmestube gab er nun eine andere, eine klarere und schnellere Uebersicht gewährende Einrichtung, hatte hiernächst von 1807 an die Vorsteherschaft des Arbeitshauses für Freiwillige mit übernommen, welche er, wie die vorerwähnten

*) Leipz. Tageblatt 1837. Nr. 12.

im J. 1813 ihm übertragenen Aemter, bis zum J. 1830 verwaltete. Nach seinem im J. 1830 erklärten Austritt aus dem Stadtrathe wählte ihn das Kollegium der Handlungsdeputirten zum Mitglied und die Wähler der Stadt Leipzig als Deputirten zu dem für 1833 ausgeschriebenen Landtage. Nur seine i. J. 1836 gestiegene Kränklichkeit konnte ihn vermögen, um Entlassung von der Landstandschaft zu bitten, die ihm auch in dieser Hinsicht vom Ministerium des Innern gewährt wurde. Vom Monat Oktober 1806 an, wo die Geschäfte beim Rathhause fast unerträglich sich häuften, auch durch die vielen an die Stadt Leipzig gebrachten Requisitionen und Geldverlegenheiten sich täglich vermehren mußten, wurde seine Thätigkeit ganz besonders, auch gewöhnlich mit dem besten Erfolge für die Stadt Leipzig in Anspruch genommen und bei den mancherlei Gefahren und vielfältigen Verdrießlichkeiten, denen er zum Besten der Stadt seine Person ohne Furcht und Schonung seiner selbst aussetzte, konnte es bei den ihm ununterbrochen aufgetragenen Verhandlungen mit den in dieser Stadt vom J. 1806 bis 1815 wechselnden fremden Behörden nur seiner Ein- und Umsicht, seinem ruhigen, richtigen, praktischen Blicke gelingen, diese Behörden so zu behandeln, daß, wenn von dieser Stadt die Uebel nicht ganz abzuwenden waren, solche doch möglichst gemildert wurden. Auch der königl. Familie widmete er immer bis an seinen Tod, insbesondere aber dem verstorbenen König Friedrich August *) in den J. 1813 bis 1815 die unverbrüchlichste furchtlose Pflichttreue und Alle, die ihm näher standen, ihn näher kannten, werden seinen Verdiensten um Leipzig, seiner Bereitwilligkeit, Freunden werkthätig zu dienen, gewiß ein gerechtes, freundliches Andenken bewahren.

37. Johannes Weitzel,

Hofrath und Bibliothekar zu Wiesbaden;

geb. den 24. Oktober 1771, gest. den 10. Januar 1837 **).

In der Mitte des schönen Rheingaues erhebt sich ein stattlicher Hügel, von der Ebene bis zur Höhe hinauf reich mit Reben bepflanzt und von den stolzen Gebäuden eines fürstlichen Pallastes gekrönt. Nähern sich

*) Dessen Biogr. s. im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 878.

**) Nach: außerordentliche Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 1837. Nr. 67 — 78. — Convers.-Lexikon N. F. Bd. 4. u. e. a. A.

ihm die Rheinschiffe auf ihrer Fahrt zwischen Mainz und Bingen, dann bemerkt man stets unter der kleinen Bevölkerung eine freudige Bewegung und alle Blicke sind auf die sonnige Höhe hingerichtet. Der fröhliche Ruf: „das ist der Johannisberg“ geht von Mund zu Mund. Hier wurde Johannes Weitzel, einziger Sohn rechtlicher aber mittelloser Eltern, geboren. Den Vater, einen armen Winzer, der ohne alle Leitung und wissenschaftliche Bildung die Musik und die Dichtkunst lieb gewonnen hatte und sie übte, verlor der Knabe, als er kaum vier Jahre seines Alters zählte und die Mutter mußte mit ihm auch die Erziehung seiner drei Schwestern übernehmen. Neben der steigenden Last verminderten sich die Hülfsquellen und es wurde für die gute Frau eine schwierige Aufgabe die kleine Wirthschaft in einiger Ordnung zu erhalten. Das kleine Besitzthum war durch betrügerische Verwandte und durch die Habsucht kurmainzischer Beamten zu Grunde gerichtet und die Familie kam oft in harte Noth und mußte Mangel leiden an den ersten Bedürfnissen des Lebens. So lernte der Knabe von der Wiege an Noth und Entbehrungen kennen. Frühzeitig entwickelte sich unter diesen herben Verhältnissen eine gewisse Festigkeit des Willens, die bei der voranschreitenden Reife des Geistes sich zu jener Charakterstärke ausbildete, die wir in späteren Tagen als eine besondere Zierde an diesem Manne bewundern mußten. Durch mancherlei Vorfälle, wie sie sich auch im harmlosen Dasein der Jugend ereignen, wurde dem jungen W. schon Stoff und Veranlassung gegeben, über Dinge Betrachtungen anzustellen, die diesem Alter sonst fremd sind. „Die Jungen,“ sagt er in seinen Denkwürdigkeiten, „die nicht mit mir auf freundschaftlichem Fuße standen, neckten und verfolgten mich und die Alten triebens gerade wie die Jungen, wenn auch nicht auf dieselbe Weise. Die Methode macht oft den ganzen Unterschied zwischen dem Dummen und dem Klugen, dem Rohen und Gebildeten, dem Vornehmen und Gemeinen. Drei Knaben waren vor andern meine geschwornen Feinde. Unglücklicher Weise besaßen sie mehr körperliche Kraft und ich konnte mich weder vertheidigen noch rächen. Das sonderbare Recht ging mir gewaltig durch den Kopf. Fragte ich meine Mutter, warum wir so arm seien, dann befriedigte mich ihre Antwort keineswegs. Wollte ich wissen, warum man die Dürftigen und Schwachen hudle, quäle und verachte, dann wollte es mir auch durch die

umständlichste Erzählung nicht deutlich werden. Die ersten marternden Zweifel, die meine Seele zerrissen, die ersten peinigenden Gefühle, die meine Brust zusammendrückten, bezogen sich auf die Ordnung der Dinge, in welcher es nach Vernunft und Recht unverdienter Reichthum, unverdiente Ehre und Auszeichnung und unverschuldete Armuth, Schande und Erniedrigung geben kann. Ich muß gestehen, daß mich Betrachtungen über diesen mißlichen Gegenstand fast an der Wiege empfangen haben und mich wahrscheinlich bis zum Grabe begleiten werden. Sehr früh schon fühlte ich dunkel, was ich später klar erkannte." Diese Stelle liefert einen interessanten Beitrag, wie jene Denkweise schon in frühestem Alter angeregt war, die ihn durch das ganze Leben begleitete und auf der sein ganzes Wirken ruhte. Was das jugendlich reine und frische Gemüth in seiner Tiefe für recht und wahr erkannte, das stand mit den äußern Erscheinungen oft im schneidendsten Widerspruch. Mit finstern Zweifeln und mit unauflöslichen Räthseln kämpfend, sah er sich dem kleinen Kreis gegenüber über den hinaus er seine Blicke kühn zu erheben suchte. Der Zwiespalt zwischen Kopf und Herz, der Kampf mit entgegengesetzten Empfindungen, die sich wechselseitig dem Gemüthe fast spielend zuwarfen, bereitete ihm manche bittere Stunde. „Durch die Zeit und das Alter," sagt W. in seinen Denkwürdigkeiten an einer andern Stelle, „bin ich in dieser Hinsicht wie in mancher andern klüger und besonnener im Urtheilen, aber nicht viel gescheider im Handeln geworden! Mag die Kultur noch so eifrig an uns waschen und koloriren, in entscheidenden Augenblicken, wo die angeborne Natur die Schranken der angelernten Kunst durchbricht, tritt die Grundfarbe des Charakters, wenn nämlich eine vorhanden ist, gewöhnlich hervor. Wie die äußern Zustände sich dem jugendlichen Gemüthe höchst feindselig gegenüberstellten, so mußte auch Vieles erduldet werden unter dem Drucke der häuslichen Verhältnisse. Die Mutter war von Natur aus heftig, ihres Willens gewiß und neben großer Frömmigkeit streng bis zur Härte. Nur die Religion hatte Gewalt über sie und aus dieser Quelle schöpfte sie Trost und Stärkung in ihrem leidenvollen Leben, indem sie fast Uebermenschliches gethan und gelitten hat. Von der guten Erziehung hatte sie überaus strenge Begriffe und in der Wahl der Mittel kannte sie keine ängstlichen Rücksichten. Die unangenehmen Berührungen in und

außer dem Hause vermehrten in der Brust des Knaben eine gewisse Sehnsucht nach Unabhängigkeit. Der Besuch der Dorfschule wurde häufig umgangen und in den schattigen Wäldern träumte er am liebsten von freien Wilden. W. war zehn Jahr alt geworden und es wurde jetzt zur Rede gebracht, was einst aus ihm werden sollte. Was wollt ihr aus dem schwachgliederigen Bübchen machen? sagte ein verständiger Nachbar; nur zum Schneider ist es gut und sonst zu nichts. Das war so ziemlich die Meinung Aller, nur nicht die seinige. „In der Zeit, wo meine künftige Bestimmung zum Schneider oft zur Sprache kam," erzählt W. von sich selbst, „ward meine älteste Schwester nach Mainz geschickt. Ich begegnete ihr auf dem Wege dahin in der Nähe des Dorfes und bot mich ihr sogleich zur Begleitung an. Sie wollte es nicht zugeben, weil die Mutter nichts davon wußte und besonders, weil ich barfuß war. Um diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen, eilte ich nach Haus. Die Mutter fand ich nicht. Zum Ueberlegen war indeß keine Zeit; ich nahm also meine Schuhe, eilte meiner Schwester nach, holte sie glücklich ein und folgte ihr aller Bedenklichkeiten und Widersprüchen ungeachtet die Schuhe in der Hand nach Mainz. Mein Anzug war nicht städtisch und meine Schwester mochte sich mädchenhaft des Bruders ein wenig schämen. Sie ließ mich darum beinahe am Eingange der Stadt, an dem Karmeliterkloster stehen, wo ich sie erwarten sollte. Aus Neugierde und Langerweile ging ich in die Klosterkirche, wo gerade ein feierliches Hochamt gehalten wurde. Eine solche Pracht hatte ich nie gesehen. Die Musik, der Aufzug der Geistlichen, die reichgezierte Kirche, wo im wohlriechenden Dufte des Weihrauchs tausend Kerzen brannten und die schön geputzte Welt, Alles setzte mich in ein freudiges Erstaunen. Ich konnte mich nicht satt sehen und hören und war in einer Art Rausch vor Ueberraschung und Entzücken. Gar wunderbare Ahnungen und Gefühle durchzogen meine Brust. Eine unbestimmte Sehnsucht erfüllte sie. In der Kirche konnte ich nicht bleiben, so bis ins Innerste war ich aufgeregt. Ich schlich mich leise fort und legte mich der ganzen Länge nach auf die steinerne Treppe vor der Kirchthür, wo ich den Gesang, die Orgel und die übrigen Instrumente hörte, aber Niemand sah und von Niemand gesehen ward. Seltsame freundliche Bilder zogen an meiner träumenden Seele vorüber. Der Gedanke an meine Zukunft erfüllte mich mit Weh-

muth. Meine Hoffnungen und Wünsche richteten sich an dem großen und feierlichen Augenblick in die Höhe; ein Blick auf meine ausgestreckten nackten Füße und die Erinnerung an die Dürftigkeit in der Heimath zogen sie aber wieder tief herab. In dem schmerzlich süßen Kampfe siegte das kindliche Gemüth voll unversiegbarer Hoffnungen. Mein Gedächtniß vergegenwärtigte mir, was ich von Päpsten gelesen oder gehört hatte, die von der tiefsten Stufe des gesellschaftlichen Lebens bis zur höchsten Würde eines Statthalters Gottes auf Erden emporgestiegen waren. Stand nicht einmal ein kräftiger Mensch an der Spitze der christlichen Welt, der früher Schweine gehütet hatte? Ich dachte an den schwedischen Karl und die Helden, deren Namen mir in den alten Büchern meines Vaters vorgekommen waren. Und dem herrlichen Triumphzug großer Männer sollte ich unbemerkt in aller Demuth aus dunkler Ferne als Schneider zusehen! Ich weinte, aber nicht vor Zorn, sondern vor Rührung und Sehnsucht. Die Umgebung hatte mich weich gestimmt und ich wäre in diesem Augenblick gern gestorben." Dieser feierliche Augenblick bestimmte seinen Entschluß für die Zukunft. Schneider wollte er um keinen Preis werden und bei der ersten Gelegenheit sprach er der Mutter den kühnen Wunsch aus, zu studiren. Die Bitte fand zwar kein geneigtes Gehör, aber den Schulmeister des Dorfes gewann er für diese Absicht. Durch die Zusage des unentgeldlichen Unterrichts ward das größte Hinderniß hinweggeräumt und der gelehrte Mann begann sein frommes Werk. Zwei andere Knaben vermögender Eltern hatten sich angeschlossen und wenn für die drei Schüler irgend ein Vortheil aus diesem gelehrten Unterricht hervorging für ihre Ausbildung, dann hatten sie ihn blos dem gegenseitigen Wetteifer zu verdanken. Als W. im zwölften Jahre das Gymnasium bezog, war er in allen Dingen des Wissens noch weit zurück. An deutsche Sprache, Rechtschreibung, Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte und andere Dinge der Art hatte man bei dem seitherigen Unterrichte gar nicht gedacht. Es möge genügen, nur mit flüchtigen Zügen anzudeuten, welche Hindernisse aus dem Wege geräumt werden mußten, wenn die vielfach unterdrückte Kraft sich muthig ihre Bahn öffnen sollte. In Bezug auf einen zweckmäßigen Unterricht war W. überaus unglücklich gewesen. Er hatte fast nie eigene Bücher oder taugliche Lehrer und entbehrte überhaupt aller Hülfsmittel,

die dem Talente zu seiner Ausbildung immer unentbehrlich sind. Hatte W.'s wissenschaftliche Ausbildung bis zu dieser Zeit auch nur geringe Fortschritte gemacht, dann waren doch seine geistigen Kräfte vielseitig angeregt und geübt. Der Schule in Kreuznach, wo Karmeliter den Unterricht ertheilten, wurde der Vorzug gegeben vor der Mainzer Schule, weil sie im Rufe alter Rechtgläubigkeit stand. Auch hier war der Unterricht in pedantische Formen gehüllt und er beschränkte sich auf einen reinen Mechanismus, der mehr geeignet war, den Geist zu tödten, als ihn zu erwecken. Ein volles Jahr ging vorüber mit unglücklichen Versuchen, ein schlechtes Deutsch in ein noch schlechteres Latein zu übertragen, aber der unermüdliche Fleiß sah sich nicht viel weiter gefördert. Funfzig Gulden hatte die fromme Mutter bereits zum Opfer gebracht und dies überstieg ihre Mittel. Sie wußte, wie weit sie zu gehen hatte und daher erklärte sie mit Bestimmtheit, an der selten etwas zu ändern war, daß auf ihren Beistand ferner nicht mehr gezählt werden dürfte. Mit den schmerzlichsten Gefühlen mußte der dreizehnjährige Knabe sich am Schlusse seiner kurzen Laufbahn sehen, auf die er so große und so glänzende Hoffnung gebaut hatte. Den Entschluß in diesem schweren Augenblick gänzlich aufzugeben, das wäre der Entsagung wegen schon schwer gewesen, wie aber sollten die bereits verwendeten Kosten zu verschmerzen sein? Die äußere Noth und Hülfslosigkeit wirkten gerade jetzt in entgegengesetzter Weise. Es reifte der feste Vorsatz, die einmal betretene Bahn weiter zu verfolgen, dem guten Glück und der eigenen Kraft zu vertrauen. Der junge Wanderer sah die steile Anhöhe, die erklommen werden sollte und sein Muth bebte vor den Schwierigkeiten nicht zurück. Der Zwang, dem er sich mit kindlichem Gehorsam seither unterworfen hatte, hörte mit der kärglichen Unterstützung auf und der junge W. fühlte die Wonne, volle Freiheit zu haben über seine Entwürfe. Der Unterricht in Kreuznach taugte nichts, das war ihm klar geworden und seine Blicke richteten sich jetzt nach dem berühmten Mainz, das damals in seinem höchsten Flor stand und von dessen Schulanstalten sich ein vortheilhafter Ruf verbreitet hatte. Ohne eines Menschen Mitwissen, ohne eines Menschen Rath und Beistand führte W. die erste und entscheidende Handlung der frühzeitig erlangten Selbstständigkeit aus, obwohl er in Mainz keine befreundete Seele kannte, auf

die er auch nur eine schwache Hoffnung hätte bauen dürfen; außer der steinernen Treppe am Karmeliterkloster war ihm Alles dort fremd und unbekannt. Mit sechs Kreuzern in der Tasche und mit dem fröhlichsten Muth in der Brust, trat W., hinten auf der Kutsche eines reichen Mannes, der ihm diese Gunst zugestanden hatte, die Reise nach Mainz an. Seine Aufnahme fand, nach vorheriger Prüfung, keine Schwierigkeit und der Mainzer-Student miethete sich jetzt auf die wohlfeilste Weise in einem engen Dachstübchen ein, mit der festen Ueberzeugung, daß der aufs Nothwendigste beschränkte Aufwand durch das gedeckt werden könne, was er durch die Ertheilung von Unterricht zu verdienen hoffte. Das kleine erworbene Kapital, um nicht lange müßig zu bleiben, sollte sogleich nutzbar werden und die Umstände haben nicht getäuscht. Kaum war die neue Ansiedelung nothdürftig gegründet, als W. nach dem Johannisberg eilte, um die Mutter mit dem bekannt zu machen, was vorgefallen war. Er fand hier nirgends Beifall, nirgends Zufriedenheit, am wenigsten bei der Mutter, aber er packte seine kleine Habe zusammen, unbekümmert um das Gerede und die Zukunft und zog pfeifend nach der Stadt ab, der Wiege seiner Hoffnungen. Die Mutter hatte ihn von Neuem mit zwölf Kreuzern ausgestattet und blickte ihm durchs Fenster nach. „Das Herz hätte mir springen mögen, da ich dich so gehen sah," sagte sie ihm öfter noch viele Jahre später, wo ihr die kindliche Liebe die Tage des Alters erheiterte. Muth mit Beharrlichkeit entfernten allmälig die Schwierigkeiten und die Hindernisse. Da wo so viele überwiegende Kraft sich ankündigte, mußte auch ein stolzes Selbstgefühl in der Brust geweckt werden. Folgender Zug den W. in seinen mehrerwähnten Denkwürdigkeiten mittheilt, möge den Beweis dazu liefern. „Ich erinnere mich noch sehr gut, wie wir in der Schule einer nach dem andern aufgerufen wurden, um zu erklären, ob wir das Silentium, welchen Namen die Repetition des in der Schule vorgekommenen führte, bezahlen könnten oder nicht. Ist er pauper oder solvens? fragte der Lehrer und der Schüler antwortete nach seinen Umständen. Da der Aufruf nach dem Alphabet geschah, so war ich einer der letzten und hätte Zeit gehabt, mich durch die Erklärung anderer Schüler, die sich auch nicht schlecht dünkten, zu stärken. W. heißt er pauper oder solvens? Ich erhob mich, eine Flamme schlug mir durch das Gesicht. Solvens,

antwortete ich. Der Lehrer sah mich scharf an. Solvens, sprach er, ist einer, der bezahlt. Der bin ich, erwiederte ich, mit erzwungener Festigkeit und setzte mich. Die Augen des Professors lagen lange forschend und tadelnd auf mir. Der Mann war ein harter Mönch und verstand mich nicht. Was mir seine Neigung hätte gewinnen sollen, zog mir seinen Haß zu!" Das Silentium wurde vier Jahre lang redlich bezahlt, obwohl es oft schwer gehalten hat, die Mittel dazu aufzubringen. Auf die Lektüre wurde jene Zeit verwendet, welche die Schularbeiten übrig ließen, obwohl nach Art der Jugend alles in bunter Menge dem Geiste vorgeführt ward. Durch Uebersetzungen machte er auf diese Art nähere Bekanntschaft mit Rousseau und Helvetius, mit Hume und Voltaire und Spinoza. Dadurch bereiteten sich folgenreiche Erschütterungen in dem jugendlichen Gemüthe vor, die den frommen Glauben zu zerstören drohten, den die sorgsame Mutter zuerst geweckt und den der frühere Unterricht befestigt hatte. Der Skeptizismus schlug seine Wurzeln und breitete sich aus. Aber, „wenn sich der Geist im wilden Zerstören gefiel, dann trat das Gemüth erhaltend und besänftigend ins Mittel." Fünf Jahre waren auf diese Weise unter Studien und Uebungen für den künftigen Beruf dahin gegangen, als W. vom Gymnasium zur hohen Schule in Mainz übertrat. Ein Theil der steilen Anhöhe war rüstig erstiegen und der Muth nicht abgekühlt. Der Gesichtskreis hatte sich dem wißbegierigen Jüngling um Vieles erweitert, aber er mußte höher hinauf, wollte er das Entzückende der vollen Aussicht genießen. Alles berechtigte zu den schönsten Hoffnungen für die künftigen Tage. Mit vielen trefflichen Jünglingen schloß W. damals den Bund der Freundschaft. Die meisten haben die Stürme der Zeit mit fortgenommen und nur Wenige, mit denen er auf dem langen Lebensweg vertrauten Umgang pflegte, haben seinen Stern erblühen sehen. Als W. die Universität zu Mainz bezog, stand diese Anstalt in ihrem höchsten Glanze und unter tüchtigen Lehrern setzte er hier seine Studien fort. Damals bereiteten sich in der Hauptstadt Frankreichs die Ereignisse vor, welche die Aufmerksamkeit jedes Denkenden fesseln mußten. Mit dem Ausbruche der ersten Gährung nahm auch W. einen warmen Antheil an der Sache der französischen Nation und es bemächtigte sich hohe Begeisterung seines offenen Gemüths, so lang die Täuschung dauerte, daß die Bewegung im Sinn

der Tugend und des ewigen Rechts geschehe. Das Einrücken der Franzosen in Mainz unter Custine 1792 unterbrach die Studien des zwanzigjährigen Jünglings, der sich jetzt in den Rheingau zurückzog, von da aber auf das linke Rheinufer entfliehen mußte, um den Verfolgungen der Preußen zu entgehen, die er sich durch jugendliche Unvorsichtigkeit zugezog'n hatte. Nach mancherlei Hin- und Herzügen wurde beschlossen, die Studien auf einer deutschen Universität fortzusetzen. Im Spätjahr 1795 trat W. die Wanderung nach Jena an, wo er Schiller, Wieland, Goethe *) und Herder in der Nähe zu sehen hoffte, ein Gedanke, der ihn mit der ganzen Begeisterung der Jugend erfüllte. Dem Studium der kritischen Philosophie sollte dort sein vorzüglichstes Bestreben gewidmet sein, da er zu einer sogenannten Brodwissenschaft keine innere Lust fühlte. Mit heiterer Offenherzigkeit gesteht er selbst, daß, trotz der ausdauernden Geduld und der verdoppelten Anstrengungen, nur langsame Fortschritte in der göttlich gepriesenen Weisheit gemacht wurden. Da die kritische Philosophie dem emporstrebenden Geist nicht zu fesseln vermochte, so ward der Wunsch in ihm laut nach der Erwerbung positiver Kenntnisse und kein Ort schien ihm dazu geeigneter als Göttingen. Hier nahm er an den Vorträgen von Schlözer und Spittler Theil, doch folgte er auch damals mehr seiner Neigung als den dringenden Erfordernissen einer künftigen Bestimmung. Mitten im Sitze der Wissenschaften, umringt von allen Hülfsmitteln, gab sich W. der Ueberzeugung hin, daß er zum eigentlichen Gelehrten nicht geboren sei, einem Gefühle, das er stets in sich getragen zu haben behauptet. Mit einem raschen Entschluß wurde die Laufbahn aufgegeben und schon in den Herbstferien von 1796 die Reise nach der geliebten Heimath angetreten, wo die Kampfsheere sich noch kampfgerüstet gegenüberstanden. Die unglücklichen Vorbedeutungen für das Vaterland erfüllten sein Herz mit schweren Sorgen. Im Sommer des Jahrs 1797 trat W. eine Wanderung nach der Schweiz an. Er wollte Erholung suchen in einer großen Natur, dort den Schmerz getäuschter Hoffnung beschwichtigen, eine unbestimmte Sehnsucht mildern, die seine ganze Gefühlsweise mächtig beherrschte. Aber auch in dem Alpenlande fand er nicht, was er suchte und unbefriedigt kehrte er zurück

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 197.

nach der Heimath. Unter der gänzlich veränderten Lage der Dinge fühlte der junge, damals fünfundzwanzigjährige Mann lebhaft den Wunsch und das Bedürfniß, dem Leben eine thätige Richtung zu geben und Antheil zu nehmen an den Ereignissen, welche die Zeit stürmisch bewegten. Die eroberten Länder auf dem linken Rheinufer wurden gerade zu dieser Zeit von der französischen Regierung nach ihrem System organisirt und bei dieser Gelegenheit erhielt W. durch Empfehlung des vormaligen Mainzer Professors Hoffmann Ende 1798 zuerst eine Stelle als Comissaire du directoire exécutif des Kantons Otterberg bei Kaiserslautern und Anfangs 1799 ward ihm die vakante Stelle eines Komissärs bei der Munizipalverwaltung des Kantons Germersheim übertragen. Eine innere Lust und eine Freudigkeit des Gefühls, wie sie sonst selten sein mögen, begleiteten den jungen Beamten beim Eintritt in den neuen Wirkungskreis, wo er das Gute zu erstreben suchte, so weit es die eigene Stellung und die äußeren Verhältnisse erlaubten. Jetzt aber sah er das Bild in der Nähe, das in der Ferne so viele Blicke täuschte. Ruhige und aufmerksame Beobachtungen kühlten allmälig den Enthusiasmus seines Herzens, denn er erblickte auch hier unter gleißnerischem Gewande die Willkür und den Ehrgeiz, die Habsucht und die rohen Leidenschaften unter sich im engsten Bunde. Der Druck und der Jammer, der auf den unglücklichen Bewohnern des Landes lastete, das er kannte und in dem er wirken sollte, erfüllte seine Seele mit Abscheu und Unwillen. Es hat sich aus jenen Tagen ein Aktenstück in seinem Nachlaß erhalten, das darum merkwürdig erscheint, weil es Zeugniß gibt, daß er auf eigene Gefahr den Muth hatte, für die Unterdrückten das Wort zu führen. In diesem Schreiben an den Regierungscomissär in den vier Departementen wagt er es mit eindringender Sprache die Wunden des Landes zu schildern. Es ist unbekannt, welche Wirkung diese Vorstellung gehabt habe; gewiß ist es, daß sie ihrem Verfasser feindselige Gesinnungen erweckte unter einer zahlreichen Klasse von Menschen, die sich nicht frei fühlen konnten in ihrer Handlungsweise. Mitten unter den sich häufenden Berufsarbeiten, mitten unter den Widerwärtigkeiten, die von allen Seiten hereinstürmten, suchte W. den oft gestörten Seelenfrieden in literarischen Beschäftigungen wieder herzustellen. Seine Gesinnungen, Grundsätze und Ansichten schrieb er in freien Stunden nieder, wo dem

umdüsterten Gemüthe Trost und Erheiterung zum Bedürfniß ward. Schon auf dem Gymnasium und während der Universitätsjahre hatte sich W. in kleinen schriftstellerischen Arbeiten versucht, denen er die Ehre des Drucks nicht zuerkannte. Wenn diese schriftstellerische Thätigkeit früher eine artistische Richtung genommen hatte, um Schauspiele und Tragödien, um Singspiele oder Romane hervorzubringen, dann veränderte sie das Jahr 1791 und die rasche Entwickelung der französischen Revolution später in rein publizistische Tendenzen. Von dieser Zeit an konnte nichts mehr einen vorherrschenden Einfluß gewinnen auf diesen seltenen Geist, der jetzt nur einem großen Gegenstande zugewendet blieb: dem Weltereignisse, von dem die Socialverhältnisse der Menschen abhängig sind. Mit Mäßigung und edler Selbstbeherrschung, mit Begeisterung und innerer Ueberzeugung hat er sich einer mißlichen Sache gewidmet, an der Viele gescheidert sind, die nicht von gleichem Talent und gleicher Charakterstärke unterstützt waren. Seine erste jetzt selten gewordene Schrift „über die Bestimmung des Menschen und Bürgers" blieb bei ihrem Erscheinen unbeachtet, obgleich Bruchstücke, die in spätere Arbeiten des Verfassers übergingen, mit Beifall begrüßt worden sind. Bei der neuen Organisation des Landes im Jahr 1800 verlor W. seine Stelle als öffentlicher Beamter. Sie hatte ihm vielen Verdruß und manchen Kummer bereitet und er mag von diesen Verhältnissen ohne schmerzliche Gefühle Abschied genommen haben. Es war die drückendste Periode seines Lebens, in der er sich dem meisten Zwang und den größten Aufopferungen unterwerfen mußte, ohne das Gute in dem Umfange bewirken zu können, wie es in seinem Willen und in seinen Absichten lag. Von der Außenwelt war er wieder in sich selbst zurückgedrängt, aber die bittere Erfahrung hatte die schönen Hoffnungen zerstört, indem er in den Privatstand zurücktrat. Das öffentliche Leben voll Schein und Trug hatte sein forschendes Auge in der Nähe gesehen; seine Herrlichkeiten konnten ihn nicht verlocken, während er die Armseligkeiten und den Jammer beseufzen mußte. Diese zwei verlornen Jahre zählte er unter die Opfer, die er einer guten Sache gebracht, der er sonst neben bessern Aussichten sein Leben geweiht hätte. Eine ungetrübte Heiterkeit und die Ruhe des wahren Philosophen erhielten ihn unter den damaligen Umständen aufrecht und er verlor keinen Augenblick das sichere

Vertrauen auf die Zukunft. Um ihn zu entschädigen, vielleicht um ihn klaglos zu stellen, wurden ihm andere Anerbietungen gemacht, die er offen abzulehnen für gut fand. Mit seiner jungen Frau kehrte hierauf W. am Schlusse des Jahrs 1800 nach dem Johannisberge zu seiner Mutter und dann nach seinem geliebten Mainz zurück, der Wiege' seiner Jugendhoffnungen. Die Bahn war verlassen, auf der Tausende von beschränkten Fähigkeiten ohne Mühe und Anstrengung zum glücklichen Ziele gelangen. Der frische ungebeugte Muth und das Selbstvertrauen, die schon so manches Hinderniß beseitigen halfen, sollten auch jetzt die einzigen Stützen sein, um der nächsten Zukunft freudigen Herzens entgegenzugehen. Vom Jahr 1801 an sehen wir W.'s schriftstellerische Thätigkeit sich durch bedeutsame Leistungen entwickeln. Zuerst redigirte er die Zeitschrift „Egeria," in der er einen umfassenden Aufsatz über die Ursachen großer Staatsrevolutionen niederlegte. Zu gleicher Zeit übernahm er die Redaktion einer Zeitung, die Eigenthum des Mainzer Waisenhauses war und die später unter dem Namen der Mainzer Zeitung erschien. Bald lenkte sich die Aufmerksamkeit auf dieses bisher wenig beachtete Blatt; der Absatz vermehrte sich in kurzer Zeit und mit ihm stieg der Ruf des freimüthigen Redakteurs. Dieses war die Periode einer Wirksamkeit, die mehr mit seinen Ansichten und Meinungen übereinstimmte und er fühlte sich glücklich in dieser Zeit heitern Lebensgenusses. An den öffentlichen Ereignissen nahm er fortwährend den lebendigsten Antheil. Das Kaiserreich erhob sich auf den Trümmern der Republik und Mainz erhielt unter den veränderten Umständen ein kaiserliches Lyceum, dessen Lehrerstellen meist mit tüchtigen Männern besetzt wurden. Durch seine dortigen Freunde dringend aufgefordert, übernahm auch W. eine Professur bei der neuen Anstalt, obgleich er dem Ruf ungern folgte. Diese Stelle erforderte indeß mancherlei Anstrengungen und Vorbereitungen, besonders da die Vorträge nach dem Lehrplan in französischer Sprache abgehalten werden mußten, was eine besondere Uebung verlangte. Doch gewann W. zu dem neuen Berufe bald Neigung und Vorliebe, wobei er sich die Anhänglichkeit der Schüler zu erwerben wußte. Es mochte um das Jahr 1806 gewesen sein, als ihn Savary, nachmaliger Herzog von Rovigo, bei seinem damaligen Aufenthalt in Mainz zu sich einladen ließ. Der Günstling des Kaisers verlangte

seine Mitwirkung, um die Stimmungen und die Gesinnungen in Deutschland zu erforschen. Glänzende Versprechungen und dringende Vorstellungen wurden nicht gespart, aber der Mann, der sein Vaterland liebte, konnte es nicht über sich gewinnen, als Werkzeug zu dienen bei den Entwürfen, die zu seinem Untergange bereitet wurden. Der General zeigte ihm den günstigen Augenblick, sich der Sonne zu nähern, aber er vermochte seinen Zweck nicht zu erreichen; vous ètes trop allemand, sagte Savary beim Abschied. Es mochte diese deutsche Biederkeit den kaiserlichen Feldherrn höchlich befremdet haben, der an solche Erscheinungen allerdings nicht gewöhnt war. Von dem Jahr 1807 an erweiterte sich sein literarischer Wirkungskreis durch den Beitritt zu der Redaktion der europäischen Staatsrelationen, die Nik. Vogt, sein ehemaliger Lehrer an der Mainzer Universität, zu Frankfurt a. M. seit 1804 herausgab. Den guten Ruf, den diese Zeitschrift hatte, verdankte sie zum Theil der gewandten Feder W.'s, der sie von diesem Augenblick an kräftig unterstützte. Manche Artikel der Mainzer Zeitung hatten bereits von Paris aus Reklamationen veranlaßt. Winke und Warnungen, die auf den rechten Weg lenken sollten, wurden nicht in dem Umfang beachtet, wie man es dringend wünschte und Jean-Bon-St. André mußte endlich die schützende Hand zurückziehen. Weitzel verlor die Redaktion des Blattes, so sehr ihm auch der Präfekt durch freundliche Gesinnungen gewogen war. Die Verhältnisse der Zeit wurden von jetzt an düsterer und trüber; eine ernste Stimme zog durch die Gemüther, die von finstern Ahnungen tief ergriffen waren. Die Gegensätze wurden schärfer und schneidender, je weniger sie offen hervortraten. Mit dem Jahr 1810 verwandelten sich die europäischen Staatsrelationen in das rheinische Archiv, das als Monatsschrift für Geschichte und Literatur bestimmt sein sollte. Mit Nik. Vogt blieb W. an der Spitze der Redaktion und von seinem ausdauernden Fleiß und seiner regen Theilnahme liefern die Hefte dieser mit großem Beifall aufgenommenen Zeitschrift hinlängliche Belege. Meistens waren es Aufsätze über die Geschichte der Zeit, die so reich an großen Ereignissen war, die W. hier niederlegte, wovon Manches in die später gesammelten Schriften überging. Mit der Censur mußte freilich mancher Kampf bestanden werden, dessen Ausgang bei den damaligen Zuständen nicht zweifelhaft sein konnte, da alles streng beaufsichtigt ward,

was mit politischen Tendenzen im Zusammenhang stand. Unter diesen Beschäftigungen nahte das Jahr 1813 und das Unglück der französischen Waffen verkündete den gänzlichen Umsturz der seitherigen Verhältnisse. Die Liebe zum Vaterland hatte sich lebendig erhalten bei dem Manne, der einen schönen Theil seines Lebens unter der Fremdherrschaft verlebt hatte und er begrüßte jetzt aufrichtig die neue Ordnung der Dinge. Während der provisorischen Regierung erhielt er die Mainzer Zeitung als Eigenthum und er konnte jetzt wieder in der gewohnten Weise wirken. Das Lyceum hatte sich während dieser Ereignisse aufgelöst, aber das zufriedene Gemüth mochte sich auch über diesen Verlust getröstet haben. In die damalige Epoche fallen mehrere geistreiche und gediegene literarische Produktionen: die Betrachtungen über einige der wichtigsten Begebenheiten unserer Tage. — Deutschlands Hoffnungen und die Denkschrift von Napoleon Bonaparte. Auch hier zeigte der Verfasser, daß er für sein Vaterland und die Menschheit das Gute aufrichtig hoffte und wünschte. Das meiste Aufsehen machte die Denkschrift, von der in Kurzem zwei Auflagen vergriffen waren. Mit dem Erzherzog Karl hatte W. während dessen Aufenthalt in Mainz mehrere Unterredungen, wobei er sich die Achtung und die persönliche Gewogenheit dieses ausgezeichneten Fürsten erwarb. Bei dem neu errichteten Gymnasium trat hierauf W. wieder in der Eigenschaft als Professor ein und so schien über seinen Verhältnissen von Neuem ein guter Stern aufzugeben. Dieser Zeit verdankt die Novelle: August und Wilhelmine ihre Entstehung. Noch einmal sollte ein Wechsel in seinen öffentlichen und häuslichen Verhältnissen eintreten, diesmal aber nach eigenem Wunsch und nach eigener Zustimmung, wodurch er zugleich in einen Staat versetzt wurde, der durch die Begebenheiten sein Vaterland geworden war. Es vereinigten sich damals sehr vortheilhafte Umstände, welche die Gründung eines öffentlichen Blattes in der Hauptstadt des Herzogthums Nassau begünstigten. W. ergriff die gute Gelegenheit, die sich darbot und vertauschte seinen bisherigen Aufenthaltsort mit dem freundlichen Wiesbaden, wo er jetzt die von ihm neu gegründeten rheinischen Blätter redigirte. Die Herausgabe dieser Zeitung hatte für die ersten Augenblicke mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, die indeß durch Ausdauer und Gewandtheit aus dem Wege geräumt wurden. Ohne bedeutende

Mitarbeiter blieb W. allein die Seele des Unternehmens, das gelingen mußte, so lange er sich in freier Bahn bewegen konnte. Schon mit dem Anfange des Jahrs 1818 verbreiteten sich die rheinischen Blätter in weiteren Kreisen und es war gegründete Hoffnung vorhanden, daß sie bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken würden. Nach den Karlsbader Beschlüssen legte W. die Redaktion nieder, weil er vorauszusehen glaubte, daß das Blatt sich unter den in Deutschland eingetretenen Beschränkungen der Presse nicht mehr würde halten können. Mit diesem Blatt hörte für W. eine Einnahme auf, die ihm bereits ein sorgenfreies Dasein gesichert hatte. Im Jahr 1820 erhielt er die Stelle eines Bibliothekars bei der öffentlichen Bibliothek zu Wiesbaden mit dem Hofrathstitel. Im Jahr 1819 erschien von ihm die kleine freimüthige Schrift: Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten? Die Muße, die ihm die neue Stelle gewährte, verwendete er zuerst auf die Sammlung seiner zerstreuten Schriften, die in drei Bänden erschienen (1820, 1821). W. konnte nie unthätig sein. Auf einsamen Spaziergängen zeichnete er gewöhnlich in das Notizbuch was er dachte und so sind die meisten Schriften entstanden, die wir von ihm besitzen. So erschien „das Merkwürdigste aus meinem Leben und meiner Zeit" in den Jahren 1821 und 1822. Es ist ein reicher Schatz von Ansichten, Bemerkungen und Lebenserfahrungen hier niedergelegt, obwohl diese Schrift nicht als vollständig und geschlossen betrachtet werden kann. Einige Jahre später beschenkte seine thätige Feder die publizistische Literatur mit der gehaltvollen Schrift: Europa in seinem gegenwärtigen Zustande. In dieser Zeit nahm W. einen sehr thätigen Antheil an vielen öffentlichen Blättern. Die allgemeine Zeitung, die Blätter für literarische Unterhaltung, die allgemeinen politischen Annalen u. s. w. enthalten (die ersten bis zu den letzten Tagen seines Lebens) die zahlreichen Früchte seines unermüdlichen Fleißes. Von 1825 bis 1830 erschienen die Rheinreise, die unvollendet geblieben ist; — Was soll man lernen? — Betrachtungen über Deutschland; — Napoleon durch sich selbst gerichtet und Scherz und Ernst. Auch den Jahrbüchern von Pölitz schloß er sich bereitwillig an. Die Briefe vom Rhein und die Geschichte d. Staatswissenschaft (2 Bde.) bilden die Schlußsteine seiner literarischen Wirksamkeit. Unter allen seinen Schriften legte er auf die zuletzt genannte den meisten

Werth. „Ueber dreißig Jahre," sagt er im Vorwort, „hat sie mich beschäftigt in guten und bösen Tagen. Ich habe ihr die feierlichsten Stunden meines Lebens geweiht, in denen ich mich den ernsten Betrachtungen über die Vergangenheit hingab, die mich mit Trost, oft aber auch mit Besorgnissen für die Gegenwart und die Zukunft erfüllten." — Schon seit mehreren Jahren war die sonst überaus kräftige Natur durch wiederholte Krankheitsanfälle geschwächt worden. Von einem drohenden Augenübel rettete ihn die geübte Hand eines berühmten Arztes, aber von einem schleichenden Fieber vermochte ihn die ärztliche Kunst nicht zu befreien. Der Zustand war bedenklich, ohne daß eine nahe Gefahr zu befürchten stand. Es war an dem letzten Tage des Jahrs 1836 als W. sich von Neuem unwohl fühlte. Kurz vorher hatte er mancherlei Ahnungen ausgesprochen, die darauf hindeuteten, daß seine Seele sich mit dem Gedanken an das dieser Welt zu sagende Lebewohl beschäftige. Die Leiden des Körpers trug er stets mit heiterer Ruhe, um nicht ängstliche Besorgnisse zu wecken im Herzen Derer, die ihn mit Liebe und Verehrung umgaben. Auch während der letzten kurzen Krankheit blieb er dem alten Grundsatz treu, so lange der Wille die gewohnte Herrschaft übte. Wenige Tage reichten hin, die Gefahr bis zu ihrem höchsten Grade zu steigern und jede Hoffnung zu vernichten. Am Abend des 10 Januars senkte sich der Engel des Friedens zu ihm herab, aber den letzten Seufzer vernahm Niemand von den Umstehenden. Der Abschied vom Leben war leicht und schmerzlos. — Er hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter, vermählt an den herzogl. Nassauischen Major von Ahlefeldt. — W. war ein höchst gebildeter Mann; am liebsten, so wie am geistreichsten und kräftigsten sprach er sich auf Spaziergängen mit Freunden aus. Er hatte gründliche Kenntniß der Sprache der Römer; über den Ausdruck in der französischen Sprache gebot er in allen ihren Schattirungen. Als Bibliothekar verband er Kenntnisse und Gefälligkeit mit richtigem Takt in der Behandlung der vielen Fremden, welche — besonders in der Kurzeit — die Bibliothek zu Wiesbaden besuchten. In politischer Hinsicht bekannte er sich zum System des Fortschrittes, zunächst zum System der Reformen; doch nicht ohne einige Anklänge des Tiers-parti, doch erklärte er sich ungemein kräftig gegen Hambachiaden. Er war für Ordnung und Gesetzmäßigkeit und starb zur rechten Zeit;

denn er hat sich nicht überlebt, vielmehr werden mehrere seiner Werke ihn überleben. Auf seinem Grabe aber sprosse das Immergrün der Hoffnung, der Achtung der treuen Freundschaft. — Außer den genannten Werken sind von ihm noch im Druck erschienen: Lindau oder der unsichtbare Bund. Frankf a/M. 1805. — Eugen oder die Feindschaft aus Liebe. Mainz 1809. — Der heilige Bund. Wiesbaden 1823. — Europa in seinem gegenwärtigen Zustande. Ebend. 1824.

* 38. Christ. Joh. Andreas Sengebusch,

Doktor der Rechte u. vormaliger mecklenburg-schwerinscher Justizkanzleiadvokat zu Ratzeburg;

geb. i. J. 1776, gest. d. 11. Jan. 1837

Er war geboren zu Wismar und unter 6 Geschwistern der älteste Sohn des i. J. 1804 verstorbenen kön. schwedischen Justizraths und dasigen Tribunalgerichtsadvokaten Sengebusch, eines durch umfassende Gelehrsamkeit eben so sehr, als durch ausgebreitete und glückliche juristische Praxis zu seiner Zeit rühmlichst bekannten Rechtsgelehrten; seine Mutter, Sophie Marie, war eine geborne Brockmann. Seine wissenschaftliche Vorbildung erhielt er theils von mehreren Privatlehrern, theils in der großen Stadtschule seiner Vaterstadt unter der Leitung des Professors und Rektors J. D. Denso und Konrektors G. C. D. Plagemann, worauf er sich auf den Akademien zu Leipzig, Kiel und Göttingen dem Studium der Rechte widmete und sich nach vollendeten Universitätsjahren und demnächstiger Annahme des juristischen Doktorgrades auf letzterer Hochschule zuerst einige Zeit in Lübeck aufhielt, um dort als Jurist die praktische Laufbahn zu betreten. Im J. 1811, wo er unterm 1. Febr. bei dem vormaligen Hof- und Landgericht in Güstrow als Advokat in Causis Wismariensibus vereidet worden war, vertauschte er jedoch nun Lübeck mit Wismar und fast gleichzeitig trat er auch seine eheliche Verbindung mit Karoline v. Bärenfels an, einer Tochter des Hauptmanns v. B. auf Rustow in Vorpommern, die ihn mit mehreren Kindern überlebt hat. In Wismar erwarb er sich bald einen so allgemeinen Ruf als Geschäftsmann, daß man sich von allen Seiten und selbst von weit entlegnern Orten her an seine Geschicklichkeit und Thätigkeit wandte. Aber bei Allem dem war ihm das Schicksal nichts weniger als hold und nachdem er aus unbekannten

Ursachen im J. 1824 ab officio advocati et procuratoris durch richterliche Entscheidung removirt worden war, verließ er den Aufenthalt in Mecklenburg und zog nach Vorpommern, wo er bald hier, bald dort lebte, zuletzt in Demmin, bis er sich endlich vor einigen Jahren nach Ratzeburg wandte und hier auch seine irdische Laufbahn in einem Alter von 60 Jahren beschloß. — Der Verewigte war von der Natur mit vorzüglichen Anlagen ausgestattet und besaß eine nicht gewöhnliche Fassungs- und Gedächtnißkraft, so daß er nicht allein das Lateinische und Französische, sondern auch das Griechische, Italienische, Englische und Schwedische mit Geläufigkeit sprach und schrieb. Er hatte vieler Herrn Länder besucht, da er bei jeder Gelegenheit seine Reiselust zu befriedigen trachtete. Zweimal bereis'te er Schweden, Dänemark, England, Frankreich und die Niederlande und zwar mit Nutzen, was daher seine Unterhaltung sehr belebte und ihn in allen geselligen Cirkeln beliebt machte. — In den frühern Jahren sind von ihm einige Aufsätze in verschiedenen belletristischen Zeitschriften erschienen; auch gab er in der jüngsten Zeit noch besonders heraus: Adel und Natur. Ein Nationalroman. Zwei Theile. Hamburg 1828. — Historisch-rechtliche Würdigung d. Einmischung Friedrich des Großen in die bekannte Rechtssache des Müllers Arnold; auch für Nichtjuristen. Altona 1828. — Herz und Welt. Eine Sammlung von Dichtungen. 2 Theile. Wismar 1833 — 1834.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 39. Augustin Andreas Geyer,

Pfarrer in Banz im Herrschaftsgerichte Banz;

geboren den 17. August 1774, gest. den 12. Jan. 1837.

Er war der Sohn eines fürstlich bambergischen Beamten zu Markt-Schorgast und besuchte in Bamberg, um sich den Studien zu widmen, die öffentlichen Schulen. Noch vor Vollendung derselben trat er am 11. Juli 1793 in die Benediktiner-Abtei Banz, wo sich Männer befanden, die von regem Eifer, sich allseitig auszubilden oder in einem Fache sich auszuzeichnen, beseelt waren. Ihr Beispiel wirkte vortrefflich auf unsern G., der am 22. September 1798 zum Priester geweiht ward und im J. 1802 das Amt eines Kanzleiassessors und Sakristans erhielt. Schon in den ersten Jahren seines Aufenthalts im Kloster beschäftigte er sich in den Nebenstunden mit der

Naturwissenschaft und insbesondere mit der Petrefakten-kunde und legte eine Petrefaktensammlung an, wozu der hohe Berg und seine nächste Umgebung reichliche Ausbeute lieferte. Nach der Aufhebung des Klosters kam diese Sammlung in das Naturalienkabinet zu Bamberg. Nach seinem Austritt aus dem Kloster arbeitete G. in der Seelsorge und ward auf seine Bewerbung zum öffentlichen Lehrer an der technischen Schule in Bamberg ernannt. Allein da diese Schule nicht lange bestand, so ward ihm i. J. 1815 auf sein Ansuchen die Pfarrei Banz zu Theil. Jetzt war ihm wieder die lang gewünschte Gelegenheit gegeben, seinem Lieblingsstudium, der Petrefaktenkunde, eifrig obzuliegen. Weder Mühe noch Kosten scheuend, suchte er nun eine große Sammlung antediluvianischer Ueberreste aus der Thierwelt zu gründen, was ihm auch unter Beihülfe des herzogl. Kabinetssekretärs Theodore gelang. Diese Sammlung sollte aber nur auf die nächste Umgebung von Banz sich beschränken. Außerdem, daß zu diesem Zwecke die Umgegend genau durchsucht wurde, um das offen Daliegende zu sammeln, wurden öfters große Felsen gespalten, wenn sich von außen Spuren von solchen Versteinerungen zeigten und was auf diese Weise theils in größeren, theils in kleineren Stücken im Sommer gesammelt war, wurde während des Winters durch den Meisel aus der harten Felsenmasse ausgearbeitet und zuletzt so fein und zart mit der Nadel ausgestochen, daß man selbst die kleinsten Zähne der fossilen Thiere genau betrachten konnte. Das meiste Verdienst um die Petrefaktenkunde hat sich aber Geyer durch die Auffindung des Ichthyosaurus eines großen Thieres der Vorwelt erworben. Nach dem Zeugnisse der ersten Naturforscher finden sich in ganz Europa keine Ichthyosauren von der Größe und Vollständigkeit vor, wie es G. aus grobem Felsen mit unsäglicher Mühe zur instruktiven Anschauung herausgemeiselt hat. Es erging daher häufig von Seiten der Naturforscher an ihn das Ersuchen, wenigstens einen Gypsabguß von seinem Ichthyosaurus mitzutheilen, was er auch gern that und so zwar, daß der Abguß kaum von dem Originale zu unterscheiden ist. Dergleichen Gypsabgüsse von dem Ichthyosaurus zieren die Petrefaktensammlung des Grafen Sternberg zu Prag, des Hrn. v. Buch in Berlin u. a. — — Uneigennützig, wie G. allenthalben war, überließ er noch bei Lebzeiten seine beträchtliche Petrefaktensammlung, mehrere tausend Gulden an Werth, der herzoglichen

Familie, mit der Bestimmung, daß dieselbe zum allgemeinen Nutzen der Naturforscher fortwährend auf dem Schlosse Banz aufbewahrt werde. Aber sein edles Streben wurde auch anerkannt. So schmückte ihn der Herzog Wilhelm in Baiern *) mit einer großen goldenen Medaille und eben so die naturforschende Gesellschaft zu Frankfurt mit einer solchen. Aus nahen und fernen Ländern kamen Naturforscher zahlreich nach Banz, um ihre bisher gemachten Erfahrungen an der trefflichen durch G. angelegten Naturaliensammlung zu prüfen und bestätigt zu finden oder um sich daselbst neue Aufschlüsse zu verschaffen und den Kreis ihrer Kenntnisse zu erweitern. Allen war Geyer ein bereitwilliger Führer. Untadelhaft in seinem priesterlichen Wandel, benahm er sich offen und gerade, anspruchslos und liebevoll gegen Jedermann. Er hinterließ sehr wenig; denn seine Wohlthätigkeit und die Liebe zur Wissenschaft nahmen sein ganzes Pfarreinkommen in Anspruch. Als Distriktsschuleninspektor war er nicht an seinem Platz und er suchte darum bei der k. Regiegierung um Enthebung von dieser Stelle nach. Innig liebte er seine Freunde; sein Hauswesen führten seine nächsten Anverwandten und viel verdankt ihm sein Neffe Geyer, der sich zur Zeit auf der Universität in München befindet. Wenige Monate vor seinem Tode bat er den Herzog Maximilian um die Entbindung von der Pfarrei, welcher Wunsch ihm mit Zusicherung von freier Wohnung und Holz aus dem herzogl. Walde gewährt wurde. G. wollte jedoch ins nahe Städtchen Staffelstein ziehen und da seine alten Tage in Ruhe zubringen. Ehe aber die Bestätigung kam, erkrankte er und war trotz aller ärztlichen Bemühungen des D. Kirchner zu Bamberg nicht zu retten.

Bamberg. G. A. Thiem.

* 40. Bernhard Heinrich Karl Hansing,

erster Prediger in Varel im Herzogthum Oldenburg, Mitvorsteher des dortigen Waisenhauses u. Mitglied des geistlichen Kollegiums der Herrschaft Varel;

geb. d. 14. März 1765, gest. d. 12. Jan. 1837.

Er wurde zu Varel in der ersten Pfarrwohnung geboren, in demselben Hause, worin er gestorben ist. Sein Vater, Karl Heinrich Hansing, welcher als Konsistorial-

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. des N. Nekr. S. 61.

assessor und erster Prediger zu Sengwarden in der Herrschaft Kniphausen gestorben ist, war damals Hülfsprediger des ersten Predigers in Varel und mit Magdal. Eleonore, geborenen Spille verheirathet. Schon früh entdeckte dieser mehr als gewöhnliche Anlagen in seinem einzigen Sohne (der Töchter hatte er mehrere) und übergab denselben daher zeitig seinem Schwiegervater, dem damaligen Schreibmeister Spille an der latein. Schule zu Oldenburg. Hier in dem Hause seiner Großeltern erhielt er, während er diese Schule besuchte, nicht nur seine wissenschaftliche Bildung, sondern es wurde auch in ihm der Grund zu jenem frommen Sinne gelegt, der ihn sein ganzes Leben hindurch auszeichnete und ihn späterhin wohl besonders bestimmte, sich dem theologischen Studium zu widmen. Im J. 1783 bezog er die Hochschule zu Halle, wo er die berühmten Theologen Semler, Nösselt, Knapp, Niemeyer u. a. m. und den Philosophen Eberhard hörte und wurde, nachdem er, nach seiner Rückkehr ins Vaterland sein Examen ehrenvoll bestanden hatte, i. J. 1787 zum Kantor und ersten Lehrer an der Schule zu Varel ernannt. Hier lernte er unter seinen Schülerinnen die kennen, mit welcher er später, am 25. Okt. 1792, den Bund der Ehe einging, Christine Sophie v. Harten, älteste Tochter eines Weinhändlers in Varel. Weil der damalige erste Prediger in Varel häufig kränkelte und der Hülfe bedurfte, predigte er für denselben unausgesetzt ein ganzes Jahr lang, indem er dabei sein Kantoratsgeschäft wahrnahm, theils zu eigner Uebung, theils aus Gefälligkeit gegen diesen von ihm geachteten Mann und erwarb sich dadurch solchen Beifall, daß er, als derselbe starb und der zweite Prediger die ihm angetragene Stelle des ersten Predigers ausschlug, am 2. Juli 1792 von dem letztverstorbenen Grafen Bentinck *) zum ersten Prediger in Varel berufen wurde, welcher Stelle er seitdem treulich vorstand, bis körperliche Schwäche und Kränklichkeit es ihm unmöglich machten, sie länger zu verwalten und er daher mehrere Jahre lang sich der Hülfe eines jüngeren Predigers bedienen mußte. Es kostete aber viel Ueberredung von Seiten seiner Freunde und anderer ehrenwerther Männer, mit welchen er in beständiger wissenschaftlichen Verbindung lebte, ihn zur Annahme dieses Rufs zu bewegen, da er mit einer hohen Idee von der

*) Dessen Biographie s. im N. Nekrolog Jahrg. 13. S. 898.

Würde und Vortrefflichkeit des geistlichen Standes erfüllt war und sich einer Stelle in einer so ansehnlichen Gemeinde, die so vielseitig seine Kräfte in Anspruch nahm, noch nicht gewachsen glaubte. Er gab ihrem Andringen endlich nach und wurde darauf noch in dem nämlichen Jahre zum Mitgliede des geistlichen Kollegiums für die Herrschaft Varel und zum Mitvorsteher des dortigen Waisenhauses ernannt. Er arbeitete nun mit verdoppelten Kräften, um sich des in ihn gesetzten ehrenvollen Vertrauens würdig zu machen, indem er allen seinen Arbeiten die höchstmöglichste Vollendung zu geben suchte, legte aber auch dadurch wohl hauptsächlich den Grund zu einer Kränklichkeit, welche ihn bis ins höchste Alter nicht verließ, sondern vielmehr mit den Jahren zunahm und die, wenn sie auch die Freudigkeit seines Geistes und seinen Muth nicht unterdrückte, ihm doch oft bei seinen Geschäften hinderlich war. Dazu kam noch, daß gerade zu der Zeit, wie er sein Amt antrat, der Königsberger Weltweise, Immanuel Kant, dem philosophischen Denken des Jahrhunderts eine ganz neue Richtung gegeben hatte. Hansing wurde mit den Schriften dieses scharfsinnigen Denkers bekannt und erkannte bald das Ungenügende seines frühern philosophischen Studiums, besonders rücksichtlich des Glückseligkeitsprincips in der Moral. Er sah aber auch ein, welchen wichtigen Einfluß die Schriften Kants, besonders die Wiederherstellung des Sittengesetzes in seiner Würde, auf die Auslegung des Christenthums gewinnen mußten und von der Zeit war sein eifrigstes Bemühen, den christlichen Glauben, den er hegte, rationell zu begründen und sich sein eignes System zu bilden. Es kostete ihm indeß anfangs nicht wenig Mühe, die damals ganz neue Lehrweise Kants zu fassen und noch größere Mühe, die Anwendung davon auf das Christenthum zu machen. Eben dieses Studium der Kantischen Schriften trug aber unstreitig zu der Gründlichkeit bei, die selbst seinen populären Vorträgen eigen war, so wie sie seinem Nachdenken über das Christenthum selbst eine eigenthümliche Richtung gab, so daß man ihn in allen seinen Vorträgen sofort wieder erkannte. Zu dieser Gründlichkeit im Denken, die bewirkte, daß man sich bei dem Anhören seiner Vorträge völlig befriedigt und gänzlich überzeugt fühlte von der Wahrheit, welche zu empfehlen er sich vorgesetzt hatte, kam noch seine Genialität hinzu, um allen seinen Reden ein höheres Interesse zu geben; denn es

waren jederzeit die interessantesten Materien, die er zum Gegenstande der Erbauung wählte und eben so interessant war die Art und Weise, wie er sie behandelte und vortrug. Er concipirte, obwohl er frei redete, eine jede seiner Reden, auch die Gelegenheitsreden, wörtlich und hielt sie auch so, wobei ihm sein gutes Gedächtniß zu Hülfe kam und bei dem Vortrage christlicher Wahrheiten nützten ihm auch seine gewiß nicht gewöhnlichen äußern und innern Rednertalente, denn mit einem Aeußern, durch welches schon sein Auftreten ehrwürdig erschien, mit einem ausdrucksvollen Gesichte, welches jedesmal den Gedanken seiner Seele entsprach, verband er eine sonore, wohlklingende Stimme, eine große Ruhe und Gemessenheit in der Aktion, eine richtige Geberdensprache, ein äußerst feines Gefühl für das jedesmal Schickliche und Zeitgemäße, eine außerordentliche Gewandtheit in der Sprache und einen blühenden Styl, so wie ihm denn auch eine große Kenntniß des menschlichen Herzens und die Geschicklichkeit eigen war, seiner Rede nicht allein Fülle und Lieblichkeit, sondern auch, so oft er wollte und es Noth that, Kraft und Nachdruck zu geben. Was aber insonderheit dazu beitrug, seinen Reden die außerordentliche Aufmerksamkeit und das fast ungetheilte Interesse zu geben, so daß in der spätern Zeit seines amtlichen Wirkens, wo er nur selten mehr die Kanzel betreten konnte, man es gewissermaasen als ein Fest betrachtete, wenn man ihn hören konnte, das war wohl der Umstand, daß der Glaube, den er Andern verkündigte, in dem Innersten seiner frommen Seele wohnte und daß die Wahrheit, die er seinen Anvertrauten empfahl, das Princip seines eignen Denkens und Handelns war. Denn unstreitig war er durch seinen sittlichen Charakter und seine ungeheucheIte Gottesfurcht noch weit ehrwürdiger als durch seine Kenntnisse und sein Rednertalent. Er war ein frommer Diener Gottes in Wort und Wandel, ein aufrichtiger Verehrer seines Herrn. Eifer für seinen Beruf, strenge Rechtschaffenheit und selbst Liberalität der Gesinnung, Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit, feine Berücksichtigung und Vermeidung dessen, was Andern unangenehm sein und sie kränken konnte, zartes Gefühl für Ehre, aber auch sittlicher Ernst und strenge Wahrheitsliebe zeichneten ihn in sehr hohem Grad aus und noch Mancher der Jetzlebenden wird sich mit Rührung des freundlichen Greises erinnern, der, um Andern angenehm zu sein, gern die eigene Noth ver-

gaß, der noch im hohen Alter an den Freuden und Leiden seiner Nebenmenschen so innigen Antheil nahm, der gegen Jeden, auch den Geringsten freundlich und gefällig war und ihn durch seine gute Laune und scherzhaften Gespräche zu erheitern suchte. Wir haben geglaubt, in der Schilderung der Persönlichkeit dieses Verstorbenen ausführlich sein zu müssen, um unsere Leser in den Stand zu setzen, die Beschuldigungen zu würdigen, die seine letzten Lebensjahre getrübt haben und noch jetzt nicht ruhen, sein Andenken zu beflecken und seine Nachgebliebenen zu kränken. Eine von ihm im J. 1826 ausgestellte Bescheinigung über die ehelichen Verhältnisse des letztverstorbenen Grafen Bentinck hat nämlich in der obschwebenden Bentinckschen Successionsstreitsache Aeußerungen veranlaßt, die nicht blos in den gerichtlichen Verhandlungen geblieben, die in öffentliche Blätter und Druckschriften übergegangen sind und wodurch man die Wahrheit dieser Bescheinigung hat anfechten und verdächtig machen wollen. Aber der Verstorbene war, wie unsere Leser hier sehen, nicht der Mann, der Etwas bezeugen konnte, wozu nicht sein Gewissen seine Beistimmung gab und er hätte gewiß durch Nichts in der Welt bewogen werden können, dies Zeugniß auszustellen, wenn er solches nicht seinem Amte schuldig zu sein geglaubt hätte. Denn lieb konnte es ihm natürlich nicht sein, es ausstellen zu müssen, da er klug genug war, zu begreifen, daß er deshalb, obwohl unverdienter Weise, vielfach würde in Anspruch genommen werden; aber er zog es vor, sich lieber auch dem zu unterwerfen, als seiner Pflicht Etwas zu vergeben. Er selbst hat sich darüber längst bei dem großherzl. Consistorium in Oldenburg gerechtfertigt. Wenn gleichwohl diejenigen, deren Interessen die Wahrheit jener Bescheinigung entgegensteht, fortfahren, solche durch alle mögliche Mittel zu bestreiten, wenn dabei auch sogar Nichts unversucht bleibt, den Charakter des Verstorbenen in ein schlechtes Licht zu stellen, nach dem Grundsatz der Verläumder; „verläumde nur dreist, es wird doch immer Etwas hängen bleiben,“ so kann man nur Mitleid mit denen fühlen, die sich keiner besseren Waffen bedienen können und sie ihrer selbst gewählten und wohlverdienten Schmach überlassen. Jene Bescheinigung wäre in dem von ihnen angenommenen Fall ja ein Verbrechen gewesen; aber ein Mann, der sein Leben lang, obwohl im Gefühl seiner Schwachheit, dem Guten nachgestrebt hat, der wird nicht so leicht noch

am Abend seines Lebens zu einem Verbrechen hingerissen und am wenigsten ist dies anzunehmen, wenn gar kein denkbarer Grund zur Begehung eines solchen Verbrechens nachgewiesen werden kann. Denn der Verstorbene war weder in dem Grad abhängig von dem letztverstorbenen Grafen, daß er dessen Gunst, gesetzt, solches wäre gefordert, auf Kosten seines Gewissens hätte erkaufen müssen, noch war er überall dem Ehrgeiz oder dem Eigennutz so zugänglich, daß man von dieser Seite ihn hätte locken und kirren können, wenn man es auch hätte versuchen wollen und wenn überdies seine Lage so gewesen, daß er eine Verbesserung derselben hätte wünschen müssen. Er hat vielmehr bei vielen Gelegenheiten durch die That bewiesen, daß er seine Stellung als Lehrer und Seelsorger auch Mitgliedern der gräflichen Familie gegenüber sehr wohl erkannte und zu behaupten wußte und gewiß hat er die Achtung dieser Familie mit sich ins Grab genommen. Manche heitere aber auch manche betrübende Schicksale hat er in seinem Leben erfahren. Er erreichte ein Alter von 72 Jahren und blieb bis an sein Ende im vollen Besitz seiner Geisteskräfte; er sah nicht nur alle seine noch lebenden Kinder versorgt, sondern sah auch noch Kinder seiner Kinder. Von drei Söhnen, welche ihm blieben, ist der eine Prediger, der andere Kaufmann, der dritte Landwirth; die einzige Tochter ist einem Prediger verheirathet. Aber auch des Betrübenden traf ihn viel, denn seiner Kränklichkeit, die ihm sein Amt erschwerte und ihn fremder Hülfe bedürftig machte, nicht zu erwähnen, verlor er seine erste Gattin am 12. Mai 1810 auf eine so plötzliche als unerwartete Weise, begrub drei seiner Kinder und auch seine zweite Gattin, Christine Friederike, geb. Becker, Witwe des Kaufmanns Harksen in Rodenkirchen, mit welcher er am 24. August 1813 sich verehlicht hatte, ging ihm im Tod voran. Diese zweite Ehe war kinderlos. Aber so wie Niemand sich besser darauf verstand, auch bei den erschütterndsten Trauerfällen seine Standhaftigkeit und seinen christlichen Sinn zu bewähren und sich über die Anfechtungen der Erde auf den Flügeln des Glaubens zu erheben, so hat gewiß Niemand die Wohlthaten des Höchsten mit einem dankbarern Sinn hingenommen, als er. Es war Grundsatz bei ihm, das Unabänderliche mit Festigkeit und Würde zu tragen und die unschuldigen Freuden, die ihm am Lebenswege blühten, mit erkenntlicher Seele zu pflücken und zu genießen, in keiner Lage

den Muth zu verlieren und auch unter beschwerlichen Leiden und heftigen Schmerzensfällen den Höchsten zu preisen. — So friedlich wie sein Leben, war auch sein Ende, denn die Ruhe und Freudigkeit der Seele, ja die heitre Laune verließ ihn auch in den letzten Augenblicken nicht. So kann der nicht sterben, dessen Seele das Verbrechen eines falschen Zeugnisses belastet.

* 41. Gerhard Philipp Heinrich Norrmann,

großherzogl. mecklenb.-schwer. Hofrath, Dr. der Philosophie und Professor der Geschichte u. Staatswissenschaften an der Universität zu Rostock;

geb. den 24. Febr. 1753, gest. den 13. Jan. 1837;

Sein Vater, welcher aus Schweden stammte, war seiner Profession nach ein Buchbinder, ein in seinem Fache sehr geschickter, nicht ungebildeter Mann und wegen seines jovialen Sinnes und seiner großen Rechtlichkeit in Hamburg allgemein beliebt und geachtet. Er hatte eine zahlreiche Familie und von acht Geschwistern war Philipp der älteste, der schon als kleiner Knabe, obgleich von zarter Körperbildung und schwächlicher Gesundheit, durch große Lebhaftigkeit des Geistes, unersättliche Wißbegierde und ein starkes Gedächtniß sich auszeichnete. Unter den Büchern, welchen den zehnjährigen Knaben besonders anzogen, nahmen Reisebeschreibungen, so wie die Geschichte von Robinson Krusoë den ersten Platz ein, die er mit großer Emsigkeit durchlas und wodurch vielleicht schon früh der erste Keim der Neigung für spätere historische und geographische Studien in die junge Seele gepflanzt wurde. Dem Vater entgingen die Anlagen und Neigungen seines Sohnes nicht und wenn er gleich früher ihn für sein Geschäft bestimmt hatte, so wurde es doch jetzt sein sehnlichster Wunsch, ihn Theologie studiren zu lassen und er dachte es sich als das größte Glück, seinen Sohn dereinst, vielleicht als Prediger in Hamburg, die Kanzel besteigen zu sehen. Wenn er gegen die Mutter, eine sanfte und gescheide Frau, seine Wünsche und Hoffnungen laut werden ließ, so pflegte diese freilich zu lächeln und ihm entgegen zu stellen: ob es nicht besser sei, den Knaben bei gereiften Jahren selbst wählen zu lassen. Doch der Vater ließ sich nicht irre machen und beschloß, seinen Sohn dem Johanneum zu übergeben, wo er in die unterste Klasse aufgenommen wurde. Diese Anstalt, welche sich in neue-

rer Zeit eines großen Rufes erfreut, befand sich damals nicht in einer so guten Verfassung. Während er hier mit allem Eifer eines lernbegierigen Knaben in den alten Sprachen, welche nach der Sitte der damaligen Zeit den größten Theil des Gymnasialunterrichts ausmachten, sich auszubilden strebte, so wurde doch dadurch nie seine schon früh erwachte Neigung für Geschichte und Geographie zurückgedrängt und er benutzte jede Gelegenheit und jede freie Stunde zum Lesen geschichtlicher, geographischer und naturhistorischer Schriften, verwandte kleine Ersparnisse, sich Bücher in diesen Fächern eigenthümlich anzuschaffen und oft wurden Werke dieser Art ungebunden aus des Vaters Werkstatt genommen und des Nachts durchgelesen. So wuchs der Knabe zur Freude seiner Eltern heran und machte in Sprachen und Wissenschaften rasche Fortschritte; doch schon früh sollte er durch häusliche Leiden und harte Unglücksfälle, welche seine Eltern trafen und wodurch sie außer Stand gesetzt wurden, die Kosten seiner weitern Ausbildung zu bestreiten, schwer geprüft werden. Dies alles konnte jedoch jetzt nicht mehr seinen Entschluß, sich den Wissenschaften zu widmen, wankend machen und er suchte nun durch eigne Anstrengung zu erwerben, was seine Eltern ihm nicht mehr geben konnten. Mit seinem funfzehnten Jahre begann er Unterricht zu ertheilen und es gelang ihm, sich durch seine Gewissenhaftigkeit, seinen klaren Vortrag und sein gesittetes Betragen so beliebt zu machen, daß er bald in einige der ersten Häuser Hamburgs, theils um kleinere Knaben zu unterrichten, theils um sie bei ihren Schularbeiten zu beaufsichtigen, eingeführt wurde. Die Zeit, welche ihm auf diese Weise geraubt wurde, suchte der heranwachsende Jüngling, der jetzt schon die Mangelhaftigkeit des Unterrichts, den er in der Schule genoß, erkannte und dem jede Halbheit zuwider war, durch verdoppelten Fleiß und durch anhaltendes Arbeiten bis spät in die Nacht, wobei er sich durch den Genuß starken Kaffees munter erhielt, möglichst wieder einzuholen. Diese häufigen Nachtwachen wirkten jedoch nachtheilig auf seine Gesundheit und wahrscheinlich lag in ihnen und dem angewandten Reizmittel die Veranlassung zu seiner spätern Schlaflosigkeit und seinem gereizten Gesundheitszustand, ohne Zweifel aber wurde durch sie ein faulichtes Nervenfieber, woran der thätige Jüngling in seinem achtzehnten Lebensjahre gefährlich erkrankte und wovon er erst nach einem halben Jahre genas, herbei-

geführt. Der Verlust aller Haupthaare, welche er nie vollständig wieder erhielt, war die Folge dieser schweren Krankheit und er mußte als Schüler, wenn gleich von der Mode begünstigt, eine Perücke tragen, die er in den letzten zehn Lebensjahren mit einem schwarzen Käppchen vertauschte. Endlich hergestellt, hatte wissenschaftliches Streben neuen Reiz für ihn und er setzte nicht nur seine Vorbereitung für das akademische Studium mit aller Lebendigkeit seines Geistes fort, sondern unterzog sich auch mit unverdrossenem Eifer den Verpflichtungen, die er als Lehrer oder Aufseher jüngerer Schüler übernommen hatte, um sich schon jetzt einige Mittel für seine künftige Subsistenz auf der Universität zu ersparen, da er auf bedeutende Unterstützung von Seiten seiner Eltern nicht rechnen durfte. Je näher er aber seinem Ziele rückte, desto größere Abneigung erwachte in ihm gegen den Beruf, wofür ihn sein Vater bestimmt hatte. Vielleicht mochte der Jüngling sich selbst der Gründe dieser Abneigung nicht klar bewußt sein, vielleicht aber wurde sie durch den Zwang, welchen der Vater ihm auflegte, jeden Sonntag Vor- und Nachmittags die Kirche zu besuchen, hervorgerufen; doch die leiseste Andeutung derselben machte den Vater höchst unwillig und so schwieg er für den Augenblick. Im J. 1774 verließ er die erste Klasse des Johanneums, um noch ein Jahr das sogenannte Gymnasium in Hamburg, eine Zwischenanstalt zwischen Schule und Universität, zu besuchen. Um diese Zeit war es, als er die Bekanntschaft des Prof. Büsch, des Stifters der berühmten Handlungsakademie machte, eines Mannes, der von großem Einfluß auf den Bildungsgang des jungen Norrmann wurde und der ihn vielleicht in seinem Entschlusse, das Studium der Theologie mit dem der Jurisprudenz und Geschichte zu vertauschen, bestärkte, jeden Falls aber seiner Vorliebe für Geschichte und Geographie nicht wenig Vorschub leistete durch die Aussicht, welche er ihm eröffnete, ihn nach Vollendung seiner akademischen Studien sofort als Lehrer bei der Handlungsakademie anzustellen. Norrmann hatte noch einen harten Kampf mit dem Vater zu bestehen; endlich gelang es ihm, dessen Einwilligung zu dem veränderten Lebensplane zu erhalten und so ging er Michaelis 1775 freudigen Muths zur Universität nach Göttingen ab. — Hier flossen dem Jünglinge reichliche Quellen, seinen Durst nach Wissenschaft zu stillen und er lag mit regem Eifer dem Studium der Jurisprudenz, der Staats-

wissenschaften und Geschichte ob. Seine vorzüglichsten Lehrer waren Böhmer, Meister, die Gebrüder Beckmann, Pütter, Schläger und andere ausgezeichnete Männer, durch welche damals die Hochschule blühte. Mit Vergnügen pflegte er auch des Nutzens zu gedenken, den er in Rücksicht auf seine ästhetische Bildung aus dem Umgang und der Freundschaft des liebenswürdigen Hölty gezogen. Schon im J. 1777 erinnerte ihn der Professor Büsch an die Ausführung des früher besprochenen Plans und wünschte schon damals seinen Eintritt als Lehrer in die Handlungsakademie; N. jedoch lehnte diesen ehrenvollen Antrag noch ab, weil er seine Studien nicht unterbrechen wollte und erst nach Beendigung seines dreijährigen akademischen Kursus folgte er den wiederholten Aufforderungen. So verließ er Michaelis 1778 Göttingen, kehrte nach Hamburg zurück und wurde sofort als zweiter Lehrer bei der Handlungsakademie angestellt. Dies Institut stand damals in seiner schönsten Blüthe und wurde von den Söhnen der ersten Handlungshäuser aller Nationen besucht. Junge Engländer, Portugiesen, Spanier, Franzosen und namentlich Schweizer empfingen hier ihre Bildung und so hatte N. beiläufig Gelegenheit, nicht nur die neueren Sprachen täglich zu üben, sondern auch manche Jünglinge aus fernen Ländern sich enger zu verbinden, die auch in spätern Jahren mit großer Anhänglichkeit ihm zugethan waren. Namentlich mögen hier die Schweizer von Bonstetten *) und die Gebrüder v. Salis **) genannt werden, mit denen er noch lange nachher in freundschaftlichem Briefwechsel stand. Vor allem aber wurde das innige Verhältniß zu dem Prof. Büsch, der in Hamburg die höchste Achtung genoß, von großer Bedeutung für N. Durch ihn wurde er nicht nur in seinen Studien, die sich jetzt fast ausschließlich zur Geschichte und Statistik hinneigten, angeregt und gefördert, sondern er hatte auch das Glück, in seinem Hause die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Gelehrten Deutschlands zu machen und mit Männern, wie Klopstock, J. H. Voß ***) (der durch Büsch's Empfehlung als Rektor nach Otterndorf kam), Claudius und Andern fast täglich zu verkehren. N. fühlte sich in seiner Lage höchst glücklich und nur die Sehnsucht, eine Familie zu begründen, welches ihm in derselben nicht möglich war,

---

*) Die Biogr. C. V. v. B.'s s. im N. Nekr. Jahrg. 10. S. 76.
**) Die Biogr. J. G. v. Salis s. im N. Nekr. Jahrg. 12. S. 96.
***) Dessen Biogr. s. im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 171.

konnte ihn bestimmen, sie im Jahr 1782 mit der Stelle eines Subkonrektors am Johanneum zu vertauschen. — Schon am 23. März verheirathete er sich mit Betty Dennenberg († 1827) aus Hamburg. — Der neue Wirkungskreis, in welchen N. getreten war, nahm fast alle Kraft in Anspruch, so daß er nur wenig Zeit für eigne Studien übrig behielt; durch Anstrengung jedoch und weise Benutzung seiner Zeit, ward es ihm möglich, sich auch als Schriftsteller bekannt zu machen und es folgte bald der schon i. J. 1782 erschienenen Schrift: „Kurze Geschichte der ältesten teut. Nationalverfassung u. s. w." das bedeutende Werk: „Geographisch-histor. Handbuch der Länder-, Völker- u. Staatenkunde u. s. w. 3 Bde. 1785—88. Dies Werk, welches seinen literarischen Ruf begründete, dessen er sich bis ans Ende seines Lebens erfreute, lenkte auch die Aufmerksamkeit des damaligen Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz *), auf ihn, als derselbe im J. 1789 die Restauration der Universität zu Rostock beschlossen hatte und nach tüchtigen Lehrern sich umsah. Noch in demselben Jahr erging an N. der eben so anerkennende, als ehrenvolle Ruf zu einer Professur der Geschichte und Staatswissenschaften an der Universität zu Rostock, mit Verleihung des Hofrathtitels. So schwer ihm auch die Trennung von der geliebten Vaterstadt wurde, wo er zu so vielen Jugend- und Universitätsfreunden und gelehrten Männern aller Fächer in den glücklichsten Beziehungen stand, so gebot doch die Rücksicht auf seine Familie, die schon drei Töchter zählte, den Ruf anzunehmen, da mit seiner bisherigen Stelle nur eine beschränkte Einnahme verbunden war und er durch Privatunterricht viele Zeit seinen Studien entziehen mußte. Seine Liebe und Anhänglichkeit an seine Vaterstadt dauerte aber bis an sein Lebensende fort und er war nicht glücklicher, als wenn er selbst eine Reise dahin machen konnte oder alte Freunde von dort ihn in Rostock besuchten. Der Schmerz der Trennung wurde jedoch gelindert durch die freundlichen Verhältnisse, welche sich bald für ihn in Rostock gestalteten. N.'s Wirksamkeit daselbst beschränkte sich nicht auf das Lesen geschichtlicher, geographischer und staatswissenschaftlicher Kollegia, sondern er war auch als Schriftsteller sehr thätig und bei seiner Ordnung und Pünktlichkeit in allen seinen Geschäften ward es ihm möglich, mehrere kleinere Schriften und umfassendere

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. des N. Nekr. unterm 1. Febr.

Werke rasch hinter einander folgen zu lassen. Außerdem war er theils wirkliches, theils korrespondirendes oder Ehrenmitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, so wie anderer Vereine, welche mehr einen praktischen Zweck verfolgen, wie z. B. des mecklenb. patriotischen Vereins. Wenn er sich auf diese Weise in weiteren Kreisen als tüchtigen Gelehrten bekannt machte, so wurde ihm nicht minder eine ehrende Anerkennung seiner Verdienste höhern Orts zu Theil; denn als i. J. 1794 der derzeitige Erbprinz Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin die Universität zu Rostock besuchte, so wurde er zum Lehrer desselben mit ernannt und hielt demselben, so wie einige Jahre darauf dem damaligen Erbprinzen Georg, jetzigen Großherzog von Mecklenburg-Strelitz privatissime Vorlesungen über Geschichte und Staatswissenschaften. Eines gleichen Vertrauens hatte er sich zu erfreuen, als im Jahr 1819 der jetzige Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Paul Friedrich, die Universität bezog. In solcher Wirksamkeit fühlte N. sich höchst glücklich, nicht etwa weil seiner Eitelkeit dadurch geschmeichelt wurde, sondern weil er die hohe Bedeutung derselben für das Wohl des Staats erkannte. Außerdem wurde seine umsichtige Thätigkeit nicht selten von der großherzogl. Regierung, den Ständen Mecklenburgs, von verschiedenen Korporationen und Privatpersonen in Anspruch genommen, insofern Gutachten von ihm in staatswissenschaftlichen und Handlungsangelegenheiten gefordert wurden, von denen das „über die Freiheit des Getreidehandels“ umgearbeitet 1802 im Druck erschien. — Wurden ihm so die schönsten Beweise der Gnade seines Fürsten und der Achtung seiner Mitbürger gegeben, so hatte er gleichfalls in seiner langen Wirksamkeit die Freude, mehrere seiner frühern Schüler in die ersten Staatsämter aufrücken zu sehen und von ihnen unzweideutige Beweise ihrer Liebe und Anhänglichkeit zu empfangen. Unter solchen Verhältnissen verflossen N.'s Jahre in steter Thätigkeit und gewissenhafter Erfüllung der Pflichten seines Berufs und wir wenden jetzt noch einen Blick auf ihn als Gatten und Familienvater und auf die Ereignisse, welche ihn in seinem häuslichen Kreise freudig oder traurig berührten. — N. war der treuste Gatte und der liebevollste Vater seiner Kinder. Außer den drei Töchtern, welche er aus Hamburg mitbrachte, wurden ihm in Rostock noch zwei Töchter geboren; Söhne hat er nie gehabt. Mit dem Anfange dieses Jahrhunderts wurde

das Glück, das er in seiner Familie genoß, durch manche harte Schicksalsschläge getrübt. Er verlor zuerst die vierte Tochter im 12. Jahre und dann die dritte im 17. Jahre ihres Alters. Dazu kam, daß seine älteste Tochter von einer hartnäckigen Augenkrankheit befallen wurde, wovon sie erst nach jahrelanger sorgfältiger Pflege genas. Im J. 1825 starb seine seit 1824 an den Sohn seines Jugendfreundes und nachherigen Schwagers, den Kaufmann H. Donnenberg in Hamburg verheirathete jüngste Tochter und ihr folgte im J. 1827 seine Gattin. Durch solche und ähnliche traurige Ereignisse wurden die letzten Lebensjahre N.'s getrübt und seine frühere Heiterkeit schien ihn zu verlassen. Dazu kam noch, daß er, der von Jugend auf kurzsichtig gewesen war und schon i. J. 1816 das eine Auge verloren hatte, jetzt auch die Sehkraft des zweiten, womit er bisher noch ohne Brille den feinsten Druck hatte lesen können, immer mehr schwinden sah und nicht mehr nach gewohnter Weise sich mit allen neuern Werken, die über seine Wissenschaften erschienen und die ihm stets von den Buchhändlern zugeschickt werden mußten, bekannt machen konnte und nun zu dem ihm schon früher oft vergebens angebotenen Vorlesen von Kindern und Enkeln genöthigt war; das Schreiben jedoch setzte er bis wenige Tage vor seinem Tode fort. — In dem letzten Jahre beschäftigte er sich unausgesetzt mit Sammlung von Materialien zu einem histor. geogr. statistischen Werke über Mecklenburg, excerpirte aus den verschiedensten Büchern, die er entweder mühsam selbst las oder sich vorlesen ließ und zog durch eine ziemlich ausgebreitete Correspondenz Erkundigungen über dies oder jenes darauf Bezügliche ein. Noch zehn oder zwölf Tage vor seinem Ende arbeitete er hieran mit unermüdlichem Eifer. Mit dem Beginn des neuen Jahrs 1837 trat auch in Rostock die über ganz Europa verbreitete Grippe auf und bald wurde auch N., der wegen zunehmender Körperschwäche schon während der beiden letzten Winter das Haus nicht mehr hatte verlassen dürfen, davon ergriffen. Litt er hierbei gleich sehr an heftigen Brustbeklemmungen und peinlicher Schlaflosigkeit, so setzte er doch, wenn sein Zustand es irgend erlaubte, die gewohnte Beschäftigung fort und sah dem Tode, dessen Annäherung er erkannte, unverwandten Blicks ins Auge. Er entschlummerte sanft am oben genannten Tage, im Beisein seiner beiden Töchter, wovon die älteste unverheirathet, seine zweite mit dem Hofrath

und Kanzleifiskal Scharenberg zu Rostock verheirathet ist. — N. war von kleiner und magerer Körpergestalt; die Züge seines Gesichts waren durch eine hohe Stirn und eine stark gebogene Nase scharf ausgeprägt und verriethen einen entschiedenen und festen Charakter, der sich auch in seinen raschen und sicheren Bewegungen kund gab. In dem unscheinbaren Körper wohnte aber ein lebendiger Geist, der von keiner Schwierigkeit zurückschrak und sich durch eigne Kraft Bahn zu brechen wußte. Die Grundzüge seines Charakters waren Wahrheitsliebe, offene Freimüthigkeit und unerschütterliche Festigkeit bei dem, was er als recht und gut erkannt hatte. Hoch erhaben über Parteilichkeit und Vorurtheile war sein Urtheil stets mild, aber doch scharf und richtig. Sein reicher Schatz von Kenntnissen stand ihm stets zu Gebot und in all seinem Wissen, das er immer in Beziehung auf das Leben setzte, war er hell, klar und stets eigenthümlich. In seinem Berufe galt ihm die pünktlichste und treuste Erfüllung seiner Pflichten für das Höchste und er konnte nicht unwilliger werden, als wenn er jüngere Leute ihre Obliegenheiten leicht nehmen sah. So treu er in seinem Berufe war, ein eben so treuer Gatte und liebevoller Vater war er bis an das Ende seines Lebens. Gesellige Kreise wußte er durch fröhlichen Scherz zu erheitern und besonders liebte er die Unterhaltung mit jüngern Leuten, die ihn gern sahen, weil er in ihre Scherze einging und die Unterhaltung durch treffenden Witz und launige Anekdoten zu beleben verstand. Von Leuten seines Alters pflegte er wohl zu sagen: Die Alten mag ich nicht, sie sind so prämlich. — Seine segensvolle Wirksamkeit als Lehrer lebt in einer großen Anzahl tüchtiger Schüler fort und was er als Schriftsteller für die Wissenschaft geleistet, davon geben außer den schon oben genannten nachstehende Werke das beste Zeugniß: Geographisch-statist. Darstellung d. Schweizerlandes, in beständ. Rücksicht auf physikal. Beschaffenheit, Produkte, Industrie, Handel und Staatswirthschaft. Hamb. 1795. — Geographisch-statistische Uebersicht der sämmtlichen holländischen Besitzungen in Ost- und Westindien, nach den besten Quellen. Rostock 1796. — Erfahrungen von Joh. Georg Büsch, vormals Professor in Hamburg. 5r Bd. herausg. 2c. Hamb. 1802. — Anton Fr. Büsching's kurzgefaßte Vorbereitung zur europäischen Länder- u. Staatenkunde, nebst einer statistischen Uebersicht des jetzigen Europa. Sechste, nach des Verfassers

Tode völlig umgearbeitete Ausgabe. Herausgegeben 2c. Ebend. 1802. — Ueber Wismars Handelslage und deren Benutzung in ältern Zeiten, ein Beitrag zur mecklenb. Handelsgeschichte. Rektoratsprogramm. 3 Abtheilungen. Rostock 1803—1804. — Vollständiges Wörterbuch der Produkten- u. Waarenkunde od.: Gottfr. Christ. Bohn's wohlerfahrner Kaufmann, neu ausgearbeitet von G. P. H. Norrmann. 2 Bd. Hamburg 1805—1807. — J. G. Büsch's theoretisch-praktische Darstellung der Handlung in ihren mannichfaltigen Geschäften. 3. verm. und verb. Aufl., mit Einschaltungen und Nachträgen v. G. P. H. Norrmann. 2 Bd. Hamb. 1808. — Vorrede zu J. A. Neuendorf's Geschichte der Stiftsländer des ehemaligen Bisthums Ratzeburg. Rostock 1832. — Mehrere Aufsätze u. Recensionen in der deutschen allgemeinen Bibliothek, den Göttinger gelehrten Anzeigen, der Jenaischen Litztg. u. s. w. Sein Bildniß befindet sich vor dem 51. Bde. der „neuen deut. allgem. Bibliothek" und etwas ähnlicher auch vor den „allgemeinen geographischen Ephemeriden," 1811. Aug. Heft.

* 42. Johann Heinrich Friedrich Frerichs,

Hof- und Garnisonprediger und Consistorialassessor zu Oldenburg;

geb. den 1. Februar 1805, gest. den 14. Jan. 1837.

Sein Vater, Diedrich Anton Frerichs, war zweiter Prediger zu Schortens in der Herrschaft Jever, als dieser Sohn ihm geboren wurde und wurde im Jahr 1808 als einziger Prediger nach Heppens in derselben Herrschaft versetzt, wo er im J. 1813 starb. Er hatte in dem Sohne die Lust zum geistlichen Beruf schon damals geweckt, denn in müßigen Stunden pflegte er dem 5 bis 6jährigen Knaben biblische Geschichten zu erzählen und ihn lehrreiche Sprüche nachsprechen zu lassen, welche derselbe leicht behielt und nachher oftmals im Spiele zur Verwunderung vieler Erwachsenen in Form einer Rede pathetisch vortrug. Seine Mutter, eine Tochter des verstorbenen Pastors Reuter zu Sullenstade zog nach beendigtem Gnadenjahr mit ihrem einzigen Sohn und einer jüngern Tochter nach Jever, wo er nun die öffentliche Schule besuchte und nach dem im elterlichen Hause bereits erhaltenen Elementarunterricht in die Provinzialschule aufgenommen wurde, in deren verschiedenen Klassen er bis zum Abgang zur Universität den Unterricht in den gewöhnlichen Vorbereitungswissenschaften

genoß. Nebendei trieb er indeß auch manche andere Gegenstände, in welchen an jener mit Lehrmitteln nur dürftig ausgestatteten Anstalt kein Unterricht ertheilt wird. Dahin gehörte das Zeichnen und die englische, besonders aber die französische Sprache, die er unter Leitung seines Oheims Reuter, damals Lehrer an der vierten Klasse dieser Schule, früh zu lernen begann und bald mit ziemlicher Fertigkeit sprach. In den letzten Jahren lernte er mit einigen Mitschülern auch die italienische Sprache ohne Hülfe eines Lehrers. Vor sittlichen Verirrungen bewahrten ihn die mütterliche Erziehung und seine edleren Neigungen; gleiches Streben nach Ausbildung und gleiches Gefühl für Sittenreinheit verband ihn mit einigen Wenigen durch vertrauteren Umgang. Unter allen Mitschülern galt er für ausgezeichnet durch seinen hellen Kopf und seinen regen Eifer; besonders besaß er die Gabe und den Drang, alles Gelernte und Gedachte lebendig und eindringlich mit Worten darzustellen. Aus diesem Grund gab er schon als Sekundaner mit glücklichem Erfolg oft 10 und mehr Schülern Privatunterricht und kürzte sich dadurch freilich die zur Erholungen nöthige Zeit allzusehr ab, erleichterte aber doch seiner Mutter die Bestreitung der durch ihn mit den Jahren sich mehrenden häuslichen Bedürfnisse. Zur Bestreitung der Kosten des Universitätsstudiums würden ihm aber dennoch die Mittel gefehlt haben, wären sie nicht durch Hülfe freundlicher Gönner herbeigeschaft worden. Besonders gütig bezeugte sich gegen ihn ein Freund seines Vaters, der nun auch verstorbene Pastor Minssen zu Wadwarden, damals noch zu Sandel. Gründlich und vielseitig vorbereitet, konnte daher F. im Frühjahr 1824 zur Universität abgehen, zunächst nach Halle und nach Verlauf eines Jahrs von da nach Jena. Wie er später selbst urtheilte, brachte der Aufenthalt in Halle ihm für Wissenschaft und Leben keinen bedeutenden Gewinn. Der Rationalismus stand noch recht in seiner Sonnenhöhe; F. war kein mystischer Sonderling und hörte daher bei Gesenius, Wegscheider und Gerlach; die beiden letzteren schätzte er besonders, ohne jedoch mit ihnen in nähere Verbindung zu treten. Die demagogisch gewordene Burschenschaft büßte schon für ihre titanischen Entwürfe auf den Festungen, die Ueberreste derselben waren versprengt oder hielten sich schon im Verborgenen. F. blieb daher akademischen Verbindungen fern, trieb nur mit einigen näher Be-

freundeten das Studium der engl. und ital. Sprache (las Milton, Tasso ꝛc.) und setzte für sich das Studium der französischen und der Geschichte fort. Anders ward dies in Jena, wo die örtlichen Umgebungen, die Lebensformen der Studenten und die Vorträge der Lehrer mehr belebend und befriedigend auf ihn einwirkten. Durch Ludens geistreiche Darstellung gereizt, ließ er keine von dessen geschichtlichen Vorlesungen unbenutzt. Für seine theologische Ausbildung war ihm die Theilnahme an einer vom damaligen Privatdocenten Gebser geleiteten theologischen Gesellschaft, deren 8 bis 10 Mitglieder sich durch Ausarbeitungen und Beurtheilungen meistens exegetischer, doch auch praktischer Arbeiten, theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache übten, von großem Gewinn. Einen entschiedenen Einfluß auf seine theologische Ansicht und Geistesrichtung gewann indes Baumgarten-Crusius. Unter den Auspicien dieses geistvollen, gelehrten und trefflichen Mannes, welcher das ungewöhnliche Talent und das höhere Streben bei F. schätzen gelernt hatte, versuchte er sich nach den gründlichsten Vorstudien an der Beantwortung der von der theologischen Fakultät aufgestellten Preisfrage „über die Lehre Abälards“ und seine Arbeit wurde rühmlichst gekrönt. Die Preisschrift erschien zu Jena im Winter 1827 gedruckt unter dem Titel: Commentatio theologico-critica de P. Abaelardi doctrina dogmatica et morali und ist den Manen seines im Sommer 1826 verstorbenen Gönners Minssen als Erstlingsgabe der Dankbarkeit gewidmet. Außer dem Gewinn an wissenschaftlicher Bildung, an Ehre und Freude, verschaffte ihm diese Arbeit auch die Mittel zu einer Reise durch Thüringen und Franken, auf welcher er unter andern auch in Baireuth, kurz vor dessen Ende J. Paul *) besuchte. Auch die Freuden des heitern Studentenlebens verschmähte er nicht und sein Umgang war auch von denen gesucht, die seines Frohsinns und harmlosen Witzes sich gern erfreuten. Ganz im Kontrast mit diesem heitern Jugendleben stand die Einfachheit und Zurückgezogenheit, in welcher er die beiden folgenden Jahre von Ostern 1827 an als Candidat in Jever bei seiner Mutter und seiner Schwester verlebte. Nach rühmlich bestandenem Examen mußte er vor allen Dingen auf eine Versorgung denken. Zu einer Lehrerstelle an einer öffentlichen Schule war weder

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 3. Jahrg. S. 1085.

in Oldenburg noch in Jever Aussicht, da mehrere ältere Candidaten da waren und er suchte daher baldmöglichst durch Privatunterricht in Thätigkeit zu kommen. Seine Hoffnung bewährte sich vollkommen, denn er bekam bald so viele Schüler, daß er für den Bedarf im Hause seiner Mutter hinlängliche Mittel erwarb. Im geselligen Leben beschränkte er sich freilich sehr, aber desto mannichfaltiger und reger war seine Geistesthätigkeit. Außer dem Studium der alten und neueren Sprachen der Geschichte und der neuesten Literatur, wozu sein Unterricht ihm Anlaß gab, trieb er immerfort die theologischen Wissenschaften und machte sich mit den Schriften mancher neuern Theologen genauer bekannt. Für die geistliche Praxis hatte er sich noch wenig vorbereiten können, als er schon im März 1829 zur zweiten Prüfung nach Oldenburg berufen und bald darauf zum Pastor auf der Insel Wangeroge ernannt wurde. Am Sonntag Cantate trat er zum ersten Mal vor seiner kleinen Gemeinde mit dem Vorsatz auf, Christum als Grund der Kirche und Mittelpunkt des Lebens in allen Verhältnissen darzustellen und in seiner Amtsführung und der Stellung zu seiner Gemeinde seinem Vorbilde Minssen nachzustreben. Man muß gestehen, daß ihm dies auf Wangeroge in den 5 Jahren, die er dort verlebte, so weit die Umstände es zuließen, gelang. Nur wenige Uebelwollende und Unverständige haben ihm Verdruß gemacht: im Ganzen genoß er die größte Liebe und das unbedingteste Vertrauen. Es hielt bei vielen Insulanern schwer und bei einigen war es gar unmöglich, sie von groben Vorurtheilen und falschen Rechtsvorstellungen in Betreff des gemeinschaftlichen Grundeigenthums ihrer Insel und des Strandes zu heilen; die Autorität der Kirche kann da nicht durchdringen, wo das irdische Interesse die Seelen ganz erfüllt, wenn es auch an äußerlichen Beweisen der Ehrfurcht vor Gott und seinem Wort, wie bei diesem Inselbewohnern, keineswegs fehlt. Durch umsichtigen Rath stand er ihnen in Verlegenheiten bei, durch Fürbitten und Gesuche bei den Behörden suchte er ihnen Schonung und Nachsicht zu bewirken, übernahm die Geschäftsführung und Verwaltung einer Nachlassenschaft für Unmündige und suchte drückende Armuth durch eigene Unterstützungen und durch Fürsprache und Verwendung bei Bemittelten in und außer der Gemeinde von dem Eilande abzuwenden. So war er nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen ein Vermittler bei Vielen.

Die meiste Hoffnung übrigens, Menschen für das bessere Leben zu gewinnen, setzte F., wie wohl alle Prediger, auf die Jugend. Daher nahm er sich mit Eifer und Vorliebe des Jugendunterrichts an, besuchte fast täglich die Schule und unterrichtete oder gab Anleitung zum Unterricht. Auch in seinem Hause sorgte er für die Erziehung und den Unterricht mehrerer, ihm übergebener Kinder, häufig solcher, für welche man diesen abgesonderten Aufenthalt wählte, um sie den Zerstreuungen zu entziehen, welche in der Heimath sie dem Fleiße abwendig machten. Dieser häusliche Unterricht nöthigte ihn, das Studium der alten Sprachen fortzusetzen, er drang in den Geist der alten Klassiker immer tiefer ein, aber er vermißte in ihnen den einzig wahren Grund alles Lebens und die erlösende und erleuchtende Kraft des evangelischen Worts. Zu einer immer völligeren Hingabe an den Inhalt des Christenthums trug besonders die Beschäftigung mit Schleiermacher *) bei. Der Geist dieses tiefen und scharfen Denkers, dessen Schriften er außer denen von Herder und Goethe **) besonders eifrig las, hatte ihn gewaltig ergriffen und obwohl er nicht in alle Glaubensansichten desselben einzugehen vermochte, so blieb derselbe doch nicht ohne Einfluß auf seine Denk- und vielleicht auch auf seine Predigtweise. Seine Predigten blieben nämlich nicht so allgemein faßlich und auf das praktische Leben anwendbar, wie anfangs. Hauptsächlich war dies der Fall, wenn er in der Badezeit seine eigne Gemeinde fast ganz verlor und er vor Badegästen aus verschiedenen Ländern und größern Städten predigte. Unwillkürlich wurde dann sein Geist durch die Umgebung in einen höhern Schwung gesetzt. — Es kann nicht auffallen, daß die Anwesenheit der Fremden während der jährlichen zweimonatlichen Badezeit auf der Insel den Prediger derselben in eine anregende und unterhaltende Verbindung mit der Welt setzt, wie sie den Wohlstand und die äußere Bildung der Insulaner erhöht; zugleich aber treten dadurch auch manche fremdartige Neigungen in das harmlose Nachbarleben störend ein und erschweren die Wirksamkeit des Predigers. Mit der altfriesischen Sitte verliert sich auch die altfriesische Sprache immer mehr von der Insel. Was davon sich noch erhalten hatte, suchte F. zusammenzutragen, um es

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 12. Jahrg. S. 125.
**) Dessen Biographie s. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 197.

in einem Idiotikon herauszugeben. Zugleich gedachte er sprachliche Vergleichungen mit den Resten des Altfriesischen im Saterlande und in Westfriesland nebst einer geschichtlichen Nachweisung der Veränderungen seit der Zeit des Asegabuchs damit zu verbinden und studirte zu diesem Zweck friesische Literatur und Geschichte. Leider war dieser Plan für die ihm vergönnte Muße viel zu weit greifend und die Arbeit ist kaum als begonnen anzusehen; aus den ungeordneten Materialien wird ein Freund des Verewigten ans Licht fördern, was daraus zu gewinnen möglich sein wird. F. hatte schon auf Wangeroge die Arbeit gänzlich ruhen lassen, da er in dem letzten Jahr dort von einem andauernden körperlichen Uebel geplagt wurde. Das Seebad, Andern ein Born neuer Lebenskraft, hatte, wahrscheinlich durch zu lange fortgesetzten Gebrauch, ohne daß dabei die nöthige Ruhe genossen wurde, sein ganzes Nervensystem geschwächt; bei der geringsten geistigen Anstrengung quälten ihn die heftigsten Kopfschmerzen und der böse Dämon der Hypochondrie verfolgte ihn furchtbar einen ganzen Winter hindurch. Früher schon hatte man das Konrektorat in Jever ihm übertragen wollen und durch die in der Badezeit gewonnenen Bekanntschaften hatten sich ihm Aussichten zu einer würdigeren Stellung in einem fremden Staat eröffnet; jetzt mußte er sehnlichst eine Versetzung wünschen und glücklicherweise hatte er zwischen zwei Stellen zu wählen: dem erledigten Konrektorat an der Schule zu Jever und der Pfarre zu Osternburg, einer Vorstadt von Oldenburg. Weil jene Stelle viele Arbeit und geringe Besoldung verhieß und F. lieber in einem geistlichen Amte zu bleiben wünschte, so wurde er im Juli 1834 Pastor zu Osternburg. Das zweite Studium seiner öffentlichen Wirksamkeit begann, ein kürzeres und für ihn minder erfreuliches: er trat in eine ganz andere Lebensstellung, eine reichere Fülle von Lebensgenuß und Thätigkeit bot sich ihm dar, aber auch eine bisher ihm unbekannte Schwierigkeit. Osternburg ist eine Gemeinde, in der schwerlich Jemand, der nicht an Körper und Geist im höchsten Grade fest ist, seinem Pfarramte volles Genüge leisten kann und wird. Einfache, schlichte Landbauern, Dorfbewohner, zum Theil Handwerker mit städtischen Neigungen und Sitten, feingebildete Hof- und Staatsbeamte bilden eine Gemeinde; wie soll er die durch Predigen und Besuche für die Kirche gewinnen, wie um den Altar erhalten? Wie in

der Verwaltung kirchlicher Angelegenheiten, die ihm obliegt und zugleich im geselligen Leben allen Anstoß vermeiden? Vor allen Dingen sah Fr. die Nothwendigkeit ein, daß vor dem Geistigen und Höheren, vor der reinen Lehre des Evangeliums sich noch mehr Ehrfurcht verbreiten müsse. Die Mittel zu diesem Zwecke besaß er wohl: inniges Gefühl und hohe Begeisterung, Tiefe und Reichthum der Gedanken, Lebendigkeit der Phantasie und Kraft und feurigen Glanz der Rede — alles dieses mußte er jederzeit aufzubieten suchen, um auf dem Höhenpunkte zu bleiben, auf dem er viele modern Denkende Aufgeklärte einmal gewonnen hatte und an den Quell des evangelischen Worts wieder heranzuziehen hoffte und das kostete ihm manchmal große Anstrengung. Zeit und Kräfte wurden nicht minder in Anspruch genommen durch die übergroße Anzahl verarmter und dürftiger Leute; allerlei Besuche und langgesponnene Vorstellungen zerrissen ihm oft seine Morgenstunden und am Nachmittage riefen amtliche Verrichtungen ihn vom Hause ab. Sollte er aber an der Prüfung der Kandidaten Theil nehmen, welches Geschäft ihm für die Folge auch übertragen war, so durfte er seine Fortbildung in theologischer Erkenntniß nicht versäumen. Bei seinem Interesse für die Literatur konnte er die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, durch die Nähe einer Buchhandlung und Theilnahme an mehreren Lesecirkeln sich mit den literarischen Erscheinungen der Gegenwart bekannt zu machen. Schriften von Tholuck, Harms u. a. nahmen ihn in Anspruch; Strauß und Möhler setzten ihn in Bewegung, aber er ergriff ihre Entstehung und Tendenz und fürchtete nichts, sondern hielt sie für Irritamente des Glaubens in unserer Kirche. Zu einem Hauptstudium gehörten bei ihm die katechetischen Lehrbücher und Leitfaden für den Religionsunterricht. Auf Wangeroge hatte er nach dem hannoverschen Landeskatechismus unterrichtet, im Herzogthum Oldenburg ist seit 1798 ein Lehrbuch eingeführt, welches ihm durchaus nicht zusagte; darum nahm er zu seinem Konfirmandenunterrichte blos Luthers kleinen Katechismus. Zu einer Rechtfertigung seines vielleicht zu absprechenden Urtheils von seinen Amtsbrüdern aufgefordert, hatte er eine durchgehende Kritik des oldenburgischen Lehrbuchs und die Einrichtung eines andern Entwurfs versprochen, aber sein Studium aller Schriften über diesen Gegenstand führte ihn dahin, daß ihm keins dieser Bücher zu einem allgemeinen Landeskatechis-

mus genügte. Sein reges Interesse am Unterrichtswesen ward von der Behörde anerkannt, darum wurde er zum Mitglied einer zur Verbesserung des Volksschulwesens niedergesetzten Kommission ernannt und die übrigen Mitglieder derselben wissen sein treffendes Urtheil, seinen lebendigen Eifer und seine unverdrossene Mühe hoch zu rühmen. Bei solchen Gelegenheiten und fast nur in amtlichen Verhältnissen trat er in Verbindung mit der Stadt; gesellschaftliche Ansprüche mußte er dort, wie zu Osternburg fast ganz unbefriedigt lassen, da es ihm an Zeit und Neigung dazu fehlte. Das häusliche Leben in einem kleinen Kreise mit seiner Mutter und seiner Schwester schätzte er über alle Gesellschaften und seinem einfachen, geraden Sinne sagte der konventionelle Zwang größerer Gesellschaften nicht zu. Dabei war er jedoch keineswegs gleichgültig gegen menschliche Zustände außer seinem Hause und gegen seine Gemeinde; vielmehr beobachtete er jederzeit den Höhestand politischer und moralischer Kultur im Großen, wie im Kleinen. Insbesondere aber hielt er sich auch für verbunden, auf die religiöse Bildung der höheren Stände den Einfluß auszuüben, zu dem man seine Fähigkeit und seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Er erkannte wohl, wie gerade den höher Gebildeten ein christlich-religiöser und kirchlicher Sinn Noth thue, da alle geistige Veredlung des Volks von oben ausgehen müsse. Darum hatte er schon in den ersten Jahren Kindern einiger Glieder seiner Gemeinde aus höheren Ständen Privatstunden in der Religion ertheilt und trug kein Bedenken, auch an der um Michaelis 1835 für Töchter angesehener Familien neuerrichteten Cäcilienschule den Religionsunterricht zu übernehmen. Hieraus erwuchs ihm jedoch bitterer Verdruß. Weil er nämlich wegen seiner je zuweilen wiederkehrenden körperlichen Plage und der großen Anstrengung mit welcher er immer auf den Sonntag sich vorbereitete, manchmal, freilich jetzt nicht öfterer als auch im vorigen Jahre, Predigt und Kinderlehre in der Kirche aussetzen mußte, so gab jener Unterricht Anlaß zur Unzufriedenheit eines Theils seiner Gemeinde, die es zur förmlichen Erklärung kommen ließ. Ungeachtet nun ein ursachlicher Zusammenhang zwischen seiner Arbeit außer der Gemeinde und seiner Geschäftsunfähigkeit in derselben durchaus nicht stattfand, so wurde doch, selbst von einzelnen geachteten Männern seine Handlungsweise gemißdeutet, „als wenn er seinen Kindern das Brod nähme.“ Miß-

deutung und Neid trafen ihn nicht minder, als er um Michaelis 1836 dem an ihn ergangenen ehrenvollen Ruf zu einer höhern Stellung und angemesseneren Wirksamkeit folgte. Er schied von Osternburg mit dem „Schmerz im Unvollendeten" und trat in der Eigenschaft eines Hof- und Garnisonpredigers und Assessors beim Konsistorium zu Oldenburg in eine Stelle ein, die er nach seinem Alter in keiner Weise hätte suchen können, die er aber einzunehmen berufen und genöthigt war. Seinen segensreichen Unterricht an der Cäcilienschule, wozu auch der Religionsunterricht in den höhern Klassen des Gymnasiums gekommen war, setzte er fort und begann mit Freudigkeit seine Geschäfte, aber noch hatte er nicht als Hofprediger die Kanzel betreten, als er im Decbr. 1836 von einem heftigen Bluthusten befallen wurde und nach einer Krankheit von einigen Wochen verschied, für seine Angehörigen und Freunde, seine Schüler und Verehrer, ja für das Kollegium, dessen Mitglied er kaum geworden war und für das ganze Land ein tief betrauerter Verlust. Ein ehrendes Gefolge zeigte die große Theilnahme, als man am 20. Jan. ihn zu Grabe trug und in wenigen aber gehaltvollen Worten sprach der Geheime Kirchenrath D. Böckel solche am Grabe aus. Eine Auswahl aus seinen Predigten befindet sich unter der Presse.

* 43. Christian Ernst Mirus,

Universitätssekretär zu Leipzig;

geb. den 22. Juli 1781, gest. den 14. Jan. 1837.

Er war zu Schneeberg im Königreich Sachsen geboren, bezog 19 Jahr alt die Universität Leipzig, wo er Jura studirte und sodann einige Zeit als Notar lebte. Im Jahr 1808 (den 5. Apr.) bekam er bei dem dortigen Universitätsgericht eine Anstellung als Registrator, einige Zeit später wurde er Aktuar und den 5. April 1833 Sekretär der Universität. — Mirus war ein freundlicher zuvorkommender Mann von mehr großem Körperbau und schönen regelmäßigen Gesichtszügen, er verband eine reine Humanität, Rechtlichkeit und Thätigkeit mit gediegenen Kenntnissen und ward mit dem schmeichelhaftesten Zutrauen von Hohen und Niedern beehrt. Daß er sich in jedem schwierigen Falle dieses Zutrauens würdig bewies und es sich auch zu erhalten wußte, darüber herrscht nur eine Stimme. Dr. Z.

* 44. Wilhelmine Bahl,

großherzogl. mecklenburg-schwerinsche Hofschauspielerin;

geb. den 27. Apr. 1818, gest. zu Neustrelitz den 14. Januar 1837.

Sie war zu Naumburg an der Saale geboren, im November 1834 zur Gesellschaft nach Ludwigslust gekommen und am 3. Decbr. desselben Jahrs zum ersten Mal daselbst aufgetreten. Ihre Gesundheit war schon seit dem Winter 1835 sehr leidend und um ungestört die völlige Genesung abzuwarten, hatte sie sich nach Neustrelitz zur Mutter begeben, wo sie leider in dem noch sehr jugendlichen Alter von 19 Jahren verschied. — Die Verewigte besaß eine richtige Ansicht von der Wichtigkeit der Kunst, welcher sie ihr Leben gewidmet hatte; sie studirte unermüdet und mit reger Lust, nahm stets gern Belehrung und Zurechtweisung auf der Bahn, die sie in Thaliens Gebiete wandelte, an und erweckte schon gleich als Anfängerin die besten Hoffnungen von ihrem schönen, aufstrebenden Talente. Zweite und dritte Liebhaberinnen, so wie Soubretten spielte sie bereits mit eben so vieler Einsicht als Gewandtheit und Liebenswürdigkeit; im Gesange machte sie erfreuliche Fortschritte und namentlich würde sie als Sängerin einst eine gewiß nicht unbedeutende Kunststufe erreicht haben; denn mit großer Vorliebe und rastlosem Fleiße lag sie gerade dem Studium der Gesangskunst ob und die Naturgabe einer biegsamen, hellen und angenehmen Stimme bezeugte durchaus ihren Beruf dazu.

Schwerin. Fr. Brüssow.

45. Dr. Gotthilf Glasewald,

Justizrath u. Justizkommissär zu Naumburg a. d. Saale;

geboren d. 9. Jan. 1773, gest. d. 16. Jan. 1837 *).

Er wurde zu Wiederau bei Herzberg, wo sein Vater Prediger war, geboren und ob er gleich von Jugend auf keinen sehr festen Körper hatte, so konnte er doch durch seine regelmäßige Lebensart das höhere Alter erreichen. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er auf dem Gymnasium zu Torgau und bezog im J. 1793 die Universität Wittenberg, wo er sich dem Studium der Rechtswissenschaft mit solchem Eifer und Erfolge

*) Naumburger Kreisblatt 1837. Nr. 5.

widmete, daß er, als er Wittenberg i. J. 1798 verließ, von der dasigen Juristenfakultät bei seiner Prüfung die damalige erste Censur, maxime dignus, erhielt. Nachdem er als sächs. Advokat immatrikulirt worden war, übernahm er die Stadtschreiberstelle zu Dahme. Hier schon zeichnete er sich durch seine Kenntnisse und Rechtlichkeit so aus, daß ihm die Verwaltung mehrerer Gerichtsstellen in der dasigen Gegend übertragen wurde und er eine bedeutende Praxis bekam. Bei dem Jubiläum der Universität Wittenberg i. J. 1802 wurde ihm die juristische Doktorwürde ertheilt. Aber der Wirkungskreis zu Dahme war für sein Wissen und seine Talente zu klein und er ließ sich daher bei dem nach der Theilung Sachsens im J. 1816 errichteten Oberlandesgerichte zu Naumburg als Justizkommissär anstellen. Auch hier erwarb er sich allgemeines Zutrauen und den Beifall seiner Vorgesetzten, weshalb er im J. 1823 zum Justizrath ernannt wurde. Im Druck sind nur einige wenige, mit dem Buchstaben G. bezeichnete Aufsätze in der juristischen Zeitung von ihm erschienen; in den Akten über die durch ihn geführten Prozesse findet sich aber eine Menge Musterschriften von ihm, welche seine innige Kenntniß sowohl des preuß. als sächsischen Rechts, seinen praktischen Blick und sein Talent der lichtvollen Darstellung bekunden. Sein Sinn für Recht war so stark und lebhaft, daß er, wenn er einmal in der Ueberzeugung von der Rechtlichkeit des Anspruchs die Ausführung desselben übernommen hatte, keine Mühe und selbst eigne Kosten nicht scheute, um ihn geltend zu machen und die ihm vorschwebende Idee des Rechts zu realisiren. Zugleich war er ein frommer Mensch, ein ächter Christ. Auch übte er die Tugend der Wohlthätigkeit, wie Alles, was er that, im Stillen und ohne Geräusch, insonderheit gegen studirende Jünglinge und für Manchen sorgte er wie ein leiblicher Vater. Er hatte keinen eigentlichen Feind, wohl aber durch seine Anspruchslosigkeit und dadurch, daß er selbst seine größte Freude darin fand, Andern eine Freude zu machen, überall sich Freunde erworben. An seinen genauern Freunden aber hing er mit seltener Treue und Innigkeit. Am 31. Mai 1803 hatte er sich mit der dritten Tochter des Diakonus Beck zu Liebenwerda verheirathet, welche er jetzt als Witwe, mit 4 Kindern, 3 Töchtern und 1 Sohne, hinterläßt.

* 46. Friedrich Ernst v. Germar,

großh. s. weimarischer Oberst und Kammerherr ꝛc. zu Weimar;
geb. den 28. Okt. 1773, gest. am 17. Jan. 1837.

Wenn wahre Herzensgüte, Liebe und Aufopferung für die Seinigen, unbefleckte Treue zu Fürst und Vaterland während einer mehr denn 40jährigen ehrenvollen Dienstzeit, in welche die für das weimarische Militär höchste Glanzepoche fällt, große Menschenfreundlichkeit und Fürsorge für seine Untergebenen nebst ausgezeichneter Bravheit als Soldat und ruhige Ergebung bei einer Menge Unfällen, Bitterkeiten und den für ein Vaterherz wohl härtesten Prüfungen auf ein ehrenwerthes Andenken gerechte Ansprüche haben, so verdient solches in vollem Maase der Oberst von Germar. Er war zu Weimar geboren, einziger Sohn des in weimarischen Diensten gestandenen Oberstlieutenants und Kammerherrn v. G. Ausgerüstet mit einer damals sorgfältigen Erziehung kam er schon früh in das Pageninstitut zu Weimar und lernte dann die Jägerei zu Berka a/J. Er trat hierauf im J. 1790 als Fähndrich in das herzoglich weimar. Jägerbataillon, avancirte am 15. Juni 1792 zum Secondlieutenant und wohnte mit diesem Korps im Jahr 1796 dem Feldzug am Niederrhein gegen die Franzosen und dabei dem blutigen Gefecht bei Wetzlar, an welchem dies Bataillon bei der Wegnahme des Dorfes Altenburg und der Besetzung der Höhe von Altstädten den wirksamsten Antheil nahm, bei. Während der darauf für das weimar. Militär folgenden Friedensjahre wurde ihm 1801 als Kapitän der hohe Auftrag zu Theil, den Erbprinzen Karl Friedrich von Sachsen-Weimar, jetzigen Großherzog, zu den sechswöchentlichen militärischen Uebungen des in Halberstadt garnisonirenden preußischen Infanterieregiments zu begleiten. Beim Ausbruche des Kriegs zwischen Preußen und Frankreich im Jahr 1806 marschirte er mit dem weimar. Scharfschützenbataillon ins Feld, avancirte kurz hierauf zum Major und wohnte dann mit gedachtem Bataillon in dem in diesem Jahre zwischen Preußen und Frankreich begonnenen Krieg am 14. Oktober der Schlacht bei Auerstädt, so wie auf dem darauf erfolgten schwierigen Rückzuge der preußischen Armeereste unter den Befehlen des Generallieutenants von Blücher am 16. dieses Monats dem Gefechte bei Greußen und am 17. dem bei Nordhausen bei. Er über-

nahm hierauf in Magdeburg, in Folge der Krankheit und Verwundung der zwei älteren Stabsofficiere, das Kommando über das durch Unfälle mancherlei Art bereits geschwächte Bataillon, deckte, als der Arriergarde zugetheilt, unausgesetzt den eben so unheilvollen als denkwürdigen Rückzug der von mehreren französ. Armeekorps verfolgten preuß. Armee bis unweit Lübeck mit und bestand mit seinem Bataillon am 28. die Gefechte bei Lychen, so wie am 1. Novbr. bei Waren, in welchem letztern er mit ersterem durch die Wegnahme eines von den Franzosen an einem See gelegenen besetzten Dorfs noch wesentliche Dienste leistete. Endlich mit demselben auf höchsten Befehl, unter rühmlichster Anerkennung der geleisteten Dienste sowohl von Seiten des Generallieutenants von Blücher, als auch seiner preuß. Waffengefährten, in das Vaterland zurückkehrend, rettete er noch auf dem Rückmarsch durch einen raschen Entschluß das Bataillon von der von Seiten des Marschall Soult am 5. Nov. vorhabenden schimpflichen Entwaffnung und kehrte so, nach den so schweren und damals so Vieles auflösenden Verhängnissen, mit Ehren nebst den noch aus 8 Officieren und 239 Unterofficieren und Gemeinen bestehenden Trümmern seines Bataillons am 17. Novbr. nach Weimar zurück. In Folge des im December 1806 von den gesammten Herzogthümern zu Sachsen erfolgten Beitritts zum Rheinbunde und der gemeinschaftlichen schleunigsten Stellung eines 2,800 Mann starken Infanterieregiments marschirte er mit seinem Bataillon am 5. März 1807 von Weimar ab, um nun an den Ufern der Ostsee an dem so blutigen Kampfe Theil zu nehmen, wohnte hierauf vom 23. Apr. bis zum 3. Juli der Blockirung und Belagerung der durch den Major, nachmaligen Feldmarschall von Gneisenau *), so heldenmüthig vertheidigten Festung Colberg bei und besetzte nach einem drei und ein halbmonatlichen Lager vor dieser Veste mit seinem Bataillon, der befürchteten schwed. und englischen Landungen wegen, die Insel Usedom, wo in Folge der ausgestandenen langwierigen Strapazen und Entbehrungen Nervenfieber und Ruhrkrankheiten unter seinem Bataillon ausbrachen und eine nicht unbedeutende Anzahl der Mannschaft hinwegrafften. So kehrte er mit demselben, welches durch des Kriegs Unfälle sehr geschwächt worden war, am 8. December 1807 wieder nach Weimar

*) Dessen Biogr. s. im N. Nekr. 9. Jahrg. S. 745.

zurück. Obgleich ihm das J. 1808 in Frieden zu leben vergönnt war, so rief ihn doch bereits im Monat März 1809 der Krieg gegen Oesterreich von neuem ins Feld. Am 14. dieses Monats marschirte er mit seinem Bataillon nach Würzburg, wo sich die gesammten herzoglich sächs. Kontingente bei der Division Rouyer vereinigten, von da mit der großen französ. Armee über Regensburg nach Passau und stand daselbst vom 4. Mai bis zum 23. Juli zur Deckung dieses so wichtigen Platzes gegen die an der nahen böhmischen Grenze aufgestellten Oesterreicher im Lager, mit welchen eine Abtheilung seines Bataillons gegen eine weit überlegene Zahl derselben bei dem Flecken Zwisel ein sehr rühmliches Gefecht bestand. Von hier rief ihn ein neuer Befehl zum Kampf gegen die hochherzigen tapfern Tyroler und er brach deshalb am 23. Juli nach einem mehr denn eilfwöchentlichen Lager von Passau nach Salzburg auf, wo er am 26. dieses Monats eintraf. Hier wurde ihm nebst seinem Bataillon von Seiten des Marschall Lefebre, Herzogs von Danzig, die eben so ehrenvolle als schwierige Bestimmung zu Theil, die Avantgarden-Tete seines aus Baiern und der Division Rouyer zusammengesetzten Hauptkorps bei einer nun wiederholten Expedition nach Tyrol zu bilden. Hier fand er an der Spitze seines braven Bataillons Gelegenheit, bei allen Entbehrungen Muth und Ausdauer zu beweisen. Nachdem nämlich das Hauptkorps ohne bedeutenden Widerstand zu finden, von Salzburg nach Innsbruck und von hier blos die schwache Division Rouyer über den wichtigen Brennerpaß nach Sterzing vorgerückt war und selbige am 4. August durch die nach Brixen führenden furchtbaren Engpässe vorzudringen im Begriff stand, fand man dieselben durch eine bedeutende Anzahl verwegener und geübter Tyroler Schützen besetzt. Der Kampf begann; jedoch ungeachtet daß die mit Verzweiflung fechtenden Tyroler durch das Terrain so sehr begünstigt waren, wurden sie doch von dem das leichte Bataillon Weimar befehligenden Major v. Germar aus allen ihren so festen Stellungen bis Oberau geworfen, wo aber die über den tobenden Eisackfluß führende und von den Tyrolern zu ihrer Rettung in Flammen gesetzte Brücke die von Seiten des Majors von G. unter dem heftigsten feindlichen Kugelregen und trotz der von den Bergen herabgeschleuderten Felsenmassen fortwährend unternommenen Angriffe und die unaufhaltsamen Fortschritte seines vom Morgen bis gegen Abend unter

zwar großen Verlusten fast allein kämpfenden Bataillons hemmte. So rühmlich als auch verderblich der darauf folgende Tag für das bereits geschwächte und blos seinen eigenen Kräften so wie allen Entbehrungen preis gegebene herzogl. sächs. Regiment durch seine ausgezeichnet brave Vertheidigung der errungenen wichtigen Positionen gegen die so große und höchst erbitterte Uebermacht der Tyroler war, so trug doch der Major v. G. durch seine möglichste Ausdauer zu dessen Ruhm noch wesentlich bei. Während nämlich ein Theil des am 5. August vom Morgen bis zum Mittag gegen eine mehr denn dreifache feindliche Ueberzahl im Kampf gestandenen Regiments, das trotz dem, daß es völlig umringt und von seiner wohl vierstündigen Rückzugslinie abgeschnitten war, außerdem noch bereits seit anderthalb Tagen keine Lebensmittel und nur noch wenige Taschenmunition hatte und die versprochene Hülfe nicht erhielt, seine Stellungen behauptet hatte, sich unter großen Verlusten einen Weg durch seine Feinde zu bahnen genöthigt sah, waren die Majors v. Germar, v. Bünau und v. Bose mit einem Theile des Regiments zur Behauptung der drei in Oberau befindlichen und mit Verwundeten angefüllten Häuser befehligt worden. Diese drei kleinen ihren Kräften allein überlassenen, zuletzt wohl von 5000 Tyrolern und ranzionirten österr. Jägern umringten und ununterbrochen heftig beschossenen Bollwerke hielten sich so vom Mittage bis zum späten Abend, wo sie sich endlich beim Eintreten von Munitionsmangel und da die durch Strapazen große zweitägige Entbehrung aller Nahrungsmittel entkräftete Mannschaft und zuletzt selbst ohne Wasser war und auch die Tyroler die Gebäude in Brand stecken wollten, auf Diskretion ergeben mußten. Der Major v. G., der hierbei mehrmals verwundet worden war, ergab sich nebst seiner blos über 200 Mann starken Besatzung zuletzt. Nach mehrmonatlicher Gefangenschaft in Tyrol kehrte er in der Mitte Decembers 1809 wieder nach Weimar zurück. — Wenn die Berichte über den Feldzug nach Spanien hier mangelhaft werden, so ist dies wahrlich nicht die Schuld des Referenten, der sich alle Mühe, sie vollständig zu erlangen, gegeben. Ein großer Theil der Officiere, die jenem Feldzuge beiwohnten, schläft den langen Schlaf, Andere haben es vielleicht der Mühe nicht werth geachtet, ihre Erfahrungen dem Papiere anzuvertrauen, ein dritter Theil behält seine Geheimnisse in Kiste und Kasten verschlossen u. s. w.

Was wir hier mittheilen, sind die einfachen Erzählungen noch lebender Subordinirter. — Wir finden unsern v. Germar, nachdem er am 15. Febr. 1810 zum Oberst ernannt worden und am 25. Febr. aus Weimar marschirt war, am 29. April d. J. mit einer Ersatzmannschaft von 300 Mann in Girona angelangt *). Am 10. Juli 1810 wohnte er dem Gefecht bei Granollers bei und zog sich später mit den Trümmern des Regiments, das bei Manresa einen beträchtlichen Verlust erlitten hatte, wieder nach Girona zurück, wo er in Folge der vielen Strapazen heftig erkrankte. Das 3. Bataillon bestand am 15. Oktober noch aus 4 Officieren, 2 Feldwebeln, 3 Fourieren, 1 Korporal und 16 Gemeinen. Am 20. Jan. 1811 erschien endlich von Paris die Ordre der Zurückberufung sämmtlicher deutschen Truppen in ihr Vaterland und unser v. G. marschirte am 23. Jan. mit seinem Bataillon von Girona nach dem südlichen Frankreich zur Mitbewachung der Küste ab. Er befand sich auf dem Marsch noch immer sehr leidend und hatte seine Wiederherstellung nächst Gott dem wackern Dr. Mirus, Chirurg Rüdiger und der treuen Pflege seines Dieners Alberts zu danken, was er auch immer dankbar anerkannte. Das Bataillon war indeß durch die Zurückkunft mehrerer Rekonvalescenten aus den Spitälern wieder um einige Mann verstärkt worden und zählte bei seiner Ankunft in Weimar, welche durch mancherlei Verzögerungen erst am 29. Juni erfolgte, 12 Officiere, 89 Unterofficiere und Gemeine. Weimars Einwohner begrüßten die treuen Krieger aufs herzlichste und sie wurden auf Kosten der Bürgerschaft mit einem glänzenden Mittagsmahl im Schießhause bewirthet. Die Beschwerden eines traurigen, unglücklichen Feldzugs und die Mühen eines 200 Meilen weiten Marsches waren nun überwunden und unser Obrist ruhte in den Armen der Seinigen. — Aber diese Ruhe sollte nicht von langer Dauer sein; denn im Anfange des Jahrs 1812 rief eine Ordre des Majorgenerals der kaiserl. französischen Armee, Prinzen von Wagram, die Weimaraner von Neuem ins Feld. Den 19. Febr. marschirte das Bataillon ab und gelangte am 7. März in Hamburg an. Der Oberst v. G. war wieder ganz hergestellt und trieb während des Marsches Scherz und Spaß mit seinen Umgebungen. Seine heitere Laune verließ ihn nie, wenn er nur sein Pfeifchen

*) Das Regiment war schon früher dahin marschirt.

rauchen konnte. Das leichte Bataillon, was Obrist v. G. führte, bestand aus 21 Officieren und 891 Unterofficieren und Soldaten. Vom 7. März bis zum 14. Juni war es nach Bremen detachirt, dessen Bewohner alles aufboten den sächs. Truppen ihren Aufenthalt angenehm zu machen und die Heiterkeit und Laune des biedern Obersten erleichterte den Dienst. Den 14. Juni marschirte das Bataillon von Bremen ab und viele Bewohner jener Stadt begleiteten es Stunden weit. Der Marsch ging von Hamburg u. s. w. nach Stralsund, wo es bis zum 10. Sept. garnisonirte und in Vereinigung mit hessendarmstädtischen Truppen der Bewachung der Ostseeküsten gegen die Landungen der Engländer und Schweden oblag. Auch die Einwohner Stralsunds befreundeten sich bald mit dem Obrist und noch auf seinem Sterbelager gedachte v. G. mit Liebe dieser Stadt. Am 10. Sept. marschirte das Regiment über Greifswald u. s. w. nach Danzig, wo es nach gehaltener Revue vor dem General Grandjean seine weitere Marschroute auf Smolensk erhielt. Bei Kowno passirte das Bataillon die Memel, die ihren Namen jenseits in den Niemen umwandelt. Die russische Grenze war überschritten! — Es war ein stürmischer Tag, die Brücke zitterte vom Andrang der Truppenmassen, — der Obrist war diesmal still und in sich gekehrt. Nachdem am 29. November das Regiment in Wilna Revue vor dem General v. Hogendrop gehabt hatte, marschirte es den 3. December nach Mietniky. Marodeurs und versprengte Soldatenhaufen in dem jämmerlichsten Zustande theilten die Kunde von dem Rückzuge der großen Armee mit. Das Bataillon mußte laden und ein Korps von 10 — 1200 Mann französ. Truppen bivouaquirte im hohen Schnee. Links und rechts brennende Dörfer. Am 4. December gegen Abend rückte das Reservekorps in das Städtchen Osmiane ein. Kaum abgetreten wurde die Mannschaft von einem Schwarm Kosaken allarmirt und es fielen einzelne Schüsse. Der Oberst war der erste zu Pferd und an seiner Seite wurde ein Feldwebel tödtlich verwundet. Nach einigen Chargen eilten die Kosaken im Galopp davon. Beide Theile zählten mehrere Verwundete, doch nur wenige Tode. Der Rückzug auf Wilna wurde nun angetreten. Die retirirenden Kolonnen ereilten den 9. December Abends Wilna. Alle Ordnung war aufgelöst. Hunger, Kälte und Frost hatte auch die Hälfte des 3. Bataillons waffenunfähig gemacht. Den 10. Decbr., nachdem die Stadt

schon von feindlichen Brandgranaten begrüßt wurde, erfolgte der Ausmarsch. Ueberall Brand, Mord, Plünderung. Der Marschall Ney hatte das Kommando über sämmtliche retirirende Truppen übernommen. Die Kolonne wurde vom Thor aus auf Schußweite von Kosakenschwärmen begleitet und am Kownoer Berge wurden auf des Marschalls Befehl sämmtliche Wagen verbrannt. Auch die Equipage des 3. Bataillons ging in Flammen auf und die Kriegskasse wurde geplündert. Das 4. Regiment, bei seinem Ausmarsch aus Wilna nur noch 900 Mann stark, wurde von russischer Kavallerie attaquirt und das 2. Bataillon theils niedergehauen, theils gefangen; das 1. und 3. Bataillon schlug sich bis vor die Thore von Kowno durch, wo unserm Obrist das Pferd unter dem Leibe getödtet wurde. Unter einem Kugelregen halfen ihm seine treuen Kameraden sich der schweren Last des Rosses entledigen und so ereilten die Ueberreste des aufgelösten Bataillons Kowno. Der zugefrorene Niemen wurde überschritten und am 28. Dec. Königsberg erreicht. Das 3. Bataillon bestand noch aus 8 Officieren und 185 Soldaten. Der Marsch von Königsberg auf Danzig, wo die retirirende Kolonne am 14. Jan. 1813 einrückte, war mit einer Menge Fatiguen verknüpft und selbst einige bedeutende Gefechte, z. B. bei Frauenburg und Braunsberg fielen vor. Hunger, Kälte, Mangel an Bekleidung, die stündlichen Neckereien der russ. leichten Truppen rafften viele Opfer dahin und das 3. Bataillon bestand nur noch aus 4 Officieren und 160 Unterofficieren und Gemeinen; v. G. hatte seine sämmtliche Equipage und Pferde verloren. In dieser Zeit der Noth fand das weimarische Bataillon in dem Kaufmann François le Goullon, einem gebornen Weimaraner, aber ansässig zu Danzig, einen wahren Wohlthäter. Entblößt von Allen, selbst von den Nothwendigsten machte unser Obrist die Bekanntschaft dieses Edlen, der ihn selbst nicht allein reichlich unterstützte, sondern auch, während alle übrigen Truppen Mangel an Sold litten, dem Ueberbleibseln des weimarischen Bataillons uneigennützig ihre Löhnung vorstreckte. Der Brave ist dafür, außer daß ihm das ausgezahlte Geld zurückgegeben wurde, unbelohnt geblieben, aber im Herzen der Wenigen, die jene Tage dort verleben mußten, wohnt sein Andenken in dankbarer Erinnerung und auch v. G. gedachte auf dem Sterbebette noch seiner segnend. — Die Reste des Bataillons wurden nun nachdem die ungeheuere Sterb-

lichkeit noch eine Menge wackere Streiter aufgerieben hatte, mit den Resten anderer Truppen zu einen Regiment vereinigt. Der Obrist verließ die Seinigen nie und ohne daß er ein Kommando hatte, begleitete er bei jedem Ausfall die wenigen Waffenfähigen, wie ein Vater seine Kinder. Nach einer 11 monatlichen Belagerung sah sich endlich der General Rapp, Gouverneur von Danzig, in Folge des drückendsten Mangels an Lebensbedürfnissen jeder Art *) und da die Besatzung durch Hunger, Krankheiten und Gefechte beinahe auf den dritten Theil ihres frühern Bestandes herabgeschmolzen war, gezwungen eine Kapitulation einzugehen und da deren Ratifikation der Kaiser von Rußland verweigerte, sich mit seiner Garnison auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Am 12. December zogen laut getroffener Uebereinkunft mit den Siegern alle deutschen Truppen aus Danzig: ihren Rückmarsch in die Heimath konnten sie jedoch erst am 30. Jan. 1814 aus den ihnen bislang angewiesenen Kantonnements in Cassuben und im Marienburger Werder antreten. Das weimarische Kontingent, bestehend aus 4 Officieren (dem verstorbenen Generalmajor v. Egloffstein **), unserm Obrist v. G. und den Lieutenants v. Steuben und v. Schweidnitz) und 19 Unterofficieren und Gemeinen, kam am 14. Febr. dess. J. in Weimar an. — Doch nach allen diesen Mühseligkeiten und Strapazen war unserm Obrist keine Ruhe beschieden, denn schon einige Wochen nach seiner Rückkehr in die Heimath mußte er von Neuem aufbrechen und gegen Frankreich marschiren. Aber es war ihm nicht vergönnt, diesmal auf dem Felde der Ehre rüstig und muthvoll mitzuwirken, denn bei seinem Einmarsch in Lüttich brach er durch einen Sturz vom Pferde das Bein und mußte nun hier eine lange Zeit als unthätiger Zuschauer der Kriegbegebenheiten zubringen, was ihn oft, der immer gern thatkräftig war und sich stets auf dem Punkte zeigte, wo es galt, mit dem bittersten Unmuth erfüllte. Nach seiner Genesung begab er sich nach Enghienne, dem Hauptquartier des Herzogs von Weimar. Der kurz darauf erfolgte Pariser Friede rief die thüringer Brigade

---

*) Nach den Mittheilungen des Hauptmanns v. Düring (siehe dessen Tagebuch der Belagerung von Danzig i. J. 1813. Berl. 1817. S. 91.) war damals zu Danzig der Scheffel Roggen bis zu 53 Rthl., das Pfund Pferdefleisch auf 12 gr., ein Pfund Brod auf 1 Rthl. 8 gr. und der Scheffel trockne Erbsen sogar bis zu 153 Rthl. gestiegen.

**) Dessen Biogr. s. im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 688.

nach Haus. Ihr folgte der Obrist, welcher am 3. Juli seine heimathlichen Fluren wieder begrüßte. Aber noch einmal sollte er sein Schwert ziehen, denn Napoleons Rückkehr von der Insel Elba (im März 1815) und seine Kriegsrüstungen riefen aufs Neue die deutschen Streiter ins Feld und der Obrist begleitete die beiden herzoglich weimar. Bataillone als Regimentschef. Am 3. April marschirten diese Truppen von Weimar ab und trafen am 18. d. M. in der Gegend von Koblenz und Neuwied ein, wo sie vor dem preuß. General Graf Kleist von Nollendorf *), dessen Armeekorps sie zugetheilt wurden, sogleich die Revüe passiren mußten. Am 11. Mai überschritten sie den Rhein und die thüringer Brigade erhielt für einige Zeit auf dem niederländischen Gebiete Kantonnements. Später finden wir die weimar. Truppen bei Berennung der Festung Bouillon, so wie bei der Belagerung und Einnahme von Sedan, Montmedy, Mezieres und Charleville und theilweise bei der nächtlichen Erstürmung der Stadt Medybas thätig mitwirkend. In Gemäßheit eines vom Fürsten Blücher gegebenen Armeebefehls wurde am 4. November die thüringische Brigade in ihre Heimath entlassen und der Stab und das erste Bataillon langten den 1. Dec. in Weimar an. Einige Tage vor dem Einmarsch hatte G. die Militärverdienstmedaille erhalten, der am 30. Jan. 1816 das Ritterkreuz des Falkenordens hinzugefügt wurde. v. G. lebte nun zu Weimar als Obrist und Regimentschef der Linientruppen, wurde bei Errichtung des Landsturms Feldobrist und später Stadtkommandant, welchen Posten er bis zu seiner letzten Krankheit treulich verwaltete. — Schon mehrere Jahre vor seinem Tode fing der sonst rüstige Mann zu kränkeln an. Die ärztliche Hülfe des Raths Dr. Mirus, verbunden mit treuer Pflege seiner Angehörigen, stellte ihn zwar von Zeit zu Zeit wieder her, aber sichtbar nahmen seine Lebensgeister, besonders sein Gedächtniß ab, bis endlich nach einem 4monatlichen harten Krankenlager am oben genannten Tage der Tod seinen Leiden ein Ende machte. Sein Begräbniß wurde höchst feierlich mit allen militärischen Ehrenbezeugungen begangen und das Zuströmen der Menschen, vorzüglich vieler Landleute, die unter ihm gedient, bewies, wie sehr er geliebt worden sei. Der vom weimar. Musikdirektor Theuß zur Leichenfeier des Großherzogs Karl

*) Dessen Biogr. s. im 1. Jahrg. des N. Nekr. S. 185.

August *) komponirte Todtenmarsch geleitete auch unsern v. G. zur Gruft, an welcher der Diakonus Krause und der Obrist v. Beulwitz, früher v. G.'s Adjutant, Worte des Trostes und Gedächtnisses sprachen. — Verheirathet war v. G. mit einem Fräulein v. Wagner aus Wien, aus welcher Ehe ihm zwei Kinder wurden, 1 Sohn und 1 Tochter; der Sohn, weimarischer Premierlieutenant und Adjutant, endete einige Jahre vor seines Vaters Tode freiwillig, die Tochter ist an den weimar. Jagdjunker v. Häßler verheirathet. — v. G.'s Aeußeres war nicht einnehmend und etwas schwerfällig, in seinem Innern aber barg er eine Fülle der schönsten Eigenschaften, die sämmtlich auf große Güte und Menschenfreundlichkeit basirt waren. Im Felde war er ganz Soldat und wußte durch sein Beispiel die Soldaten in jeder Lage zu ermuthigen und sich ihre unbegrenzte Liebe zu erwerben. Aber nicht allein die Gefühle des Kriegers lebten in seiner Brust, auch die eines treuen zärtlichen Vaters und es gewährte einen genußreichen Anblick, den ergrauten Soldaten von seinen Enkeln umringt zu sehen, wie er dann in ihre Spiele einging und sie zu sich auf die Kniee nahm und ihnen aus seinem vielbewegten Leben erzählte. Heuchelei, Speichellecker ei und wie diese Künste heißen mögen, kannte er nicht, er war offen, wahr und bieder und verbarg nie seine Meinung unter einem Wulst von schönen täuschenden Phrasen. Mit Intriguen und Anfeindungen, die gegen ihn gerichtet waren, hatte er viel und mancherlei zu kämpfen; verwundeten sie auch sein Inneres, so hat er doch nie das Vergeltungsrecht zu üben gesucht. Der einzige Vorwurf, der ihm gemacht werden könnte, ist der, daß er als Soldat vielleicht zu mild war.

Weimar. Fr. A. Reimann.

47. Friedrich Johann Martin Preus,

Militärpensionär zu Hamburg;

geboren den 10. Dec. 1754, gest. den 17. Jan. 1837 **).

Er war zu Potsdam geboren, war anfänglich Schreiber, diente darauf im Ziethen'schen Husarenregiment, wurde im siebenjährigen Kriege von den Schweden gefangen und nach Schweden transportirt, ranzionirte sich

*) Dessen Biographie s. im N. Nekrolog Jahrg. 6. S. 465.
**) Didaskalia 1837. Nr. 34.

daselbst, begab sich auf ein Schiff, litt Schiffbruch und trieb sich auf dem Wrack desselben so lange umher, bis er die Besinnung verlor; als er erwachte, fand er sich an die dänische Küste geworfen, unter Menschen, die ihn ins Leben zurückzubringen bemüht waren. Nach seiner Genesung nahm er Dienste unter der dänischen Artillerie, stand bei derselben sieben Jahre und avancirte zum Feldwebel. Er verheirathete sich und ward Vater eines Sohnes und zweier Töchter. Die Frau und eine Tochter sind lange verstorben, auch die zweite Tochter ist wahrscheinlich nicht mehr am Leben. Er nahm seinen Abschied aus dänischen Diensten und begab sich nach Hamburg, wo er unter die Dragoner trat, bei denen er 23 Jahre und 5 Monate diente. Bei der Auflösung dieses Korps kam er unter das 128. französische Regiment, mit welchem er nach Rußland marschirte. Von dort zurückgekehrt, lebte er in Hamburg als Dollmetscher. Im Jahr 1813 meldete er sich zur Aufnahme unter die freiwilligen Kämpfer der hanseatischen Legion, wurde aber abgewiesen, da er damals schon 79 Jahr alt war. Dies konnte ihn jedoch nicht abhalten und er meldete sich aufs Neue und zwar unter der reitenden Artillerie, indem er nur 69 Jahr alt zu sein vorgab, worauf er dann aufgenommen wurde. Auch sein Sohn folgte seinem Beispiel, blieb aber im Felde. Nach seiner Heimkehr arbeitete er am Bauhofe, später wurde er Pförtner am Waisenhause, entsagte aber dieser Stelle, weil sie ihm zu ruhig war und lebte seitdem von seiner Pension und der Unterstützung braver Bürger. Vor zwei Jahren feierte der Wirth zum König von England, Marr, sein hundertjähriges Geburtsjubiläum. Vor 12 Jahren verheirathete er sich zum zweiten Mal und vor 5 Jahren nahm er noch eine Urenkelin zu sich und verpflegte dieses Kind, welches nunmehr das achte Jahr seines Alters erreicht hat. Er starb, wie oben erwähnt, in Hamburg und brachte sein Alter auf hundert und zwei Jahr einen Monat und sieben Tage. Die Garnison, im Verein mit dem hanseatischen Kampfsgenossen, ließ ihm am 24. Jan. ein militärisches Leichenbegängniß zu Theil werden. Die hinterbliebene Witwe sah die irdischen Reste dieses alten preußischen Heldensohns, sein Vater war Major in Friedrichs des Einzigen Heeren, der Erde übergeben.

48. Dr. Franz Paul Scholz,

penf. Professor in Breslau;

geb. den 8. August 1772, gest. den 17. Jan. 1837 *).

Scholz, geboren zu Röhrsdorf bei Liebenthal, besuchte vom J. 1786 das kath. Gymn. in Glogau und von 1791 an 3 Jahre die ehemal. Leopoldina in Breslau. Nach erfolgter Promotion studirte er bis 1797 Theologie und war darauf bis zum J. 1810 Mitglied des fürstl. Stiftes zu St. Vincenz daselbst. Seit dieser Zeit lebte er, sich einer glücklichen Ehe erfreuend, bis zu seinem Tod als pensionirter Professor in Breslau, indem er, wie schon früher, fortdauernd als Privatlehrer und Schriftsteller zu wirken suchte. Schon in der frühesten Jugend hatte er einen großen Trieb zur Naturkunde und Mechanik gezeigt und sich auf der Universität unter Jungnitz, Thaul und Heyde in diesen Wissenschaften trefflich ausgebildet. Später lernte er auch meteorologische Instrumente anfertigen, die so ausgezeichnet waren, daß sie selbst im Auslande viel gekauft wurden. Auch hat er mit einem seiner besten Heber-Barometer mehrere Reisen unternommen und an vielen Orten Schlesiens die Höhe über der Meeresfläche ausgemessen, welche Weigel in seiner Beschreibung von Schlesien benutzte. Als Schriftsteller hat er sich namentlich um die Popularisirung der Naturwissenschaften verdient gemacht. — Seine Schriften sind: Gespräche üb. die Naturlehre f. Schulen. Breslau 1800. — Briefe e. kath. Klostergeistlichen üb. Aberglauben. Ebend. 1802. — Das Nützlichste aus d. Naturgeschichte. Ebend. 1806. — Wohlf. A. 1816. — Gemeinnützige u. unterhaltende naturhistorische Aufsätze f. d. Bürger und Landmann. 4 Bdchn. Ebend. 1806 und 1807. — Nützliche und zweckmäßige Materialien zum Diktiren. Ebend. 1807. 2te Ausg. 1816. — Lebens- und Sittenregeln f. Kinder. Ebend. 1807. — Mit Fr. Gottl. Erdler: Der Schlesische Naturfreund. 11 Bde. Ebend. 1809 — 24. — Kleines naturhistorisches Taschenb. Ebd. 1810. N. A. 1818. — Kurzer Entwurf e. Naturgesch. f. das weibliche Geschlecht. Ebend. 1818. — *Unterhaltungen aus der Länder- und Völkerkunde. 8 Hfte. Hirsch-

*) Schles. Prov. Bl. 1837. 6. Heft.

berg 1819 — 25. — Der belehrende Hausvater. 4 Bde. Breslau und Leipzig 1822 — 1825. — Werke der Allmacht oder Wunder der Natur (Zeitschrift). Breslau 1825 — 1836.

* 49. Jakob Albrecht von Sienen,

Doktor der Rechte und erster Syndikus in Hamburg;

geb. d. 25. Juni. 1768, gest. d. 17. Jan. 1837.

Das Geschlecht der von Sienen ist eins der ausgezeichnetsten in dem Freistaate Hamburgs; seit Jahrhunderten haben Mitglieder desselben die bedeutendsten Ehrenstellen in demselben bekleidet. Der Vater unsers v. S. hieß gleichfalls Jakob Albrecht, war Senator in Hamburg und als ihm dieser Sohn geboren ward, Amtmann in Ritzebüttel; die Mutter hieß Paulina Conradine Steckelmann. Als die Zeit der Ritzebüttler Verwaltung abgelaufen war, kehrte der Vater nach Hamburg zurück und sorgte eifrig für die Bildung des Sohns. Dieser ward zuerst der St. Michaelisschule anvertraut, dann dem Johanneum, von welchem er 1787 zum akademischen Gymnasium überging, wo er in den Professoren Büsch, Nölting, Ebeling Lehrer fand, die ihn, den mit guten Anlagen Begabten, trefflich für die Universität vorbereiteten. Im Jahr 1789 begab er sich nach Jena, um Jurisprudenz zu studiren: Eckhard, Schmidt, Schnaubert, Just. Christ. Loder wurden seine Lehrer, deren Unterricht er zwei Jahr genoß; von dort ging er nach Göttingen, wo er im September des Jahrs 1791 zum Doktor der Rechte unter G. L. Böhmer's Dekanate promovirt ward. Seine Disputation handelte über lex. VII. Codic. de fide instrumentorum. Noch in demselben Jahre kehrte er nach einer kurzen Reise über Dresden und Berlin reich an Kenntnissen in seine Vaterstadt zurück und ward unter die Zahl der Advokaten aufgenommen. Um seine Menschenkenntniß und Erfahrung zu erweitern, unternahm er im folgenden Jahre in Begleitung seines Bruders, Johannes, eines geachteten Kaufmanns, eine größere Reise durch Deutschland und sah im Juli die Krönung Franz II. *), die letzte eines

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 14. Jahrg. S. 227.

deutschen Kaisers. Nicht lange nach seiner Rückkehr, ward ihm ein frühes und seltenes Glück zu Theil: er ward an Nikolaus Matsens Stelle im Jahr 1794 in einem Alter von 26 Jahren zum Hamburgischen Syndikus erwählt. Sein Vater war bereits im Jahr 1781 zur Bürgermeisterswürde erhoben worden und konnte nun, mit dem Sohn auch amtlich verbunden, demselben durch Rath und Beispiel Führer sein. Der treffliche Vater starb im Jahr 1800 und unser v. S. blieb im Hause der Mutter, denn erst spät dachte er an Verheirathung, nämlich im Jahr 1820, wo er die Tochter Paul Amsincks, Elisabeth A., ehelichte, die ihn nach 2 Jahren durch die Geburt einer Tochter erfreute. Sein amtliches Leben war ein für den Staat segensreiches und für die innere Verwaltung sowohl, als bei den wichtigsten Missionen nach außen war er thätig. Seit 1819 machte die Censur der politischen Blätter eine seiner Hauptbeschäftigungen aus und wer die Lage des Hamburgischen Freistaates kennt, der wird die Vorsicht, mit der er dabei verfuhr, nicht tadeln, sondern den Mann ehren, der mit der größten Gewissenhaftigkeit Allem zu wehren suchte, was der kleinen glücklichen Republik Nachtheil hätte bringen können, aber das mit Vorsicht ausgesprochene freie Wort nicht hemmte. Rastlose Thätigkeit, die pünktlichste Abwartung seiner Pflichten war ihm eigen; er muthete sich die größten Anstrengungen in der Arbeit zu bis tief in die Nacht hinein und ertrug sie. Er war in hohem Grade mäßig in allen Genüssen; die reich besetzte Tafel, an der er oft seine Freunde bewirthete, hatte für ihn selbst keinen Reiz; der Glanz, in dem er, seiner Stellung gemäß, lebte, blieb von seinem Arbeitszimmer, in welchem er die meiste Zeit zubrachte, fern; hohe Rechtlichkeit, liebenswürdige Freundlichkeit, die aber der amtlichen Strenge keinen Abbruch that, bezeichnete sein Wesen. Er erfreute sich, trotz aller Anstrengungen, einer trefflichen Gesundheit, bis sich am Schlusse des Jahrs 1836 heftiges, unleidliches Kopfweh einstellte; dennoch versah er seine Amtsgeschäfte bis zum Tag vor seinem Tod; ein Schlagfluß endete sein Leben.

* 50. Dr. Joh. David Weigel,

Quartus emeritus an der Thomasschule zu Leipzig;

geb. den 26. Nov. 1768, gest. den 17. Januar 1837.

Er wurde zu Zschocken, ohnweit Schneeberg im sächs. Erzgebirge geboren, wo sein Vater gleiches Namens und seine Mutter, Johanne Neubert, sich vom Feldbau nährten, mit dem sich auch ihr Sohn von Jugend auf beschäftigen und nachher, troß seiner großen Neigung zum Studiren, das Schneiderhandwerk erlernen mußte. Nach überstandenen Lehrjahren und nachdem er bereits das neunzehnte Lebensjahr erreicht hatte, zeigte sich glücklicherweise zur Ausführung seines lebhaften Wunsches Hoffnung, indem einer seiner Verwandten, der als Diakonus zu Hartenstein verstorbene Schubert, ihm nicht nur Unterricht ertheilte, sondern auch an seinem weiteren Fortkommen thätig arbeitete. Auf dem Lyceum zu Schneeberg setzte er mit dem angestrengtesten Fleiße, so daß ihn oft seine Lehrer davon abhalten mußten, seine Ausbildung fort und ging im Jahr 1793 auf die Universität Leipzig, wo er an dem damaligen Rektor Magnificus, Professor Cäsar, der ihm das akademische Bürgerrecht unentgeldlich ertheilte, einen vorzüglichen Gönner fand. Nach geendigter akademischer Laufbahn widmete er sich dem Unterrichte der Jugend mit sehr glücklichem Erfolg, unter anderm im Jahr 1800 bei dem Superintendenten Magister Unger in Borne, ward 1801 Doktor der Philosophie, wozu ihm von dem großen Fürstenkollegium das böhmische Stipendium ertheilt wurde, und ward im December 1801 von dem Leipziger Stadtrathe dem Quartus an der Thomasschule, M. Christian August Kriegel, substituirt, nach dessen Tode er als vierter ordentlicher Lehrer an dieser Schule eingeführt wurde. Hier wirkte er eine lange Reihe von Jahren, ließ sich i. J. 1825 emeritiren und lebte nun den Wissenschaften, namentlich philologischen Arbeiten. — Arm auf diese Welt gekommen, verließ er sie, in Folge seines Fleißes, wohlhabend und starb mit dem Bewußtsein, seine ihm verliehenen Kräfte und Fähigkeiten zum Besten und Nutzen der Jugend gebraucht zu haben.

— L. — — J. B. C. —

* 51. Albrecht Johann Friedrich Becker,

Prediger zu Rittermannshagen, bei Malchin, im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin;

geb. im J. 1773, gest. den 19. Januar 1837.

Er wurde zu Rittermannshagen geboren und war der Aelteste von den Kindern, welche sein, am 23. Aug. 1807, 67 Jahr alt, verstorbener Vater, der dasige Pastor Joh. Fried. Christoph Becker in seiner Ehe mit der schon im 55. Lebensjahr (den 22. März 1799) ihm im Tode vorangegangenen Wilhelmine, geb. Wilke, erzeugte und von denen nur eine einzige Schwester unsern B. überlebt hat. Frühzeitig durch den Willen seiner Eltern und eigene Neigung zum Studium der Theologie bestimmt, genoß er anfänglich den Unterricht seines Vaters und kam dann auf die nahe belegene Stadtschule zu Malchin, bis er im J. 1785 die Domschule in Güstrow bezog, wo insbesondere der damalige Rektor derselben, Professor J. G. Gries, Konrektor J. A. Hollmann, Subrektor A. C. F. Barckow u. s. w. seine Lehrer waren. Seine Universitätsstudien machte er während 3 Jahren zu Rostock und Jena und nach Vollendung derselben brachte er nur eine kurze Zeit als Hauslehrer in der Familie eines adeligen Gutsbesitzers zu, indem er schon im J. 1798 seinem alt und schwach gewordenen Vater als Gehülfe und dereinstiger Nachfolger beigegeben wurde. — In den Ehestand trat er zuerst den 18. Sept. 1810 mit Marie Wilhelmine Springborn, einer Tochter des verst. Hauptmanns zu Treptow und nach deren frühzeitigem Ableben verband er sich zum zweiten Mal mit seiner jetzt hinterlassenen Witwe, Wilhelmine, geb. Wadtpaul, welche beide Ehen aber kinderlos blieben. Er verschied nach einem achttägigen Krankenlager, nachdem er beinahe 38 Jahre lang mit musterhafter Sorgfalt und Pünktlichkeit im Pfarramte daselbst gewirkt hatte. Im Druck erschien von ihm: Drei Predigten zum dritten Jubelfeste der Reformation, für seine Gemeinde abgedruckt. Güstrow 1817.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 52. C. A. Plaßmann,

Pfarrer in Asseln, Diözes Paderborn;

geb. den 24. Mai 1789, gest. den 19. Januar 1837.

Sein Oheim, der Pfarrer zu Asseln war, unterrichtete ihn so lange, bis er die nöthige Bildung, die Universität zu besuchen, hatte. In Würzburg studirte er Theologie, wo unter Andern Oberthür und Onymus seine Lehrer waren und kehrte 1811 von da als Priester nach Asseln zurück, um seinen Oheim im Amte zu unterstützen. 1824 ward ihm nach dem Tode seines Oheims die Pfarrstelle zu Theil. Bis an sein Lebensende studirte und las derselbe unermüdet, nicht nur die Zweige seines Berufs, sondern auch die älteste, ältere und neuere Verfassung und Gesetzgebung des Landes und Reichs. Dadurch ward er ein sehr tüchtiger Seelsorger, ein wahrhafter Vater seiner Gemeinde und die Früchte seines Fleißes und Eifers zeigten sich in seinem Wirkungskreise besonders unter der Schul- und heranwachsenden Jugend und den Lehrern.

Bamberg. G. A. Thiem.

* 53. Dr. Samuel Gottlieb von Vogel,

großherzogl. mecklenburg-schwerinischer Geh. Medicinalrath, Leibarzt und Professor der Medicin zu Rostock, Ritter einiger Orden und Mitglied und Ehrenmitglied vieler gelehrten Vereine;

geb. den 14. März 1750, gest. den 19. Jan. 1837.

Vogel ward zu Erfurt, woselbst sein Vater, verheirathet mit Martha Sophia Kirchmann, ein wenig bemittelter praktizirender Arzt und Vater von 5 Kindern war. Bald nach seiner Geburt bekam der Vater den Ruf als Professor der Akademie zu Göttingen. Er zog mit seiner Familie dahin und auf der dortigen Schule war der Knabe für die Wissenschaften ausgebildet. Er erfaßte sie mit dem regsten Fleiße und gedieh so schnell, daß er schon unterm 11. Julius 1764, folglich im 15ten Jahre, unter dem Prorektorat seines Vaters als Student auf der Universität Göttingen immatrikulirt werden konnte. Nach einem 7½jährigen Studium erhielt er, unter Murrays Prorektorat und dem Dekanat seines Vaters, unterm 30. Decbr. 1771 die medicinische Doktorwürde auf derselben Akademie und ging jetzt nach Ratzeburg, wo er sich mit Ausübung der medicinischen Pra-

ris beschäftigte. Unterm 4. August 1780 ward er zum Landphysikus des Fürstenthums Ratzeburg vom Herzog Adolph Friedrich von Mecklenburg-Strelitz bestellt und unterm 20. Jan. 1783 verlieh ihm der Kurfürst von Hannover auch das Landphysikat des Herzogthums Lauenburg. Im Jahr 1784 ward er berufen, an der Universität zu Paris den Lehrstuhl der Medicin einzunehmen, welcher durch den Tod des berühmten Tissot erledigt war; er lehnte aber aus Vaterlandsliebe diesen Ruf ab und empfing dafür von dem König von England den Charakter eines Hofmedikus unterm 30. Novbr. 1784. Unterm 5. Jan. 1789 ließ ihm der im J. 1837 verstorbene Großherzog*) das Hofrathspatent zufertigen und berief ihn als zweiten ordentlichen Professor der Arzneigelahrtheit an die damals jüngst erst restaurirte Universität zu Rostock. Er nahm den Ruf an und verband mit seinem Lehrstuhl auch hier bis zu seinem Tode die Ausübung der medicinischen Praxis. Am 24. Jun. 1796 verheirathete er sich mit Dorothea Catharina, einer Tochter des Kammerherrn von Bassewitz zu Güstrow, welche Ehe kinderlos blieb und durch den Tod der Gattin am 14. Jan. 1829 getrennt wurde. Unterm 26. Julius 1797 ernannte ihn der Großherzog zum Leibmedikus und stellte ihn als Badearzt in dem Seebade zu Doberan an und V. hat sich in dieser Stellung um diese hochwichtige Anstalt bis auf die letzte Zeit die größten Verdienste erworben. Unterm 10. Decbr. 1815 empfing er vom Großherzog das Patent als Geheimer Medicinalrath und unterm 18. Febr. 1830 ward er von demselben zum ordentlichen Mitgliede der dasigen Medicinalcommission bestellt. Die ausgezeichneten Verdienste, welche er sich in dieser geraumen Zeit um die Wissenschaft und um die Menschheit erwarb, verschafften ihm einen ausgebreiteten Ruf und in und außer Europa, in der ganzen gelehrten Welt kannte man seinen Namen, erkannte sein Verdienst und erkannte es durch wohlverdiente Ehrenbezeugungen an, die zu gleicher Zeit den Zweck hatten, sein Wissen zu nutzen. So ward er nach und nach Ehrenmitglied der Rostocker mecklenburgischen landwirthschaftlichen Gesellschaft, odentliches Mitglied der correspondirenden Gesellschaft der Pharmazie und ärztlichen Naturkunde zu Kassel, ordentliches Mitglied der Rostocker mecklenburgischen Societät der Physik, correspon-

*) Dessen Biogr. s. in dies. Jahrg. d. N. Nekr. unterm 1. Febr.

direndes Mitglied der Societäten der Pharmazie, so wie der medicinischen Schule zu Paris, Ehrenmitglied der physisch-medicinischen Societät zu Erlangen, correspondirendes Mitglied der literarischen Comität der kaiserlichen menschenliebenden Gesellschaft zu St. Petersburg, odentliches Mitglied des Rostocker patriotischen Vereins, correspondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München, correspondirendes Mitglied der medicinisch-chirurgischen Societät zu Berlin, Ehrenmitglied des Apothekervereins im nördlichen Deutschland, ordentliches Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen und Ehrenmitglied des Vereins für die Heilkunde in Preußen. Die ausgezeichnetste Anerkennung seines Verdienstes erhielt er aber von der kais. Gesellschaft der Naturforscher zu Erlangen durch die Worte des ihm am 1. Okt. 1808 eingesandten Mitgliedsdiploms: Eruditio Tua in perscrutandis naturae operibus admirandis, studium, et praeclara Tua de excolenda et amplificanda medicina, tam theoretica quam practica, merita, non nobis solum sed toti orbi literario cognita perspectaque jam exsistunt. Esto igitur ex merito nunc quoque noster! Esto academiae caesareae naturae curiosorum decus et augmentum, macte virtute Tua et industria! Am 30. Dec. 1821 begingen seine Kollegen in Rostock feierlich sein 50jähriges Doktorjubiläum. Er empfing zu diesem festlichen Tage, unter Bergmanns Prorektorat und Blumenbachs Dekanat, die Glückwünsche der Universität zu Göttingen und ein erneuertes Doktordiplom und sein Landesherr schrieb ihm: „Ich bin Ihnen aufrichtig ergeben. Sie haben während der langen Zeit, daß Sie in Mecklenburg wohnen, mir und dem Vaterlande die ersprießlichsten Dienste geleistet. Empfangen Sie meinen aufrichtigen und treu gemeinten Glückwunsch zum morgenden Jubeltag. Gott erhalte Sie noch ferner zum allgemeinen Nutzen so vieler Leidenden. Erhalten Sie mir ferner Ihre Freundschaft und sein Sie fest überzeugt, daß ich mit der unwandelbarsten Werthschätzung stets Ihr getreuer Freund sein werde.“ Unterm 1. Oct. 1823 erhielt er vom König Friedrich Wilhelm von Preußen ein eigenhändiges Handschreiben, welches ihm den rothen Adlerorden dritter Klasse brachte; im August des Jahrs 1832 aber ward er vom König von Baiern in den Adelstand erhoben und die Königin selbst schmückte ihn mit den Insignien des Civilverdienstordens der baierischen Krone. Seine Kor-

respondenz war die ausgebreitetste, die man sich denken kann und rührend sind die Beweise der Liebe und der Dankbarkeit, welche er von allen Seiten empfing und die sein schriftlicher Nachlaß ergibt, in welchem sich vielfache Briefe der ausgezeichnetsten, zum Theil fürstlicher Personen, namentlich auch sämmtlicher Mitglieder seines Fürstenhauses, vor allen aber des verstorbenen Großherzogs finden, voll der freundlichsten Huld und des festesten Vertrauens. Der ehrwürdige Greis erkrankte im Anfang des Jahrs 1837 an der Grippe und seine Körperkräfte reichten nicht mehr zu, um dieser Krankheit zu widerstehen. Er sah das ein, ging gefaßt dem Tod entgegen und behielt das volle Bewußtsein bis fast zur Sterbestunde, die nach einem kurzen Kampfe am oben genannten Tage eintrat. — V. war ein redlicher Mann, ein liebenswürdiger Greis, ein treuer Freund und seinem Fürsten und Vaterland ergeben bis in den Tod. Eingedrungen in die innersten Tiefen seiner Wissenschaft, leistete er Ausgezeichnetes als Arzt, als Lehrer und als Schriftsteller; verschmähete aber nie, von Andern zu lernen und widmete der Wissenschaft seine Anstrengungen mit jugendlicher Geisteskraft bis an das Ende. Uneigennützig half er gern dem Leidenden, wo er ihn auch fand. — Bildnisse von ihm sind: Vor H. G. Masius's medic. Kalender f. Aerzte und Nichtärzte (Rostock 1813). — Vor Rust's Mag. für Heilk. Bd. 9. 1821. — Auch einzeln in Quartformat, Fec. A. A. Tischbein 1831, Berlin bei Reimer. — Im Druck erschienen von ihm folgende Schriften: Diss. inaug. de litophago et polyphago Ilfeldae nuper mortuo ac disserto. Gotting. 1771. (Dasselbe deutsch Berl. 1781.) — Versuch einiger medicinisch-praktischen Beobachtungen. Gött. 1777. — Handbuch d. prakt. Arzneiwissenschaft. 6 Thl. Stendal 1781 — 1816. N. Aufl. 1816 — 21. — Unterricht für Eltern u. Erzieher, wie das unglaublich gemeine Laster der zerstörenden Selbstbefleckung am sichersten zu entdecken, zu verhüten und zu heilen. Ebend. 1786. 2te verm. Aufl. 1789. (Wurde ins Holländische u. Dänische übersetzt.) — Diatribe medico-politica de causis, quare tot submersi in vitam non revocentur. Hamb. 1790. (Erschien das. 1791 auch deutsch u. wurde ins Holländische übersetzt.) — Kurze Anleitung zum gründlichen Studium d. Arzneiwissenschaft. Stendal 1791. — Ueb. d. Nutzen u. Gebrauch d. Seebäder. Ebend. 1794. — Das Kranken-Examen. Ebend. 1796. — Zur Nachricht und Belehrung

f. d. Badegäste in Doberan, i. J. 1798. Rostock 1799. — Ueber die Seekuren in Doberan im J. 1798, für künftige Badegäste. Ebend. 1799 — Annalen des Seebades zu Doberan vom Sommer 1799 Ebend. 1800. — Neue Annalen d. Seebades zu Doberan v. 1803 — 12. Ebd. 1804 — 13. — Einige anthropologische und medic. Erfahrungen. Ebd. 1805. — Kleine Schriften zur populären Medicin. 3 Bdchn. Berlin 1814. — Baderegeln ꝛc. Stendal 1817. N. A. 1822. — Handb. z. richtigen Kenntniß und Benutzung d. Seebadeanstalt zu Doberan. Ebd. 1819. — Allgem. diagnost. Untersuchungen 2 Thle. Ebd. 1824 u. 1831. — Ein Beitrag z. Lehre von d. gerichtsärztlichen Zurechnungsfähigkeit. 2te verb. Aufl. Ebend. 1825. — Beweis d. unschädlichen u. heilsamen Wirkungen des Badens im Winter. Berlin 1828. — Summarische Zusammenstellungen d. sämmtlichen Gesichtspunkte, worauf d. Physiker in ihrem Wirkungskreise ihr Augenmerk zu richten haben. Rostock und Güstrow 1832. — Medicinische Beobachtungen und Memorabilien aus der Erfahrung. Stendal 1834. — Uebersetzte: R. A. Vogel Kleine med. Schriften; a. d. Latein m. Anmerk. 2 Thle. Lemgo 1778. — Jac. Curtis Reise nach der Barbarei im J. 1801; a. d. Engl. m. Anm. Rost. 1804. — Gab heraus: A. F. Löffler Vermischte Aufsätze u. s. w. Mit Vorrede, Zusätzen u. Bemerk. Stendal 1801. — Hatte Antheil an einer Inauguraldissertation von A. F. Zeller u. lieferte Beiträge zu Baldingers N. Magaz. f. Aerzte, zum Hannov. Magaz., zur Berliner Monatsschrift, zu Richters chir. Bibliothek, zu d. Mecklenb.-Schwerin. Kalender ꝛc. ꝛc. und schrieb die Vorrede zu Joh. Herm. Becker Versuch einer Nahrungsmittelkunde (Stend. 1810 u. 1822) u. zu Jos. Rossi, Ueber die Art und Weise d. Todes d. hochs. Kronprinzen v. Schweden.

Rostock. Crull.

54. Karl Adolph v. Carlowitz,

königl. preußischer Generallieutenant u. Gouverneur von Breslau, Ritter mehrerer Orden;

geboren den 21. Juli 1774, gest. am 20. Jan. 1837 *).

v. Carlowitz stammt aus einem alten sächs. Geschlecht und wurde auf dem väterlichen Gute Groß-Hartmannsdorf bei Freiberg im sächs. Erzgebirge geboren. Sein

*) Bresl. Zeit. 1837. Nr. 27.

Vater war kurfürstl. sächs. Oberstlieutenant und Kreiskommissarius des erzgebirgischen Kreises; seine Mutter eine geborne v. d. Schulenburg aus dem Hause Leibnitz. Er war der älteste von sechs Geschwistern — vier Brüdern und zwei Schwestern — von denen zwei Brüder noch jetzt die höchsten Staatsämter im Königreich Sachsen und im Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha bekleiden. Im elterlichen Hause erzogen, genoß er seine erste Bildung durch Privatunterricht, bis er, zu vielseitigerem Unterricht und zur Vorbereitung zu militärischen Studien, einem sächs. Artillerieofficier in Freiberg in Pension gegeben wurde. Von dort trat er i. J. 1786, vierzehn Jahr alt, als Kornet in das Regiment Kurfürst Kürassiere, welches damals in der Nähe des väterlichen Wohnsitzes in Marienberg in Garnison stand. Später wurde er zu der Garde du Korps nach Dresden versetzt, machte in dieser die Belagerung von Mainz i. J. 1793 und mehrere kleinere Gefechte jenes Feldzugs mit und diente in demselben Regiment bis zum Rittmeister. — Durch den Tod seines Vaters, um das J. 1797, kam C. in den Besitz eines Familienmajorats mit den bedeutenden Grundbesitzungen Groß-Hartmannsdorf, Liebstadt, Schönau rc. Die Ruhe des Friedens, dessen damals das nördliche Deutschland inmitten der Kriege fast aller übrigen europäischen Staaten genoß, bewog ihn, häusliches Glück in ländlicher Zurückgezogenheit auf dem Erbe seiner Väter zu suchen. Er vermählte sich im J. 1797 mit einer Gräfin v. Pätting und Persing aus Böhmen, nahm den Abschied und zog sich auf seine Güter zurück. Mehr als landwirthschaftlichen Beschäftigungen, die ihm weniger zusagten, lebte er hier den Wissenschaften und wußte nicht allein durch Bücherstudium, sondern auch durch lebendigen Umgang mit ausgezeichneten Gelehrten, welche er in seine Nähe zog, sich die vielseitige, gediegene Bildung zu erwerben, welche noch im späten Alter seinen Umgang so lehrreich und interessant machte. Er sammelte eine auserlesene Bibliothek und sein Landsitz war der beliebte Sammelplatz für Männer, welche Geist und Gemüth oder Kenntnisse und Kunstfertigkeiten über das Alltägliche erheben. Diese, nur geistiger Thätigkeit gewidmete Muse wurde durch die große Umwälzung, welche das J. 1806 auch über Sachsen brachte, unterbrochen und die kriegerischen Zeiten, welche derselben folgten, reizten auch v. C., damals in der Blüthe der männlichen Kraft, sich von Neuem dem Kriegsdienste zu

widmen. Er trat 1809 als Rittmeister wieder in Dienst, wurde Adjutant des Generallieutenants von Zeschwitz, welcher die Kavallerie des sächs. Kontingents kommandirte, was zur französ. Armee stieß und machte in diesem Verhältniß den Krieg 1809 gegen Oesterreich mit. Die sächs. Truppen, dem Korps des Marschalls Bernadotte einverleibt, nahmen Theil an den Gefechten von Linz, Amstädten und an der Schlacht von Wagram. — v. C. erhielt für Auszeichnung in dieser Schlacht den sächs. Heinrichsorden 3r Klasse und hatte sich das besondere Zutrauen des französ. Marschalls, jetzigen Königs von Schweden, erworben. In das Vaterland zurückgekehrt und zum Major befördert, gab ihm sein König einen großen Beweis des Vertrauens in seine die gewöhnlichen Formen des Dienstes überschreitende militärische Bildung, indem er dem ehemaligen Kavalleristen die Formation des damals zuerst in Sachsen errichteten Jägerbataillons übertrug. Nachdem er sich dieses Auftrags entledigt, erhielt er das Kommando über dasselbe, welches er, mittlerweile zum Obersten avancirt, noch im J. 1813 führte, wo er mit dem Bataillon in Torgau in Garnison stand, als der unerwartete Ausgang des denkwürdigen Feldzugs in Rußland Sachsen zum Kriegsschauplatz für die Befreiung Deutschlands machte. — Die alliirten Heere zogen in Dresden ein, überschritten die Elbe und besetzten fast ganz Sachsen. v. C. gehörte zu denjenigen Sachsen, deren deutsches Herz die Befreiung ihres Vaterlands von der glänzenden, französ. Knechtschaft herbeiwünschte und welche glaubten, die Stunde der Freiheit nahe heran. — In Dresden hatte Kaiser Alexander bald den für alles Gute und Edle empfänglichen, tiefgebildeten Mann erkannt, er beehrte ihn mit seinem Vertrauen und sendete ihn mit Aufträgen an den König von Sachsen nach Prag, welche das Anschließen desselben an die gemeinsame Sache bezwecken sollten. Als aber die traurige Wendung der Dinge nach der Schlacht bei Lützen, den Beitritt Sachsens verhinderte, bat v. C., kompromittirt in den Augen des französischen Gewalthabers, seinen wohlwollenden König um den Abschied. Er begab sich hierauf, anfangs in das österreichische, dann in das verbündete Hauptquartier und machte dort in der Nähe des Kaisers Alexander, der seine ausgebreiteten militärischen Kenntnisse zu benutzen verstand, die Schlacht von Bautzen mit. Er trat nun als General in russ. Dienste und als nach der Schlacht

von Leipzig in Dresden ein russ. Gouvernement für das Königreich Sachsen unter dem Fürsten Repnin errichtet wurde, trat er in dasselbe als Gouvernementsrath und Chef des Kriegsdepartements. Als solcher leitete er die Errichtung des Banners der freiwilligen Sachsen, an dessen Spitze als kaiserl. russ. Generalmajor er sodann zu dem 5. deutschen Bundeskorps, unter dem Kommando des Herzogs von Sachsen-Koburg, stieß, mit welchem er der Blokade von Mainz i. J. 1814 beiwohnte. — Nachdem durch den Pariser Frieden auch Mainz gefallen, wurde er von dem Kaiser Alexander nach Paris berufen und folgte demselben auch zum Kongreß nach Wien. Sein intimes Verhältniß mit dem Minister v. Stein *), der v. C. sehr schätzte, hatte wesentlich dazu beigetragen, ihm das Vertrauen des russ. Monarchen zu gewinnen. Als sich ihm aber im Laufe des Wiener Kongresses die Gelegenheit dazu darbot, verließ er, mit dem kaiserlich russ. St. Annenorden 1r Klasse geschmückt, den russischen Dienst und trat mit besonderer Vorliebe in preußische Militärdienste. — Die plötzliche Rückkehr Napoleons nach Frankreich beschleunigte das Ende des Kongresses und v. C. ging als Bevollmächtigter seines neuen Herrn in das Hauptquartier der kaiserl. österr. Armee, welche sich unter dem General Grafen Frimont **) in Italien zusammenzog. In diesem Verhältniß machte er den Feldzug von 1815 im südlichen Frankreich mit. Nach der Rückkehr des österr. Heers aus Frankreich wurde er 1815 im Oktober Inspekteur der Landwehr in einem Theile der neu erworbenen sächsischen Provinzen und hatte sein Standquartier anfangs in Halle, später in Merseburg. Er genoß das besondere Vertrauen und Wohlwollen des kommandirenden Generals Grafen Kleist v. Nollendorf *) und der Aufenthalt in Halle verschaffte ihm durch den geistigen Verkehr mit den ausgezeichnetsten Gelehrten der Universität eine seinen Meinungen entsprechende Benutzung seiner Musestunden. 1821 wurde er zum ersten Kommandanten von Magdeburg, in welcher Stellung er den 30. März 1822 zum Generallieutenant avancirte und 1824 zum Vicegouverneur von Mainz ernannt. In beiden Verhältnissen erwarb er sich nicht nur die Zufriedenheit seines ihm stets gewogenen Königs, sondern auch

---

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 572.
**) — — — — — 9. — — 1069.
***) — — — — — 1. — — 185.

die Liebe und Anhänglichkeit der Truppen und die Hochachtung und Verehrung der Civilbehörden und der Einwohner in den vielseitigen Berührungen mit ihnen. Als daher i. J. 1829 das Gouvernement von Mainz vertragsmäßig an Oesterreich überging und damit sein Verhältniß als Vicegouverneur aufhörte, ernannte ihn der König, in Anerkennung seiner treuen und würdigen Dienste zu dem Ehrenposten als Gouverneur der Haupt- und Residenzstadt Breslau, — während die Verleihung des Großkreuzes des kaiserlich österr. Ordens der eisernen Krone und des großherzogl. hess. Ludwigordens, die ihm von den auswärtigen Mächten, zu welchen er in jener Stellung in Verhältnissen gestanden hatte, gezollte Anerkennung bezeichnete. Der König belohnte seine Verdienste mit dem rothen Adlerorden 1r Klasse. Die würdige Muse, welche v. C. in seinem neuen Verhältnisse fand, benutzte er zur Rückkehr zu seinen Lieblingsbeschäftigungen, den Wissenschaften. Mit aufmerksamen und erfahrenem Blicke verfolgte er die geschichtlichen Entwickelungen der Zeit, keine beachtenswerthe Erscheinung in irgend einem Gebiet der menschlichen Thätigkeit ging unbemerkt und ungewürdigt an ihm vorüber und wer das Glück hatte, in irgend einem geistigen Verkehr mit ihm zu stehen, wird selten ihn verlassen haben, ohne von ihm neue interessante Bemerkungen als Ausbeute davon zu tragen und die vielseitige gelehrte Bildung des anspruchslosen Mannes zu bewundern. Schon gegen das Ende des Sommers 1836 wurde C. von der Wassersucht befallen, welche Anfangs schneller seinem Leben ein Ende zu machen drohte, später aber durch den Anschein der Besserung viele seiner Freunde mit der Hoffnung dauernder Wiederherstellung erfüllte. Dieselbe Hoffnung schien auch ihn zu täuschen, der im Anfange der Krankheit mit würdevoller Fassung sich auf sein Lebensende vorbereitet hatte. Noch am Abend des 20. Jan. war er heiter und gesprächig und empfing den Besuch mehrerer Freunde, mit denen er sich auf gewohnte Weise unterhielt. Nach 10 Uhr in der Nacht wurde er plötzlich unwohl und ungeachtet aller durch den Wächter sogleich herbeigeschafften Hülfe war er im Zeitraum einer Viertelstunde sanft entschlafen. Seine irdischen Ueberreste wurden am 24. Morgens auf dem dasigen Garnisonkirchhofe mit allen militärischen Ehrenbezeugungen feierlich beigesetzt, dann aber auf Anordnung seines Sohns, des herzogl. sachsen-koburg. Kammerherrn und Geschäfts-

trägers am k. sächs. Hofe, nach der Familiengruft in Groß-Hartmannsdorf abgeführt. — Die Grundzüge seines Charakters waren Biederkeit, Milde, hohe Uneigennützigkeit und eine aus der Seele kommende Freundlichkeit gegen Jedermann. Wer je in seiner Umgebung gelebt, — denn seine große Anspruchslosigkeit erforderte zu seiner vollen Würdigung mehr als eine blos konventionell-gesellschaftliche Berührung — wird ebensowohl von dem Reichthum und der Fülle seines Gemüths als von der Tiefe seiner Ansichten und seines scharf beobachtenden Geistes ergriffen worden sein.

55. Carl Ludwig Richter,

Kaufmann zu Frankfurt a. d. O.

geb. den 4. Jul. 1764, gest. den 20. Jan. 1837 *).

Er war der Sohn eines armen Landpredigers in Wellmitz bei Neu-Zelle. In stiller ländlicher Einsamkeit unter großen Entbehrungen durch den frommen Sinn des Hauses erzogen, bildete sich in ihm früh die Liebe zu einem einsamen, naturgemäßen und religiösen Leben. Der Vater, patriarchalisch in Sitte und Leben, ernst und streng, unterrichtete die Kinder selbst, deren er eilf hatte. Bei seinem Tod lebten ihrer noch sieben, 5 Knaben und 2 Mädchen; unser R. gehörte zu den jüngsten Kindern. Einer der älteren Söhne, Samuel Friedrich R., erhielt das Pfarramt des Vaters und wurde dadurch die Stütze der Mutter und der Versorger seiner jüngeren Geschwister. Nachdem unser R. noch eine Zeit lang im elterlichen Hause von seinem 10 Jahre älteren Bruder Unterricht und Unterhalt erhalten hatte, wurde er mit seinem Bruder Wilhelm, der als pens. Rektor und Gymnasialprofessor in Guben lebt, aufs Gymnasium nach Guben gebracht. Hier fand er, ein armer Knabe und Chorschüler, als Kostgänger seinen Tisch bei wohlthätigen Menschen und sang vor den Thüren. Diesem Chorgesang verdankte er seine große Liebe zur Musik, die ihn durch das ganze Leben begleitete und ihm eine Quelle reichen Genusses wurde. Er spielte die Geige, auf welcher er sich noch einige Tage vor seinem Tod, als er nicht mehr singen konnte, die Melodie eines alten Chorals vorspielte. Er fehlte nicht leicht in einem Konzert und war das Wetter irgend erträglich, so versäumte er

*) Frankfurter patriotisches Wochenblatt. 1837. Nr. 4.

keine Wachparade, der Musik wegen. In den Konzerten suchte er sich die einsamsten Plätzchen, sprach mit Keinem und war ganz Ohr. Gern hätte er Theologie studirt, aber wegen seiner großen Armuth gab er auf den Rath seines älteren Bruders diesen Entschluß auf und ging in seinem 15ten Jahr als Lehrling in die Eckholdtsche Handlung zu Frankfurt a. d. O., in das Haus, das 50 Jahr lang der Schauplatz seines Wirkens gewesen ist. Bei der beschränkten Lage, in welcher sich die Handlung befand, hatte der junge Richter als Lehrling eine sehr beschwerliche und späterhin als Diener keine glänzende Stellung. Nach dem Tod seines Principals, der den 1. Februar 1796 starb, führte R. das Geschäft der Witwe zwei Jahr hindurch mit großer Treue und seltener Uneigennützigkeit fort, bis sich dieselbe mit dem Kaufmann Albrecht wieder ehelich verband. Dieser schenkte dem bewährten und treu erfundenen Diener sein volles Vertrauen und überließ ihm die Leitung des ganzen Geschäfts, das sich bis zu Albrechts Tode, der nach 5 Jahren einer glücklichen Ehe erfolgte, bedeutend gehoben hatte. R. verheirathete sich nun am 13. Oktober 1805 mit der Witwe und ward ein gewissenhafter Vater der Kinder, die sie ihm zuführte. Sie hatte aus der ersten Ehe einen Sohn, der jetzt noch im Hause lebt, und aus der zweiten Ehe eine Tochter, die an den Kaufmann Schmutzler verheirathet, und einen Sohn, der Commissionsrath und Kaufmann in Berlin ist. Ihrem dritten Gatten gebar sie zwei Söhne, von welchen der älteste nunmehr der Handlung vorsteht und der jüngere Kandidat des Predigtamts ist. Nach einer sehr glücklichen und zufriedenen Ehe von 21½ Jahren starb ihm seine Frau den 23. April und sein Leben ward seit der Zeit noch einsamer und stiller, bis er selbst sein müdes Haupt zur Ruhe legte und nach einem kurzen Krankenlager still und sanft verschied. — Wenn man das Leben des Menschen nach seinen äußern Erscheinungen beurtheilen will, so würde R.'s Leben als sehr unbedeutend und freudenleer erscheinen; denn er hatte sich von der Welt und allen gesellschaftlichen Kreisen ganz zurückgezogen und war nur Wenigen bekannt. Die Stille war das Element seines Lebens. Er hat außer Guben und Müncheberg nie eine Stadt gesehen und wie lieb er die erstere auch hatte, so hat er sie doch seit seinen Schuljahren nicht wieder besucht, obgleich dort zwei seiner Brüder wohnten. Nur dreimal hat er seit 1779 kleine Landrei-

sen und zwar nach seinem Geburtsort Wellmitz aus Pietät gemacht. Dabei war er doch in seiner Einsamkeit und im häuslichen Leben sehr glücklich und sprach gern mit gleichgesinnten Freunden, die ihn in den Abendstunden besuchten, über die Erscheinungen des Tages. Seine Lektüre war immer ernsten Inhalts, am liebsten Erbauungsbücher. Der Sonntag war ihm ein heiliger Tag und nicht nur in der Kirche, sondern auch im Hause und Herzen war ihm sonntäglich zu Muthe. Wie verborgen und einfach auch sein Leben war, so hat er doch im Stillen sehr viel Gutes gewirkt. Er war wohlthätig gegen die Armen, hülfreich für milde Stiftungen, unterstützte arme Schüler und Studirende und wies keine Bitte für wirkliche Noth zurück. Aber von dem Allen durfte Niemand reden und der Dank machte ihn ängstlich. Untreue Leute entließ er aus seinem Dienst ohne Geräusch und selbst wo der Betrug arg und offenkundig war, klagte er nicht. — Als Kaufmann war er von entschiedener Rechtschaffenheit, Zuverlässigkeit und Erfahrung, als Bürger treu und pünktlich in seinen Verpflichtungen, nicht ohne Theilnahme für die öffentliche Wohlfahrt.

56. Dr. Johann Christian Jakob Schneider,

Hofrath und Kreisphysikus zu Crefeld;

geb. den 7. Nov. 1767, gest. den 22. Jan. 1837 *).

Er war zu Dinslacken, woselbst sein Vater königl. preuß. Landjäger und Forstkassenrendant war, geboren, bezog im J. 1786, durch eine tüchtige Schulbildung vorbereitet, die Universität Duisburg und späterhin Göttingen und widmete sich mit Eifer und Lust dem Studium der Medicin. Nachdem er 1790 zum Doktor promovirt und am 7. September 1791 zu Berlin als praktischer Arzt approbirt worden war, begann er in Crefeld seine thätige Laufbahn und erwarb sich bald durch seine ausgezeichneten Kenntnisse, durch seinen scharfen und richtigen Blick, so wie durch seinen umgänglichen Charakter das allgemeine Zutrauen und die Liebe und Achtung seiner Mitbürger. Im Jahr 1806 zum Arrondissementsarzt ernannt, erkannte das damalige französische Gouvernement außerdem seine Verdienste um die glückliche Behandlung des im Jahr 1809 und 1810 in Crefeld und

*) Nach Zeitungsnachrichten.

der Umgegend herrschenden bösartigen Typhus und um die Einführung und Verbreitung der Schutzblatterimpfung durch die Verleihung einer Medaille an. Nach der Wiedereroberung der diesseitigen Provinzen bestätigte das Generalgouvernement ihn in seinem Amt, worauf er im Mai 1817 zum Kreisphysikus ernannt und im November desselben Jahrs von dem König den Charakter als Hofrath erhielt. Seitdem wirkte er in seiner sehr ausgedehnten Praxis, die sich meilenweit über die ganze Umgegend erstreckte, unausgesetzt thätig, pflichttreu und mit dem glücklichsten Erfolg. Stets uneigennützig und aufopfernd für das allgemeine Wohl, nahm er außer seinen vielen Berufsgeschäften während einer langen Reihe von Jahren als beigeordneter Bürgermeister und später als Stadtrath an der Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten Crefelds unmittelbaren Antheil und stiftete sich besonders auch dadurch ein unvergängliches Andenken, daß er im Jahr 1828 an der neuerrichteten Handwerkerkrankenanstalt die ärztliche Behandlung unentgeldlich übernahm, wodurch das Fortbestehen und die wohlthätige Wirksamkeit derselben erst begründet wurde. Nach und nach fühlte er jedoch nach einem Leben voller Mühen und Arbeit das herannahende Alter und er sah sich nach einer Stütze um, die er auch an seinem hoffnungsvollen Sohn, dem Dr. Friedrich Schneider fand. Aber leider wurden seine letzten Lebensjahre durch eine Untersuchung getrübt, die über jenen wegen Theilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen verhängt wurde und bekümmert um das ungewisse Schicksal des Sohns, dem er die Sorge für seine zahlreiche Familie anvertrauen mußte, beschloß er sein Leben, das er in Heiterkeit und Ruhe hätte enden mögen.

57. Georg Karl von Sutner,

Reichs- und Staatsrath, Vorstand der Staatsschuldentilgungscommission in München;

geb. den 30. (31.) October 1763, gest. den 23. Januar 1837 *).

Er war der Sohn eines bürgerlichen Bortenmachers, Corbinian Sutner zu München. Nach vollendetem Rechtsstudium auf der Universität zu Ingolstadt, wo ihm mit größter Auszeichnung das Diplom als graduirter Licentiat der Rechte d. 21. Julius 1785 zugefertigt wurde,

*) Nach einer gedruckten Rede.

trat er nach zurückgelegter Praxis bei dem kurfürstlichen Landgericht in Dachau im Jahr 1786 als innerer Rath des Münchner Magistrats in das öffentliche Geschäftsleben. Im folgenden Jahr erhob ihn Kurfürst Karl Theodor durch Diplom vom 27. Februar in den Adelstand. Frühzeitig traf S. als innern Stadtrath ein trauriges Ereigniß, das mächtig und sehr fühlbar auf ihn einwirkte: es war die Ungnade des Kurfürsten Karl Theodor gegen den Magistrat; aber bald wurde S. durch erneute Huld des Kurfürsten erfreut, indem er durch Dekret vom 21. Mai 1792 dem Stadtsyndikus von Barth als städtischer Archivar, dann am 21. April 1797 als Mitsyndikus beigegeben wurde, nachdem er früher durch Diplom vom 15. Juni 1792 zum kais. Notar ernannt worden war. Seine im Jahr 1804 erfolgte Ernennung zum Bürgermeister der Haupt- und Residenzstadt München erwarb ihm ein solch' ehrenvolles Vertrauen, daß er von den Verordneten der damaligen Landschaft in Baiern am 6. Juli 1804 zum sechsten außerordentlichen Verordneten des Bürgerstands gewählt und zu den von der Staatsregierung angeordneten Vorbereitungen zu einem Landtag als berathendes Mitglied zugezogen wurde. In seinem Wirkungskreis als innerer Magistratsrath, Syndikus und Bürgermeister hatte derselbe sich so ausgezeichnete Verdienste um das Wohl der Bürgerschaft erworben, daß er der Gesammtheit unbegrenztes Vertrauen genoß und jeder einzelne Bürger in ihm minder den strengen Richter und Vorgesetzten, als den freundlichen theilnehmenden Rathgeber, den sorgsamen wohlwollenden Vater, von welchem in jedem Bedrängniß Rath und Hülfe zu erwarten war, ehrte. Im Jahr 1805 wurde S. landschaftlicher Oberaufschlagseinnehmer und trat sodann nach der im Jahr 1806 erfolgten Auflösung der frühern Municipalverfassungen im Jahr 1807 als Oberaufschläger in den unmittelbaren königl. Staatsdienst. Noch schneller als wie früher als magistratisches Mitglied war sein Emporschwingen in diesem neuen Geschäftskreise von Stufe zu Stufe. Den 1. September 1808 wurde er zum Rath der Steuer- und Domänensektion im königl. Staatsministerium der Finanzen, den 17. September 1814 zum Vorstand der Staatsschuldentilgungscommission, den 12. April 1817 zum Ministerialrath und den 15. Okt. 1819 zum Staatsrath im ordentlichen Dienst, mit Beibehaltung der Stelle als Vorstand der Schuldentilgungscommission, befördert und den 16. Mai 1828 zum Reichs-

rath ernannt. — S. besaß das Vertrauen des verstorbenen Königs Maximilian Joseph *) und des jetzt regierenden Königs in so hohem Grade, daß die genannten Beförderungsdekrete Sutners besondere Geschicklichkeit, Sachkenntniß, Treue und Anhänglichkeit für König und Vaterland als Hauptmotive seiner so raschen und glänzenden Laufbahn aussprechen. Im Jahr 1810 wurde er als Mitglied der zur Uebernahme des Landes Salzburg bestimmten Hofcommission dahin abgeordnet und am 3. December 1834 ernannte ihn der König zum Spruchmann bei dem Bundesschiedsgericht von Seite der Krone Baiern. Schon am 20. August 1811 erhielt er das Ritterkreuz des Civilverdienstordens und am 16. Okt. 1820 die Commandeurinsignien desselben. — Der Krieg ist die furchtbarste Geißel der Völker. Seit dem Jahr 1796 war Baiern der Tummelplatz von Hunderttausenden der verbündeten und feindlichen Heere. Der Zuchtlosigkeit der ersteren, so wie der Rache der letzteren wurde Baiern, dieses sonst so glückliche mit reicher Segensfülle von der Natur begünstigte Land mit nicht zu erschwingenden Forderungen unter Plünderungen, Verheerungen und Greueln aller Art preisgegeben. Diese Unglücksperiode für Baiern, währte unter kurzen Zwischenräumen bis zum Jahr 1809 verhängnißschwer fort. Da warf die Staatsregierung ihren Blick auf S., nahm dessen geschäftsgewandte Erfahrungen zur thätigen Theilnahme in Anspruch und ernannte ihn zum Vorstande der Requisitionscommission, welcher Aufforderung derselbe in der Art entsprach, daß der verstorbene König unter dem 11. März 1810 sich bewogen fand, demselben insbesondere über die bei dieser Commission bewiesene außerordentliche Thätigkeit und dessen zweckmäßiges Benehmen unter Vorbehalt besonderer Belohnung die allerhöchste Zufriedenheit zu erkennen zu geben. Die Akademie der Wissenschaften hatte durch Diplom vom 15. December 1795 S. als außerordentliches Mitglied der historischen Klasse in diesen Gelehrtenverein aufgenommen. Vermöge erneuerten Diploms vom 1. Mai 1807 wurde er in dieser Eigenschaft von dem verstorbenen König Maximilian Joseph und den 9. Juni 1827 von dem jetzt regierenden König bestätigt. Der baierische Geschichtschreiber Zschokke, indem er von den geistvollen, gelehrten und vorurtheilsfreien Männern spricht, welche aus der glücklichen Regierungs-

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 3. Jahrg. S. 968.

periode des Kurfürsten Maximilian Joseph III. noch zu des Kurfürsten Karl Theodors Zeiten ruhmwürdig fortwirkten, sagt über Sutner: „Da rettete Georg Sutners, des Bürgermeisters von München freier Blick manches Denkwürdige, das dem Moder der Vergessenheit zu Theil geworden wäre.“ Desselben Leistungen in dem unmittelbaren Staatsdienste, besonders als Vorstand der Schuldentilgungscommission übertrafen alle Erwartungen. Ihm war es vorbehalten, den Beweis zu liefern, daß ein Mann von Kenntnissen, festem unerschütterlichen Charakter der Mann von Millionen sei. Er erwarb sich das unbegrenzte Vertrauen seines Königs, der ganzen Nation und des Auslandes. Das bairische Schuldenwesen hatte im Jahr 1543 mit einem Anlehen von 600,000 fl. begonnen, welches mittelst einer Tranksteuer hatte getilgt werden sollen, die aber in der Folge als ein herzogliches Kammergut, jedoch immerhin als ein unter landschaftlicher Administration stehender Tilgungsfond behandelt wurde. Die Schulden mehrten sich, je nach den Zeitverhältnissen, in welche Baiern und seine Regenten verwickelt wurden, besonders während des dreißigjährigen Kriegs und bei den großen Bedrängnissen unter Kurfürst Maximilian Emanuel und Kurfürst Karl Albrecht, nachmaligem Kaiser Karl VII., dann in den Theurungsjahren 1771 und 1772, wo die Hand des Schicksals unaufhaltsam schwer und verhängnißvoll über Baiern waltete. Immer neue Fonds wurden zur Tilgung und Verzinsung ausgemittelt, so daß nach dem Tod des Kurfürsten Maximilian Joseph III. dessen Regierungsnachfolger, dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz aus der Rudolphischen Linie, nebst den Landen Baierns zugleich auch eine Schuldenmasse von 15,034,382 fl. als Erbtheil mit anheimfiel. Bemerkenswerth ist hierbei der Umstand, daß alle Gläubiger dieser Staatsschuld Inländer waren. Als Baiern im Jahr 1806 zu einem Königreich erhoben wurde, betrug die ganze Schuldenmasse nicht mehr als 17,400,000 fl. In den darauffolgenden Kriegen wurde Baiern neuerdings der Tummelplatz zahlloser feindlicher und verbündeter Heere. Große Zwecke erfordern außerordentlich große Opfer und man war gezwungen, zu neuen Anleihen seine Zuflucht zu nehmen. Durch Uebernahme einer theilweise ungeheuern Schuldenlast von den neu erworbenen Provinzen Franken, Schwaben, Nürnberg, Regensburg, Salzburg und Tyrol erhob sich bis zum 1. Oktober 1811 die ganze baierische

Staatsschuld zu einer Gesammtsumme von 118,230,604 fl. 43 kr. Und doch hatte sich, als in den Jahren 1813 und 1814 sich das so lange unter sich selbst entzweite Deutschland nach so vieljährigen gemachten Erfahrungen zum vereinten Kampf erhob, ungeachtet der ungeheuersten Anforderungen für Schaffung einer neuen Armee mit allem Kriegsmaterial, bis Ende September 1814 die Staatsschuld im Administrativwege um 9,311,303 fl. vermindert. Segenbringend und alles belebend beglückte König Maximilian Joseph I. sein Volk mit der Verfassungsurkunde und ein neues politisches Leben begann für Baiern, schnell und überall wohlthätig wirkend, so auch für die baierische Staatsschuld. Im Jahr 1819 wurde über die Größe derselben zum ersten Mal öffentliche Nachweisung gegeben und die Stände des Reichs erkannten einen Schuldenstand an von 98,699,152 fl. 15 kr. 1 H. an Kapital, von 2,051,430 fl. 20 kr. 1 H. an Zinsrückständen, von 3,719,664 fl. 6½ kr. jährlichen Zinsbedarf. Nach dem Budget für die zweite Finanzperiode hatte sich hingegen das Bedürfniß um 9,881,013 fl. höher gestellt, da an Pensionen des Civil- und Militäretats, dann der Sekularisirung, neuerdings beiläufig 3½ Millionen Gulden zur Ueberweisung vorbehalten waren. Ungeachtet der vielen und wesentlichen Verbesserungen war das Schicksal der baierischen Staatsschuld nichts weniger als erfreulich. Drei schwere Unbilden in zwei verschiedenen Zeitperioden haben auf den Fortgang des Staatsschuldenwesens drückend eingewirkt und dasselbe empfindlich berührt: die Kreditoren von 16 Millionen, die Amortisationskasse von Pensionen von mehr als 5 Millionen und die nach schiedsrichterlichem Erkenntniß des Austrägalgerichts von Celle im Hanoverschen an Baiern überbürdete rheinpfälzische Staatsschuld Lit. D von beiläufig vier Millionen Gulden. Die alten baierischen Finanzübel sollten genesen an der kräftigen unverdorbenen Natur des Staatsschuldenwerks und fast unübersteigliche Hindernisse, wie die Vermehrung des Passivstandes um so viele Millionen, lagerten sich an den Weg, welchen die Anstalt nun sich selbst zu bahnen hatte. Und doch behauptete sie sich auf einem so hohen Standpunkte, gestützt auf das allgemeine öffentliche Vertrauen in Mitte aller jener dringenden außerordentlichen Bedürfnisse und Anforderungen. Unglaublich ist es, daß die Kräfte dieser Anstalt den Anstrengungen nicht nur nicht unterlagen, sondern daß sie noch mehr zu leisten im Stande

waren, als die überspanntesten Wünsche je erweckt hätten. Im Glanz ihres eigenen und des Staates Kredits erschien sie in ihrem eigenen Kreise selbstthätig und selbstwirkend, da es sich um die Ausführung höherer über den gewöhnlichen mechanischen Verwaltungsorganismus hinausstrebender Plane handelte. Die Eröffnung von baaren Anlehen (bündbarer Schuld) machte die Zurückbezahlung von vielen Millionen schwer verzinslicher Kapitalien möglich. Anfangs gegen 5 Prozent, dann gegen 4, jetzt nur noch zu $3\frac{1}{2}$ Prozent wurde das Vertrauen des Publikums in so hohem Grade gewonnen, daß dessen Anerbietungen zuletzt vielfältig nicht mehr angenommen werden konnten. Durch Umschreibung der ältern Schuld wurden die Gläubiger für die Liquidät ihrer Forderungen sicher gestellt und durch die fast ganz durchgeführte Mobilisirung der gesammten Staatsschuld kam die größtmöglichste Einfachheit in die Verwaltung. Dadurch wurde die Aufhebung von vier Spezialkassen, so wie die Verminderung des Personals in allen Zweigen der Administration möglich. Die öffentlichen Blätter haben die Vernichtung von vielen Millionen der Staatspapiere von Zeit zu Zeit angekündigt; das allgemeine Anlehen, das zuletzt gezwungene Lotterieanlehen sind mit mehrerern andern bedeutenden Schuldenlasten aus der Liste des Budgets verschwunden. Das Rechnungswesen, abweichend von dem übrigen finanziellen, gewann eine solche Festigkeit, daß selbst das kritische Auge einer strengen Revision wenig zu erinnern vermag und wie ein Räderwerk in einander greifend, controlirt es sich von sich selbst, steht fest und selbstständig da. Ungetheilt war immerhin die Anerkennung der Stände des Reichs und des Finanzministeriums und die Staatsschuldentilgungscommission erntete auf eine glänzende Weise den schönsten Lohn für alles edle Streben und Wirken. Es kann hierbei nicht verschwiegen werden, daß Männer von Geist und Gewandtheit S. zur Unterstützung gedient haben, wie er dieses selbst bei der feierlichen Gelegenheit seines siebenzigjährigen Geburtstags ausgesprochen hat, als ihn seine Untergebenen durch eine schöne rührende Denkschrift zu ehren suchten, welche mit den Unterschriften des gesammten Personals der Staatsschuldentilgungscommission in München der Haupt- und Pensionsamortisationskasse, dann der Spezialkassen von Augsburg, Nürnberg, Bamberg, Regensburg und Würzburg versehen war. Diese Staatsdiener liebten ihren Vorgesetzten wie ihren

Vater und legten stets vertrauungsvoll ihr Schicksal in seine Hände. Vielen, sehr Vielen hat er das zeitliche Glück begründet und seine letzten Anstrengungen für sie, vier Ausschreibungen von Anstellungen waren seine letzte Beschäftigung. — S. als Staatsrath im ordentlichen Dienst trat auch den 18. November 1825 in den für gemischte Rechtssachen angeordneten Staatsrathausschuß als Mitglied ein und wurde als solches auch zur nämlichen Zeit für das königliche Staatsrathscomite ernannt. Alle diese Stellen bekleidete er zur vollkommensten allerhöchsten Zufriedenheit bis an sein Lebensende. Wie in seinen übrigen Stellungen, so hat sich v. S. nicht minder auch als Reichsrath des von seinem König in ihm gesetzten Zutrauens in gleich hohem Grade würdig bewiesen. Als gewählter Sekretär hat er an den im Jahr 1831 im Druck erschienenen Protokollen, worin mit Weglassung der Namen der Reichsräthe ihre abgegebenen Stimmen in indirekter Rede aufgeführt sind, den größten und thätigsten Antheil genommen und noch nebenbei in dem Ausschusse gearbeitet. — Als Gelehrter schon frühzeitig bei der Akademie der Wissenschaften zum ordentlichen Mitgliede gewählt, hatte S. sein literarisches Wirken durch mehrere historische Abhandlungen beurkundet, aus welchen sich die Geschichte Münchens während des dreißigjährigen Kriegs, dann die Geschichte der Unruhen unter der Regierung der Herzoge Ernst und Wilhelm vortheilhaft auszeichnen. — Sein Wirken in den verschiedenen Stellen als Magistratsmitglied verschaffte ihm Gelegenheit, die alte Verfassung in ihren innersten Tiefen zu durchdringen; dadurch entstand seine gedruckte Abhandlung über den Ursprung und die Entwickelung der bürgerlichen Gewerbe in München. Die Verschiedenheit der Gewerbe unter dem Bürgerstande, die wirklich größtentheils eingebildeten Eingriffe veranlaßten laute Beschwerden. S.'s Entwickelung der eigentlichen Bestandtheile derselben im Allgemeinen und unter sich selbst ist so umfassend und gründlich dargestellt, daß sich Richter und Partei hiernach den Bescheid von selbst geben können. — Des Königs und des Vaterlands Vertrauen war es nicht allein, das an S.'s allgemein anerkannte Geschicklichkeit, Erfahrung und Redlichkeit Anspruch machte, auch Privaten nahmen zu ihm ihre Zuflucht. Das herzogliche Leuchtenbergische Haus erkor ihn zum Rathgeber und Spezialvormund bei der hochwichtigen Angelegenheit über die nachgelassenen

Prinzen und Prinzessinnen des Herzogs von Leuchtenberg *). Der Veteran des baierischen Adels, Maximilian Graf von Preising setzte auf S.'s Rechtskenntnisse und Biederkeit unbedingtes Vertrauen und ernannte ihn zum Exekutor seines letzten Willens; ein Geschäft von größter Wichtigkeit, da es die Ausscheidung des Allodials von dem Fideicommiß eines großen Vermögens und bedeutender Güter mit vielen Tausenden von Einkünften galt. Am 26. December 1836 hatte S. sein funfzigstes Dienstjahr erfüllt. In stiller Feier im engen Kreise seiner theuern Lieben wollte S. diesen festlichen Tag begehen, konnte jedoch nicht hindern, daß ihm von allen Seiten Beweise der ehrendsten Theilnahme wurden. Der Rückblick auf eine vorwurfsfreie Vergangenheit, das beruhigende Bewußtsein stets treu erfüllter Pflicht schien seinem bescheidenen Gemüthe belohnender und würdiger, als jede geräuschvolle, Aufsehen erregende Tagesfeier. Mit seiner hohen Stellung im Staatsdienste wußte S. alle Tugenden des Privatlebens in Einklang zu bringen. Wohlwollendes Entgegenkommen gegen Jedermann gehörte unter die glänzendsten Tugenden seines edelmüthigen Charakters. Er hinterläßt als Witwer eine liebenswürdige Tochter, Crescentia und einen Sohn, dermalen Regierungsrath bei der königl. Kreisregierung in München, mit zwei Enkeln.

58. Georg Wilh. Siegmund Beigel,

Oberbibliothekar und Geheimer Legationsrath zu Dresden;

geb. den 25. Sept. 1753, gest. den 25. Jan. 1837 **).

Er war zu Ippersheim bei Windsheim in Franken geboren und hatte durch den Rektor der Schule zu Windsheim, Dietz, einen so tüchtigen und anregenden Unterricht erhalten, daß er noch bis in sein Greisenalter mit Dankbarkeit seiner gedachte. Er hatte zu Altorf und zu Leipzig studirt, in Leipzig 1779 promovirt und war 1786 als Legationssekretär in sächsische Dienste getreten. Der königl. sächs. Gesandtschaft in München zugetheilt, erfreute er dort sich so unbedingten Vertrauens seines Gesandten, daß er bei dessen häufigen und langen Entfernungen als Geschäftsträger für ihn eintrat. Durch die Thätigkeit der Akademie der Wissenschaften, zu der

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 2. Jahrg. S. 862.
**) Leipziger Zeitung 1837. Nr. 27.

damals Rumfort gehörte, wurde B. in seiner Neigung zu den exakten Wissenschaften bestärkt und selbst die Musik, die er liebte, wurde bei ihm, einem schulgerechten Kontrapunktisten, eine Aufgabe mathematischer Berechnung. Sein Nachlaß muß mancherlei Proben davon enthalten, deren eine durch einen Musikfreund in Warschau, nach langer Weigerung Beigel's, 1808 zum Drucke befördert ward. 1802 kehrte B., den die Münchner Akademie zu ihrem Mitgliede gewählt hatte, als Legationsrath nach Dresden zurück, ward 1804 geheimer expedirender Sekretär im Departement des Auswärtigen und folgte daher dem König auf seinen durch die Zeitumstände herbeigeführten Reisen; ward 1810 geheimer Legationsrath und noch vor dem Ausbruche der großen Katastrophen, am 13. Januar 1813, nach des ersten Bibliothekars Daßdorf Tode, Oberbibliothekar. Sowohl in München als in Dresden ersetzte ihn 1802 und 1813 Ludwig Breuer, der bis zu seinem Tode mit der herzlichsten Pietät ihm ergeben blieb. Der Kommission für Maas und Gewichte zugetheilt, fand er auch in seinem neuen Berufe vielfache Veranlassung, die in München mit Erfolg und Eifer betriebenen mathematischen Untersuchungen wieder aufzunehmen und sein Apparat für die genauesten Bestimmungen der Standardgewichte und Maase dürfte die Aufmerksamkeit der Freunde der Wissenschaft in vorzüglichem Grade verdienen, so wie auch seine Bibliothek durch erlesene Werke, besonders im Orientalischen, sich auszeichnete. Höchst gewissenhaft in seinem Berufe, sah er durch eine früh eintretende Schwäche des Gedächtnisses schon seit 1824 sich vielfältig gehindert. Da sie dadurch sich äußerte, daß ihm mitten im Gespräche der beabsichtigte Ausdruck sich versagte, so vermied er lieber alles Gespräch, besonders mit Fremden, und flüchtete sich wohl, wenn er ihre Absichten ahnete, in die entfernteren Säle, wo er, in Zedlers Universallexikon umhersuchend, dem drückenden Uebel neue Nahrung gab. Diese Krankheit der geistigen Organe bei einem sonst nie gestörten Wohlbefinden der blos körperlichen, machte die Versetzung in den Ruhestand am 11. Nov. 1826 nöthig, da bei dem steigenden Zudrange zur Bibliothek jugendliche Kräfte zu ihrer Leitung nothwendig waren. Doch auch die ehrenvoll zugestandene Muße war seiner Herstellung nicht förderlich. Das Uebel nahm zu und selbst die sorgsame Pflege einer nach Sachsen gekommenen Schwester, welche sich der War-

tung des nie verheirathet gewesenen Bruders unterzog, vermochte nichts über die um sich greifende Lähmung aller geistigen Organe. Die Psyche war längst entwichen, als am oben genannten Tage früh um 2 Uhr ein Schlagfluß auch den letzten Anzeigen körperlicher Thätigkeit Stillstand gebot. In dankbarer Erinnerung an eine schöne Zeit seiner Wirksamkeit folgten sämmtliche bei den Sammlungen im Japanischen Pallast Angestellte seinem Leichenzug und wünschten, daß dem einst so harmlos wohlwollenden Manne die Erde leichter sein möge, als das Schicksal, welches seiner bessern Kräfte letzte Regungen trübte. — Beigel hat gesorgt, daß sein Name von den Freunden der Wissenschaft nicht vergessen werde. Seine einzelnen Abhandlungen in Bode's astronomischen Jahrbüchern, namentlich die so gelehrte Beschreibung und Erklärung einer arabischen Himmelskugel mit kufischer Schrift im mathemat. Salon zu Dresden (Jahrg. 1808.), seine durch die musterhafte Genauigkeit berühmt gewordenen metronomischen Abhandlungen in v. Zach's monatlicher Korrespondenz; seine orientalische Sprache und Literatur angehenden Untersuchungen in Adelungs Mithridates, in den Fundgruben des Orients, in der Hall. A. L. Z., besonders die so ausgezeichnete von S. v. Hammers encyclop. Uebersicht der Wissenschaften des Orients (Jahrg. 1804.), sind bleibende Zeugnisse für die Gründlichkeit und Klarheit des Wissens dieses so ausgezeichneten Gelehrten. Die hydrostatische und stereometrische Bestimmung des farnesischen Congius in der Antikensammlung zu Dresden, welche 1824 der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften mitgetheilt und von ihr zum Drucke befördert ward, möchte die letzte Arbeit sein, womit er vor dem gelehrten Publikum auftrat, denn zunehmender Mangel des Gedächtnisses und eine damit verbundene Schwierigkeit im Sprechen, die, wie bei Kant, der völligen Geistesschwäche vorausging, vielleicht zum Theil eine Folge übertriebener Rechenübungen, zwangen ihn bald darauf allen geistigen Beschäftigungen zu entsagen. Er hatte in den letzten Jahren seiner Thätigkeit die archimedeische Sandrechnung zweimal durchgemacht und doch kostete ihm beinahe die Leipz. Zeitung zu lesen die Anstrengung eines ganzen Morgens.

* 59. J. G. Grotefend,

Generalsuperintendend zu Clausthal am Harz;
geboren den 8. März 1766, gestorben den 28. Jan. 1837.

Grotefend wurde zu Münden geboren und erhielt seine erste Bildung auf dem dortigen Gymnasium. Auf seine Erziehung konnte nur wenig Fleiß verwandt werden, da sein Vater, ein unbemittelter Schuhmacher, nur mit Anstrengung für die nöthigsten Bedürfnisse seiner vier Kinder zu sorgen im Stande war. Der größte Schatz, welchen ihm seine Eltern zu geben vermochten, war Anleitung zu einem frommen, thätigen Leben. Allein gerade hierdurch ward seine ganze Kraft angeregt und je mehr er sich ihrer bewußt wurde, desto lebhafter stieg in ihm der Gedanke auf, in Göttingen eine weitere Ausbildung zu suchen. Zwar schien die Ausführung eines solchen Wunsches anfangs unmöglich, allein Beharrlichkeit siegte und schon i. J. 1787 bezog er die Universität. Je geringer das Maas seiner Schulbildung war, welches er bei der schlechten Beschaffenheit des Gymnasiums seiner Vaterstadt hatte erwerben können, desto gewissenhafter benutzte er seine Zeit. Er war ein eifriger Schüler Plancks und des Abts Pott und fand einen väterlichen Freund an dem Geheimen Justizrath Heyne, dem seine Mittellosigkeit nicht verborgen blieb und der bei mehrfachen Gelegenheiten für ihn sorgte. Im J. 1790 verließ er die Universität und trat sogleich eine Collaboratur zu Ilfeld an, welche ihm durch Heyne's Vermittlung angetragen war. Hier, am kön. Pädagogium wirkte er bis 1802 und fand, durch die ihm übertragenen Lehrstunden, Anlaß und Gelegenheit, sich in mehreren Fächern der Schulwissenschaften, namentlich in der Mathematik und den Naturwissenschaften zu vervollkommnen. Nebenbei beschäftigte er sich mit allerlei Künsten und Handwerken, um sich stets mit dem praktischen Leben in genauer Verbindung zu erhalten und zog selbst die Landwirthschaft in den Kreis seiner Thätigkeit, was ihm später von dem namhaftesten Nutzen wurde. Auch die Theologie vernachlässigte er nicht, sondern trieb Exegese des A. und N. Testaments, Kirchengeschichte, Kirchenrecht, Dogmatik, Moral, kurz alle Disciplinen der Theologie mit unausgesetztem Eifer. Durch diese vielfache Beschäftigung nach innen und außen erzeugte er in sich jenen glücklichen Verein von Theorie und Praxis, welcher den Geschäftsmännern so unentbehrlich ist und den

wir doch so oft bei ihnen vermissen. Ein größerer Wirkungskreis wurde ihm i. J. 1803 durch einen Ruf nach Lengleen, in der Göttinger Inspektion, wo er fortan als Pfarrer fungirte. Hier fand er Gelegenheit, die gesammelten Schätze theologischen Wissens und Glaubens anzuwenden und mit welchem guten Erfolg er dies that, davon wissen die Mitglieder seiner Gemeine noch jetzt rühmlich zu reden. Durch selbstständiges Forschen war die Theologie Leben in ihm geworden und dieses Leben, wie es in seinen Predigten hervortrat, ging über in das Gemüth der Hörer. Doch schon im Jahr 1806 wurde er nach Clausthal versetzt, wo er als Archidiakonus bis 1819 thätig war. Auch hier erfüllte er die Pflichten des Predigers und Seelsorgers mit gewissenhafter Treue, allein nebenbei nahm er auch einen frühern Geschäftszweig wieder auf. Er übernahm nämlich an der Bergschule und am Lyceum den mathematischen und physikalischen Unterricht. Seine Neigung, aber auch die bedrängten Zeiten bewogen ihn zu diesem Schritt, den er thun mußte, um für seine zahlreiche Familie im erforderlichen Maase sorgen zu können. Wie sehr er diesen verschiedenen Geschäften gewachsen war, bezeugt der Umstand, daß er auch an den städtischen Begebnissen stets thätigen Antheil nahm. Im J. 1819 wurde er Superintendent zu Gifhorn. Hier stiftete er einen Predigerverein, arbeitete unermüdet an Verbesserung des Schulwesens und schrieb ein Werk über Kanzelberedtsamkeit. Endlich wurde ihm, 1824, die Generalsuperintendentur zu Clausthal übertragen, wo sein Wirken zeigte, daß seine Erfahrung vermehrt, aber seine Kraft noch nicht vermindert war. Auch in der gelehrten Theologie arbeitete er unablässig fort und fand eine rühmliche Anerkennung von Seiten der theologischen Fakultät zu Göttingen, welche ihm 1830, bei Gelegenheit des Jubelfestes der Augsburgischen Konfession, das Doktordiplom überreichte. — Verheirathet war G. mit der Tochter des Direktors am königl. Pädagogium zu Ilfeld, Meißner, und lebte mit ihr in einer glücklichen Ehe. Er selbst genoß einer ununterbrochenen Gesundheit, so wie seiner Gattin dasselbe Glück zu Theil wurde und das auch auf die Kinder überging. Familienleiden kannte er daher kaum; nur in der letzten Zeit seines Lebens sollte er sie erfahren. Sein ältester Sohn *), ein Schwiegersohn und

*) Dessen Biogr. s. im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 198.

seine Gattin wurden in kurzer Zeit von seiner Seite durch den Tod hinweggenommen und wie ruhig und christlich er auch diese harten Schläge des Schicksals duldete, so unterlag er ihnen doch 14 Wochen nach dem Tode der Lebensgefährtin. — An Schriften hinterlassen hat er, außer jenem oben erwähnten Werke, nur einige Predigten, die in Zimmermanns Sammlung Theil 1, S. 406 ff. und Th. 2, S. 416 zu finden. Ferner veranstaltete er eine Sammlung religiöser Lieder zu einem neuen Harzgesangbuche, wobei ihn der Superintendent Dr. Osann unterstützte.

Göttingen. W. Fricke.

* 60. Heinrich Meyer,

Kantor, Organist, Küster und Schullehrer zu Volmerdingsen bei Minden, Inhaber des allg. Ehrenzeichens;

geb. i. J. 1798, gest. d. 30. Jan. 1837.

Er war der Sohn ehrlicher Landleute, die ihn zum Guten anhielten und christlich erzogen. Im letzten Freiheitskriege focht er als Landwehrmann mit, bildete sich dann zum Schullehrer in dem Schullehrerseminar zu Petershagen und ward i. J. 1829 Schullehrer zu Maaslingen, Kirchspiel Petershagen. Mit aller Treue lag er seinem Beruf ob und bildete sich noch immer fort. Er verheirathete sich hier mit der Tochter des Ortsvorstehers Kruse. Als er daselbst 8 Jahr segensreich gewirkt, versetzte ihn die königl. Regierung als Kantor und Schullehrer nach Volmerdingsen. Auch in dieser seiner neuen Stellung erwarb er sich bald die Liebe der Schuljugend und der Gemeine, von rastlosem Eifer für seine weitere Ausbildung besorgt. Noch vor einigen Jahren besuchte er den methodologischen Kursus in Soest. Die Achtung seiner Vorgesetzten sprach sich deutlich dadurch aus, daß ihm beim letzten Ordensfeste das allgemeine Ehrenzeichen verliehen wurde, doch erhielt er solches in diesem Leben nicht mehr, denn er starb plötzlich am Tauftage seines jüngsten (6.) Kindes an einem Lungenschlage. An ihm verlor seine Familie einen braven Ehegatten und Vater und die Gemeine einen äußerst treuen und thätigen Lehrer.

Dielingen. Arndt.

61. Ferdinand Laude,

Schullehrer zu Goldbeck bei Bublitz (Pommern);
geboren den 25. Febr. 1804, gestorben den 1. Febr. 1837 *).

Er wurde zu Goldbeck geboren und genoß den Elementarunterricht bei seinem Vater, dem dasigen Küster und Schullehrer. Schon in seiner zarten Kindheit fühlte er den Trieb zum Lehrfach. Er blieb diesem Gedanken immer treu und suchte jede Gelegenheit zu benutzen sich zum Dienst im Lehrfache vorzubereiten. Im Jahr 1823 trat er in das königl. Seminar zu Köslin, wo er sich durch seinen Fleiß und sein Betragen die Liebe und Achtung aller seiner Lehrer erwarb, so daß ihm bei seiner Entlassung Ostern 1825 das Zeugniß Nr. 1 ertheilt werden konnte. Als Wirkungskreis wurde ihm nun die Schule seines Vaters überwiesen. Er wirkte als Lehrer mit unermüdetem Eifer und sein großer Fleiß und seine Freundlichkeit erwarben ihm die Liebe der Kinder und durch diese wurde ihm die Liebe der Eltern. Aber auch von der Obrigkeit und seinen nächsten Vorgesetzten wurde sein Fleiß anerkannt. Seinen alten Eltern war er eine treue Stütze und blieb unverheirathet, um diese und seine Geschwister unterstützen zu können. Seinen Freunden war er ein treuer Freund und kam jedem seiner Amtsgenossen mit Liebe entgegen. Aber seine Anstrengungen standen nicht im Einklang mit seinem schwachen Körper und nachdem sein Vater kurze Zeit vor ihm gestorben war, erlag er am oben genannten Tage einem Nervenfieber. Der Pfarrer Brenning hielt die Leichenrede.

62. Friedrich Franz,

Großherzog von Mecklenburg-Schwerin;
geb. d. 10. Dec. 1756, gest. d. 1. Febr. 1837 **).

Das Haus Mecklenburg verliert die glaubwürdigen Spuren seiner erlauchten Abkunft viel später, als irgend ein anderes der deutschen, ja der europäischen Fürstenhäuser. Zu diesem, schon an sich merkwürdigen grauen Alterthume tritt ein Umstand hinzu, der ihm ein noch

*) Monatsblatt für Pommerns Volksschullehrer. 1837.
**) Nach dem deut. Regentenalmanach u. dem Conversationslexikon der neuesten Zeit u. Literatur.

weit höheres Interesse leiht. So weit nämlich die Geschichte hinaufreicht, bis zu den Tagen des großen Karls, findet sie den edlen Stamm auf demselben Boden, festgewurzelt in der Liebe derselben Völker und diese mit demselben guten Rechte beherrschend; das ächte Bild der wahrsten jungfräulichen Legitimität. Aus dem königlichen Blute der Obotritenherrscher entsprungen, hat jener Stamm nie und nirgends die Anforderungen verläugnet, welche sein altslavischer Ursprung (Slawa bedeutet Ruhm) zu machen berechtigt war. In die Reihe der deutschen Fürstenhäuser eingetreten (seit 1170), ist er durch die Jahrhunderte fortgewachsen, gesegnet und Segnungen verbreitend und die volle Blüthe, in welcher er noch heute dasteht, gewährt den späten Enkeln die freudige und gerechtfertigte Zukunftsaussicht ihrer Väter. Drei und dreißig Geschlechtsfolgen, alle geschichtlich, die meisten auch urkundlich belegt, waren vorübergegangen, als in der vier und dreißigsten Friedrich Franz geboren wurde. Seine Eltern waren der Herzog Ludwig (geb. den 6. August 1725; gest. den 12. Sept. 1778), einziger Bruder des damals regierenden Herzogs Friedrich, und Charlotte Sophie, Tochter des Herzogs von Sachsen-Koburg-Saalfeld (geb. den 24. Septbr. 1731; gest. den 2. Aug. 1810). Friedrich Franz blieb der einzige Sohn und somit ruhten bei der Kinderlosigkeit seines Oheims von der zartesten Jugend an Hoffnungen seines Hauses wie seines Landes auf ihm, die nicht getäuscht worden sind. Früh entwickelten sich in dem lebendigen, jedem guten und schönen Eindrucke zugänglichen Prinzen schöne Eigenschaften des Kopfes und des Herzens und auf eine sorgsame, vorbereitende Erziehung unter den Augen der fürstl. Eltern folgte ein fast fünfjähriger Aufenthalt in der Schweiz, wo er von 1766—1768 in Lausanne, dann bis 1771 in Genf, unter der Führung des Kammerherrn v. Usedom, seine wissenschaftliche Ausbildung fortsetzte und vollendete. Im September 1771 nach Mecklenburg zurückgekehrt, lebte er an dem stillen und einfachen Hofe seines Oheims, wurde sehr früh zu den Geschäften erzogen und unter Anleitung des Herzogs Friedrich bald mit ihrem eigenthümlichen Gange und zugleich mit der Geschichte und Verfassung des Landes aufs Innigste vertraut, welches er dereinst zu beherrschen bestimmt war. Schon aus jenen Jünglingstagen schreibt sich die seltene, regelmäßige Thätigkeit her, die nie aufschob, nie von einem Tage für den andern borgte, wo es das Wohl

des Ganzen oder die Bedürftigkeit des Einzelnen galt. Die Vermählung des Prinzen mit Luise, Herzogin von Sachsen-Gotha-Roda, am 1. Juni 1775, änderte in diesem Leben, das mit Recht eine praktische Fürstenschule heißen durfte, nichts anderes, als daß sie in den erlauchten Gatten, die sich bald von blühenden Kindern umgeben sahen, den Unterthanen das Bild einer glücklichen Ehe auf dem Throne darstellte. Jedoch unternahmen diese mehrere Reisen nach Holland, Frankreich, England u. s. w. Neue reiche Schätze an Kenntnissen, Erinnerungen, Welt- und Menschenerfahrung waren der Gewinn dieser Reisen, während das fürstliche Paar überall das schönste Andenken, das an sich selbst zurückließ. Den so vollendeten Mann rief der Tod des Herzogs Friedrich in der Morgenstunde des 24. Aprils 1785 auf den Fürstenstuhl seiner Ahnherren. Eine Menge ebenso wohlthätiger als weiser Verordnungen und Einrichtungen bethätigten alsbald diese Gesinnungen für das Innere, während zugleich die äußern Verhältnisse mit aller der Sorgfalt und Umsicht behandelt wurden, welche die ersten Vorboten mehr als dreißigjähriger politischer Stürme erheischten. Im wohlverstandenen Interesse seiner Stellung wie der geographischen Lage seines Landes trat der Herzog daher dem deutschen Fürstenbunde, der letzten politischen Schöpfung des großen Friedrichs bei (16. Jan. 1786) und bereitete eben dadurch ein Ereigniß von der größten Wichtigkeit für Mecklenburg vor. Seit dem Jahr 1734 befanden sich die Domänen der vier Aemter Eldena, Plau, Marnitz und Wredenhagen an Preußen verpfändet, für die Kosten einer gegen den damaligen Herzog Karl Leopold ausgerichteten kaiserlichen Execution. Außer dem beträchtlichen Verluste, welcher hieraus für die herzogl. und Landeskassen erwuchs, wurden sie von beständiger preußischen Einquartirung ungemein gedrückt. Mehr als ein Mal hatte der Herzog Friedrich Versuche zur Einlösung gemacht, aber Friedrich II. hatte sich nie zur Wiederabtretung verstehen wollen. Gleich nach seinem Tode begann Friedrich Franz glücklichere Unterhandlungen mit dem König Friedrich Wilhelm II., der günstige Augenblick war erschienen, des Herzogs Scharfblick wußte ihn zu ergreifen, durch eine Reise nach Berlin (Decbr. 1786) festzuhalten und die sich entgegenstellenden Hindernisse auf die leichteste Weise zu beseitigen. Auf diese Weise kam schon am 13. März 1787 eine Konvention zu Stande, welche gegen ein Opfer von 172,000 Thalern

in Gold eine der schmerzlichsten Wunden des Landes heilte. Zugleich wurden mehrere Grenzirrungen beigelegt, die uralte Erbverbrüderung mit dem preußischen Hause erneuert und bestätigt und im Juni desselben Jahrs erfolgte die Zurückgabe der Aemter nebst ihrer völligen Räumung von den preuß. Truppen. Als eine mittelbare Folge dieses glücklichen Ereignisses war es zu betrachten, daß Friedrich Franz sich 1788 entschloß, mit den Generalstaaten der vereinigten Niederlande oder im Grunde mit dem Erbstatthalter, Schwager des Königs von Preußen, einen Subsidientraktat abzuschließen. Er überließ anfangs auf drei Jahr, die später auf eben so viele verlängert wurden, dem niederländischen Dienste ein Infanterieregiment gegen eine jährliche Subsidie von 30,000 Thalern holländ. Courant. Als die Franzosen unter Pichegru im Jahr 1794 in die Niederlande eindrangen, bildete das Regiment, vom Generalmajor von Glüer befehligt, einen Theil der Besatzung von Mastricht, wurde, als die Festung kapitulirte (3. Nov.), in die ehrenvolle Kapitulation eingeschlossen und kehrte im Jan. 1796 nach Mecklenburg zurück. Die Ueberschüsse und Ersparnisse, welche dieser politisch unabweislich gemachte Subsidientraktat abwarf, wurden außer andern wohlthätigen Verwendungen zum Besten des Landes dazu gebraucht, um die ursprünglichen Domänen des fürstl. Hauses mit einheimischen neuen Erwerbungen zu vermehren. In das Jahr seines Abschlusses fiel eine andere Begebenheit von hohem Interesse für alle innern Verhältnisse Mecklenburgs, der Erbvergleich mit Rostock. Diese erste und wichtigste Stadt des Landes war seit den ältesten Zeiten von ihren Landesherren mit einer Fülle von Privilegien und Freiheiten begnadigt worden, welche bei bestimmterer Entwicklung der Landeshoheit vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts an mit den nothwendigsten Bedingungen derselben nur zu oft in Widerstreit geriethen. Wiederholte Verträge hatten die daraus erwachsenden Irrungen und Mißverständnisse wohl auf eine kurze Frist aus dem Gesichtskreise gerückt, aber nie gründlich gehoben. Innere Zwistigkeiten der Stadt, das Einschreiten der Landesherrschaft herbeiführend, waren dann von beiden Theilen auf eine Weise benutzt worden, die selbst nach scheinbarer Beilegung in dieser selbst im Voraus den Samen neuer Streitigkeiten bewahren ließ. So erzeugte sich auf die Länge ein gegenseitiges Mißtrauen, das sich nur zu oft nicht blos für

diese speciellen Verhältnisse, sondern für das ganze Land als verderblich oder mindestens als störend erwiesen hatte. Auch unter der Regierung des Herzogs Friedrich waren aus mehreren Veranlassungen solche Irrungen entstanden. Zum Theil die Akademie betreffend, deren Patronat seit ihrer Stiftung 1419 die Stadt mit den Herzögen theilte, hatte Herzog Friedrich diese nach Bützow verlegt (1760) und da die Stadt gleichwohl auch fortfuhr, ihre Professuren zu besetzen, gab es seitdem, wenn gleich nicht rechtlich, doch faktisch, zwei Universitäten im Lande. Herzog Friedrich starb, ohne den Ausgang der viele Jahre hindurch gepflogenen kommissarischen Untersuchungen und Verhandlungen zu erleben. Allein es war eine der ersten Regentenhandlungen seines Nachfolgers gewesen, den abgebrochenen Faden derselben wieder aufzunehmen. Von beiden Seiten wurde jetzt nachgelassen, unstreitig am meisten und willigsten von Seiten des edlen Fürsten, den nach dem Augenblicke verlangte, wo eine aufrichtige Versöhnung die letzten Spuren innerer langlastender Zwietracht verwischen sollte. Das J. 1788 brachte ihn durch den Abschluß des grundgesetzlichen neuen Erbvergleichs herbei. Die Seele dieses Vertrags war die von Seiten der Stadt zum ersten Mal überall und rein erfolgende Anerkennung der Landeshoheit in allen ihren Ausflüssen. Wo diese nicht im Wege standen, wurden die ältern Verträge, Privilegien und Freiheiten nicht allein bestätigt, sondern selbst durch mehrere besondere Gnadenerweisungen noch vermehrt, unter welchen die versprochene Zurückverlegung der Universität einen vorzüglichen Satz einnahm. Nachdem die Stadt hierdurch von den aufrichtigen landesväterlichen Gesinnungen gegen sie aufs Vollständigste überzeugt sein konnte, beschloß Fr. Franz das segensreiche Werk in ihren eignen Mauern zu vollenden. Von seiner Gemahlin begleitet, hielt er am 8. Mai 1788 seinen feierlichen Einzug in ihre Mauern und am 12. erfolgte die eben so feierliche Vollziehung und Auswechslung des Erbvergleichs. Erst am 23. Mai beendigte die herzogliche Abreise eine Reihe von Festen und Freudenbezeugungen über eine so außerordentliche und langersehnte Begebenheit und es hat wahrlich nicht in den wohlwollenden, gerechten und gütigen Absichten des Herzogs gelegen, sondern in dem spätern gewaltigen Umschwung aller bestehenden Verhältnisse, wie in der schon damals vorausgesehenen Natur der meisten Verträge, wenn in der Folge zuweilen neue Schatten über

ein so glücklich geordnetes Einverständniß hingezogen sind. Die Aufhebung der Universität zu Bützow und ihre Zurückversetzung nach Rostock erfolgte 1789. Während es dem Herzog gelang, auf diese Weise alle innern Verhältnisse befriedigend zu ordnen, schritt die Revolution ihren raschen blutigen Gang schneller und schneller vor. Auf der einen Seite nahm Mecklenburgs Wohlstand mittelbar durch sie in einem hohen Grade zu. Der von ihr herbeigeführte Seekrieg, die dadurch zuweilen auch durch wirklichen Mangel unerhört gesteigerten Preise aller ländlichen Produkte des fast nur ackerbauenden Landes gaben seinem Handel und seiner Schiffahrt eine neue und glänzende Schwungkraft. Die Geldvermehrung wuchs in steigenden Progressionen, der Werth des Grundeigenthums verdreifachte sich binnen kurzer Zeit und hatte einen so raschen Wechsel der Besitzer zur Folge, daß die Schnelligkeit desselben fast der des Geldumlaufs gleich kam. Auf der andern Seite empfand doch auch Mecklenburg schon frühe weniger erfreuliche Folgen jener denkwürdigen Umwälzung. Schützte seine Lage es gleich noch lange vor der unmittelbaren Berührung des Kriegs; entzog der Herzog durch eine Geldbehandlung des Reichskontingents noch lange seine Landeskinder dem Loose der Schlachten: so forderte doch der Reichskrieg seit 1793, noch mehr aber die Demarkationslinie, durch welche (17. Mai 1795) im Gefolge des Basler Friedens das nördliche Deutschland vor der Theilnahme am Kriege gesichert ward, bereits sehr schwere Geldopfer. Auf dem Rastatter Kongresse (1797—99) suchte der Herzog durch seinen Gesandten nicht allein nach allen Kräften die Sicherheit und Selbstständigkeit des deutschen Reichs zu unterstützen, sondern zugleich auch die Ansprüche seines Hauses auf zwei Straßburger Kanonikate geltend zu machen. Das herzogliche Haus hatte sie 1648 durch den westphälischen Frieden erhalten, war durch die berüchtigten Reunionen Ludwig XIV. aus ihrem Besitze verdrängt und man suchte jetzt wenigstens eine angemessene Entschädigung dafür zu erwirken. Allein die Auflösung des Kongresses nach Erneuerung des Kriegs zwischen Frankreich und Oesterreich (April 1799) schob diese Angelegenheit abermals weiter hinaus. Die trotz einer gesegneten Erute und der mehrjährigen zweckmäßigen Vorkehrungen des Herzogs überaus hoch gestiegenen Preise aller Lebensmittel störten im folgenden Jahre auf eine kurze Zeit die innere Ruhe des Landes. Große Bestellungen

aus England erregten Anfangs Befürchtungen unter den niedern Volksklassen und führten endlich in den Städten Rostock (29. October 1800), Güstrow und Schwerin zu Bewegungen, die in den beiden erstern in Gewaltthätigkeiten ausarteten und namentlich in Güstrow nur durch Blutvergießen gedämpft werden konnten. Die zweckmäßigen Maasregeln des Herzogs stellten jedoch schnell die gesetzliche Ordnung her; die Aufrührer wurden bestraft und zum Besten der wirklich Hülfsbedürftigen in den Landstädten wurden Magazine angelegt, aus welchen das Korn theils unentgeldlich, theils zu bedeutend herabgesetzten Preisen verkauft ward. Aehnliche Maasregeln der landesväterlichen Fürsorge fanden auch in den spätern theuern Jahren bis 1805 statt. Das erste Jahr des neuen Jahrhunderts brachte freilich zunächst durch die gänzliche Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, im Luneviller Frieden (9. Febr. 1801), für Mecklenburg den Verlust aller Ansprüche auf die Straßburgischen Kanonikate mit sich. Allein der Reichsfriedensexekutionshauptreceß (23. Nov. 1802), wie der Reichsdeputationsreceß (25. Febr. 1803) entschädigten dafür auf eine hinreichende Weise. Der Herzog trat die Halbinsel Priwall an Lübeck ab und erhielt dagegen die Lübeckischen Hospitaldörfer in den Aemtern Buckow und Grevismühlen, wie auf der Insel Poel, nebst einer immerwährenden Rente aus der Rheinschifffarthsoktroi von 10,000 fl. Außerdem wurden ihm noch die sämmtlichen Güter der im Lande belegenen mittelbaren Klöster, Augsburgischer Konfession, zu freier Verfügung überlassen. Wichtiger als diese Entschädigung und manche frühere Grenzausgleichungen mit den Nachbarstaaten war die bald darauf erfolgende unterpfändliche Erwerbung der Stadt und Herrschaft Wismar, die seit dem Osnabrücker Frieden (1648) im eigenthümlichen Besitze der Krone Schweden gewesen und gehörte, obgleich in seinem Handel nur noch ein Schatten seiner hanseatischen Blüthe fortlebte, unstreitig zu den edelsten, verloren gegangenen Steinen aus Mecklenburgs Fürstenkrone. In eben diesem Jahre (5. Mai 1803) geschahen von Seiten des Kaisers von Rußland und der damaligen französischen Regierung Anträge bei der Reichsversammlung zu Regensburg, die Uebetragung der Kurwürde und der damit verbundenen Vorzüge auf das Haus Mecklenburg-Schwerin betreffend. Allein erst einer späteren glücklicheren Zeit war es aufbehalten, demselben unter einer

andern Benennung seine angestammten Rechte auf einen königlichen Rang wirklich zurückzugeben. Näher rückten indessen auch für Mecklenburg Veränderungen, welche einen allgemeinen Umsturz drohten. Der Kampf zwischen Frankreich und der dritten Coalition, 1805, führte durch das abermalige Erliegen Oestreichs den Abschluß des Rheinbundes herbei (12. Juli 1806) und dieser die völlige Auflösung der deutschen Reichsverfassung. Am 6. August legte der Kaiser Franz *) die uralte Krone nieder und der Herzog fand sich, durch die damit verknüpfte Entbindung von allen bisherigen Reichspflichten in die Reihe der souveränen Fürsten zurückgestellt. Er hatte freilich an dem letzten Kriege keinen Antheil genommen, allein 15,000 Russen, die unter Tolstoi in Pommern gelandet waren und schwedische Truppen, von ihrem Könige Gustav Adolph IV. angeführt, waren im Herbst 1805 durch Mecklenburg ins Hanoverische gezogen und die letztern rückten noch einmal im August 1806 gegen das Lauenburgische vor. Ihre Verpflegung wurde sowohl von russischer als schwedischer Seite bezahlt, sie zu verweigern stand nicht in der Macht des Herzogs, gleichwohl mußten diese Vorgänge demnächst als Vorwand dienen, um Mecklenburg in die Katastrophe des Jahrs 1806 zu verwickeln. Seit dem Antritt seiner Regierung war Friedrich Franz unablässig auf die Vervollkommnung aller Zustände seines Landes bedacht gewesen. Ganz besonders beschäftigte ihn der leibliche und geistige Zustand eines großen Theils seiner Unterthanen, welcher ihn besonders nahe berührte, nämlich der bäuerlichen Bevölkerung auf den großen Domänen seines Hauses. Für diesen sorgte er durch die verbesserte Einrichtung des von Schwerin nach Ludwigslust verlegten Landschullehrerseminars und durch bestimmte Vorschriften für einen unausgesetzten Schulbesuch: für jenen durch unentgeldliche Unterrichtsanstalten für Hebammen zu Rostock und Schwerin; durch Aufmunterung der Beamten zur Anlegung von Arbeitsschulen; durch Verhinderung betrüglicher Kolonistenwerbungen fürs entfernte Ausland; vor allem aber durch Aufhebung aller sogenannten Hofdienste, Frohnden, die mit Hand und Anspann bisher geleistet und jetzt in ein mäßiges Pachtgeld umgewandelt wurden, zu unendlicher Verbesserung des Looses dieser Landleute. Auch hatte der Herzog die Genugthuung, daß sehr bald die sämmtlichen Klöster und selbst manche Guts-

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 13. Jahrg. S. 227.

besitzer unaufgefordert diese Einrichtung auf ihren Besitzungen einführten, wodurch eine spätere gänzliche Umgestaltung aller bäuerlichen Verhältnisse vorbereitet ward. Die inländische Industrie, besonders in Verarbeitung der Wolle, eines der wichtigsten einheimischen Landesprodukte, zu deren Veredlung der Herzog schon 1792 alle Domanialpächter aufgemuntert hatte, erhielt nicht allein Steuer- und Zollbefreiungen, sondern selbst bedeutende baare Unterstützungen aus einem dafür auf ausgehende rohe Wolle gelegten Imposte. Aehnliches wurde einer Menge von andern Fabrikunternehmungen bewilligt, der Beförderung der Bienenzucht, der Einführung der Hundtschen feuerfesten und wohlfeilen Baumemethode u. s. w. Bedeutende Verbesserungen erhielt die Rechtsverfassung; seit 1785 waren alle Gerichte angewiesen, über die Anzahl und den Stand aller Inquisitionen monatlich einzuberichten; eine Verordnung von 1802 schärfte Menschlichkeit und Mäßigung bei den Züchtigungen von Verbrechern ein. Das Duellmandat und die Notariatsordnung von 1786; die Konstitution gegen die Ungebührlichkeiten unter Sachwaltern und Schriftstellern 1792; ein neues Kriegsrecht und die vorgeschriebene strenge Prüfung sämmtlicher Justizbeamten vor einem der höhern Landesgerichte, 1796; endlich eine Deklaratorverordnung über die Lehnsverhältnisse, bei dem starken Güterhandel nothwendig geworden, waren gründliche Abhülfen von eben so vielen, zum Theil verjährten Mißbräuchen und Uebelständen. Daneben bestätigte und beförderte der Herzog eine Menge gemeinnütziger und wohlthätiger Anstalten, z. B. schon 1785 eine städtische Brandversicherungsgesellschaft; die Armenordnungen zu Schwerin, Grabow und Rostock; eine Stiftung zur Erziehung unbemittelter Töchter landesherrlicher Bedienten, aus dem Testamente der verstorbenen Herzogin Louise Friederike, Gemahlin seines Oheims, 1793; einen Aktienplan zur Schiffbarmachung der Elde und Senkung des großen Müritzsees in demselben Jahre, welcher die Verbindung durch die Elbe mit der Ostsee bezweckte; ein höchst wichtiges, noch jetzt beachtenswerthes Unternehmen, dessen Ausführung leider durch die Zeitumstände hinausgeschoben ist. Für die Witwen der herzogl. Dienerschaft sorgt seit 1797 eine eigne trefflich berechnete Witwenkasse, deren etwaiges Deficit der Herzog unbeschadet eines jährlichen beträchtlichen Zuschusses großmüthig übertragen wollte. Die Anlegung des Seebades zu Doberan, seit 1793, des ersten in Deutschland, ver-

dient um so mehr hier genannt zu werden, da diese Lieblingsschöpfung des Herzogs seitdem nicht allein Tausenden die verlorne Gesundheit zurückgegeben hat, sondern auch für den Wohlstand und die Bildung Mecklenburgs von den entschiedensten Folgen gewesen ist. Eine besondere wachsame Aufmerksamkeit widmete Friedrich Franz von jeher dem gesammten Kirchen- und Unterrichtswesen, der wissenschaftlichen Bildung, den religiösen Ueberzeugungen und dem sittlichen Wandel der Geistlichkeit der Lehrer. Schon 1790 stiftete er für sie ein theologisch-pädagogisches Seminar zu Rostock und es verging kein Jahr, ohne die heilsamsten, stets von ihm unmittelbar ausgehenden, auf alle jene Gegenstände bezüglichen Erlasse und Verfügungen. Diese wahrhaft oberbischöfliche Fürsorge umfaßte nicht blos die herrschende Kirche, sondern ebenmäßig und mit der ächtesten Toleranz auch die übrigen christlichen Confessionen; ja sie schloß selbst die mosaischen Glaubensgenossen nicht aus. Was namentlich die katholische Confession betrifft, so hat sie in ihrer schönen vom Herzog erbauten und dotirten Kirche zu Ludwigslust den sprechendsten Beweis für das Gesagte. Die Anführung eines merkwürdigen Ediktes, durch welches 1805 das gesammte Kreditwesen des herzoglichen Hauses geordnet ward, mag diese gedrängte Skizze der trefflichen innern Verwaltung des Herzogs in der friedgesegneten Zeit Mecklenburgs beschließen. Der Krieg zwischen Frankreich und Preußen war erklärt, die verhängnißvollen Schlachten von Jena und Auerstädt hatten das Loos der letztern Monarchie für sieben trauervolle Jahre entschieden; aber noch konnte man die Größe des Unheils aus den sich widersprechenden Nachrichten nicht vollständig herausfinden, als seit dem 19. Oktober 1806 flüchtende Fürsten und Fürstinnen, unter jenen der Herzog von Weimar *), nach einander in Mecklenburg eine leider kurze Freistätte suchten und nun eine schreckliche Gewißheit an die Stelle der schwankenden Gerüchte trat. Bald erschienen auch versprengte preußische Haufen, unordentlich aus dem Hanoverischen durch Mecklenburg in die Marken flüchtend; umsonst wurden die Grenzen eilig mit Neutralitätspfählen bezeichnet. Weimarische Husaren rückten über Havelberg in Schwerin ein (31. Oktober, 2. November); fast zu gleicher Zeit drangen das Blü-

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 6. Jahrg. S. 465.

chersche, ein Theil des Lestocqschen Korps und Truppen unter v. Winning und dem Herzog von Braunschweig-Oels von verschiedenen Seiten her über die Neutralitätslinie. Ihnen auf dem Fuße rückte der Marschall, Prinz von Ponte-Corvo über Penzlin, Waren und Malchow nach (1. November); ein Gefecht bei dem Dorfe Silz fiel zum Nachtheil der Preußen aus; die Kavallerie unter dem Großherzog von Berg (Murat), das 4. Armeekorps unter Soult folgten in Eilmärschen. Vergebens suchte Blücher sich zwischen der Stör und Sude bei Schwerin zu setzen, ein zweites ungünstiges Gefecht an der Schweriner Fähre zwang ihn schon am 4 November diese Stadt zu räumen und nach vergeblichen Versuchen, die vom Feinde schon besetzte Elbe zu gewinnen, sich auf Lübeck zu ziehen, wo er am 6. angegriffen, nach der tapfersten Gegenwehr geschlagen und am folgenden Tage bei Rathkau gefangen gemacht wurde. Schon nach wenig Tagen strömten die drei französischen Heeresabtheilungen mit den Kriegsgefangenen aus der Lübecker Schlacht untermischt nach Stettin und Berlin durch Mecklenburg zurück. Was dieses und besonders das platte Land auf dem Hin- und Herzuge von Freunden und Feinden gelitten, von welchen die letzteren ein förmliches, planmäßig-umfassendes Plünderungssystem entwickelten, ist unbeschreiblich und fast unschätzbar. Nach den amtlichen Angaben beliefen sich die Kriegsschäden und Kosten, in der kurzen Zeit vom Oktober 1806 bis zum Februar 1807 auf die ungeheure Summe von 7,217,917 Thalern. In einzelnen, größeren und kleineren Abtheilungen drangen die Plünderer selbst in die kleinste und entlegenste Hütte und glücklich wer durch williges Hingeben aller Habe sich und die Seinen vor Mißhandlung und Mord zu schützen verstand. Erst seit dem 11. November stellte ein Tagsbefehl des Marschalls Soult allmälig diesen Zustand ab, den man bis dahin als eine nöthige Erholung, als Anreizung für den Soldaten zu neuen Siegen betrachtet hatte. Was das Herz Friedrich Franzens empfand bei diesen Leiden seiner Unterthanen, aber zugleich auch wie stark eines deutschen Fürsten Vaterliebe für seine Kinder macht, läßt sich aus dem Opfer schließen, welches schon am 10. November der Erbprinz Friedrich Ludwig durch seine Reise nach Berlin bringen mußte, dem sein Vater am 29. selbst nachfolgte, um die Neutralität Mecklenburgs anerkannt zu erhalten. Allein auch diese Opfer waren vergebens; am 28. No-

vember erfolgte durch den Divisionsgeneral Michaud die förmliche Besitzergreifung und der Gesandte Bourienne zu Hamburg erklärte dabei öffentlich: „diese Maasregel sei eine natürliche Folge der Neutralitätsverletzung von 1805; Mecklenburgs künftiges und endliches Schicksal werde übrigens ganz von dem Verfahren abhängen, welches Rußland gegen die Moldau und Wallachei beobachten würde." Der Brigadegeneral Laval erschien als Gouverneur des Landes zu Schwerin und übernahm, nebst dem Intendanten Brimond, die oberste Leitung der Verwaltung, das berüchtigte Dekret von Berlin (21. November) wurde überall, besonders in den beiden Seestädten publicirt und mit Härte vollzogen. Dabei dauerten unaufhörliche Durchzüge fort und zugleich wuchs die Menge der in Mecklenburg bleibenden Truppen, bestimmt, einen Theil des Beobachtungsheeres zu bilden, welches theils eine mögliche englische Diversion an der Elbe verhindern, theils die Schweden aus Deutschland drängen sollte. Unter diesen Umständen blieb dem Herzoge freilich nichts Anderes übrig, als sich dem Anblick von Unwürdigkeiten, denen abzuhelfen er sich außer Stand sah, zu entziehen und er begab sich daher mit seiner Familie einstweilen nach Altona (den 8. Januar 1807). Zu den bisherigen Erduldungen kamen jetzt die drückendsten Requisitionen aller Art, deren Ertrag in weite Fernen, selbst bis nach Thorn und Danzig geliefert werden mußte. Umsonst ging eine Deputation der Stände ihrentwegen zum Marschall Mortier nach Greifswalde und über Berlin in das kaiserliche Hauptquartier nach Posen und Warschau ab. Um sie aus dem gänzlich erschöpften Lande überhaupt nur aufbringen zu können, wurde am 1. Januar zu Schwerin eine allgemeine Landeskreditkommission, aus Mitgliedern der herzoglichen Kammer und Deputirten der Stände, zu Herbeischaffung der nöthigen Geldsummen zusammengesetzt. Neue Besorgnisse erregte der Abmarsch des feindlichen 8. Armeekorps aus Schwedisch = Pommern gegen das Ende des Märzes, da die schwedische Besatzung aus Stralsund seitdem Streifpartieen bis nach Rostock und bis dicht vor Schwerin auszusenden anfing und französische Posten, Lazarethe und Transporte wegnahm. Jedoch machte der am 18. April vom Marschall Brune abgeschlossene Waffenstillstand diesen Streifereien und den durch sie geweckten Befürchtungen bald ein Ende. Inzwischen erfolgte der Waffenstillstand von Tilsit und

bei der persönlichen Zusammenkunft der beiden Kaiser auf dem Niemen (27. Junius) wurde die Wiederherstellung des Herzogs als Präliminarbedingung des wirklichen Friedens verabredet. Ein russischer Kourier überbrachte bereits am 5. Julius ein Schreiben seines Monarchen mit dieser frohen Kunde nach Altona. Die französische Verwaltung wurde aufgelöst und am 11. Julius hielt der Herzog seinen feierlichen Einzug in Schwerin. Die Durchzüge dauerten freilich noch fort; ganz Mecklenburg wurde selbst noch einmal auf eine kurze Zeit besetzt; den Handel drückte fortwährend die Sperre gegen England und Schweden; die immer mehr sinkenden Preise der Produkte bei den steigenden Lasten verderbten große und kleine Grundeigenthümer und bereitete einen völligen Umschlag aller, leider auf die Spitze getriebenen Vermögensverhältnisse vor, welcher die Einführung eines mehrmals modificirten Indultes nöthig machte. Der unvermeidlich gewordene Beitritt zum Rheinbunde, vom Erbprinzen, den der Minister von Brandenstein *) begleitete, persönlich unterhandelt (Paris, 22. März 1808), forderte dennoch neue Opfer, schon durch das auf 1900 Mann bestimmte Contingent und nur insofern trat eine Erleichterung ein, daß die französischen Truppen im Anfange des Junius Mecklenburg gänzlich räumten und die Bewachung und Schließung seiner Küsten dem einheimischen Militär überlassen blieb. Eine gründliche Herstellung der Finanzen und des Staatskredits war dem folgenden Jahre 1809 aufbehalten; eine allgemeine Landesrecepturkasse wurde damals zu Rostock, eine Schuldentilgungskasse zu Schwerin mit einem hinreichenden Fonds eingerichtet, nicht allein um sämmtliche herzogliche und Landesschulden zu verzinsen, sondern sie auch binnen mindestens 30 Jahren nach Ordnung einer öffentlichen Verloosung allmälig abzutragen. Die darauf bezüglichen Vereinbarungen mit den Ständen vollzog außer dem Herzog auch der Erbprinz mit hinzugefügtem Versprechen, daß bis zu gänzlichem Abtrag aller fürstlichen Rentereischulden keine neuen auf die Domänen gebracht werden sollten. Diese Maasregeln sind von solchem günstigen Erfolge gewesen, daß ungeachtet des niedrigen Zinsfußes und der nachfolgenden noch schwereren Zeiten, welche vom März 1813 bis Oktober 1818 eine Sistirung der Kapitalzahlungen unabwendbar mach-

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 14. Jahrg. S. 894.

ten, die Mecklenburgischen Staatspapiere sich fast immer, wie noch heute, zum Pari erhalten haben. Aber auch in diesem Jahre wurde die friedliche Ruhe Mecklenburgs, das seit dem März von Truppen entblößt war, indem das Mecklenburgische Kontingent in Schwedisch-Pommern kantonniren mußte, weil die dortigen französischen Besatzungen zum neuen Kampf gegen Oesterreich aufgebrochen waren, schon wieder durch die Unternehmung des ritterlichen, unglücklichen Schill, obgleich nur vorübergehend, gestört. Doch hatte dieser Vorgang für Mecklenburg keine weiteren Folgen als eine gegen andre Erleidungen unbedeutende Last von Truppendurchzügen. Das herzogliche Militär kehrte nach dem Frieden zwischen Frankreich und Schweden (6. Januar 1810) aus Pommern zurück und übernahm aufs Neue die Bewachung der inländischen Küsten. Allein schon im August argwöhnte Napoleon, daß aus Schwedisch-Pommern englische Waaren durch Mecklenburg eingeführt würden und die ganze Mecklenburgische Ostseeküste mit Rostock und Wismar wurde abermals von französischen Truppen besetzt. Der Tarif für Kolonialwaaren vom 5. August 1810 mußte eingeführt werden; französische Douanen, eine Linie von Ribnitz bis Lübeck, längs der Ostküste ziehend, erhoben ihn; von den Seestädten wurden wiederholte Matrosenstellungen verlangt und alle Grenzstädte und Aemter mit Reiterei belegt. Unter solchen täglich unerträglicher und übermüthiger vorschreitenden Bedrückungen konnte der neue Gewaltstreich, die nächsten Nachbarländer und Städte Mecklenburgs dem sogenannten großen Reiche einzuverleiben (8. December), nur zu den niederschlagendsten Betrachtungen über die Zukunft führen. In diesen trüben Tagen mochte nur Vertrauen auf den Himmel den edlen Fürsten und seine leidenden Unterthanen aufrecht erhalten. Die ächt-religiöse Zeitansicht des Erstern sprach sich im Jahr 1811 wiederholt in Verordnungen über die Heilighaltung der Sonn- und Festtage aus: in Aufforderungen an alle Staatsdiener durch fleißigen Kirchenbesuch und den Genuß des Nachtmals nicht nur das öffentliche Bekenntniß eigner Religiosität abzulegen, sondern auch durch ihr Beispiel die übrigen Landeseinwohner zu ähnlichen Gesinnungen zu ermuntern; endlich durch Circulare an die Superintendenten, ihre Prediger vor Entfernung von den positiven Lehren des geoffenbarten Christenthums zu warnen und sie aufzufordern, durch einen erbaulichen, musterhaften

Wandel ihren Gemeindegliedern zur Nachfolge vorzuleuchten und sich eine praktisch-religiöse Amtsführung angelegen sein zu lassen. Der Sinn, welcher aus diesen und andern unmittelbaren Erlässen des Herzogs sprach, wurde in seiner Hoffnung auf Hülfe von oben wohl noch eine kurze Weile geprüft, aber nicht getäuscht. Mochte ein französisches Lager der Division Friant vor Rostock (6. September bis 15. December 1811) die Lasten des Landes noch drückender machen, eine neue Douanenkette längs der schwedisch-pommerschen und preußischen Grenze von Ribnitz bis Dömitz (23. Oktober) dem Handel die letzten Saugadern abschneiden; mochten die noch immer sinkenden Preise die Gütersitzer, selbst die wohlhabendsten der Verzweiflung nahe bringen, welche alle weise und milde Rettungsversuche der Regierung abzuwenden nicht im Stande waren; nahmen endlich die stärksten fremden Durchmärsche seit dem März 1812 das letzte Mark des Landes dahin und mußte das härteste aller Opfer, der Auszug des herzoglichen Kontingents zum Heere, welches Rußland bedrohte, noch erst gebracht werden (12. März) — die Morgenröthe der Befreiung zog unerwartet nahe herauf. Das große Trauerspiel des russischen Feldzugs war beendigt; das Mecklenburgische Kontingent, das bei mehreren Gelegenheiten mit großer Auszeichnung gefochten hatte, schlief bis auf wenige Gerettete in dem kalten Norden, der zu einem großen Grabe geworden schien. Seit dem Januar 1813 zeigten sich auch in Mecklenburg einzelne halberstarrte Schatten als Zeugen des gehaltenen göttlichen Gerichts; im Februar die ersten Kosacken als Vorboten einer neuen Zeit. Die letzten französischen und sächsischen Truppen, gefolgt von den zitternden, einst so frechen Douaniers, brachen aus Rostock auf und am 10. März wurden die Reste des heimgekehrten Kontingents der herzoglichen Verfügung zurückgegeben. Auch Hamburg wurde geräumt, die russische Vorhut unter Tettenborn drang von Berlin aus durch Mecklenburg an die Elbe und nur mühsam entkam Morand mit den Garnisonen aus Pommern durch das Land eilend über diesen Strom. Da zauderte Friedrich Franz nicht länger, wie unentschieden auch die Zukunftsloose noch liegen mochten, wie furchtbar das noch immer mögliche Mißlingen gerächt sein würde. Er sandte den Minister Freiherrn von Plessen am 16. März nach Berlin, von da in das russische Hauptquartier zu Kalisch ab, die Fesseln des

Kontinentalsystems wurden zersprengt und schon am 25. März erfolgte die feierliche Lossagung vom Rheinbunde. Die anerkennende Geschichte wird nie vergessen, daß Friedrich Franz der letzte deutsche Fürst war, der sich dem verhaßten Joche beugte, der erste, der, als noch Alles auf dem Spiele stand, ihm stolz und muthig entsagte. An jenem denkwürdigen Tage rief er seine Unterthanen in kräftigen, vertrauenden Worten zu den Waffen, theils zu der Linie, theils um zwei freiwillige Jägerregimenter zu Pferd und zu Fuß zu bilden. Vorläufig zog bereits am 27. März die Grenadiergarde unter dem damaligen Major, nachherigen Generalmajor von Both aus Ludwigslust nach Hamburg, wo diese auserlesene Truppe sich namentlich am 11. und 18. Mai auf der Insel Wilhelmsburg in den glänzendsten Gefechten der Ehre würdig zeigte, die Leibhut ihres Fürsten zu bilden. Dem Vertrauen desselben entsprach aber auch ein treues, begeistertes Volk; Jünglinge aus allen Ständen eilten, sich unter die freien Fahnen zu stellen, am 1. Mai schwuren die beiden vollzähligen Jägerregimenter zu ihnen, am 8. konnte das Infanterieregiment zum Heere des Grafen v. Walmoden an der Elbe abgehen. Die Prinzen des herzogl. Hauses leuchteten vor; schon diente Prinz Karl als russischer Generallieutenant in den verbündeten Heeren, Prinz Adolph ging als Volontär zu Walmoden, Prinz Gustav, aus Neapel herbeigeeilt, trat bei den Jägern zu Pferd ein. Auch an vaterländischen andern Opfern fehlte es nicht, das eigne herzogl. Silbergeräthe ward in die Münze geschickt und zu Guldenstücken ausgeprägt, mit der Inschrift: Dem Vaterlande. Leider entsprachen die anfänglichen Resultate des Feldzugs auch an der Niederelbe nicht den ersten Hoffnungen. Aus der Umgegend des wieder geräumten Hamburgs mußten die mecklenburg. Truppen sich mit ihren Verbündeten auf den vaterländischen Boden zurückziehen (29. Mai) und der Waffenstillstand vom 5. Juni bis 16. August brachte eine den Tapfern unwillkommene und doch in ihren Folgen so heilbringende Ruhe auch hier hervor. Während derselben wurde der schon früher angekündigte Landsturm völlig organisirt, die mecklenburg. Truppen stießen zu den Schweden unter Vegesack und der Kronprinz von Schweden übernahm den Oberbefehl der verbündeten Heere zur Vertheidigung des deutschen Nordens. Den äußersten rechten Flügel dieser Nordarmee befehligte unter ihm Walmoden, da aber der

Heerhaufen desselben nach Aufkündigung des Waffenstillstandes kaum aus 20,000 Mann bestand, während der gegenüberstehende Davoust mit den Dänen fast 50,000 zählte, so mußte sich Walmoden seit dem 17. August zurückziehen, freilich unter beständigen Gefechten und Schritt für Schritt dem Feinde streitig machend. So konnte Davoust am 19. zu Boitzenburg, am 22. zu Wittenburg und am 23. August zu Schwerin einziehen, wo er sich in kurzsichtigem Uebermuthe, wie ein andrer Waldstein, sofort als gebietenden Herrn verkündigte und an den dortigen See gelehnt eine feste Stellung bezog. Zu seiner Beobachtung blieb, da auch Girard aus Magdeburg vorgebrochen und Walmoden diesem mit dem größten Theile seiner Truppen entgegengezogen war, nur Tettenborn mit etwa 5000 Mann zurück. Da ihm aber die Kosacken von aller Verbindung abschnitten und Mecklenburg keinen Verräther kannte, so verharrte er, ohne die wahre Lage der Dinge zu ahnden, ruhig in seiner Stellung und begnügte sich den General Loison nach Wismar zu senden. Dieses wurde freilich nach wiederholten Gefechten mit Vegesack am 24. Aug. besetzt, allein die von Rostock vorrückenden Schweden und Mecklenburger hielten durch ein glänzendes Gefecht bei Retschow, unweit Kröpdin, die Franzosen und Dänen vom Eindringen in letztere Stadt glücklich zurück (28. Aug.). Auch Walmoden war indessen zurückgekehrt und bereitete sich vor, angriffsweise zu Werke zu gehen, unterstützt von der am 29. Aug., unter persönlichem Oberbefehl des Erbprinzen, zum aktiven Dienst aufgerufenen ersten Klasse des Landsturms, als plötzlich Davoust auf die Kunde vom Scheitern aller andern Unternehmungen gegen Berlin und von den Unfällen seines Kaisers in Schlesien von Schwerin aufbrach (2. Sept.) und über Gadebusch an die Stecknitz zurückeilte. Der Herzog und die herzogl. Familie, die sich während dieser Vorgänge mit der Landesregierung zuerst nach Rostock, dann nach Stralsund begeben hatten (27. Aug.), kehrten am 8. Septbr. nach ersterer Stadt, im December nach Schwerin zurück. Der permanente Stamm des Landsturms erster Klasse, 4000 Mann stark, in eine Landwehr von sechs Bataillonen umgebildet, diente unter dem Erbprinzen im Felde fort und verfolgte, als die Franzosen (12. Nov.) auch die Stellung an der Stecknitz verließen, sie mit den übrigen Truppen über die Grenzen Mecklenburgs hinaus. Auch an dem jetzt folgenden Feldzug in Holstein und Schleswig gegen

Dänemark nahmen die Mecklenburger den rühmlichsten Antheil. Besonders entschieden die beiden Jägerregimenter durch ihre tapfern Angriffe den theuer erkauften Sieg bei Sehestedt am 10. Decbr. Der Prinz Gustav selbst fiel dabei, schwer an der linken Hand verwundet, in dänische Gefangenschaft, wurde jedoch sogleich wieder ausgewechselt und am 11. lautete die Parole der ganzen Armee: die braven mecklenburgischen Jäger! Nach dem Frieden mit Dänemark, 15. Jan. 1814, zog die mecklenburgische Brigade, den Erbprinzen an ihrer Spitze, mit der Armee des Kronprinzen von Schweden an den Niederrhein. Ueber diesen glücklichen Ereignissen vergaß die Staatsklugheit des Herzogs keineswegs die nöthige Erhaltung der übrigen politischen Beziehungen. Er sandte schon am 12. Januar den Minister von Plessen in das große Hauptquartier der drei verbündeten Monarchen ab und ließ durch ihn zu Troyes mit den Ministern derselben, zu Chatillon sur Seine einen Allianztraktat schließen (Februar 22—24.), in welchem die herzoglichen Besitzungen und die Souveränität darüber garantirt wurden. Der Pariser Frieden vom 30. Mai führte den Rückmarsch des schwed. Heeres, so wie die Heimkehr der mecklenburg. Truppen aus Belgien herbei (8. Juli). Die dankbare Anerkennung ihrer Thaten im Laufe des nun beendigten Feldzugs sprach der Herzog durch Austheilung einer nur für diesen gestifteten Militärverdienstmedaille aus. An einem hellblauen Bande mit einer gelben und rothen Einfassung, im Knopfloche getragen, zeigt sie auf der Vorderseite ein aufgerichtetes antikes Schwert von einem Lorbeerkranz umschlungen und die Jahrszahl 1813; auf der Rückseite die Inschrift: Mecklenburgs Streitern, mit dem herzogl. Namenszuge FF; die Officiere erhielten sie in Gold, die übrigen Krieger in Silber. Der Frieden schien durchaus gesichert, nur die starken Durchmärsche rückkehrender Russen erinnerten noch in Mecklenburg an den überstandenen Krieg; Fr. Franz war daheim mit der Heilung der tiefen Wunden seines Volks beschäftigt und ließ durch den Freiherrn v. Plessen seit dem Sept. 1814 auf dem Kongresse zu Wien die Interessen seines Hauses, wie die allgemeinen von ganz Deutschland eben so thätig als fest und in schönem Sinne vertreten. Er gehörte zu den Fürsten und freien Städten, die zu Anfang des Kongresses auf die Herstellung der deutschen Kaiserwürde in der Person des Kaisers von Oesterreich, wiewohl vergeblich drangen

und die es endlich durch ihre entschlossene Vereinigung dahin brachten, daß die übrigen Staaten, frühere Ansprüche aufgebend, mit ihnen als einer Macht zu unterhandeln sich bequemen mußten. Allein dessenungeachtet stand der Kongreß auf dem Punkte, sich ohne ein günstiges Resultat aufzulösen, als die Nachricht von der Landung Napoleons (22. März 1815) zur Besinnung und schnellen Erledigung der wichtigsten Differenzen den Antrieb gab. Der Herzog trat alsbald dem von den vier großen Mächten erneuerten Bündnisse von Chaumont bei (Wien, 27. April) und dem Hause Mecklenburg wurde von diesen durch die Zuerkennung der großherzoglichen Würde (27. Mai) der höhere, königl. Rang verliehen, der dem uralten Regentenhause unter Deutschlands Fürsten gebührte. Die Annahme dieser Würde erfolgte von Seiten des nunmehrigen Großherzogs am 17. Juni, so wie am 30. die großherzogl. Ratifikation der deutschen Bundesakte. Inzwischen hatte auch er seine neuen Rüstungen vollendet und abermals zogen, vom Erbgroßherzoge geführt, sechs mecklenburgische Bataillone dem Rheine zu nach Frankreich, wo sie sich dem preußischen Armeekorps des General von Kleist *) und zwar der Division Hessen-Homburg anschlossen (8. Juli). Sie kehrten erst im December ins Vaterland zurück, mit ihnen die früher weggeführten und jetzt reklamirten Gemälde und andere Kunstschätze aus Schwerin und Ludwigslust. Noch in demselben Jahre traf Fr. Franz eine Vereinbarung mit dem Großherzoge von Strelitz über die Verhältnisse ihrer künftigen, gemeinsamen Theilnahme am deutschen Bundestage. Auch mit den übrigen, wahren Interessen seines Volks sich anhaltend beschäftigen zu können, hatte Fr. Franz durch den dauernden Friedensstand jetzt die von seinem Herzen langersehnte Möglichkeit erlangt. Die längst von ihm angeregte und vorbereitete Aufhebung der Leibeigenschaft und Gutsunterthänigkeit (18. Januar 1820) wird ihre Wirkungen auf späte Jahrhunderte erstrecken und den Namen ihres Urhebers in ihnen unvergeßlich theuer erhalten. Ist gleich der endliche Zweck derselben, die Bildung eines nicht blos nackt-freien, sondern auch mit Grundeigenthum angesessenen Bauernstandes in den Gütern der Ritterschaft zur Stunde immer noch nicht erreicht, so hat doch der Großherzog durch die Verpachtungen in

*) Dessen Biogr. s. im N. Nekr. 1. Jahrg. S. 185.

seinen Domänen den Weg vorgezeichnet, auf welchem früher oder später seine menschenfreundlichen und staatsweisen Absichten ihre Verwirklichung finden müssen. Die Rechtspflege Mecklenburgs erhielt in dieser Zeit durch ihn eine zeitgemäße, völlige Umgestaltung. Schon 1812 war ein eigenes Kriminalkollegium zu Bützow gegründet, seit 1818 findet bei dem großherz. Regierungskollegium keine Gerichtsverwaltung weiter statt; dagegen wurde das Land in drei große Jurisdiktionsbezirke für die Justizkanzleien zu Schwerin, Rostock und Güstrow getheilt, von denen die letztere, nach Aufhebung des dortigen vormaligen Hof- und Landgerichts, neu errichtet ward; die feierliche Eröffnung des beiden großherzogl. Häusern gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts zu Parchim erfolgte am 1. Oktober 1818 und 1821 vollendete eine verbesserte Einrichtung sämmtlicher Patrimonialgerichte den Kreis dieser Wiedergeburt. Von andern gemeinnützigen Einrichtungen erwähnen wir nur der Bildung einer berittenen Gensd'armerie 1812; der Gründung einer Domanialbrandkasse 1815; des Steuer- und Polizeikollegiums zu Güstrow 1816; des Landarbeitshauses daselbst 1817; der Bestätigung des patriotischen Vereins nach dem erweiterten Zwecke der vormaligen Landwirthschaftsgesellschaft, auf Veredlung der Produkte und auf sittliche Bildung der Arbeiter des Landbaues gerichtet 1817; der Anordnung eines jährlichen Wollmarkts in Güstrow, eine Einrichtung, die sich bald so wichtig und folgenreich erwies, daß später auch Boizenburg und Grabow zwei Buttermärkte erhielten; ferner: die landesherrliche Bestätigung des ritterschaftlichen Creditvereins 1818; die Verordnung wegen Anlegung von Hypothekenbüchern für jedes Hauptgut des Landes 1819; die konfirmirten Sparkassen zu Schwerin und Rostock und endlich eine durchgreifende Verbesserung des Landschulwesens in den Domänen 1823. Schmerzlich getroffen wurde das Vaterherz des Großherzogs durch den Verlust zweier Söhne binnen kurzer Frist. Der Erbgroßherzog Friedrich Ludwig, Vater der Herzogin von Orleans, starb am 29. November 1819, der Herzog Adolph am 8. Mai 1821. Zunächst wohl in diesen Trauerfällen lag die Veranlassung, daß der Großherzog am 23. Juni 1821 (an eben dem Tage, an welchem zu Dresden die Elbschifffahrtsakte in seinem Namen vollzogen ward) ein höchst umsichtiges Hausgesetz für alle künftigen Successionsfälle erließ, unter Bestimmungen für die Volljährigkeit, wie für die Abfindung und Ver-

sorgung jüngerer Prinzen und Prinzessinnen, welchem Hausgesetz auch Mecklenburg-Strelitz beitrat. Ein höchst freudiges Familienereigniß dagegen war die Vermählung des Erbgroßherzogs Paul Friedrich mit der Prinzessin Alexandrine, zweiten Tochter des Königs von Preußen, die in Gegenwart des Großherzogs am 25. Mai 1822 zu Berlin vollzogen wurde. Wichtig wurde das J. 1823 noch insbesondere dadurch, daß der Großherzog sich veranlaßt sah, einen außerordentlichen Convokationstag seiner Stände zu berufen und diesen, was während seiner langen Regierung vorher nur einmal geschehen war, in eigener Person zu eröffnen. Die Unterhaltung des Bundeskontingents war nämlich seit mehreren Jahren der Gegenstand lebhafter Verhandlungen des großherzogl. Ministeriums mit den Ständen gewesen, welche Angelegenheit jedoch bei gegenseitiger Nachgiebigkeit im J. 1827 beseitigt wurde. Die Ausbrüche des Unmuths, die sich 1830 auch in Mecklenburg zeigten, waren meist gegen örtliche Beschwerden, besonders gegen die Gebrechen der Gemeindeverfassung gerichtet. Wie viel auch seit 50 Jahren sich geändert haben mochte, so wurde doch wegen der Abhülfe solcher Beschwerden gegen Ortsobrigkeiten auf ein Gesetz von 1777 verwiesen; aber während Schwerin nach dem Aufstand im September 1830 nur durch die Abschaffung des Thorsperrgeldes für Spaziergänger eine Beschwichtigung erhielt, wurden die ernstlichern Zwistigkeiten zwischen den Bürgern und dem Stadtrathe zu Wismar 1831 durch eine neue Verfassungsform beruhigt. Am 24. April 1835 feierte der Großherzog sein Regierungsjubiläum und endete am oben genannten Tage zu Ludwigslust an den Folgen eines Lungenschlags. — Der Großherzog Fr. Franz war von mittlerer Größe, aber von einer vollendeten Leichtigkeit und Anmuth in seiner Haltung und allen seinen Bewegungen; nie hatte ein Auge zugleich die größte Güte und den schärfsten Verstand unzweideutiger ausgesprochen, als das seinige. Gewöhnlich residirte er zu Ludwigslust, aber jeder Frühling führte ihn dem schönen Doberan zu. Er liebte und beschützte die Künste und Wissenschaften, er kannte die Geschichte seines Landes in einem bewundernswerthen Detail und die bedeutende Sammlung inländischer Grabalterthümer zu Ludwigslust verdankt nur ihm selbst ihr Dasein und vieljährigen von ihm meist unmittelbar geleiteten Nachgrabungen. Allein sein schönster Schmuck war seine Gerechtigkeitsliebe, diese erhabenste aller Fürstentugenden; keinem Bittenden war der

Zutritt zu ihm verschlossen und jeder seiner Unterthanen trug das beruhigende Gefühl in der Brust, es könne ihm kein Unrecht geschehen, dem der gütige, menschliche Landesvater, auf erhobene Klage, nicht abhelfen werde. Darum aber war der Großherzog auch von seinem Volke geliebt und angebetet, mit einer Allgemeinheit und Wahrheit, die selten gefunden werden mag und von welcher die rührendsten Beweise vorhanden sind.

* 63. M. Karl August Benjamin Sieghard,

Vesperprediger an der Universitätskirche zu Leipzig;

geb. d. 14. Okt. 1799, gest. d. 1. Febr. 1837.

Er war zu Freiberg im Königreich Sachsen, wo sein Vater Zeichenlehrer und Maler bei der Bergakademie war, geboren, genoß seine Bildung auf der dasigen Schule und bezog im Jahr 1821 die Universität Leipzig, um, nach dem Wunsche seiner Eltern, Theologie zu studiren. Nach Beendigung seiner mit Fleiß und Sorgfalt betriebenen Studien ward er Magister, 1828 Vesperprediger zu Leipzig und etwas später Prediger in dem Rathsdorfe Gohlis bei Leipzig und Mitglied des Predigervereins an der Nikolaikirche letzterer Stadt. Da jedoch hierdurch weder seine Bedürfnisse noch sein Sinn für Thätigkeit vollkommen befriedigt wurden, so übernahm er überdies noch die Lehrerstelle an mehreren namhaften Instituten und ließ so keine Gelegenheit vorüber, wo er mit seinen Kräften nützen konnte. Im Jahr 1835 (27. Sept.) verheirathete er sich mit der zweiten Tochter des Pastor Georg Benjamin Jentsch zu Studenhain bei Torgau. Aber nicht lange sollte er sein neubegründetes häusliches Glück genießen: er erkrankte in Folge einer Erkältung und am oben genannten Tage wurde er seiner Gattin, die einige Wochen nach seinem Tode ein Mädchen gebar, entrissen. — Sieghard war ein Mann von angenehmen Aeußern und hatte einen schmächtigen langen Körper, eine sonore Stimme und schöne Augen und verband mit diesen äußerlichen Vorzügen einen kindlich frommen und stets regen Sinn für alles Wahre und Schöne. Als Prediger leistete er seinen Pflichten treulich Genüge und erwarb sich dadurch die Liebe seiner Gemeinen und die Achtung seiner Vorgesetzten. Seine Mußestunden wandte er der Malerei, für die er ein schönes Talent und Begeisterung besaß, zu und er würde sich

dieser Kunst sicher ganz ergeben haben, wäre ihm freie Wahl seines Berufs zugestanden worden.

Dr. Z.

64. Julius Korn,

Buchhändler zu Breslau;

geb. den 30. März 1799, gest. den 8. Februar 1837 *).

Er war in Breslau geboren und seinem Vater, Joh. Gottl. Korn **), welcher die unter der Firma des Großvaters, Wilh. Gottl. Korn, bestehende Handlung mit ausgedehnter Druckerei in den blühendsten Zustand gebracht hatte, lag Alles daran, in seinem Sohn einen würdigen Bewahrer und Erhalter des so schön Begründeten zu erziehen. Er gab ihm deshalb eine sehr sorgfältige Erziehung, nach deren Vollendung unser K. in seinem 15. Jahre in die Handlung seines Vaters eintrat. Zu seiner weitern Ausbildung ging er nach 3 Jahren nach Frankfurt a/M. und arbeitete dort in der Andreäschen Buchhandlung, deren gegenwärtiger Mitbesitzer Krebs einige Jahre in der Korn'schen Buchhandlung gestanden und sich mit dem Verstorbenen eng verbunden hatte. Dort verlebte er zwei Jahre und benutzte die sich ihm darbietende Gelegenheit, Bekanntschaften mit den Gelehrten und Künstlern, welche der Bundestag nach diesem Sitz deutscher Wissenschaft herbeizog, anzuknüpfen. Hierauf kehrte er nach Breslau zurück, diente sein Militärjahr ab, bestand sein Officierexamen und trat dann, um den Gang der französischen Buchhändlergeschäfte kennen zu lernen, in die Handlung von Bossange in Paris ein, wo er ein Jahr blieb. 1828 trat ihm sein Vater, der sich der Leitung und Beaufsichtigung seiner bedeutenden Grundbesitzungen ausschließlich hingeben mußte, die Buchhandlung und Druckerei ab. Eine der ersten Unternehmungen des neuen Handlungschefs war die Erwerbung des Eigenthums der schlesischen Provinzialblätter und des damit verbundenen schlesischen Literaturblatts, auch unternahm er fast gleichzeitig die Herausgabe der vom Professor Geheimen Hofrath Dr. Weber redigirten schlesischen landwirthschaftlichen Monatsschrift, welche drei Jahre lang in seinem Verlage blieb. Durch beide periodische Blätter suchte er die stabile Beschäf-

*) Börsenbl. f. d. Buchhdl. 1837. Nr. 31.
**) Dessen Biographie s. in diesem Jahrg. unterm 23. Aug.

tigung seiner Druckerei zu erweitern, machte aber auch viele andere Verlagsunternehmungen und bewahrte durch eine Reihe polnischer Schriften, durch manche wissenschaftliche Werke in deutscher Sprache, so wie durch die Pflege und Erweiterung der auf Schlesien berechneten Unternehmungen dem väterlichen Verlage den wohlbegründeten Ruf. Auch der vom Großvater und Vater treu gepflegten, zu den ältesten politischen Blättern gehörigen schlesischen Zeitung widmete er gleiche Sorgfalt, obschon ihm dieses Institut nicht als Eigenthum überlassen worden war. Am 4. Oktober 1826 hatte er sich mit Cecilie Bertha Freiin von Kospoth verheirathet, aus welcher Ehe ihm 5 Söhne und eine Tochter geboren wurden, die ihn alle überlebten. Im Jahr 1835 wurde er zum unbesoldeten Stadtrath erwählt und leistete als solcher der Stadtgemeinde, welcher er angehörte, uneigennützige Dienste. Eine vernachlässigte Erkältung zog ihm nach einem 6tägigen Krankenlager am oben genanten Tage den Tod zu. Am 6. desselben Monats wurde seine Hülle in die Familiengruft des väterlichen Landsitzes Oswitz beigesetzt.

* 65. Theophilus Friedrich Rothe,

königl sächs. Generalaccisinspektor und juristischer Specialablösungskommissär, Gerichtsdirektor und Rechtskonsulent zu Leipzig;

geb. den 7. Februar 1785, gest. den 3. Februar 1837.

In der Dorfschule seines Geburtsorts Erdmannsdorf, im königl. sächs. Amtsbezirk Augustusburg, empfing R. den ersten Unterricht und ward schon damals wegen hervorstechender vorzüglicher Fähigkeiten von seinem Vater, einem geachteten Bauergutssitzer und Dorfrichter, dem gelehrten Stande bestimmt, auch aus diesem Grunde von demselben in seinem 12. Jahre auf das Lyceum nach Chemnitz gebracht. Der Tod des Vaters griff aber bald störend in diese Laufbahn ein. Aus Abneigung gegen die Landwirthschaft übernahm nämlich R., obwohl der älteste Sohn, das väterliche Gut nicht, sondern zog es vor, Schreiber bei dem damals in Augustusburg prakticirenden, jetzigen Obersteuerinspektor Fischer in Meißen zu werden. Diesem entging R.'s schnelle Auffassungsgabe und Neigung zu geistiger Fortbildung nicht, daher er ihn bald als Registrator und Gehülfe in manchen Fächern gebrauchen konnte und ihm Zeit zu wissenschaftlicher Ausbildung ließ. Ein vorzüglicher Humanist, der

Pastor Lippmann in Erdmannsdorf, bereitete ihn während derselben zur Universität vor. Und in der That konnte R. schon in seinem 21. Jahre, ohne anderweiten Unterricht zu bedürfen, dieselbe in Leipzig beziehen, tüchtig vorbereitet in Gymnasialwissenschaften und in seinem eifrigen Studium der Rechtswissenschaft bedeutend bevorzugt durch die bereits erlangte praktische Uebung. Der Ordinarius Biener und Professor Ehrhard, in dessen Relatorium er sich auszeichnete, übten unter seinen Lehrern damals und für die Folgezeit den bedeutendsten Einfluß auf ihn aus. Von äußeren Mitteln war R. als Student sehr entblößt und häufig schrieb er in der Nacht Kollegienhefte für Andere ab, um sich nur zu erhalten, fungirte auch längere Zeit als Hülfssekretär bei der Kreisdeputation in Leipzig, wo er Gelegenheit hatte, seine vorzügliche praktische Befähigung zu zeigen und dadurch mehrere ausgezeichnete Männer für sich zu gewinnen. Denn kaum hatte er zu Ostern 1808 sein Abiturientenexamen bei der Juristenfakultät bestanden, so wurde er auch schon zur Fertigung der Probeschriften zur Erlangung der Advokatur admittirt und wegen deren vorzüglicher Anfertigung vier Wochen nach Einreichung derselben als Advokat immatrikulirt. Zwei Jahre arbeitete R. nun bei dem Accisinspektor Hase, einem damals berühmten Praktiker in Leipzig und übernahm nach dessen Tode den größten Theil der Geschäfte und Gerichtsverwaltungen desselben. Jetzt schwang er sich bald zu einem der gesuchtesten Anwälte Leipzigs empor und um das Jahr 1817 ward er Konsulent der dasigen Kommunrepräsentanten und erlangte so selbst Einfluß bei Rath und Bürgerschaft. Als Gerichtsdirektor verwaltete er theils kürzere Zeit, theils bis zu seinem Tode die Gerichte zu Stötteritz, Gautzsch, Großpößna, Plaußig und Lützschena, nachdem er bereits im Jahr 1811 zum königl. Generalaccisinspektor in Markrannstädt ernannt worden war, welchem Posten er jedoch von Leipzig aus vorstand. Ununterbrochen der Ausübung der Rechtswissenschaft sich weihend, wurde hierin eine Veränderung blos durch das Aufhören seines Verhältnisses zur Kommun Leipzig, in Folge der Aufhebung der Communrepräsentantschaft, im Jahr 1830 herbeigeführt und nach Erlassung des Gesetzes über Ablösungen und Gemeinheitstheilungen im Jahr 1832 durch seine Ernennung zum juristischen Specialkommissär in mehr als 20 Auseinandersetzungsgeschäften. Eine durchdringende Schärfe der Urtheilskraft,

welche im Moment sich der verwickeltsten Verhältnisse bemächtigte und selten den wahren Gesichtspunkt verfehlte, verbunden mit großer Gediegenheit der Kenntnisse, Geistesgewandtheit und raschem Arbeitstalent zeichnete R. als Geschäftsmann aus. Daher bewegte sich seine Thätigkeit als Anwalt auch besonders in der schwierigen Handelspraxis und seine tiefe Kenntniß des Lehnsrechts war so anerkannt, daß die bedeutendsten Familien des Landes Lehnsgutachten bei ihm einholten und in derartigen Streitigkeiten ihn zum Schiedsrichter erwählten. Seine Bekanntschaft mit den bäuerlichen Verhältnissen von seiner Jugendzeit her, der Nachdruck seiner Rede und eine imponirende Figur unterstützten ihn bei seiner Stellung als Gerichtsdirektor und Ablösungscommissär und noch nach seinem Tode rühmte ein Deputirter des Magistrats in öffentlicher Versammlung der Stadtverordneten, wie der Abschluß mehrerer Vergleiche in Ablösungssachen namentlich der eigenthümlichen Gabe R.'s, mit dem Bauer zu verhandeln, zu verdanken sei. Bei solcher praktischen Thätigkeit verfehlte er doch nicht, treu in Wissenschaft und Literatur fortzugehen und betrieb noch außerdem Genealogie, Geschichte und Staatsrecht als Lieblingsstudien. Auch liebte er es, junge Leute in seinem Beruf auszubilden und mehrere ausgezeichnete Mitglieder der Appellationsgerichte sind seine Schüler gewesen. Kraft und Jovialität bildeten die Grundlage seines Charakters, welche sammt einer genialen Freimüthigkeit und Witz ihn zu einem äußerst lebhaften und beliebten Gesellschafter machten. Allein bei einer großen Gutmüthigkeit, welche in Geldverlegenheiten Anderer oft sogar mißbraucht wurde, konnte R. von großer Heiterkeit leicht zu Weichheit und Rührung übergehen. Durch seine Geschäftsthätigkeit und Persönlichkeit hatte R. einen großen geselligen Kreis und namentlich auch unter den höheren Ständen viele Befreundete. Gern aber gedachte er seines Emporarbeitens aus geringern Verhältnissen und seinen Bruder, einen schlichten Bauersmann, führte er bei dessen Anwesenheit in seine Cirkel und Gesellschaften ein. In seinem Wohnort Leipzig, erfreute R. sich allgemeiner Anerkennung und durch seine Gattin, eine Tochter des Kommerzienraths Falke in Hohenstein, mit welcher er bis zu seinem Tode eine glückliche Ehe führte, war er in mannichfache verwandtschaftliche Verhältnisse daselbst getreten. Seine feste Körperkraft unterlag, wohl in Folge der steten nament-

lich, geistigen Aufregung einer halbjährigen zehrenden Krankheit.

* 66. Karl Söffner,

Vicedirektor des Fürstenthumgerichts zu Neiße;

geboren den 25. Dec. 1773, gestorben den 3. Febr. 1837.

Söffner, geboren zu Seitsch im Guhrauer Kreise Niederschlesiens, war der Sohn des dasigen fürstlichen Stiftsziergärtners Bernhard Söffner. In der Elementarschule seines Geburtsorts empfing er den ersten Unterricht und wurde von seinen Eltern im 11. Jahre auf das katholische Gymnasium nach Groß-Glogau gebracht, von wo er die Hochschule der Leopoldina zu Breslau bezog. Von Jugend auf die Musik leidenschaftlich liebend, fand er dort Gelegenheit, sein musikalisches Talent so vortheilhaft auszubilden, daß er selbst in jener Zeit auf der Violine sich in Koncerten hören lassen konnte. Lebhaft regte sich in ihm der Wunsch, die Rechtswissenschaft zu studiren, obwohl seine Eltern wünschten, daß er den geistlichen Stand erwählen möchte, indem ihre Vermögensverhältnisse bei mehreren Kindern es nicht gestatteten, ihn in einer andern Berufswahl gehörig zu unterstützen. Unser S. hatte sich jedoch durch sein schönes Violinspiel und freundliches bescheidenes Wesen schon so viele Freunde erworben, daß es ihm durch deren Unterstützung möglich wurde, nach einem zweijährigen Aufenthalt in Breslau, fast ohne Unterstützung von seinen Eltern, die Friedrichs-Universität zu Halle besuchen zu können. Hier verlebte er eine sehr angenehme Zeit, da seine Bildung und musikalische Fertigkeit ihm Eingang in den angesehensten Familien verschaffte und er sich das Zutrauen seiner Professoren in so hohem Grade erwarb, daß man ihm das Amt als Bibliothekar übertrug. Fast zu Ende seiner Studienzeit reiste er nach Lauchstädt, um sich dem Fürstbischof Joseph zu Hohenlohe-Waldenburg und Bartenstein, welcher sich dort als Badegast befand, vorzustellen, welche Aufmerksamkeit derselbe freundlich aufnahm und für ihn in der Folge zu sorgen versprach. S. machte hierauf binnen sechs Wochen in Breslau das Auskultatorexamen und wurde als Auskultator dem Oberamtsrath Grafen von Haugwitz zur Ausbildung übergeben, welcher sich mit vieler Liebe und besonderer Güte seiner annahm. Als v. Haugwitz bald darauf zum fürstbischöfl. Generaldirektor ernannt wurde,

hatte Söffner Gelegenheit, wieder mit dem Fürstbischof zusammenzutreffen, wobei dieser ihn auf die großmüthigste Weise unterstützte und seiner fernern Fürsorge versicherte, sobald er sich für das Richteramt fähig gemacht haben würde. S. legte binnen 1½ Jahre sein zweites Examen zurück und der Fürst stellte ihn 1798 in seiner Residenzstadt Neisse als Senator bei dem Magistratskollegium und als Assessor bei der Justizdeputation an. Im J. 1804 wurde er zum Rath ernannt, so wie auch zum Mitglied und Mitdirigenten bei dem Hofrichteramte. 1809 verheirathete er sich mit Antonie, Tochter des k. k. Hauptmann von Richter zu Preßburg, mit welcher er beinahe 21 Jahr in einer höchst glücklichen Ehe verlebte, aus welcher ihm nur eine einzige Tochter geboren wurde. Als 1810 die sämmtlichen Stiftsgüter säkularisirt und die geistlichen Behörden unter die unmittelbare königl. Verwaltung gestellt wurden, bekam S. die Stelle eines ersten Assessors bei dem neu gebildeten königl. Stadtgericht; 1818 wurde ihm das Direktorium dieses Gerichts übertragen, 1813 wurde er zum königlichen Justizrath und Commissarius perpetuus für die Kreise Neisse und Grottkau ernannt und 1822 bei der Bildung des jetzigen königl. Fürstenthumgerichts zu Neisse als Vicedirektor angestellt. Bei der häufigen Kränklichkeit des ersten Direktor des königl. Fürstenthumgerichts verwaltete er auch dessen Posten mit und stand, als derselbe sich im Mai 1835 von allen Geschäften zurückzog, dem genannten Gerichte bis April 1836 ganz allein vor. Durch seine auf diese Weise so überhäuften Geschäfte, da er noch außerdem 2 Gerichtsämter verwaltete und im Juni 1836 zum Präses der Oberhospitalkommission ernannt worden war, litt seine Gesundheit bedeutend. Stets bereit, Andern zu helfen, fast täglich von Rathsuchenden, welchen er ohne Unterschied der Person auf die freundlichste Art nicht nur Rath ertheilte, sondern auch ihnen sonst noch auf die uneigennützigste Weise zu nützen suchte, in seinen Geschäften gestört und daher genöthigt zu diesen die Nachtstunden zu Hülfe zu nehmen, wurden seine Kräfte gänzlich aufgerieben. Er entschlummerte nach einem 6wöchentlichen Krankenlager, die Gefahr seiner Lage nicht ahnend, ruhig und sanft und wurde am 6. Febr. seinem Wunsche gemäß an der Seite seiner ihm vor sieben Jahren vorangegangenen Gattin beerdigt. — Christlich frommer Glaube, ein zufriedener keines Hasses

fähiger Sinn, aufopfernde thätige Menschenliebe und tiefe Herzensgüte waren die Hauptzüge seines Charakters.

* 67. Dr. Joseph Hirschel,

Arzt zu Groß-Glogau;

geboren den 21. Okt. 1758, gest. den 4. Febr. 1837.

Der Verewigte war in Frankfurt a. d. O. geboren. Unbegünstigt von allen äußern Verhältnissen hatte er sich selbst nur und seinem beharrlichen Fleiß Alles, was er war, zu danken. In seinem 13. Jahre kam er nach Berlin, wo er sich während der 7 Jahre seines dortigen Aufenthalts mit Eifer dem Studium der Alten ergab und sich durch Stunden, die er unter Anderm in der franz. Sprache ertheilte, mühsam seinen Unterhalt erwarb. Neunzehn Jahr alt, kam er nach Hanover, wo er während dreier Jahre eine Hauslehrerstelle bekleidete. Sein Wunsch, in den Wissenschaften vorzuschreiten, wurde immer lebendiger rege, doch würde ihm bei seinen beschränkten Mitteln die Ausführung kaum möglich geworden sein, hätte nicht ein glücklicher Zufall ihn in das Haus eines sehr menschenfreundlichen Mannes in Königsberg in Preußen geführt, durch dessen Unterstützung es ihm gelang, bei dem Magister Wlochatius den Unterricht in der lateinischen Sprache und in den philosophischen und mathematischen Wissenschaften zu erlangen. Auf dieser festen Grundlage erbaute er das Gebäude seiner medicinischen Kenntnisse und ward unter dem Rektorat des Prof. Bock als medicinischer Bürger eingeschrieben. Bei dem berühmten Kant, der ihn seiner besondern Aufmerksamkeit werth hielt und dessen Andenken dem Verstorbenen bis in die spätesten Jahre seines Lebens theuer blieb, hörte er Philosophie, Logik, Metaphysik und mathematische und physikalische Vorlesungen bei den Prof. Reusch und Buck. Mit großem Eifer besuchte er die Vorlesungen Metzger's über Anatomie, Physiologie, Pathologie u. s. w. und gedachte namentlich mit besonderer Liebe sehr oft seines Lehrers und Freundes des Prof. Hagen und dessen Vorlesungen über theoretische und Experimentalchemie, Mineralogie, Botanik, Zoologie ꝛc. Den 16. Juli 1787 war der Tag seiner Promotion und er verließ Königsberg mit rührenden Beweisen der Liebe und Achtung, die ihm die Redlichkeit und Wahrhaftigkeit seines Charakters schon

damals bei Allen erwarben, die ihn kannten, um sich zu Wilna niederzulassen, wo er sich, ebenso wie später in Leczic mehrere Jahre aufhielt. Doch waren ihm in beiden Städten die Zeitumstände nicht günstig und so entschloß er sich, den Bitten mehrerer angesehener Freunde nachzugeben und seinen Wohnort nach Gnesen im nachmaligen Südpreußen zu verlegen, in welchem Ort er vom Jahr 1794 bis 1814, die ersten drei Jahr als Kreisphysikus und später als Arzt bei dem dortigen geistlichen Kapitel, in einer sehr ausgebreiteten, mühevollen Praxis lebte, bei der ihm seine große Fertigkeit in der deutschen, französischen, lateinischen und polnischen Sprache sehr zu statten kam. Seine rastlose Thätigkeit, die gewissenhafte Ausübung seiner Berufspflichten, seine herzliche Theilnahme an jedem Leiden, die große Menschenfreundlichkeit, die ihn nie einen Unterschied des Standes beachten ließ und das Wohlwollen, das schon aus seinen sanften gütigen Zügen sprach und dem Kranken Trost und Hoffnung einflößte, gewannen ihm nach vielen gelungenen glücklichen Kuren das Vertrauen, die Achtung der höheren Stände und die Liebe der Armen, deren unermüdlicher Helfer und Wohlthäter er war. Durch vielfache Erkältungen, die bei seiner anstrengenden Landpraxis häufig vorkamen, hatte sich bei unserm H., dessen Körper schon seit der Kindheit sehr schwächlich war, eine Kränklichkeit eingestellt, die er im Drange, fremde Leiden zu mildern, mehrere Jahre nicht achtete; als sie jedoch überhand nahm, entschloß er sich das nunmehrige Großherzogthum Posen zu verlassen und nach Schlesien zu ziehen, um dort, wie er hoffte, sein höheres Alter in Ruhe zu verleben. Dieses Vorhaben führte er denn auch aus, obgleich es ihm durch die mannichfachen Bitten und Anerbietungen der Bewohner der Stadt und Umgegend, die den treuen, umsichtigen Arzt und Freund noch nach Jahren schwer vermißten, sehr erschwert wurde. — Nach einem kurzen Aufenthalt in Sprottau, der dazu diente, die Herstellung der Verwüstungen abzuwarten, welche der Krieg in der Festung angerichtet, nahm H. mit seiner Familie im März 1816 seinen Wohnsitz in Groß-Glogau, wo er bis zu seinem Tode blieb. War sein medicinischer Wirkungskreis hier gleich nur gering, so hat sich dennoch der Verstorbene durch seine musterhafte Rechtlichkeit, durch sein anspruchsloses Wesen die allgemeine Liebe und Achtung in Glogau erworben. Seine geistige Thätigkeit blieb sich

gleich. Er interessirte sich bis in den letzten Zeiten seines Daseins lebhaft für Alles, was die Zeit in ihrem Fortschreiten in den verschiedenen Zweigen der Kunst und Wissenschaft hervorbrachte und trotz dem, daß seine körperlichen Leiden mit jedem Jahre zunahmen und ihm nur zu oft den Lebensgenuß verkümmerten, waren und blieben wissenschaftliche Studien und Arbeiten seine liebste Beschäftigung, wovon mehrere Hunderte von Bogen, die, von seiner Hand beschrieben, vieles enthalten, was ihm in der langen Zeit seines Wirkens bemerkenswerth erschien, zeugen können. Nachdem der Verewigte seit langer Zeit mit mancherlei Uebeln gekämpft, worunter namentlich ein fortwährendes Ohrensausen und Klingen gehörte, das ihn 1820 befiel und nicht wieder verließ, an das er sich jedoch gewöhnt hatte, stellte sich im Jan. 1833 ein inneres Brust- und Magenübel ein, das ihn in den Wintermonaten unaufhörlich quälte, in der wärmeren Jahreszeit zwar etwas nachließ, in dem nächstfolgenden Winter aber mit verdoppelter Hartnäckigkeit wiederkam, bis das Uebel am 13. Sept. 1836 nach einer Erkältung so hoch stieg, daß er das Bett hüten mußte und nach einem 21wöchentlichen Krankenlager, wo ihn die fürchterlichsten Schmerzen quälten, am oben genannten Tage verschied. — Der Verstorbene war 2 Mal verheirathet. Seine erste Frau und 4 Kinder aus dieser Ehe verlor er in ganz kurzer Zeit nach einander am Nervenfieber. Seine jetzt noch lebende zweite Gattin und eine Tochter beweinen in ihm den treuesten, liebevollsten, trefflichsten Gatten und Vater, dessen ganzes Streben es war, die Seinigen zu beglücken!

68. Wilhelm Eduard Richter,

k. preuß. Regierungsrath in Minden;

geb. den 26. Juli 1804, gest. am 4. Febr. 1837 *).

Er wurde in Posen, wo sein Vater damals Mitglied der südpreuß. Regierung (Landesjustizkollegium) war, geboren, folgte nach der großen Katastrophe vom J. 1806 im folgenden Jahr seinem Vater nach Potsdam, wohin letzterer als Stadtgerichtsdirektor versetzt ward. Eine ihn dort in seinem 5. Altersjahre befallene lebensgefährliche Krankheit, welche 9 Monate anhielt, legte den Grund zu seiner nachmaligen Brustschwäche, wie zu dem noch

*) Nach Zeitungsnachrichten.

fortdauernden krankhaften Leiden seiner Mutter, geb. Wilke, deren mit beispielloser Aufopferung ihm gewidmete sorgfältige Pflege er damals seine Lebenserhaltung verdankte. Der große Wechsel der politischen Ereignisse der J. 1813 bis 1816 veranlaßte, daß er nach einander in den verschiedenen Anstalten zu Potsdam, Prenzlau und Halberstadt seine Gymnasialbildung empfangen mußte, bis der Beruf seinen Vater als Regierungsdirektor nach Breslau führte, wo er seine Bildung auf dem Friedrichsgymnasium vollendete. Mit dem Zeugniß der unbedingten Reife Nr. 1, bezog er am 1. Okt. 1822 die Universität zu Breslau und studirte die Rechte drei Jahre lang mit rastlosem Fleiß. Am 14. Sept. 1825, beim königlichen Oberlandesgerichte zu Breslau für den Justizdienst geprüft, ging er, nach der Ernennung seines Vaters zum Präsidenten der Regierung zu Minden, zum Oberlandesgericht nach Paderborn über, arbeitete dann vom 25. Nov. 1825 bis April 1827 bei dem königl. Land- und Stadtgericht in Minden und ward sodann an das kön. Oberlandesgericht zu Halberstadt versetzt. Dort am 23. Okt. 1827 zum Referendarius ernannt, bestand er Ende 1830 das dritte Examen mit Auszeichnung, wurde auf kurze Zeit als Kammergerichtsassessor angestellt und am 17. Apr. 1831 der königl. Regierung zu Minden Behufs seines Uebergangs zum Verwaltungsdienst überwiesen. Am 19. September 1831 ward er zum Regierungsassessor und am 22. Januar 1834 zum Regierungsrath bei diesem Kollegium von dem König ernannt. Schon am 14. Februar 1832 hatte er sich mit Emma Gantzer ehelich verbunden, die ihm zwei Töchter schenkte, wovon die ältere ihm sieben Monate vor seinem Tode (am 4. Juli 1836) in die Ewigkeit voranging. — Jeder, der ihn näher kannte, weiß, was er als liebender Sohn, als treuer Gatte und Vater den Seinigen war, ist Zeuge gewesen von der Zärtlichkeit, die er gegen seine Mutter, von der liebevollen Ehrerbietung, die er gegen seinen Vater hegte und zugleich von der achtungswerthen Festigkeit im Kollegium, wenn es galt, seine Ueberzeugung auszusprechen; Zeuge der seltenen hingebenden Liebe, womit er Frau und Kinder, Freunde und Mitbrüder umfing. Sein Amt verwaltete er mit gewissenhafter Treue und unermüdetem Fleiße bis noch wenige Tage vor seinem Tode; wahre Religiösität beseelte ihn, mit unermüdeter Wohlthätigkeit hat er die Thränen der Armen getrocknet und redlich geholfen, wo er konnte.

Die Grippe machte nach kaum dreitägiger Krankheit seinem Leben ein Ende. Bei der Beerdigung sprach sich deutlich die allgemeine Liebe und Achtung, die er genossen, aus: ein Chor der Bürgerschule und ein Männerchor sangen freiwillig am Grabe und die Geistlichkeit und die Civil- und Militärbehörden schlossen sich dem Leichenzug an.

* 69. Johann Gottfried Schmeisser,

Doktor der Medicin zu Hamburg;

geb. den 24. Juni 1767, gest. den 5. Febr. 1837 *).

Er war der Sohn eines Predigers und Rektors zu Andreasberg am Harz, erlernte die Pharmacie und übte sie in Braunschweig, Hamburg und London, wohin er, mit Kenntnissen in der Physik, Chemie, Anatomie, Physiologie, Mineralogie und Botanik ausgerüstet, von Hamburg mit Empfehlungen an Sir Joseph Banks reiste. Durch ihn machte er die persönliche Bekanntschaft verschiedener englischer Naturforscher, genoß in der Botanik den Unterricht von Dr. J. F. Smith, in der Anatomie von J. Hunter, besuchte die wissenschaftlichen Institute Londons, ward auf Banks und des Herzog von Leeds Empfehlung zum Fellow der royal Society erwählt, dann Mitglied der Linneau und Medical Society, beschäftigte sich mit chemischen Untersuchungen, so wie mit historischen Arbeiten und hielt Vorlesungen über Mineralogie und Chemie in englischer Sprache. Er lernte den berühmten (jetzigen Freiherrn)Ksp. v. Voght kennen, bereiste in dessen Gesellschaft die merkwürdigsten Gegenden Englands, Schottlands und Irlands und widmete sich in Edinburg dem Studium seiner Lieblingswissenschaften, wurde Mitglied der dortigen royal Society und bekam das Bürgerrecht von Montrose. Er verlebte darauf bei dem Freiherrn v. Voght auf dessen Landstelle Flottbek an der Elbe, woselbst dieser ein chemisches Laboratorium bauen ließ, einige Jahre und übte die Chemie und besonders Agrikulturchemie. Später reiste er mit Sieveking nach Paris, eine Reise, die für ihn in wissenschaftlicher Hinsicht reich an Ausbeute war. Er wurde Mitglied der Pariser Societé philomatique. Mit Voght durchreiste er Deutschland, dann

*) Nach Privatmittheilungen und Lübkers schlesw.-holstein. Schriftstellerlexikon.

mit Büsch den Harz, Hanover, Göttingen und Braunschweig. Mehrere gelehrte naturwissenschaftliche und andere Gesellschaften ernannten ihn zum Ehrenmitglied, das S. H. Sanitätskollegium in Kiel zum Adjunkten; von Helmstädt erhielt er nach ausgestellter Dissertation das Diplom als Dr. medicinae. Im Besitz einer Apotheke lebte er mehrere Jahre in Altona und beschäftigte sich mit den Naturwissenschaften, der Chemie rc., worin er auch Unterricht ertheilte. Bei seiner Zurückkunft von einer Reise nach Kopenhagen wählte er Hamburg zum Aufenthaltsorte, prakticirte dort und hielt Vorlesungen über das im allgemeinen Leben Anwendbare der Physik und Chemie. Er starb nach längerer Kränklichkeit und Abnahme der Kräfte am oben genannten Tage. — Seine Schriften und Aufsätze sind: Einige Versuche mit dephlogistisirter Salzsäure. In Crell's chemischen Annalen 1789. Bd. 2. St. 7. Nr. 5. S. 39—44 u. St. 8. Nr. 6. S. 133—139. — Analysis of the Angustura bark für A. F. Brande in London. In Experimental and observations on the Angustura bark. London 1791. 2. edit. 1793. — Description of Killburn wells, and analysis of their water. In Philosophical Transactions for the year 1792. Vol. 82. Part. 1. p. 115—27. — Description of an Instrument for ascertaining the specific gravities of fluids (Araeometer). In denselben für 1793. Vol. 83. Part. 2. p. 164—67. M. 1 K. Auch besonders gedruckt. London 1793; deutsch im Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte Band 9. St. 2. S. 97—102. — Experiments on, and analysis of the magnetic sand, found in country of Cornwall, and called by Wr. Gregor: Wenakanite (Ktanium). In Crells chemical Journal transl. from the German with occasional additions. Vol. 3. London 1793. p. 252—59. — Account of a mineral substance, called strontionite, in which are exhibited its external, physical and chemical characters. In Philosophical transactions für 1794. Vol. 84. Part. 2. p. 418—25. — Syllabus of lectures on mineralogy. Lond. 1794. — A system of mineralogy, formed chiefly on the plan of Cronstedt. Vol. 2. London 1794 u. 95. Mit 3 Kpfrn. — Chemico-physiological observations on planta by (J. Jac.) v. Usslar; transl. from the German with additions. Edinburgh 1795. — New chemical and mineralogical Journal for 1796. Nr. 1 u. 2. London 1797. — Beiträge zur nähern Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Wissenschaften in Frankreich. 2 Thle. Hamb.

1797 u. 98. — Handbuch zu seinen Vorlesungen über die im allgemeinen Leben anwendbaren Kenntnisse und Erfahrungen aus der Physik u. Chemie. 1. Th. Hamb. 1831. M. 3 lithograph. Blättern. — Verschiedene kleine Aufsätze in Zeitschriften.

* 70. Friedrich Franz Wilhelm Brunswig,

Doktor der Veterinärkunde zu Rostock;
geb. im Jahr 1804, gest. den 7. Februar 1837.

Es war sein Wohnort Rostock auch der Ort seiner Geburt und er auf der großen Stadtschule dieser seiner Vaterstadt für die spätere Laufbahn gebildet worden. Nachdem er auf den Veterinäranstalten zu Schwerin und Berlin sich der Thierheilkunde gewidmet hatte, begann er zu Rostock die Ausübung seiner Kunst und machte sich bald durch Geschicklichkeit und Gelingen der Kuren in derselben sowohl in der Stadt, wie in der Umgegend bekannt, so daß er immer sehr gesucht ward und sich nur selten der Ruhe und Erholung hingeben konnte. Den 18. Juli 1831 promovirte er darauf bei der Rostockschen medicinischen Fakultät, unter des Geheimen Medicinalraths und Prorektors S. G. von Vogel *) Dekanat als Doktor der Veterinärkunde und ward fast gleichzeitig auch von der philomatischen Gesellschaft daselbst und dem mecklenb. patriotischen Verein als ordentliches Mitglied aufgenommen. Der Verewigte zeigte sich stets als ein anspruchsloser, redlicher Mann. Er starb an einem heftigen Nervenfieber am oben genannten Tage, im eben erst vollendeten 33. Lebensjahre. Aus seiner im J. 1830 geschlossenen Ehe mit Friedericke, geb. Krey, einer Tochter des am 6. Okt. 1826 in Rostock verstorbenen Doktors der Theologie und Pastors am St. Petri Joh. Bernhard Krey **) haben ihn, außer seiner Gattin, drei Kinder überlebt. — Seine schriftstellerischen Arbeiten, soviel sie uns bekannt geworden, beschränken sich auf folgende, einen und denselben Gegenstand betreffende Abhandlungen: Ueber die sichere Heilung der Kolik des Pferdes. Rostock 1831. (Ist auch seine Inauguraldissertation.) — Berichtigung, in Betreff des in Nr. 612 empfohlenen Mittels zur Heilung der Kolik oder Darmgicht der Pferde, im Schwerinsch. Fr. Abendblatte 1831, Nr. 614.

Schwerin. Fr. Brüssow.

*) Dessen Biographie s. in diesem Jahrg. d. N. Nekr. S. 127.
**) Dessen Biographie s. N. Nekr. 4. Jahrg. S. 1014.

* 71. Dr. Karl Christian Kohlschütter,

königl. sächs. Geheimer Kabinetsrath, auch Hof- und Justizrath, Ritter des königl. sächs. Civilverdienstordens und des Ordens der baierischen Krone zu Dresden;

geb. den 14. Juni 1763, gest. den 9. Februar 1837.

Er ward zu Dresden geboren. Sein Vater Karl Christian Kohlschütter, über dessen Herkunft nichts Sicheres bekannt ist, war Kaufmann, Besitzer einer Handlung zu Dresden und Warschau und führte den Titel eines kurfürstlichen sächsischen Hofkommissarius. Dieser starb zu früh, als daß er auf seines Sohnes Erziehung und Bildung einen wesentlichen Einfluß hätte ausüben können. Die Mutter, Christiane Dorothee, Tochter des Kammerraths und Kaufmanns Lippold, der anfangs der Principal, später der Kompagnon von K.'s Vater war, verheirathete sich im Jahr 1769 zum zweiten Mal mit Friedrich Ernst Mylius, kurfürstl. sächs. Floßkommissarius in Pretzsch, einem kleinen Städtchen an der Elbe zwischen Torgau und Wittenberg, wodurch K. in Wahrheit einen zweiten Vater erhielt. Den ersten Unterricht verdankte K. einem gewissen Böhm und dem Pfarrer Klaußnitzer in Pretzsch, unter deren Leitung er sehr gute Fortschritte machte, so daß er im Frühjahr des Jahrs 1778 auf die Fürstenschule nach Grimma gebracht werden konnte. Mußte er gleich anfangs einen ziemlich tiefen Platz einnehmen, so zeichnete er sich doch bald so aus, daß er immer schon nach Verlauf eines Jahrs in eine höhere Klasse und also nach der Frühlingsprüfung des Jahrs 1781 nach Prima versetzt wurde. Nachdem er bei der Feier des Schulfestes im J. 1783, am 300. Jahre nach Luthers Geburt, eine lateinische Rede über das Thema: summa omnia fuisse in Luthero, quaecunque ab eo requiras, qui sive in religione, sive in literarum studiis nonnulla emendandi provinciam suscipere audeat, gehalten und dabei die zur Universität abgehenden Mitschüler im Namen der Zurückbleibenden beglückwünscht hatte, folgte er im Februar 1784 den vorangegangenen Freunden auf die Universität nach, nachdem ihn seine Lehrer mit großem Lobe und der besten Hoffnung entlassen hatten. Er bezog nun die Universität Wittenberg, um sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Neben den rechtswissenschaftlichen Vorlesungen von Geisler, Wiesand, Klügel, Hommel und Franke besuchte er

auch die historischen Vorlesungen Schröck's und die philosophischen Gottl. Ernst Schulze's und mit besonderer Vorliebe die Reinhard's, wie er auch an den von letzterem geleiteten Disputirübungen eifrigen Antheil nahm. Hier knüpfte sich zuerst die engere Verbindung mit dem großen Theologen, welcher auf K.'s ganze Zukunft, auf sein äußeres, aber auch auf sein geistiges und insbesondere auf sein religiöses Leben den bedeutendsten und segensreichsten Einfluß ausgeübt hat. Im J. 1787 schrieb er seine erste in das Staatsrecht einschlagende Abhandlung: de jure standi in comitiis provincialibus. Viteberg. 1787, die er seinem Stiefvater widmete und unter dem Präsidium des Dr. J. Chr. Franke am 9. Oktober vertheidigte. Am 17. April des folgenden Jahrs bestand er das examen pro candidatura und die darüber ausgestellten Zeugnisse bewiesen, daß auch seine akademischen Studien keine unfruchtbaren gewesen waren. Eine Frucht seiner philosophischen Studien war die Abhandlung: de jure jurando credulitatis secundum praecepta philosophorum de probabili judicium, die er im Juli desselben Jahrs zur ersten Jahresfeier der unter Schulze's Leitung bestehenden Gesellschaft herausgab und durch welche er zugleich von dieser Gesellschaft Abschied nahm. Durch Verleihung eines kurfürstlichen Stipendiums ward es dem jungen Mann möglich, die nächstfolgenden Jahre ausschließlich zur Vorbereitung auf das akademische Lehramt zu benutzen. Nach überstandenem Rigoroseum vertheidigte er zur Erlangung der juristischen Doktorwürde am 9. Juni 1791 seine Inauguraldissertation: de effectu principii juris naturalis in jure civili und zwar ohne Präses. Nachdem er auch seine zur Erlangung der advokatorischen Praxis nöthigen Probearbeiten gefertigt hatte, welche nach Reskript vom 29. Aug. 1792 für gut und tüchtig befunden wurden, begann er nun sein Wirken als akademischer Lehrer, zunächst als Privatdocent der Rechtswissenschaft. Er las über Propädeutik und Encyclopädie der Rechtswissenschaft, über Naturrecht, sächsisches Privatrecht und römisches Recht. Außerdem stellte er Examinatoria über verschiedene Theile der Rechtswissenschaft an. Endlich bildete sich unter seiner Leitung die societas juris humanioris, deren Zweck Uebung im Lateinischschreiben und Disputiren über mannichfache Gegenstände aus dem Gebiet der Rechtsgelehrsamkeit war. Zu ihren Mitgliedern gehört auch der Graf von Einsiedel, welcher später als Kabinetsminister K.'s unmittel-

barer Vorgesetzter ward. Bei der öffentlichen Vertheidigung ihrer Thesen und Dissertationen wählten ihn die Studirenden oft zu ihrem Präses. Zuweilen verfaßte er auch selbst die unter seinem Präsidium von Respondenten zu vertheidigenden Schriften: so im Jahr 1792: de causis contemti juris jurandi und im Jahr 1793 commentatio juris publici universalis de fine societatis civilis. Endlich ist wohl auch seine Abhandlung de interpretatione dubia legis saxonicae, qua hypothecarum tacitarum valor anno hujus saeculi tricesimo quarto restitutus est unter einem fremden Namen erschienen. Im Frühjahr 1795 gab er als Programm zu seinen Vorlesungen über sächsisches Recht eine kleine Schrift unter dem Titel heraus: Ad auditores: De Pandectis juris civilis privati, quo in Saxonia utimur, commentatio, qua suas Pandectarum scholas indicit etc. Allmälig hatte sich K.'s akademischer Wirkungskreis immer mehr erweitert und er übte einen in vieler Hinsicht wohlthätigen Einfluß auf seine Zuhörer aus. In Anerkenntniß seiner Verdienste ward er durch Reskript vom 7. Oktober 1795 „wegen seiner gründlichen Rechtswissenschaft und in Schriften und Vorlesungen erwiesenen Geschicklichkeit" zum Supernumerarassessor bei der Juristenfakultät und unter dem 29. Juli des folgenden Jahrs zum Professor des sächsischen Rechts ernannt. Seine schriftstellerische Thätigkeit in dieser Zeit bezeichnen zwei kleine Schriften: „Propädeutik, Encyklopädie und Methodologie der positiven Rechtswissenschaft. Für seine Zuhörer herausgegeben. Leipzig 1797" und „Vorlesungen über den Begriff der Rechtswissenschaft. Leipzig 1798." Für die von dem Finanzprokurator Weinart damals begonnenen „Annalen der Rechtswissenschaft" lieferte er mehrere Recensionen. Auch hatte er die Ausarbeitung eines größeren Werks begonnen, welches unter dem Titel jus civile privatum, quo in Saxonia Electorali utimur, in formam artis redactum erscheinen sollte. Aber die nunmehr eintretende Veränderung seines Wohnorts und seiner ganzen Verhältnisse machten ihm die Vollendung dieses mit großer Liebe begonnenen Werks unmöglich und nur der erste Theil erschien im Jahr 1800 zu Leipzig. Da K. in allen seinen Arbeiten Gründlichkeit und Gediegenheit des Inhalts mit einer geschmackvollen klassischen Darstellung zu verbinden wußte, so mußten dieselben für die wissenschaftliche Ausbildung der Studirenden sehr förderlich sein. Dasselbe gilt von seinen Vorlesungen und von

seinem gesammten Einfluß auf die akademische Jugend. Denn durch die Angemessenheit seiner Vorlesungen zu den Bedürfnissen der Zeit und den Fortschritten der Wissenschaft, durch die Erbauung derselben auf philosophischem Grunde, durch die Lebendigkeit seines freien Vortrags, der sich an kurze Diktate anschloß, aber auch durch die Humanität seiner äußeren und geselligen Erscheinung zog er die Geister und die Herzen seiner zahlreichen Zuhörer an und machte das, was man damals noch größtentheils trockne Wissenschaft nannte, zu einer Quelle der lautersten Kenntnisse und Genüsse. Das häusliche Glück seines ganzen späteren Lebens begründete K. in dieser Zeit durch seine am 12. Oktober 1796 geschlossene eheliche Verbindung mit Christiane Louise Kreysig, der jüngsten Tochter des Dr. Kreysig, Arztes und Besitzers der Apotheke zu Eilenburg. Zwei Jahre nach seiner Verheirathung ging er in ganz neue Berufsverhältnisse über, indem er am Ende des Jahrs 1798 Wittenberg mit seinem Geburtsort vertauschte. Von Reinhard im Auftrag des Oberkonsistoriums befragt, ob er sich wohl entschließen werde, als Supernumerarrath dieses Kollegiums nach Dresden zu gehen und von eben demselben auf die Aussichten aufmerksam gemacht, welche sich durch die Annahme dieser Stelle für ihn eröffnen würden, entschloß er sich, um dieselbe anzuhalten. Durch Kabinetsreskript vom 30. Aug. erfolgte seine Ernennung zur 2ten Supernumeraroberkonsistorialrathsstelle. Gleichzeitig ergingen an ihn aus dem Appellationsgericht anfangs indirekte, später direkte und dringende Aufforderungen, um eine in diesem Kollegium erledigte wirkliche Rathsstelle anzuhalten, denen er aber, da er sich nicht um zwei verschiedene Stellen zugleich bewerben wollte und sich von der Unthunlichkeit einer Kombination beider Aemter überzeugt hatte, nicht nachkommen zu dürfen glaubte. Nachdem seine für das Oberkonsistorium gefertigten Probeschriften approbirt worden waren und den Beifall dieses Kollegiums in hohem Grad erhalten hatten, ging K. von Wittenberg nach Dresden ab, wo er am 18. December eintraf und im Januar 1799 sein neues Amt um so freudiger antrat, da es ihn, wie er selbst bei seiner Einführung in dasselbe sagte, in das enge Verhältniß eines gemeinschaftlichen Wirkungskreises mit dem Manne stellte, dem er die Bildung seines Geistes fast einzig verdankte und dessen Vorlesungen, die er drei Jahre lang täglich besucht, der den ersten Strahl eines helleren Lichts in

seiner Seele hervorgerufen hatte. Von der ihm gelassenen Freiheit, neben seinem Amte juristische Praxis zu treiben, machte er Gebrauch; zu literarischen Arbeiten blieb ihm aber von jetzt an wenig Zeit. Doch schrieb er damals eine Abhandlung über die Frage: „num ex jure Protestantium ecclesiastico ii, qui adulterii commissi convicti sunt, novarum nuptiarum veniam impetrare semper necesse habeant?“ Nur kurze Zeit bekleidete K. dieses Amt, denn schon am 24. Mai 1800 wurde ihm die Stelle eines Hof- und Justizraths auf dem gelehrten Latere der Landesregierung verliehen, nachdem er von diesem Kollegium primo loco zu derselben denominirt worden war. Wäre diese Anstellung in der Landesregierung nicht erfolgt, so würde K. wahrscheinlich Dresden wieder verlassen und die akademische Laufbahn von Neuem betreten haben. Man suchte nämlich für die Universität Jena einen Professor juris ord., wobei das hauptsächliche Augenmerk auf einen tüchtigen Urtheilssprecher gerichtet war, der praktische Kollegia lehre und in die Prorektoratsreihe mit eintreten, vorzüglich aber für die Dikasterien Hofgericht, Schöppenstuhl und Fakultät, arbeiten sollte. Der Geheime Rath Voigt in Weimar, dessen Aufmerksamkeit auf K. gelenkt worden war, hatte bewirkt, daß er von der Universität primo loco denominirt wurde, nachdem sich auch der Gothaische Hof mit dieser Wahl einverstanden erklärt hatte. Da sich aber bald darauf K.'s Versetzung in die Landesregierung entschied, so blieb die Sache ohne weitere Folgen. In dem Kollegium der Landesregierung bearbeitete K. im Jahr 1801 einen „Entwurf zu einem wegen Bestrafung aller Einbrüche, gefährlicher Angriffe und Gewaltthätigkeiten, die in der Absicht zu stehlen und zu rauben begangen werden, zu publicirenden Mandate,“ durch welches der Ungewißheit ein Ende gemacht werden sollte, vermöge welcher diese Verbrechen von verschiedenen Dikasterien ganz verschieden beurtheilt wurden. K.'s Entwurf schlug mildere Strafen vor, welche nach der Ansicht des Kollegiums verschärft wurden. Er drang auf Einschränkung der Todesstrafe — nur durch das Schwert — auf wenige Fälle und verlangte die gesetzliche Feststellung solcher Strafen, welche wirklich zur Execution kämen, während durch die Androhung härterer nicht in Anwendung kommenden Strafen das Ansehen der Gesetze leide. Auch erklärte er sich hierbei gegen lebenslängliche Zuchthausstrafe und für einen er-

sten und zweiten Grad derselben. Im Jahr 1804 ward ihm die Ausarbeitung einer verbesserten Gesindeordnung übertragen. Das Schicksal so vieler legislativen Arbeiten aus jener Zeit theilend, sind beide Entwürfe nicht wirklich ins Leben getreten, wenn sie auch, namentlich der letztere, bei späteren Bearbeitungen derselben Gegenstände die verdiente Berücksichtigung gefunden haben. Unter dem 20. Juni 1805 wurde K. zum Mitglied einer Kommission ernannt, welche die zweckmäßigen und wirksamen Mittel zur Verminderung der damaligen außerordentlichen Theuerung und zu Erleichterung des bereits eingetretenen und noch zu besorgenden Nothstands in Berathung nehmen, die für dienlich erachteten Vorkehrungen veranlassen und bei dem geh. Konsilio beantragen sollte. Als Mitglied dieser Kommission gab K. ein „ohnmaasgebliches Gutachten über die Ursachen der diesjährigen außerordentlichen Getreidetheuerung und über die Mittel, ähnlichen Vorfallenheiten für die Zukunft möglichst vorzubeugen" ab, welches bei dem Bericht an das geh. Konsilium zu Grunde gelegt ward. K. erkannte jedoch, daß die Aufgabe, welche der Kommission gestellt war, hiermit noch keineswegs gelöst sei: indem nicht blos die in jenem Jahr eingetretene außerordentliche Kalamität, sondern hauptsächlich die beunruhigende Thatsache, daß die Getreidepreise seit ohngefähr 6 Jahren immer höher gestiegen waren, zu den ernstesten Untersuchungen über die Ursachen dieser Erscheinung und über die Mittel, ihr zu begegnen, aufforderten. An der Vollendung dieser zweiten umfassenderen Untersuchung wurde er jedoch durch seine nun erfolgende Berufung in das geh. Kabinet verhindert. Durch diese Berufsarbeiten war K. auf den Gedanken geführt worden, die Resultate seines Nachdenkens über diese Angelegenheit auch dem größern Publikum mitzutheilen. Er legte dieselben zwar in einer im December 1805 in Form eines Sendschreibens an den Justizkommissarius Walstorff in Halle — dessen „Scherflein zur Verminderung der Brodnoth meiner Mitbürger Halle 1805" ihn vorzugsweise angesprochen hatte — verfaßten Schrift nieder, entschloß sich aber alsdann nicht, sie dem Druck zu übergeben. Die Verdienste, welche sich K. als Mitglied der erwähnten Kommission erworben hatte, erkannte die „Gesellschaft der Volksfreunde in Marienberg zur Vorbeugung der Noth und Verminderung gemeinschädlicher Vorurtheile" dadurch an, daß sie ihn „aus inniger Dankbar-

keit und Verehrung" am 10. Mai 1806 zu ihrem Ehrenmitglied ernannte. Als Mitglied der Landesregierung erhielt K. auch den Auftrag, neben dem Appellationsrath Dr. Fleck die Redaktion der im Jahr 1805 erschienenen zweiten Fortsetzung des Codicis Augustei zu besorgen, an der er auch thätigen und wirksamen Antheil nahm. Endlich wurde er durch Reskript vom 21. Juli 1803, nebst dem Appellationsrath Dr. Friedrich Albert Schmidt, der damaligen Gesetzkommission zum Behuf der künftigen Arbeiten bei Durchgehung der von den Justizkollegien und Dikasterien, auch sonst zu erwartenden Erinnerungen über den im Jahr 1803 erschienenen Entwurf einer neuen Gerichtsordnung und zu der endlichen Einrichtung der letzteren als Referent zugegeben. Als solcher hatte er zwar „Mouita über den Entwurf einer neuen Gerichtsordnung für die kursächs. Lande" ausgearbeitet: der Entwurf blieb aber später auf sich beruhend. Auch in dieser durch die mannichfaltigsten Berufsarbeiten in Anspruch genommenen Zeit kehrte K. gern und mit der alten Liebe zu rein wissenschaftlichen Beschäftigungen zurück. Daher schrieb er im J. 1802 eine Abhandlung: „ex quibus principiis controversiae matrimoniales Catholicorum in Consistoriis evangelicis decidendae sint," welche bei der Säkularfeier der Wittenberger Universität im Jahr 1802 als Inauguraldissertation von Chr. Fr. Kretzschmar erschienen ist. Auch lieferte er als Mitarbeiter der im Jahr 1803 begründeten „neuen Leipziger Literaturzeitung" in den Jahren 1803 bis 1806 eine Reihe von Recensionen über wichtige juristische Werke. Gegen das Ende des Jahrs 1806 eröffnete sich für K. ein neuer, umfassenderer und einflußreicherer Wirkungskreis, indem er durch Reskript vom 5. December zum Geheimen Kabinetssekretär im Domestikdepartement des geh. Kabinets, welchem damals der Kabinetsminister Graf von Hopffgarten vorstand, ernannt ward, so jedoch, daß ihm sein Platz und die Anciennetät bei der Landesregierung verblieb. Dieser Posten war bei der damaligen Verfassung, nach welcher alle Fäden, auch der inneren Staatsverwaltung im geh. Kabinet des Königs zusammen liefen und alle Zweige derselben von dort aus den obersten Impuls erhielten, von nicht geringer Wichtigkeit. Führte er auch — weil der Vortrag bei dem König durch den Kabinetsminister geschah — im regelmäßigen Geschäftsgange, von welchem bei der in diesem Punkte sehr strengen Denkungsweise

des Königs Friedrich August *) nur selten Ausnahmen gemacht wurden, nicht oft zur persönlichen Berührung mit Letzterem, so gelangte doch keine Angelegenheit zur Entschließung des Königs, die nicht von dem betreffenden Kabinetssekretär vollständig vorbereitet und gutachtlich bearbeitet worden wäre und eben die pünktliche Gewissenhaftigkeit, mit der der König auf die bestehenden Geschäftsformen hielt, bestimmte ihn auch, den Arbeiten seines Kabinets stets die sorgfältigste Beachtung zu widmen. Es kam daher in der That nicht wenig darauf an, daß die Stellen der expedirenden Kabinetssekretäre sich in den Händen von Männern befanden, welche mit gründlicher Rechts- und Gesetzkenntniß und gediegner Geschäftsbildung so viel Unabhängigkeit des Charakters und Freimüthigkeit der Gesinnung verbanden, daß ihre Arbeiten nicht der bloße Nachhall fremder Eingebung werden konnten, sondern sich dem König als das Resultat einer selbstständigen, auf eignem Grunde beruhenden Ansicht darstellten. Von dieser Seite hatte K. die Bestimmung des ihm übertragnen Amtes aufgefaßt; er hatte, wie er sich bei einer späteren Gelegenheit selbst ausdrückte, bei dessen Antritte sich angelobt, mit festem Sinn darüber zu wachen, daß es nicht durch seine Schuld unter die Würde seiner verfassungsmäßigen Bestimmung herabsinke; und daß es ihm mit diesem Vorsatz heiliger Ernst war, daß seine amtliche Stellung für ihn nur so lange Werth hatte, als er sie in seinem Sinn mit Ehren behaupten zu können glaubte, dafür hat er seitdem unter schwierigen Verhältnissen überzeugende Beweise gegeben. K.'s Geschäftskreis im geheimen Kabinet umfaßte die gesammte Justiz- und Polizeiverwaltung, mit Inbegriff der Angelegenheiten der Universitäten und Schulen und der Verfassungshoheits- und Gewerbesachen, die wichtigsten Geschäfte der innern Verwaltung gingen daher durch seine Hände; doppelt wichtig in jener sturmbewegten Zeit, die allen Verhältnissen ihr Gepräge aufdrückte und auf die inneren Angelegenheiten der deutschen Staaten, des Königreichs Sachsen ganz besonders, so vielfach und erschütternd zurückwirkte. Bekanntlich war es der auf angeborner Geistesrichtung ebensowohl, wie auf selbst gewonnener Ueberzeugung beruhende Grundsatz des Königs Friedrich August, sich von dem Strudel der Zeit nicht fortreißen zu lassen, sondern

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 5. Jahrg. S. 449.

dem andringenden Strome der Neuerungen, auch wenn er, wie in der Zeit von 1806 — 1812 zumeist, auf Begründung monarchischer Allgewalt hinwies, ein System besonnener Beharrlichkeit und Aufrechthaltung des Bestehenden entgegenzusetzen und die, in seiner Ansicht, durch Erfahrung bewährten Formen der Landesverfassung in ihren Grundlagen unversehrt zu erhalten. Wenn es ihm aber gelang, dieses System mit Konsequenz durchzuführen, wenn in einer Zeit, wo Gewalt das Loosungswort so vieler Regierungen ward, doch in der sächsischen Staatsverwaltung, so großen Versuchungen gegenüber, der Geist der Gerechtigkeit, der Weisheit und Mäßigung vorherrschend blieb, so gebührt K., dem der Kabinetsminister Graf von Hopffgarten sein unbedingtes Vertrauen schenkte und dem auch das des Königs in vollem Maase zu Theil ward, das Verdienst, die Absicht des letzteren richtig verstanden und zu ihrer Verwirklichung in seiner Sphäre werkthätig und aus innerer Ueberzeugung mitgewirkt zu haben. Dafür zeugt die hohe Achtung, mit der sein Name im ganzen Lande genannt wurde und die öffentliche Meinung, welche ihm einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Geschäfte beimaas. Der ruhige Gang seines Lebens wurde in dieser Periode durch den Ausbruch des östreichischen Kriegs i. J. 1809 unterbrochen, welcher die Entfernung des Königs Friedrich August anfangs nach Leipzig und später nach Frankfurt a. M. zur Folge hatte, wohin ihn K. mit einem Theile der geheimen Kabinetscanzlei begleitete. Mit dem Jahr 1813 begann für Sachsen jene Reihe politischer Unglücksfälle, welche das Land bis in das innerste Lebensmark verwundeten. K. mußte nicht nur seiner amtlichen Stellung nach von diesen Ereignissen unmittelbarer als Andere berührt werden, seine Anhänglichkeit an König und Vaterland war auch so warm und innig, sie hatte sich so fest und unauflöslich mit seinem ganzen Wesen verschwistert, daß sie ihn das öffentliche Unglück, wie das eigne, ja tiefer, als dieses, fühlen ließ. Die trübe Zeit von 1813 — 1815 bezeichnete daher einen Wendepunkt in K.'s Leben; seine guten Tage lagen von da an hinter ihm. Schon im Februar des Jahrs 1813 mußte K. bei der Annäherung der verbündeten Heere dem König nach Plauen, von da nach Regensburg und Prag folgen und die Seinigen mitten unter den Gefahren des Kriegs in Dresden zurücklassen. In Freiberg starb der Kabinetsminister Graf von Hopffgarten, ein

großer Verlust für den König und das Land, gerade in einem kritischen Zeitpunkte; doppelt schmerzlich für K., der zu dem Verstorbenen in dem vertrautesten Verhältnisse gestanden hatte und mit ihm die Annehmlichkeiten seiner geschäftlichen Stellung größtentheils dahin schwinden sah. Die Ansichten und Grundsätze seines unmittelbaren Nachfolgers, des Grafen Senft von Pilsach, über innere Verwaltung waren nicht die seinigen und seine Stellung unter ihm würde schwerlich eine dauernde geworden sein, wenn nicht der rasche Gang der Ereignisse schon nach wenig Wochen den Austritt des Grafen von Senft aus sächsischen Diensten herbeigeführt hätte und der Graf von Einsiedel an seiner Stelle zum Kabinetsminister ernannt worden wäre. Die Begebenheiten, welche den König Friedrich August im Mai 1813 nach Dresden zurück, später, nach der Schlacht bei Leipzig, nach Berlin und Friedrichsfelde führten, sind bekannt. K. war damals in Dresden zurückgelassen worden und da seine amtliche Thätigkeit mit der von dem Fürsten Repnin unter dem 13. November verfügten Auflösung des geheimen Kabinets unterbrochen wurde, er aber jede andere Stellung verschmähte, die das fremde Gouvernement ihm hätte anweisen mögen, so blieb seine ganze Thätigkeit darauf gerichtet, so viel an ihm war, das Ungewitter beschwören zu helfen, welches nun über das Vaterland hereinzubrechen drohte. K. bildete damals einen der Mittelpunkte jener kleinen Phalanx patriotischer Sachsen, welche den offenen und heimlichen Verlockungen zum Abfall von der Sache des Königs und des Vaterlands, die von der Fremdherrschaft und deren Anhängern ausgingen, einen entschlossenen Widerstand entgegensetzten; durch ihr Beispiel die leider nicht geringe Zahl der Abtrünnigen beschämten, die Wankelmüthigen befestigten; endlich durch Wort und Schrift in der Nation das Gefühl ihrer Selbstständigkeit und des ihr angethanen Unrechts rege zu erhalten suchten. Das Jahr 1814, besonders die Sommermonate, die er, um seine durch Anstrengungen angegriffene Gesundheit herzustellen, in einem zahlreichen Kreise gleichgesinnter Männer in ländlicher Zurückgezogenheit in Tharandt zubrachte, war hauptsächlich diesen nicht gefahrlosen Bemühungen und mehreren darauf abzweckenden publicistischen Arbeiten gewidmet. Ein im März des J. 1814 geschriebener Aufsatz war dazu bestimmt, den König Friedrich August gegen die Vorwürfe einer unbezwingbaren

Anhänglichkeit an den gemeinsamen Feind, einer beharrlichen Feindschaft gegen die wider Napoleon verbündeten Mächte und des Verraths an der deutschen Sache zu vertheidigen, gegen Vorwürfe, welche demselben von dem Fürsten Repnin in der Anrede an die sächs. Behörde in Dresden vom 10. December 1813 und in der Schrift: „ein Wort über das Verhältniß des sächs. Kabinets zu den hohen verbündeten Mächten im Frühjahr und Sommer 1813" gemacht worden waren. Im Juli 1814 beschloß der König, durch eine Vertheidigung seines bisherigen politischen Benehmens das Interesse Europas für die Erhaltung seiner heiligen Rechte und für die gegründeten Ansprüche seines Volks in Anspruch zu nehmen. K. wurde mit der Abfassung dieser Denkschrift beauftragt, welche in französischer Uebersetzung unter dem Titel: „Exposé de la marche politique du Roi de Saxe" den vier verbündeten Mächten und mehreren andern Höfen mitgetheilt wurde. K. suchte darin durch eine treue und vollständige Darlegung des Ganges und der Gründe des von dem Könige seit dem J. 1807 und namentlich im Frühjahr und Sommer 1813 beobachteten politischen Benehmens und seines Verhältnisses gegen die verbündeten Mächte die Ueberzeugung hervorzurufen, daß er nie Vergrößerungs- oder Unterdrückungsabsichten gehegt habe, nie von der Bahn des Rechts und der redlichen Offenheit abgewichen sei, und daß die Schritte, die man ihm zum Vorwurfe machte, durch eine unabweisliche Nothwendigkeit geboten gewesen seien. Die Hoffnung, welche K. in einer andern kleinen Schrift *) aussprach, daß jene Rechtfertigung des Königs den Augen der Welt zu seiner Zeit werde vorgelegt werden, damit die Wahrheit des dort Gesagten über allen Zweifel erhoben werden könne, ist dadurch in Erfüllung gegangen, daß das französische Exemplar in Klübers Acten des Wiener Kongresses Bd. VII. S. 201 ff. abgedruckt worden ist. Auch ist ein Theil ihres Inhalts wörtlich in eine bald zu erwähnende kleine Schrift K.'s „acten- und thatenmäßige Widerlegung ꝛc." übergegangen. Im Spätherbst desselben Jahrs wurde K., der schon früher bei dem russischen Gouvernement vergeblich um die Erlaubniß angesucht hatte, sich zum Könige begeben zu dürfen, selbst nach Berlin beschieden.

*) „Hat der König von Sachsen diesem Lande entsagt?" s. unten.

um sich in der Nähe von Friedrichsfelde aufzuhalten. Selbst in Berlin scheuete er die Gefahr nicht, zwei Schriften in die Wagschale der sächsischen Sache zu legen, um den Gerüchten und Verläumdungen zu begegnen, durch welche man die öffentliche Meinung in Deutschland und besonders in Sachsen zu bearbeiten und gegen den König einzunehmen suchte. Die erste derselben führt den Titel: „Hat der König von Sachsen diesem Lande entsagt?“ die andere dient zur Widerlegung der einzigen gegen Sachsen und dessen König gerichteten Flugschrift, die einen Sachsen zum Verfasser hatte und unter dem Titel: „Blicke auf Sachsen, seinen König und sein Volk und deren beiderseitiges Verhältniß ꝛc.“ erschienen war. Gegen diese Flugschrift richtete K. eine: „acten- und thatmäßige Widerlegung einiger der gröbsten Unwahrheiten und Verläumdungen, welche in der Schrift: Blicke ꝛc.“ enthalten sind. K. mußte natürlich diese Schrift — die nie in den Buchhandel kam — ohne seinen Namen herausgeben. Aber er konnte dies in der Hoffnung thun, daß man es der Arbeit selbst ansehen werde, daß der Verfasser in Verhältnissen stehe, wo er von dem, worüber er schrieb, das Wahre wissen konnte und ohne Scheu sagen durfte. Diese kleine Schrift ist für die Geschichte Sachsens während der Regierung Friedrich Augusts I. und namentlich des Jahrs 1813 von großer Wichtigkeit, wie sie denn von Manso *) in seiner Geschichte des preuß. Staates Bd. 3. S. 224 und 315 ff., als Quelle benutzt, von Heeren in der 4. Aufl. seiner Geschichte des europäischen Staatensystems bei der Milderung seines in der 3. Aufl. dieses Werks über Sachsens Politik ausgesprochenen Urtheils gebraucht, von Pölitz aber nicht blos für sein im Jahr 1817 erschienenes Taschenbuch der sächs. Geschichte und in seiner: „Regierung Friedrich Augusts“ vielfach benutzt und hier (Bd. II. S. 173 Anm.) an die Spitze der in jener Zeit für Sachsen erschienenen wichtigsten Flugschriften gestellt, sondern auch in das von ihm fortgesetzte diplomatische Archiv von Lüders aufgenommen worden ist. K.'s übrige Thätigkeit in Berlin war hauptsächlich darauf gerichtet, die Gegenvorstellungen vorzubereiten, welche dem Kongresse zu Wien, wegen der dem König von Sachsen angesonnenen Territorialcession gemacht werden könnten. Als sich der König auf die Einladung

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 4. Jahrg. S. 478.

des Kaisers von Oestreich von Berlin nach Preßburg begab, folgte ihm auch K. dahin. Dieser verließ Berlin am 22. Februar und traf, über Frankfurt a. d. O., Breslau, Olmütz, Brünn und Wien gehend, am 5. März in Preßburg ein. Die Katastrophe, die über Sachsen verhängt war, näherte sich jetzt ihrer Entwickelung; die von dem Kongresse wegen der Theilung des Landes gefaßten Beschlüsse wurden dem Könige bald nach seiner Ankunft in Preßburg zur Annahme vorgelegt. Es ist nicht unbekannt geblieben, daß sich unter den Umgebungen des Königs von Sachsen über das Verfahren, welches von ihm dem Kongresse gegenüber zu beobachten sei, damals zwei entgegengesetzte Ansichten gebildet hatten. Während die Einen sich zu der Meinung bekannten, daß, um aus dem Schiffbruch des Staats zu retten, was sich noch retten lasse und um wenigstens im Einzelnen erträgliche Bedingungen zu erhalten, Nachgiebigkeit gegen die gestellten Forderungen im Ganzen zuträglich sei; daß man sich durch allzu beharrliches und unbeugsames Widerstreben in einen ungleichen und daher unweisen Kampf mit der Uebermacht der Verhältnisse einlassen werde, blieben die Andern der Ansicht treu, daß unerschütterliches Festhalten an seinem guten Recht die weisere, jeden Falls die des Königs würdigere Politik sei; sei es, daß sie auf den Wechsel der Ereignisse rechneten oder daß sie glaubten, der Kongreß werde, ehe er zu offenbarer Gewalt schreite, zu vermittelnden Bedingungen sich herbeilassen oder daß sich endlich mit Franz I. trösten wollten: nous avons tout perdu hors l'honneur. K. gehörte für seine Person auf das Entschiedenste der letzteren Ansicht an und wenn er sich bescheiden mußte und gern beschied, daß er dem Mittelpunkte der Verhandlungen, die sich nur innerhalb der höheren diplomatischen Kreise bewegten, zu fern stehe, um die eigentliche Lage der Verhältnisse und was hiernach zu hoffen und zu fürchten sei, ganz zu übersehen, so hielt er sich wenigstens für verpflichtet, dem System, das er vertrat, so weit seine untergeordnete Stellung es ihm verstattete, durch alle in seinem Bereiche liegende Mittel und ohne Rücksicht auf die für ihn damit verbundenen persönlichen Inconvenienzen, gehörige Ortsgeltung zu verschaffen. Der Gang der Ereignisse hat darüber anders entschieden und es mußte vielleicht so sein. Allein auch diejenigen, die in der Ansicht, zu der K. sich bekannte, nur die Selbsttäuschung eines patriotischen Gemüths erblicken, werden

wenigstens der Ehrenhaftigkeit der Motive, die ihn leiteten, ihre Anerkennung nicht versagen können. Uebrigens war K.'s Thätigkeit in dieser Zeit durch Vorbereitung der durch die Zerstückelung Sachsens in der Landesverwaltung nöthig werdenden Veränderungen und durch Vorarbeiten für den Wiener Frieden vom 18. Mai vielfach in Anspruch genommen und der Abschluß der Verhandlungen überraschte ihn, noch ehe er den Plan eines Ausflugs nach Pesth hatte ausführen können; die letzte Woche wurde der Besichtigung Wiens gewidmet. Das Patent, durch welches der am 7. Juni nach Sachsen zurückkehrende König seine Sachsen begrüßte, hat K. zum Verfasser: doch wurde in dem Abdruck desselben die Stelle hinweggelassen, in welcher K. genauer auf die Rechtfertigung des Königs wegen seines Verhaltens in den letzten Jahren eingegangen war. Die Verdienste, welche sich K. in der Zeit des Unglücks um König und Vaterland erworben hatte, wurden dadurch anerkannt, daß ihm der mit einem höheren Rang verbundene Titel eines Geheimen Kabinetsraths und durch Dekret vom 23. December 1815 das Ritterkreuz des nach der Rückkehr des Königs neu gestifteten Civilordens für Verdienst und Treue, zu dessen Sekretär er ernannt worden war, verliehen wurden. (Zum Ritter des Verdienstordens der baierischen Krone wurde er im Jahr 1821 bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen Johann mit der Prinzessin Amalie von Baiern ernannt.) K.'s Geschäftskreis blieb auch von da an ein sehr ausgebreiteter und insbesondere hatte die Heilung der Wunden, welche durch den Krieg dem Lande geschlagen worden waren, die in Folge der Landestheilung nothwendig gewordene Auseinandersetzung mit Preußen, so wie die eben dadurch bedingte Reorganisation der meisten Behörden und öffentlichen Institute für das geheime Kabinet eine Masse der umfassendsten Arbeiten zur Folge, denen nur durch die angestrengteste Thätigkeit genügt werden konnte, doppelt anstrengend für K., da er sich ihr nicht mehr mit der alten Freudigkeit zu widmen vermochte. Sein Gesundheitszustand war schon seit dem Jahr 1825 leidend; doch blieb er in ununterbrochener Wirksamkeit bis zu dem am 5. Mai 1827 erfolgten Tode des Königs Friedrich August. Da aber schien es, als ob die Spannkraft seines Körpers und Geistes nur so lange auszudauern vermocht hätte, als beides dem Dienste des von ihm über Alles

verehrten Fürsten angehörte. Es zeigte sich bald, daß das Maas seiner Kräfte erschöpft sei und wenn er auch, gewohnt, der Erfüllung seines Berufs jede persönliche Rücksicht hintanzusetzen, den Geschäften seines Amtes auch jetzt noch mit der äußersten Anstrengung vorzustehen sich bestrebte, so konnte es doch nur mit längern Unterbrechungen geschehen, die theils durch den Besuch der Bäder, theils durch heftigere Krankheitsfälle herbeigeführt waren. Schon seit dem J. 1828 war er daher eines Theils seiner Arbeiten enthoben worden; vom Winter 1829—1830 an mußte für die interimistische Verwaltung seines Amtes Sorge getragen werden und als nach Eintritt der Verfassungsurkunde vom 4. Sept. 1831 bei Einrichtung der Ministerialdepartements das geheime Kabinet am 1. Decbr. 1831 aufgelöst ward und K.'s Funktionen sich hiermit erledigten, wurde ihm durch Rescript vom 13. November 1831 in Anerkennung seiner großen und vielfachen Verdienste ein seinem bisherigen Gehalte gleichkommendes Wartegeld, welches später in Pension verwandelt ward, mit dem Vorbehalte bewilligt, von seinen gründlichen Kenntnissen und seiner bewährten Geschäftserfahrung in vorkommenden Fällen auch ferner Gebrauch zu machen. Und hiermit schließt sich denn K.'s öffentliche, dem Wohle des Königs und seiner Mitbürger ausschließlich gewidmete, an Mühe und Arbeit reiche, aber eben darum köstliche Laufbahn. Von dem, was er während derselben gearbeitet und geleistet hat, was durch seine unmittelbare oder mittelbare Einwirkung ins Werk gesetzt, gethan oder verhütet wurde, hat hier nur der kleinste Theil erwähnt werden können. Ist es überhaupt das Loos der meisten Staatsdiener, daß höchstens nur ihre nächsten Vorgesetzten und Kollegen den Maasstab ihrer Leistungen und ihres Verdienstes besitzen, daß sie aber auch auf sichtbare, bleibende Resultate ihres Wirkens nur in seltenen Fällen rechnen dürfen und sich darauf gefaßt halten müssen, das, was sie gethan und gewirkt haben, schon unter ihrem nächsten Nachfolger verwischt und vergessen zu sehen: so entging K. diesem Loos um so weniger, als der Abend seines Lebens in eine Zeit des plötzlichen Umschwungs aller Verhältnisse und Ansichten fiel, die für die Beurtheilung der zunächst vorangegangenen Periode der sächsischen Geschichte nichts weniger, als günstig war. Vielleicht ist indessen die Zeit nicht mehr so fern, wo man sich überzeugen wird, daß man der neuen Ordnung der Dinge, die über den Trüm-

mern der alten Verhältnisse emporgestiegen ist, mit Aufrichtigkeit und aus Ueberzeugung zugethan sein kann, ohne über alles dasjenige den Stab zu brechen, was in einer früheren und so lange segensreichen Regierung, wenn auch unter dem Banner anderer politischen Ansichten und Grundsätze, geschehen ist; ja, daß der Geist der Gerechtigkeit und Mäßigung, die Achtung für historisches Recht und der Sinn für Gesetzlichkeit, Ordnung und Sparsamkeit, womit die Regierung Friedrich Augusts die sächs. Verwaltung durchdrungen hat, unter den Gütern, die das sächs. Volk aus den Stürmen der Zeit gerettet hat, nicht die letzte Stelle einnimmt und ein Erbtheil bildet, das auch wir unseren Söhnen unversehrt überliefern sollten. Wer sich aber zu dieser Ansicht bekennt, der wird unter den Männern, die in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts in Sachsen in öffentlichen Aemtern wirkten, auch K.'s Gedächtniß in Ehren halten. K.'s Eintritt ins praktische Leben fiel mit den ersten Jahren der französischen Revolution zusammen und, wie alle edleren und freieren Gemüther, wurde auch er anfangs mächtig von der geistigen Bewegung ergriffen, die jenes Ereigniß und die daran sich knüpfenden Hoffnungen einer besseren Zukunft auch in Deutschland hervorriefen. Mehrere seiner damaligen literarischen Erzeugnisse, so wie Aeußerungen in Privatbriefen legen für diese Geistesrichtung Zeugniß ab. Wenn aber seine Begeisterung durch die Ausartung des französ. Freiheitsschwindels sehr bald umgestimmt wurde, so führte ihn sein Eintritt in die öffentlichen Geschäfte und die nähere Bekanntschaft mit den wirklichen Lebensverhältnissen nach und nach einer entgegengesetzten politischen Ansicht zu, in deren Folge er sich immer enger dem Grundsatze des historischen Rechts anschloß, ohne ihm jedoch mit starrer Einseitigkeit anzuhängen. Sein politisches Glaubensbekenntniß faßte er bisweilen in den bekannten Worten Pope's zusammen: „let fools contend on forms of government; the best administred i the best," das er namentlich auf die sächs. Verhältnisse anwendete und aus seinem Standpunkt auch um so eher anwenden konnte, als er sich bewußt war, nach besten Kräften dazu beigetragen zu haben, daß Sachsen, wie es der Wille des Königs Friedrich August war, nach unwandelbaren Grundsätzen der Gerechtigkeit und des Wohlwollens regiert würde, die in ihren praktischen Folgen die Unvollkommenheiten der bestehenden Verfassung bis zu

einem gewissen Punkt ausgleichen und vergessen machen konnten *). Jedoch war seine Anhänglichkeit an diese Verfassung weit entfernt, in einen trägen Optimismus auszuarten; vielmehr waren ihm die den öffentlichen Zuständen Sachsens anklebenden Gebrechen nur zu gut bekannt und Niemand hat es tiefer und schmerzlicher empfunden als er, daß sich eben in Folge jener Gebrechen das Land in den entscheidenden Zeitpunkten nicht auf die Höhe moralischer Energie und Spannkraft zu erheben vermochte, durch welche im Völkerleben, wie in dem der Einzelnen Hülfe und Rettung in kritischen Momenten allein bedingt ist. Unter solchen Umständen konnte freilich der durch das Jahr 1830 namentlich auch in Sachsen herbeigeführte Wechsel der Dinge, in dessen Folge er als Greis so vieles wieder zerstören sah, zu dessen Aufbau er als Mann selbst mitgewirkt hatte, seiner Denk- und Sinnesweise nicht zusagen und was von dem Greisenalter überhaupt gilt: „aedepol senectus multa, quae non vult, videt," das mußte er an dem seinigen vorzugsweise erfahren. Wenn er sich aber über die neuen Verhältnisse oft mit Härte und Bitterkeit äußerte, so lag doch der Grund zum großen Theil in der durch körperliche Leiden veranlaßten Verstimmung des Gemüths, die ihm Manches in einem andern und schwärzeren Licht erscheinen ließ, als es der Fall gewesen sein würde, wenn er selbst noch mit voller Rüstigkeit des Geistes in die Geschäfte hätte eingreifen können. Das Wesen und Thun K.'s als Geschäftsmann und Staatsdiener, selbst der Bildungsgang, den er eingeschlagen hatte, um sich für die Geschäfte vorzubereiten, war von solcher Art, daß er wohl verdient, dem jüngeren Geschlechte hierin als Vorbild hingestellt zu werden. Von seinen Schuljahren her von dem Geiste der klassischen Schriftsteller des Alterthums durchdrungen, deren Lektüre er noch in spätern Jahren als die Würze seiner Musestunden betrachtete, hatten ernste philosophische Studien auf der Universität den Blick seines Geistes geschärft, seine Lebensansichten geläutert. Seine unmittelbare Vorbereitung für das Geschäftsleben beruhte

*) Man sehe die Vorrede zu der Schrift: „Grävell, Sachsens Wiedergeburt. Ein Sendschreiben an S. Maj. den König Friedrich August. Mainz 1814." Ein im Jahr 1814 geschriebener Aufsatz, in welchem er die in der genannten Schrift gemachten Vorschläge prüfte, gab K. Gelegenheit, seine Ansichten über diesen Punkt, denen er auch später treu blieb, weiter auszuführen.

auf der Grundlage einer gediegnen und umfassenden juristisch-civilistischen Bildung, die er, in Ermangelung eines bedeutenderen Anhaltepunktes unter seinen Lehrern, fast allein sich selbst verdankte und durch mehrjährige Theilnahme an den Arbeiten eines Spruchkollegiums und selbst eine Zeit lang durch sachwalterische Thätigkeit zur praktischen Anschauung erhoben hatte. Nichtsdestoweniger war seine Richtung keine einseitig juristische. Vielmehr betrachtete er, seit ihm durch seine Anstellung in der Landesregierung und im Kabinet ein erweiterter Wirkungskreis eröffnet war, das Studium der politischen Wissenschaften im weitesten Sinne und deren nutzbare Anwendung auf das wirkliche Leben als seine hauptsächlichste Aufgabe und wie es sein Grundsatz war, daß der wissenschaftlich gebildete Geschäftsmann in der Fortbildung seines Geistes nie still stehen dürfe und wie er daher überhaupt mit den geistigen Fortschritten der Zeit in steter Verbindung blieb, so entging ihm namentlich auf jenem Gebiete keine der wichtigern Erscheinungen. Alle seine Arbeiten trugen daher, nächst juristischer Schärfe und Gründlichkeit, das Gepräge einer freien und selbstständigen Behandungs- und Anschauungsweise an sich; dabei war sein Styl rein und fließend, aber kräftig und gedrängt, schnell auf das Wesentliche der Sachen zueilend. Seine Arbeitsamkeit war unermüdlich und nur durch die strengste Regelmäßigkeit seiner Lebensordnung und Zeiteintheilung wurde es ihm möglich, so lange seine Kraft noch ungeschwächt war, allen auch den gesteigertsten Anforderungen an seine Geschäftsthätigkeit die Wage zu halten. Die Tugend der persönlichen Uneigennützigkeit und strengen Pflichttreue ist zum Glück unter den Beamten deutscher Staaten keine so seltne Erscheinung, daß sie hier besonders hervorgehoben zu werden verdiente; aber nicht überall begegnet man, zumal in unserer den äußeren Dingen vorherrschend zugewendeten Zeit und in einer Stellung, die dem Ehrgeiz und der Eitelkeit manche Nahrung bieten konnte, jener Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, jener über allen äußeren Schein erhabenen Einfachheit der Gesinnung, die K. sein ganzes Leben hindurch gegen Vorgesetzte, wie gegen Untergebene behauptete und die um so anerkennungswerther ist, als sie ihn niemals abhielt, auch dem höher Gestellten gegenüber da mit Nachdruck und Bestimmtheit aufzutreten, wo ihn Ehre und Berufspflicht dazu aufforderten. Hier besonders zeigte sich der

Einfluß der tief religiösen, von aller Frömmelei und Scheinheiligkeit freien Gesinnung, die K. von Kindheit an in sich aufgenommen, die er durch den vertrauten Umgang mit Reinhard und die stete Beschäftigung mit dessen Schriften befestigt hatte und die seinem ganzen Wesen, wie seiner äußeren Wirksamkeit die höhere Weihe gab. Diesen öffentlichen Tugenden entsprach die Würde und Haltung seines Privatlebens. Die Gewissenhaftigkeit und Strenge gegen sich selbst, die Rechtlichkeit und Treue in jeder Rücksicht, die Willensfestigkeit und das Wohlwollen, welches er dort bewährte, drückte auch seinem gesammten übrigen Verhalten das Gepräge des Edeln und Würdevollen auf. Abgesehen davon, daß er seit einer langen Reihe von Jahren Mitglied der Gesellschaft zu Rath und That und später des Mendelsohnvereins war und überhaupt die Wohlthätigkeitsanstalten des Landes und Dresdens nach seinen Kräften unterstützte, so würde des Guten, das er gethan, vieles gerühmt werden müssen, wenn hier der Ort sein könnte, das an das Licht zu ziehen, was er im Stillen gewirkt hat. Einfach in seiner äußeren Erscheinung, mehr wortkarg als mittheilend und überhaupt zum Ernste gestimmt, war er doch ein Freund ungezwungener Geselligkeit und wußte sich in den Jahren der Kraft und Gesundheit in dem Kreise von Freunden oder in dem seiner Familie auch unter dem Drucke der Geschäfte heiter zu erhalten und durch seine Gegenwart einen wohlthuenden Einfluß auf seine Umgebungen auszuüben. Seine beste Erholung fand er in dem Schooße der schönen Natur, der er als enthusiastischer Freund zugethan war und in dem Kreise seiner Familie. Hier waltete er als liebevoller, aber strenger Hausvater und ließ sich die Erziehung seiner Kinder, die er fortwährend selbst leitete und auf das sorgsamste beaufsichtigte, mit unermüdlichem Eifer angelegen sein. So wuchsen ihm zwei Töchter und vier Söhne heran, von denen er die ersteren glücklich verheirathet, die letzteren aber und zwar den ältesten als Regierungsrath bei der kön. Kreisdirektion zu Zwickau, den zweiten als praktischen Arzt, den dritten als Candidaten der Rechte, den vierten als Prediger bei der reformirten Gemeinde in Dresden zurückließ. Seit seinem Zurücktritte von den öffentlichen Geschäften lebte er — da auch die meisten seiner engeren Freunde ihm vorangegangen waren — in stiller Zurückgezogenheit, auf den Kreis seiner Familie und näheren Verwandten be-

schränkt. Gewöhnt an rege Thätigkeit konnte er sich mit der ihm auf ehrenvolle Weise zu Theil gewordnen und ihm so nöthigen Ruhe nie ganz befreunden und dieser Zwiespalt seiner Wünsche und seiner Kräfte veranlaßte nicht selten eine bittre und unzufriedne Gemüthsstimmung, die den Abend seines Lebens auf unerfreuliche Weise trübte. Wenn gleich in den letzten Jahren immer schlimme Tage mit besseren wechselten, ja bisweilen sogar die alte Kraft und Munterkeit wiederkehren zu wollen schien, so ließ sich doch wohl nicht verkennen, daß dies nur die letzten freundlichen Blicke einer hinter Wolken untergehenden Sonne waren. Die am Anfange des J. 1837 in Dresden herrschende Grippe ergriff auch ihn und warf ihn am 4. Februar auf das Krankenlager. Sein Körper war zu schwach, um die Krankheit zu überstehen. Das Bewußtsein schwand, er schlief allmälig ein und verschied am oben genannten Tage. Am Morgen des 13. Febr. wurde er auf dem Eliaskirchhofe in der Gruft seiner Väter in der Stille beigesetzt. Außer den Söhnen und Verwandten, die seinem Sarge gefolgt waren, hatten sich die dankbaren Mitglieder der ehemaligen Kabinetskanzlei an seiner Ruhestätte eingefunden, um ihrem alten Vorgesetzten die letzte Ehre zu erweisen. Sein Neffe, der Hofprediger Dr. Francke sprach an seinem Grabe.

72. Christian Friedrich Meurer,

erster Prediger zu Grünberg in Schlesien;

geboren d. 12. Jan. 1790, gest. d. 9. Febr. 1837 *).

Meurer, geboren zu Gößnitz im Herzogthum Altenburg, zeigte früh einen regen Geist, der leicht die Fesseln äußeren Drucks ertrug und vollendete unter demselben seine Gymnasialbildung zu Altenburg. Auf der Universität Jena studirte er Theologie, worauf er in einem Alter von 21 Jahren in Folge der Empfehlung des Prof. Schubert zu München Hauslehrer in Schönhaide ward. Später (1815) übernahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen zu Dohna in Mallmitz bei Sprottau, an dessen Familie er sich so innig gebunden fühlte, daß er verschiedene Berufungen ins Pfarramt ausschlug und auch einen glänzenden Antrag nach Breslau ablehnte. Im Juni 1819 nahm er den Ruf als zweiter Prediger in Grünberg an, wo er in der Folge zum ersten Prediger

*) Schles. Provinzialblätter 1837.

befördert wurde und die besondere Liebe seiner Gemeinde genoß. Tiefer Scharfsinn, Ruhe und Besonnenheit, klare Auffassung alles Geistigen und Menschlichen war das Charakteristische seines ganzen Lebens. Ausgezeichnete Gaben hatte er empfangen; aber immer und überall war die Verherrlichung des Namens Jesu Gegenstand seiner Sehnsucht und seines Strebens. Im Monat August 1836 verfiel er in schwere Krankheit, von der er nicht mehr genas. — Gedruckt besitzen wir außer einzelnen Predigten von ihm: Auswahl aus meinen Predigten. 1. Lieferung. Glogau 1824. — Die Lehre v. d. Wiedersehn in der Ewigkeit, aus der Schrift entwickelt und dargestellt in vier Predigten. Glogau 1835. — Unter dem Namen Paul Muretus veröffentlichte er: Noth- und Freudenschüsse eines Theologen, den Theologen des 19. Jahrh. gewidmet. 1—2. Salve. Glogau 1822—23. — Anonym erschien von ihm: der Vexirte ꝛc. Glogau 1824.

73. Christian Gottlob August Bergt,

Organist in Bautzen;

geboren den 17. Juni 1772, gestorben den 10. Febr. 1837 *).

Er wurde zu Oederan im sächs. Erzgebirge geboren, wo sein Vater Stadtmusikus war. Sehr früh zeigten sich in ihm große Talente sowohl zur Tonkunst als zu Sprachen. Der Vater bestimmte ihn daher zum Theologen, wozu der Knabe auch sehr viel Neigung offenbarte. 1784 wurde er auf die Kreuzschule nach Dresden geschickt, wo er unter dem Rektor Olpe und dem Kantor Weinlig sich sehr fleißig erwies, doch mehr in den Wissenschaften als in der Tonkunst, in welcher er sich mehr praktisch als Klavier- und Violinspieler hervorthat. 1791 bezog er die Universität zu Leipzig, blieb dem Studium der Theologie so treu, daß er sich 1794 examiniren lassen konnte, worauf er eine Hauslehrerstelle beim Pastor Schmidt in Schönfeld bei Leipzig bekam. Unterdessen war seine Liebe zur Tonkunst mächtiger in ihm erwacht; Schicht **) und Müller, die beiden Kantoren an der Thomasschule, halfen ihm in der Komposition auf, ein fleißiges Besuchen der Leipziger Koncerte und Opern, auch sein freundschaftlicher Umgang mit K. Schulz ***)

*) Allg. musikalische Zeitung 1837. Nr. 28.
**) Dessen Biogr. s. im 1. Jahrg. des N. Nekr. S. 172.
***) — — — 5. — — — — 125.

regten verschiedenartige Kompositionsversuche auf, in denen man bald einen sehr hoffnungsvollen Tonsetzer erkannte, so daß er sich der Musik ausschließlich widmete, ohne dabei die Wissenschaften ganz zu vernachlässigen. Unter andern hatte er sich im Orgelspiel so sehr gebildet, als in der Setzkunst. Schon 1801 wurden von ihm einige Klaviersonaten, Lieder, das erste Heft seiner Terzette und ein kleines Intermezzo für eine Person, das Ständchen, gedruckt und meist wohl aufgenommen. — 1802 erhielt er bereits einen Ruf nach Budissin als Organist an die Stelle Stallmanns. Hier machte er sich bald durch sein vortreffliches Orgelspiel, durch Fleiß, Rechtlichkeit, Gefälligkeit, gebildetes, angenehmes, geselliges Betragen so beliebt, daß er auch als Musiklehrer am dortigen Seminar angestellt wurde. Treu und unermüdlich hat er hier außerordentlich viel Gutes, auch als Privatlehrer gewirkt. Die frühesten Morgenstunden waren der Komposition gewidmet, die übrigen seinem Unterricht bis zum Mittagsmahl, das er in der Regel in den Häusern seiner Freunde einnahm. Die ganze Stadt und Umgegend war ihm befreundet und die Liebe seiner Schüler zu ihm war so groß, als der Segen seines Wirkens. Den größten Theil des Nachmittags brachte er in der Natur und fast jeden Abend auf dem Rathskeller mit geselligem Kartenspiel heiter und launig zu bis an sein Ende. Sein Leben hatte also nichts hervorstechendes und war vielmehr so bürgerlich einfach und rechtlich, wie das Leben der meisten deutschen Gelehrten und Künstler, aber auch so nutzreich und freundlich, als wünschenswerth. Er starb am Schlage. Als Komponist hat er sich in früheren Zeiten in einigen Konzerten und Symphonien versucht, war aber im Ganzen doch mehr für Gesangwerke, etwa einige Sonaten u. dgl. für das Pianoforte ausgenommen. In seinen Symphonien hing er zu fest am Alteinfachen, ohne die Fortschritte der Zeit zu beachten, die er für Uebertreibung hielt. Diese Art Werke machten daher auch wenig Glück. Mehr schon griff er als Theaterkomponist in seinen früheren Zeiten ein. — Außer dem angegebenen Intermezzo schrieb er: „Der Geburtstag des Dichters," Liederspiel von Treitzschke, in der Dichtung zu bürgerlich und zu ausgedehnt, in der Musik oft nicht innig genug. — „Laura und Fernando," Operette von Bretzner; die Musik hat manches Treffliche, ist nur nicht charakteristisch und leichtfertig genug, wie die meisten seiner Theaterarbeiten. —

„List gegen List," von Bretzner, Operette, zeichnet sich dadurch aus, daß Alles gesungen wird, also ohne allen gesprochnen Dialog; Vieles ist sehr humoristisch, doch im Ganzen noch weniger charaktervoll, als die vorige Oper. — Sein „Rübezahl," Erwin und Elmira," „das Mitgefühl" (Liederspiel), „die Wunderkur" enthalten sämmtlich viel Schönes, ohne daß dieses Fach sein Vorzügliches genannt werden kann. Weit mehr beschäftigte er sich mit Kirchenkompositionen, theils seines Amtes, theils der häufigen Anregungen benachbarter Kantoren wegen, denen er stets uneigennützig zu Diensten war. Es ist außerordentlich, wie viel Kirchenwerke der verschiedensten Art B. komponirte. Viele dieser Arbeiten sind sehr beliebt, leider aber die meisten nicht gedruckt. 1832 gab er noch eine kleine Schrift heraus: Etwas zum Choral und dessen Zubehör. Ein aphoristisch-jovial gehaltenes Lehrbuch für seine Seminaristen. Unter sein Vorzüglichstes gehören seine Terzetten mit Begleitung des Pianoforte, von denen 8 Hefte erschienen sind. Sind sie auch nicht alle im meisterlich Vollendeten völlig gleich, was nirgends gefunden wird, so sind sie doch alle vortrefflich übend und gesellig unterhaltend. — Ein von ihm hinterlassenes Werk unter dem Titel: „Briefwechsel eines alten und jungen Schulmeisters über allerhand Musikalisches" erschien bei Birr in Zittau, dessen Herausgabe M. Hering daselbst besorgt hat.

* 74. Joseph Hailer,

Subkustos und Benefiziat zu St. Lorenz in Augsburg;

geb. den 4. Juli 1779, gestorben den 10. Febr. 1837.

Frühzeitig entwickelten sich bei ihm Anlagen zur Musik, die durch sorgfältige Fortbildung so ausgebildet wurden, daß er Marianer und Rektor beim vorigen Domkapitel ward. Den alten und kränklichen Subkustos Bock unterstützte er thätig in seinem Amt und gab sich dabei alle Mühe, sich mit den Vorschriften des Ritus gründlich bekannt zu machen, die Abweichungen von demselben, die sich während der letzten langen Nichtbesetzung des Bisthums langsam und fast unbemerkt eingeschlichen hatten, zu erspähen und sie, so viel seine Stellung erlaubte, zu beseitigen. — Ein besonderer ihn auszeichnender Zug seines Charakters war seine Wohlthätigkeit nicht nur gegen die Seinigen, sondern auch gegen Andere. Besonders bemerkenswerth ist, daß er den öfterr.

Gefangenen, die in die größte Noth versetzt waren, beträchtliche Unterstützungen zufließen ließ. Sehr oft setzte er bei der Rettung der unglücklichen Opfer des Kriegs sich selbst augenscheinlicher Lebensgefahr aus. — Seine Mußestunden brachte er mit Betrachtung der Natur, mit physikalischen Versuchen und sogar mit Verfertigung der dazu erforderlichen Instrumente zu, so wie mit frommer Lektüre. Im Umgange war er sehr gemüthlich und immer bescheiden.

Bamberg. G. A. Thiem.

* 75. Albrecht Anton Adolph Hofmann,

herzogl. koburg. wirklicher Geheimerath, des herzogl. sächsischen Ernestinischen Hausordens Komthur, zu Koburg;

geboren den 24. Sept. 1758, gestorben den 11. Febr. 1837.

Zu Meiningen geboren und der jüngste Sohn des wirklichen Geheimenraths Johann Heinr. Hofmann und seiner Gattin Jeanette Christiane Karoline geb. Freiin von Stein, erhielt er die erforderliche wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Koburg, studirte in den Jahren 1778 — 1780 die Rechtswissenschaft auf den Universitäten zu Jena und Leipzig und wurde im Anfange des J. 1781 zum Hofadvokaten ernannt. Noch in demselben Jahre trat er in herzogliche Dienste als Hofsekretär bei dem herzogl. Hofamte, wurde im folgenden Jahre zum Rath und Amtsadjunktus in Koburg, 1784 zur herzoglichen Geheimen Kanzlei in Saalfeld mit Sitz und Stimme und dem Prädikat Legationsrath befördert. Im Jahr 1788 wurde ihm wegen seiner mit vieler Geschicklichkeit und Treue geleisteten Dienste die Expektanz auf die erste Rathsstelle bei der gedachten Geheimen Kanzlei verliehen. Im J. 1791 wurde er zum Hofrath, 1796 zum wirklichen Geheimen Hofrath ernannt und im J. 1799 ihm mittelst eines höchst ehrenvollen Handbillets des Landesherrn das Geheimerathspatent ertheilt. Bei der Organisation der Staatseinrichtungen im Herzogthum Koburg-Saalfeld zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde ihm die Landeshauptmannschaft im Fürstenthum Saalfeld übertragen. Im J. 1803 erhielt er den Ruf als Kanzler und Chef der Justizdeputation der herzoglichen Landesregierung nach Koburg, 1806 die Ernennung zum Präsidenten des damals errichteten Oberappellationsgerichts, nach dessen Wiederaufhebung im Jahr 1808 aber zum Präsidenten der herzogl. Landesregierung, in welchem

wichtigen und in der damaligen Zeit besonders schweren Amt er bis zum Jahr 1822 verblieb, wo ihn das Vertrauen seines Fürsten auf seine besondere Anhänglichkeit, auf seine umfassende Geschäftskenntniß und erprobte Diensttreue zur Leitung der Geschäfte und zum Präsidium bei dem Landesministerium berief. Er war so glücklich, den ihn so hoch ehrenden Erwartungen in dieser Stellung vollkommen zu entsprechen und wurde im J. 1823 zum wirklichen und vorsitzenden Geheimenrath im Landesministerium bestätigt, im Jahr 1825 mit dem Ehrenprädikat Excellenz und im J. 1833 mit dem Komthurkreuz des neu errichteten herzoglichen Ernestinischen Hausordens geschmückt. Vom J. 1828 an nöthigten ihn zunehmendes Alter und Kränklichkeit, sich von der thätigen Theilnahme an den Staatsgeschäften mehr und mehr zurückzuziehen, aber er erfreute sich fortwährend des vollsten Vertrauens seines Fürsten und aller mit seiner hohen Stellung verbundenen Vorzüge. — Solche Lebensumstände, solche rasche Erfolge deuten unabweislich auf ausgezeichnete Anlagen und deren treffliche Verwendung hin. Aber es sind in dem Wesen dieses Mannes einige Züge, welche sein ganzes Leben durchdrangen und die wir deshalb anführen müssen: möglichste Freihaltung von Partheilichkeit und Leidenschaft, reinste Humanität, dieses waren die Hauptzüge seines edlen Charakters. Das edle Herz, das ihn beseelte, stellte sich mittelst der feinen Sitte, die seine Persönlichkeit zierte, durch ungemeine Milde in Gebehrde und Sprache in allen Verhältnissen auf eine so wohlthuende Weise dar, daß es als ein Glück erschien, ihm anzugehören, ihm nahe zu stehen, ja! untergeben zu sein. Vom Geschick begünstigt, schon in den ersten Mannsjahren im höheren Amt und Vorgesetzter, gab er dem Befehle stets die Form des Wunsches, der freundlichen Bitte und wirkte auf diese Weise erfolgreicher, als durch Strenge. Ihm zu Liebe ward auch der Unfleißige emsig und keiner war so verhärtet, daß er ihm länger hätte mißfallen mögen. An der Spitze der Oberadministrativbehörde des Landes in den Jahren des Kriegs und jeglicher Bedrängniß zeigte er, neben dem Mitgefühl des Menschenfreundes, die Ruhe und die Klugheit des erfahrnen Mannes, erhielt und stärkte das öffentliche Vertrauen und belebte die Hoffnung auf bessere Zeit. Im Rathe trug er die bewährte Meinung mit eben so großer Klarheit als Bescheidenheit vor und wußte durch Mäßigung und Klug-

heit auch widerstrebende Elemente zum guten Zwecke zu einen. Zu den höchsten Ehren befördert, die dem Verdienst im Vaterland blühen, bethätigte er fortwährend die liebenswürdigste Anspruchslosigkeit und liebte nichts mehr, als die Verdienste Anderer anzuerkennen und zu ehren. Unvergleichlich gütig und liebevoll in dem Verhältniß des Familienvaters, des Verwandten, des Freundes und Berathers, hatte er herzliche Theilnahme für jeden, wie fern er ihm auch stehen mochte und Bereitwilligkeit zu unterstützen und nützlich zu sein. Im geselligen Umgange liebte er Witz und heiteren Scherz, ließ aber beide nur mit Anmuth walten und mit der zartesten Rücksicht auf die Gefühle derer, mit denen er umging. Aber sein so nützliches Streben und Wirken fand auch die reichste Anerkennung. Drei auf einander folgende Landes- und Dienstherrn hegten gleiche huldvolle Zuneigung zu H., würdigten ihn ihres beglückenden Vertrauens und Umgangs und Hohe und Niedere vereinigten sich in dem Gefühl der Achtung, der Verehrung und Liebe zu ihm.

* 76. Georg Philipp Ludwig Bernhard Wächter (genannt Veit Weber),

Privatgelehrter zu Hamburg;

geb. den 25. November 1762, gest. den 11. Februar 1837.

Sein Vater, Johann Leonhard Wächter, war Diakonus in Uelzen und ein sehr geachteter Relionslehrer; seine Mutter, Henriette Eleonore Friderike, geb. Oesterreich. Unser W. — von vier Kindern das dritte — erhielt außer dem Unterricht des Vaters seine erste Bildung auf der Uelzner Stadtschule und ward zum Soldatenstand bestimmt, da der Vater, bei geringem amtlichen Einkommen, nicht die Mittel besaß, den Sohn studiren zu lassen, und dessen Pathe, ein höherer Officier, in der Hanoverschen Armee, versprochen hatte, ihm fortzuhelfen. Als aber der Vater im Jahr 1776 zum Diakonus an der Michaelskirche zu Hamburg erwählt ward, konnte der Wunsch, daß der Sohn sich den Studien widmen möge, erfüllt werden, und unser W. betrat als achtzehnjähriger Jüngling die Sekunde des Hamburgischen Johanneums und bezog, 21 Jahr alt, mit ehrenden Zeugnissen entlassen, die Göttinger Hochschule, wo er sich den theologischen Studien widmete, sich aber außer-

dem mit besonderer Vorliebe mit altdeutscher Kunst und Literatur beschäftigte. Dort brachte er drei Jahr zu, die ihm bis in das späteste Alter die angenehmsten und ungetrübtesten Erinnerungen gewährten, schrieb auch Manches unter dem Namen Haining. Hier war es, wo er Bürger, Meyer (in Brehmstädt), Hudtwalcker, Bartels (in Hamburg) und so vielen andern berühmt gewordenen Männern bekannt und befreundet wurde. Bürger, der deutsche Dichter, war es, der das aufkeimende Talent W.'s pflegte und ermunterte. Auf sein Zureden wurden die ersten „Sagen der Vorzeit" nach Berlin an Maurer gesandt und anonym herausgegeben. Was W. mit ihnen bezwecken wollte, ist keinem Kenner deutscher Literatur zweifelhaft: dem Unwesen der empfindsamen, sentimentalen Romane sollte gesteuert werden. Das Unternehmen erregte verdientes Aufsehen und erlangte großen Beifall; 1787 erschien unter dem Pseudonamen Veit Weber, den er von jenem alten Dichter des 15. Jahrhunderts, der in den Reihen der Schweizer focht und sie durch seine Schlachtgesänge anfeuerte, entlehnte, der „erste Band der Sagen der Vorzeit," dem bis 1798 sechs andere Bände folgten. Von Göttingen im Jahr 1786 heimgekehrt und als Kandidat des Predigtamts in Hamburg examinirt, gab er Unterricht in der Religion und den Schulwissenschaften, predigte auch oft, und zwar mit Beifall, ohne daß es ihm gelang, ein geistliches Amt zu erhalten, was sich vielleicht aus der zu offenen Geradheit seines Charakters erklären läßt, war bei seinen Schülern und bei Freunden sehr beliebt und führte im Hause des Vaters ein glückliches Leben, das durch seine Verlobung mit einem liebenswürdigen Mädchen, Marie Meyer (geb. 1771) noch mehr an Reiz gewann. Eben stand er im Begriff, seinen Beruf zu ändern und sich der Jurisprudenz zuzuwenden, als ihn der harte Schlag traf, seine geliebte Braut durch den Tod zu verlieren. Nur das Zureden seines Vaters und seines treuen Freundes Fahrenkrüger vermochte diese Wunde, obwohl langsam und schwer, zu heilen; Lebensfrische und Lebenslust gewann er erst wieder durch einen längern Aufenthalt auf der Aumühle in dem lieblichen Sachsenwalde bei seinem Freunde Bätcke. Er folgte nunmehr einer Einladung nach Berlin, wo ihm Aussicht zu einer Professur am Grauenkloster eröffnet war. Aber es war die berüchtigte Wöllnersche Periode; man wollte auch ihn für Mysticismus und Pietismus gewinnen. W. durchschaute

bald den Plan; seinem klaren Geiste widerstrebte seine finstere Tendenz und so schlug er vortheilhafte pecuniäre Bedingungen aus, wodurch er sich freilich die Ungnade der Finsterlinge zuzog, was ihm aber wenig zu Herzen ging. Mittlerweile waren die Verhältnisse des Kandidatenlebens in Hamburg auch gestört und so kam unserm W. die französische Revolution nicht ungelegen, um seinem Sinn für Freiheit und Recht zu genügen. Bruchstücke aus jener Lebensperiode finden sich im „Nachtboten" und in den „Ausflügen nach dem Rhein" von Wilhelmi. W. ward als Kapitän in einem Regiment unter dem Oberbefehl des General Dumouriez angestellt und machte die Schlacht von Gemappes mit, in welcher er eine Kopfwunde erhielt. Das Regiment ward aber bald darauf aufgelöst und W. kehrte nach Hamburg zurück. In diese Zeit fällt die Erscheinung der „Holzschnitte," erster Theil, enthaltend „die Betfahrt des Bruders Gramsalbus" (1793), und der „Historien," deren erster Theil „Gründung der Bürgerfreiheit Hamburgs" (1794) enthält. Dies ist auch die Zeit, wo er seine Reisen nach der Schweiz, nach Wien und nach London unternahm. Seine Eltern verlor er in den Jahren 1797 und 1798. Der Professor Voigt, W.'s Universitätsfreund, errichtete ungefähr um jene Zeit eine Erziehungsanstalt in Hamburg. Gern übernahm W. auf dessen Aufforderung einige Stunden in derselben und angezogen von dem glücklichen Erfolg seines Unterrichts, von der Liebe, die er bei den Zöglingen fand, die er aber freilich auch in reichem Maaße gab, theilte er bald die Sorge der Leitung der Anstalt mit seinem Voigt und ward dessen Hausgenosse, wie denn von nun an auch sein Entschluß fest stand, Hamburg und den Beruf des erziehenden Lehrers nicht mehr zu verlassen. „Ich bin im Lüneburgischen geboren," schreibt er in einer eigenhändigen hinterlassenen Notiz, „aber Hamburg ist mein Vaterland. Das Land ist es dem Jüngling, welches ihm Mittel gewährt, als Mann nützen zu können. Wäre mein Vater länger im Lüneburgischen geblieben, ich würde dem Kalbfell gefolgt sein. Der anspruchslosen Wohlthätigkeit Hamburgs verdanke ich, was ich weiß; ich wußte ihm meine Dankbarkeit nicht besser zu zeigen, als dadurch, daß ich die Knaben, welche meinem Unterricht anvertraut wurden, mit der Geschichte und Verfassung des Staats bekannt machte, welcher durch Bürgerglück für jede Erdenleiden entschädigt." Zu schriftstellerischen

Leistungen blieb ihm jetzt zwar wenig Muße, doch schrieb er 1804 seinen „Wilhelm Tell," der früher als der Schillersche herauskam, doch von W. gleich anfangs nicht für die Bühne bestimmt wurde. Hamburgs Unglück, durch den Usurpator Frankreichs herbeigeführt, begann 1806 und erreichte den höchsten Gipfel 1813 und 1814. W.'s Antheil an den Zeitereignissen konnte nur im Sinn der Freiheit sein. Als die Russen unter dem kühn vordringenden Tettenborn im Frühjahr 1813 in Hamburg eingezogen, übernahm W. sogleich das Kommando einer Kompagnie, der er einen Theil seiner Schüler „von der Schulbank," wie er sagte, zuführte und ward unter dem damaligen Chef des Bürgermilitärs, dem Dr. von Heß, Major. Nach Auflösung der Bürgergarde trennte sich W. zuletzt von seinen Kampfgenossen, flüchtete vor den zurückkehrenden Franzosen nach Altona und kehrte kurz vor Beginn der eigentlichen Belagerung nach Voigts Hause zurück. Jetzt begann sein inniges und genaues Verhältniß zu Repsold *), dem um Hamburg hochverdienten Oberspritzenmeister. Bei ihm übernahm er während der Belagerung eine Adjutantenstelle und bewirkte in jener trüben Zeit Viel des Guten und Ersprießlichen zur Belebung des Bürgersinns und des gesunkenen Vertrauens auf eine bessere Zukunft. Und die Erinnerung an jene unheilvolle Zeit gehörte zu den liebsten, die W. sich zurückrief, da er nie die Hoffnung der endlichen Errettung aufgab und so viel an ihm lag, dieselbe herbeiführen half. Einen Theil seiner Erinnerung hatte er in seinen Papieren niedergelegt, die später die Materialien zu den von ihm wiederholt vor zahlreichen Zuhörern gehaltenen Vorlesungen über Hamburgische Geschichte wurden. Als bald nachher Voigt durch den General Berg eine Anstellung als Professor in Riga erhielt, übernahm W. die bisher mit ihm gemeinschaftlich geleitete Lehranstalt allein und erfüllte seinen Beruf mit gewissenhafter Treue zum Segen für Viele, oft mit großen Aufopferungen, bei denen sein uneigennütziger Sinn ihn nie auf pecuniären Vortheil sehen ließ, den er zu eignem Schaden nur zu sehr vernachlässigte. Als sein Freund ihn verlassen, fühlte er erst recht, daß er einsam im Leben dastehe; nicht die angestrengteste Arbeit — er gab in der Woche 42 Stunden Unterricht — vermochte ihm über die Leere, die er im häuslichen Leben fühlte,

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 54.

hinwegzuhelfen. Da faßte er noch in seinem 59. Jahre den Entschluß, sich zu verheirathen. Im Jahr 1821 verehelichte er sich mit der Witwe Friderike Moltrecht, geb. Preller und fand so Gelegenheit, der Versorger, der zweite Vater der Kinder einer seiner geliebtesten Freunde zu werden. Denn seine Gattin führte ihm aus ihrer ersten Ehe fünf Kinder zu, deren treuer Vater und Freund er ward und bis an sein Ende blieb. Er selbst ward noch Vater von drei Kindern, in denen er sein Lebensglück fand. Aber bald stellten sich, bei abnehmender Frequenz seiner Schule, drückende Sorgen ein; ja, nach einigen Jahren sah er sich genöthigt, die Lehranstalt zu schließen und durch Privatunterricht und gehaltene Vorlesungen sich und die Seinigen zu ernähren, wozu noch in den letzten Jahren ein kleines Amt an der Stadtbibliothek, das ihm übertragen ward, beitrug. So führte er sein mühevolles Leben fort, zwar kräftig und ungeschwächt am Geist, gestärkt und erquickt durch häusliches Glück, durch die Freundschaft seiner Freunde und Bundesbrüder — er gehörte dem Bunde der Freimaurer an —, aber niedergebeugt durch den Kampf mit äußern Verhältnissen, bis der Todesengel ihn in ein besseres Jenseits hinüberführte. Was W.'s Charakter anbetrifft, so zeichnete ihn vor Allem die höchste Rechtlichkeit im besten und schönsten Sinn dieses Worts aus. Ihr lebte und starb er, ihr verdankte er seine höchsten innern Freuden, für sie war ihm kein Opfer zu theuer. Eine große Zahl von einzelnen Zügen aus seinem Leben ließen sich anführen, um diesen Grundton seines Charakters zu erweisen. Die höchste Rechtlichkeit war es, wenn er, als er noch im vorgerückteren Alter um eine öffentliche Lehrstelle sich zu bewerben ermuntert ward, unter sicherer Aussicht dieselbe zu erlangen, zurücktrat und offen gestand, seine Kenntnisse in den alten Sprachen reichen nicht mehr hin; die höchste Rechtlichkeit war es, wenn er die ihm angetragene einträgliche Redaktion eines politischen Blatts ablehnte, weil er sich nicht fähig fühle, in einem Sinn zu schreiben, der seinen Ansichten gewiß oft widersprechen müsse. Dieses Pflichtgefühl, diese Ehrlichkeit des deutschen Mannes leitete ihn überall. Oft hat er sich durch die Geradheit seines Sinns und seiner Rede Feinde gemacht; oft ward für Schroffheit und Eigensinn gehalten und ausgegeben, was im Grunde Zartheit des Gefühls, Bescheidenheit und Minderachtung seines Werths war. Nie wollte er sich und seine

Ansicht geltend machen; die Sache selbst sollte für sich sprechen. Strenge gegen sich, war er dennoch mild und wohlwollend gegen Andere und der Verkannte, der Verfolgte fand gewiß in ihm einen Vertheidiger. Das gewöhnliche Leben mit seinen tausendfachen Ansprüchen würdigte er wenig, zu wenig auch dann noch, als er für Weib und Kinder zu sorgen hatte. Daher die Noth und Sorge für leiblichen Unterhalt; daher zuweilen die augenblicklich gedrückte Stimmung, die aber auch eben so schnell schwand, wenn ein Freund, ein Bruder ihm nahte oder wenn er in seine Forschungen vertieft, durch irgend ein historisches Dokument, durch ein Buch wieder ins ideale Leben hinein gehoben ward. — Als Schriftsteller hat W. einen bedeutenden Einfluß auf die deutsche Literatur gehabt. Als Goethe *) dem durch die sentimentalen Romane, vorzüglich den Siegwart, erschlafften Zeitalter durch seinen Götz von Berlichingen eine neue Wendung gegeben hatte, da betrat W. kühn, nach einem solchen Vorgänger, dieselbe Laufbahn und wahrlich mit Glück. Seine „Sagen der Vorzeit“ trugen zur Kräftigung des Sinns, zur Wiedergeburt des deutschen Sinns bei. Seine Schuld war es nicht, wenn eine Fluth von Ritterromanen, deren Verfasser ihr Vorbild verkehrt aufgefaßt hatten, von nun an Deutschland überschwemmte. W. hatte tiefe Kenntniß der deutschen Vorzeit aus gründlichen Studien geschöpft; er wendete sie mit Erfolg an; aber zur Steuer der Wahrheit muß gesagt werden, daß er in Einer, immer wiederkehrenden Manier befangen war und daß die vier letzten Bände seiner Sagen an ermüdender Trockenheit leiden. In den „Holzschnitten“ findet sich die gründlichste Zeichnung der Formen und Gebräuche jener Zeit; aber sie leiden an Härte und Unebenheiten und interessiren nicht fortwährend bei der stets wiederholten Darstellung der Frevel und Niederträchtigkeiten der Mönche. Sein „Wilhelm Tell“ ist ein wackeres Werk durch gediegene Charakteristik der handelnden Personen; aber weder ist das Versmaas rein und eben behandelt, noch eignet es sich bei seinen rhetorischen Auswüchsen je für die Bühne, für die es auch von W. selbst, wie schon erwähnt, nie bestimmt war. Hoffentlich hat sich noch manches Treffliche in seinem literarischen Nachlasse gefunden und wird dem Publikum nicht vorenthalten werden.

---

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 197.

* 77. Johann Christian Zieger,

Pachtamtmann zu Quedlinburg;

geb. im Jahr 1760, gest. den 11. Februar 1837.

Von früher Jugend an betrieb er seinen Beruf in seiner Vaterstadt Quedlinburg mit der größten Umsicht und Thätigkeit, wodurch er im höhern Alter eine so ausgezeichnete Geschäftskenntniß und Gewandtheit sich erworben hatte, daß er durch beides nicht nur seinen Standesgenossen, sondern selbst seinen Mitbürgern mannichfaltige nützliche Dienste leisten konnte. Früher war er königl. Pachter der Domäne Münzenberg; später betrieb er wieder sein eigenes Geschäft, welches der bejahrte Greis nachher seinen Kindern übergab und sich zur Ruhe setzte. Von da an lebte er nur seiner Gattin, seinen Kindern, Verwandten und Freunden und den Uebungen der Religion, an welcher er bis kurz vor seinem Tode den bleibendsten Antheil nahm. Hauptzüge seines Charakters waren Gottvertrauen und Demuth gegen Gott, erworben durch manche Prüfungen des Lebens und Dankbarkeit für so vieles empfangene Gute. Anspruchslose Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen seine Mitbrüder, treue Liebe gegen die Seinigen und gegen seine Freunde machte ihn Vielen werth, die sein Andenken segnen. Seine Gattin, Juliane Margarethe geborne Dauthendig, mit welcher er 23 Jahr eine glückliche Ehe führte, folgte ihm, als sein Leichnam noch nicht einmal der Erde übergeben war.

Arendt.

* 78. Dr. Joh. Fr. Bönig,

königl. Hanoverscher Hofmedikus, auch Berg- und Stadtphysikus zu Zellerfeld;

geb. im J. 1761, gest. den 12. Februar 1837.

Bönig war zu Sievershausen im Hildesheimschen geboren, woselbst sein Vater als Forstmann lebte. Nachdem er auf dem Gymnasium zu Göttingen und Osterode die nöthige Schulbildung erhalten, begab er sich im J. 1782 nach Göttingen, um Theologie zu studiren. Neun Jahre lang hatte er diesem Fach sich gewidmet und zuletzt eine Rektorstelle in Uslar bekleidet, als die ungünstigen Aussichten für sein ferneres Fortkommen ihn veranlaßten, dem von Jugend auf genährten Wunsch zum

Studium der Naturwissenschaften zu willfahren. Er begab sich daher im Jahr 1791 abermals nach der Universität Göttingen und erlangte 1793 daselbst die medicinische Doktorwürde. Nachdem er darauf in Lauterberg seine praktische Laufbahn begonnen und sodann während eines einjährigen Aufenthalts in London seine vielseitigen gediegenen Kenntnisse wesentlich bereichert hatte, fand er in Elbingerode einen neuen ärztlichen Wirkungskreis. Von dort kam er im Jahr 1803 nach Zellerfeld, woselbst er das Bergphysikat 34 Jahr lang mit großer Umsicht und Gewissenhaftigkeit bekleidete und im Jahr 1835 zum Hofmedikus ernannt wurde. Sein kräftiger Körper erlag einer seit Jahren langsam entwickelten Brustwassersucht und sein reger Geist und unermüdlicher Eifer bewährte sich bis an sein Ende; denn noch am Tage vor seinem Tode sah man ihn umringt von Kranken, denen er Verordnungen gab. — Bönig war ein Mann voll Geist und Gemüth und von einer seltenen Charakterfestigkeit. Er gehörte zu den wenigen Menschen, die in einem geräuschlosen, stillen Wirken ihr ganzes Lebensglück finden. Fern von aller Ruhmsucht und andern niedrigen Absichten, war ihm das eigne Bewußtsein der einzig genügende Lohn, für die vielen und großen Opfer, die sein mühevoller Beruf täglich von ihm forderte. „Esse non videri“ war sein Wahlspruch, dessen er in seinem praktischen Wirken stets eingedenk blieb. Wen Freundschaftsbande an ihn ketteten, der fand in ihm den väterlichen Rathgeber, den hingebenden Freund, der mit eigener Selbstverleugnung dem Freunde Alles brachte. Wer als Leidender sich ihm nahte, der fand in ihm den sorgsamen unermüdlich thätigen Arzt, den voll wohlwollender Theilnahme stets bereitwilligen Helfer in der Noth, dem, wo es das Gute galt, kein Opfer zu groß schien. Wer als Kollege ihm nahe stand, der bewunderte in ihm den scharfen Diagnostiker, der fand in ihm den Arzt und Menschen zugleich, der, frei von allen selbstischen Rücksichten, das Edle und Wahre niemals aus den Augen verlor. — Er schrieb: Etwas zur Empfehlung der Kuhpockenimpfung, im N. Hanoverschen Magazin. Jahrgang 10. 1800. St. 43. S. 869 bis 884.

79. Dr. Ludwig Börne,

Schriftsteller zu Paris;

geb. i. J. 1784, gest. den 12. (13.) Febr. 1837 *).

Er war zu Frankfurt a/M. geboren, wo sein Vater, Jakob Baruch, Banquiergeschäfte trieb. Zu einer wissenschaftlichen Laufbahn bestimmt, erhielt er den vorbereitenden Unterricht in der Pensionsanstalt des Professor Hezel **) zu Gießen, nach dessen Abgang zur Universität Dorpat der Statistiker Crome***) ihn als Pensionär zu sich nahm. Als Bekenner des mosaischen Glaubens vom Staatsdienst ausgeschlossen, sollte B. sich der Arzneiwissenschaft widmen. Nachdem er etwa ein Jahr unter den Augen des ausgezeichneten Arztes Markus Herz in Berlin studirt hatte, bezog er die Universität Halle, wo er seine medicinischen Studien fortsetzte. Doch aller sein Fortschreiten auf der betretenen Laufbahn begünstigenden Umstände ungeachtet trat B. von derselben wieder ab; sei es, weil er der Medicin überhaupt keinen rechten Geschmack abzugewinnen vermochte, oder weil sich ihm um diese Zeit (1807) neue Aussichten in Folge der politischen Veränderungen darboten, die auch auf die Stellung der Juden, in mehreren deutschen Staaten wenigstens, einen bedeutenden Einfluß hatten. B. bezog die Hochschule zu Heidelberg, wo er vornehmlich den Staatswissenschaften oblag. Von hier ging er 1808 nach Gießen und setzte daselbst jenes Studium mit ausgezeichnetem Erfolge fort. In seine Vaterstadt Frankfurt zurückgekehrt, ward B. von dem damaligen Großherzoge von Frankfurt im Verwaltungsfach angestellt und versah mehrere Jahre hindurch die freilich seinem eigenthümlichen Streben wohl nur wenig entsprechenden Geschäfte eines Aktuarius bei der Policeidirektion. Die großen Ereignisse der Jahre 1813 und 1814 setzten nicht blos dem fernern Fortschreiten B.'s auf der betretenen Bahn des praktischen Staatslebens plötzlich ein Ziel, sondern er ward auch von den neuen Behörden des zu seiner alten Freiheit wieder gelangten Frankfurt von seiner Stelle mit einem Ruhegehalt entlassen. Von nun an erst konnte

*) Nach dem Konvers.-Lexikon der neuesten Zeit u. Literatur; der Mitternachtszeitung 1837. Nr. 33, 36 u. 38; Unser Planet 1837. Nr. 61; den liter. u. krit. Blättern der Börsenhalle 1837. Nr. 1357; dem Frankfurter Telegraph 1837. Nr. 24; Ludwig Börne in seinem liter. Wirken rc. von Ferd. Backhaus. Zittau u. Lpzg. 1837. u. m. a. A.

**) Dessen Biogr. s. im 2. Jahrg. des N. Nekr. S. 1150.

***) — — — 11. — — — — 427.

B.'s Geist, aller äußern Fesseln entledigt, jenen hohen Aufschwung nehmen, der ihn als politischen Schriftsteller auszeichnet. Er machte sich der literarischen Welt als Redakteur des Frankfurter „Staats-Ristretto," durch die Herausgabe der „Zeitschwingen" und späterhin der „Wage" bekannt. Fanden aber diese Erzeugnisse eines nur Freiheit im edelsten Sinne des Worts erstrebenden Geistes viel Beifall, so zogen ihm dieselben auch mancherlei Unannehmlichkeiten von Seiten derjenigen zu, die darin nur Umwälzungspläne zu einer Zeit gewahren wollten, wo ohnehin der demagogische Unhold seinen Spuk in so vielen Köpfen trieb. So entzog ihm die großherzoglich hessische Regierung, auf Betrieb des bei derselben angestellten Gesandten einer großen deutschen Macht, das für die zu Offenbach gedruckten „Zeitschwingen" ertheilte Privilegium; nicht lange darauf aber ward B. sogar, auf Ersuchen eben dieses Gesandten, in seiner Vaterstadt Frankfurt verhaftet und wegen angeschuldigter Theilnahme an Verbreitung einer demagogischen Flugschrift in peinliche Untersuchung gezogen, deren Ergebniß jedoch seine vollkommene Unschuld erwies. Wie fast jeder junge Schriftsteller, übte er zuerst seine Kraft an Theaterkritiken und seine Zeitschrift „die Wage" machte ihn den Schauspielern furchtbar. Er schrieb sie so gewandt, seine Apperçus waren so neu, der Witz darin so glänzend und natürlich und die Schreibart so korrekt und originell, daß er bald damit großes Aufsehen erregte. Es war etwas Neues zu damaliger Zeit und würde es auch wohl noch in der unsrigen sein, auf diese Weise übers Theater zu schreiben. Dabei besaß er den Muth, seine oft schneidenden Behauptungen gehörig zu unterstützen. Einst beim Nachhausegehen aus dem Theater wurde er von einem eiteln Kunstjünger angefallen, der sich durch einen Ausspruch in seiner Zeitschrift verletzt glaubte. Er hatte einen Regenschirm in der Hand und machte Miene, ihn auf Kopf und Rücken des kleinen schwächlichen Recensenten mit herkulischer Kraft tanzen zu lassen; dieser aber zog kaltblütig ein geladenes Pistol aus der Tasche und sagte: „Wenn Sie sich nicht sogleich aus dem Staube machen, so . . . . ." Weiter hatte er nicht nöthig zu sprechen, denn sein Angreifer war schon im vollen Lauf und lächelnd konnte unser Recensent seine Waffe einstecken und des Weges fürbaß ziehen. — Einst kommt ein fremder Schauspieler nach Frankfurt; er macht dem gefürchteten Theaterkritiker eine

Visite und bittet ihn, über sein und seiner Frau Gastspiel doch lieber zu schweigen, wenn er nichts Günstiges sagen könne. Das Gastspiel beginnt und in der nächsten Nummer der Wage erzählt B., um was ihn der Schauspieler gebeten habe und setzt hinzu: „Ich schweige denn also hiermit." Diese Persönlichkeit trug nicht wenig dazu bei, den Schauspielern Achtung vor seinen Kritiken einzuflößen und wenn sie gleich keine Nahrung für ihr Geschäft daraus sogen, so ließen sie es doch — gegen ihre sonstige Gewohnheit — geschehen, daß ein geistreicher Mann seine Bemerkungen und Sarkasmen über ihr Treiben ausschüttete. Er hatte aber dabei keine andere Absicht, als seinen Witz glänzen zu lassen, und da die Schauspieler einen Körper bildeten, auf den man ungestraft die schärfsten Pfeile fliegen lassen durfte, so wählte er sie und machte sich die boshafte Freude, sie recht zu zerfleischen. So entschuldigte er selbst sein Treiben. Später als die Zeiten sich geändert hatten, verwandelte er sein Ziel; viele Pfeile seines Geschosses aber prallten ab und verwundeten ihn selbst tief, — sein Charakter erschien jedoch in einer schönern Beleuchtung. — Im J. 1817 verließ B. mit dem Mosaismus seinen frühern Namen Baruch und nahm den evangelischen Glauben und spätern Namen Börne an. Dessen ungeachtet erscholl es nachmals von allen Seiten her, bald flüsternd, bald schreiend unter höhnenden Fingerzeigen: „ein Jude, ein Jude!" Und wenn die ungeschlachteten und unbeholfenen Feinde Börne's sich zu schwach fühlten, dem berstenden Witz mit gleicher Gabe zu begegnen, so bot das morsche Lärmzeichen des 14. Jahrhunderts „ein Jude" ihrer Tölpelhaftigkeit ein willkommenes Schutzdach. Das vermehrte die Reizbarkeit des ohnehin kränkelnden Mannes noch mehr; er, der Gebildetste unter den neuern politischen Schriftstellern, er, der edelste und festeste Charakter unter dem chamäleonfarbigen Haufen sah sich oft von den unwissendsten Parasiten der andern Partei verhöhnt und beschimpft, verkannt und verläumdet. Dies machte seinen Griffel spitzig, seine Worte schneidend und seine Sprache bisweilen so stachelnd. Seit dem J. 1822 lebte B. fast in gänzlicher Zurückgezogenheit von allem literarischen Verkehr, theils in Paris, theils in Frankfurt und Hamburg, bis er endlich durch die Herausgabe seiner „Gesammelten Schriften" (10 Bde. Hamburg 1829—31) ein neues Lebenszeichen von sich gab. Tritt schon in den frühern

Bänden dieser Sammlung B.'s Individualität und sein subjektives Streben in kräftigen Zügen unverkennbar hervor, so liefern die „Briefe aus Paris" (2 Bände, Hamburg 1831), die auch den 9. und 10. Band der Sammlung bilden, ein vollendetes Bild des Mannes. Im September 1830 ging er wieder nach Paris, um nie nach Deutschland zurückzukehren. Aber er hörte nicht auf ein Deutscher zu sein, er war es durch und durch. Wenn er Frankreich verehrte, so hatte das nur den Grund, daß er Frankreichs bedurfte, sein großes Herz mußte sich an dem Ruhm, der Thatkraft und der vorangeschrittenen Civilisation, die dort weniger im Zusammenhang, als in großen Granitbruchstücken anzutreffen sind, erholen. Börne sog neue Lebenskraft aus den unbedeutendsten Details der neusten französ. Geschichte, er verfolgte die Chronik des Tags in den Zeitschriften mit sorgsamen Augen, ließ sich die alltäglichen Vorfälle der Hauptstadt erzählen — Alles aus dem Grund, um selbst in seiner Zurückgezogenheit inmitten jener rastlosen Thätigkeit von Paris zu bleiben und unter dem großen Schutt des Volksgewühls wenigstens ein Körnchen Volkscharakter und Volkswürde zu finden. Börne verehrte Frankreich, aber er liebte Deutschland, er liebte es wie seine Braut; sein schönes dunkles Auge erglänzte in sehnsüchtigen Erinnerungen, lenkte sich das Gespräch auf den Taunus und die Rheingegenden. Frankreich war B. eine Werkstatt seines Geistes, Deutschland war ihm eine Erholung: man konnte ihm nicht genug von Frankfurt erzählen und wie Dieser oder Jener lebe, ob noch Alles beim Alten sei u. s. w. Kam er doch einst mit einer Frankfurter Semmel nach Hause. „Da hab' ich mir ein Frankfurter Brödchen geholt." Frankfurt aber konnte ihm keine Heimath bleiben, Frankreich hatte ihm eine Stelle in seinem Herzen eingeräumt. Die literarische Richtung Deutschlands verfolgte er mit sorgsamen Blicken, er war in stetem Rapport mit ihr, aber er bedauerte nur, daß er alles so spät erhalte und zur Einsicht nichts. Er begann nun auch eine Zeitschrift „Balance," in der er eine Vermittelung französischer und deutscher Zustände einleiten wollte. Aber das Unternehmen scheiterte, weil er zu stolz war, um es mit dem gehörigen französischen Pomp anzukündigen, durchaus aber nicht an dem Mangel französ. Interessen. Denn B. war vielleicht der einzige Deutsche, der den Geist der französ. Literatur in seiner Tiefe erfaßte, ohne sich von der momentanen zufälligen

Oberfläche irre führen zu lassen. Raspail, ein geistreicher Franzose, der auch in der wissenschaftlichen Welt eine Stelle einnimmt, drückte an B.'s Grabe sein Erstaunen aus, daß ein Ausländer wie Börne in der französischen Sprache habe Arbeiten liefern können, die nicht nur in Bezug auf den Inhalt, sondern auch in Bezug auf die Form Meisterwerke der französ. Literatur seien. Er verglich ihn mit P. L. Courrier und sagte, daß, wenn er in Versen geschrieben, er der Beranger seines Volkes gewesen sein würde. — In den letzten Jahren wuchs sein Groll immer mehr und mehr, der Groll über eine Welt, die nicht nach seinem Sinne frei sein wollte, und nagte ihm an der Leber wie jener alte Geier, von dem die Griechen erzählten, und tödtete ihn. B. war von Haus aus schwächlich und litt am Unterleibe und von da aus an gereizten Nerven; zur Sommerzeit mußte er Bäder besuchen und lebte zuletzt in Auteuil bei Paris einsam und zurückgezogen, noch mehr vereinsamt durch seine Schwerhörigkeit. Sein langes Unwohlsein hatte ihn zum Hypochonder gemacht und seine Bibliothek bestand zum Theil aus medicinischen Werken. Unter allen Heilarten der Medicin, die er nach und nach durchgegangen, war er der Wasserkur am längsten treu geblieben. Ob es ihm genutzt oder geschadet haben mag, wenn das schwächliche, gebrechliche Männchen, das sich, bevor es zu dieser Kur überging durch Flanell vor jedem Lüftchen schützte, auf einmal nun Wasser trank, sich den ganzen Leib Sommer und Winter nur mit kaltem Wasser wusch und Abends beim Schlafengehen sich ein nasses Tuch auf den Kopf legte, mögen die Aerzte entscheiden. Erst in den letzten drei Wochen konnten B.'s Freunde ihn bewegen, ärztlichen Rath anzunehmen. D. Sickel, der mit ihm seit lange in freundschaftlichen Verbindungen stand, behandelte ihn von da an bis zu seinem Ende und in den letzten Tagen wurden noch mehrere andere Aerzte zur Konsultation hinzugerufen. B. scheint jedoch hierin mehr seinen Freunden nachgegeben, als seine Ansichten über die Medicin und ihre Adepten geändert zu haben, denn er sprach bis zum letzten Augenblicke sehr oft die Ueberzeugung aus, daß er sterben werde. Mit der höchsten Seelenruhe, mit stoischer Ergebenheit sah er seinem Tod entgegen. Bis auf die letzten Augenblicke war er Herr und Meister seines klaren Verstandes und noch in den letzten Tagen zeigte er, daß ihn selbst seine kecke Satyre nicht verlassen. Am Tage vor seinem Tode

fragte ihn sein Arzt Sickel: ob er etwa einen schlechten Geschmack habe? und seine Antwort war: „Gar keinen, wie die deutsche Literatur!“ — B.'s Landsmann, der junge Arzt Dr. Hörle aus Frankfurt, wachte die letzte Nacht bei ihm. B. sprach in dieser Nacht noch sehr viel und alles, was er sagte, bekundete die ungetrübte Klarheit seines Geistes. Am andern Morgen, dem Tage, an welchem er um 10 Uhr Abends starb, stellten sich Gelüste bei ihm ein, wie sie oft die Vorboten des Todes sind. Er wurde nun immer schwächer, zwei Stunden vor seinem Tode wurde er endlich wieder besser, fühlte sich auf der Brust erleichtert, aber das Licht flackerte nur noch einmal auf, um dann still und langsam zu verlöschen. Strauß und seine Gattin, bei welchen Börne wohnte, D. Hörle und sein Diener, der ehrliche Konrad (Ulrich), von dem B. oft in seinen Briefen und in seinen letzten Werken sprach, standen um den Hinschlummernden und hielten jeden Athemzug zurück, um nicht einen von den letzten ihres Freundes zu verlieren. In diesem Augenblicke fiel der Lichtschirm, den man, um dem Sterbenden Schatten zu geben, vors Licht gestellt, ohne daß Jemand sich in der Stube gerührt hätte, um und vom Kamin herab und es durchfuhr alle Anwesende ein innerer Schauer. Sein Leichenbegängniß das bei schlechtem Wetter, was gar traurig paßte zu einem traurig ausgerungenen Leben, stattfand, war würdig und feierlich. Ein Paar Hundert Deutsche und mehrere franz. Schriftsteller hatten sich in seiner Wohnung versammelt und von hier aus ging der Zug über die Boulevards dem Père Lachaise zu. Rührend war es, den alten treuen Konrad *) allein vor allen andern dem Leichenwagen folgen zu sehen. Der folgende Zug bestand zum Theil aus Schriftstellern, Kaufleuten und vielleicht 100 Arbeitern: Börne war immer ein hülfreicher Freund aller Armuth gewesen. An seinem Grabe sprachen Venedy, Börli aus Frankfurt und Raspail, früher Redakteur des Reformatuer. — B. ruht auf franzöf. Boden, wie der gefallene Held auf seinem Schild, denn er hat Frankreichs Größe und Rechte bis an seinen Tod vertheidigt. Seine letzte Schrift, sein Testament, wie es seine Freunde nannten, „Menzel, der Franzosenfresser“ ist gegen Menzel gerichtet, der wiederholt auf ihn losgetreten war; er hatte ihn für krank erklärt, für einen

*) S. Briefe Bd. I. S. 80.

groben Fanatiker, für einen demokratischen Cyniker; er hatte ihn mit dem Fürsten Pückler parallelisirt und den Fürsten über den Juden gesetzt; er hatte ihn vor der Front des deutschen Volkes den Degen des Schriftstellers zu zerbrechen gesucht und ihm das Recht abgesprochen, noch ferner der Cato-Censor jenes Volkes zu sein. Dafür gab ihm Börne hier die Antwort. Das ganze Schriftchen ist im Gefühl oder auch nur in der unerkannten Ahnung, daß es sein letztes sein werde, geschrieben; denn so sagt er unter andern: „Es komme ein wackerer Mann, der mich ablöse und für mein Vaterland das Wort führe, ich werde ihn als meinen Erretter, als meinen Wohlthäter begrüßen. Ich bin müde wie ein Jagdhund — — —." Er hat in demselben mit seinen Gegnern und der ganzen Welt abgerechnet und die Rechnung geschlossen. Es herrscht in ihm, wenn auch B.'s Eigenthümlichkeiten hervortreten, ein ganz anderes Wesen, als in allem, was er sonst geschrieben hat. Er ist ernster, ruhiger und seine Satyre ist meist eher wehmüthig als bitter zu nennen. Dann aber hat er in demselben klarer als sonst je gesagt, was er gewollt, oder besser, was er nicht will und warum er eben mit diesem negativen Resultate dessen, was er nicht will, zufrieden und nur dies verlangt. — B. war klein von Gestalt und hager, sein Gesicht durchaus nicht einnehmend. Es prägten sich Leiden darin aus und die Haltung des Körpers bestätigte diese Voraussetzung. Die Farbe war fahl, erdig; die Lippen entfärbt; die Haare dünn, schwarz; das schöne dunkle Auge schwimmend; die Nase nicht groß, doch etwas gesenkt und zu beiden Seiten der eingefallenen Wangen sproßte ein spärlicher Backenbart in perpendikulärer Richtung. Seine Kleidung war von feinem Stoffe, wurde aber nachlässig getragen und in der That war dieser vertrocknete, gekrümmte Körper auch nicht dazu gemacht, die Kunst des Schneiders herauszufordern. Sein Kopf war gewöhnlich zur Erde gebückt, als wenn er etwas Verlornes suche, sein Benehmen schüchtern, verlegen. — B. ist derjenige Schriftsteller, der die Dinge richtiger einsah, als er sie schrieb, der alles in und neben sich verläugnete, um eklatant nach einem Punkt hinzuwirken. Seit dem Jahr 1830 schrieb er nur, um für jeden Preis die Revolution zum entschlossensten, rücksichtslosesten Handeln aufzustacheln, die Schriftstellerei an sich als literarische Beschäftigung war ihm ganz gleichgültig, es ärgerte ihn, wenn sein

Styl, sein Talent gelobt wurde, er wollte keine Bücher schreiben, sondern Thaten. Darin beruhte sein Aerger gegen Heine und Aehnliche, welche sich außer für den Stoff, der unter ihrer Feder war, auch für den literarischen Reiz desselben, des Ausdrucks, der Form interessirten und die zunächst und am Ende Literaten sein wollten. Er verlangte, daß Jeder Tribun sei, wie er, daß er nicht mit Rücksicht auf die Literatur schreibe, sondern nur mit Rücksicht auf den Krieg. Nicht das Buch, sondern der Aufsatz war seine Form und er schrieb den besten und wirksamsten, den wir vielleicht in der deutschen Literatur besessen haben. Er bornirte sich und seinen Stoff gewaltsam und absichtlich zu einem Keil, um das Interesse auf einen einzigen Punkt, auf den Haß, auf die That zusammenzudrängen, den Umfang, den breiten Bereich des Gedankenganges, welcher Rücksichten, Einschränkungen mit sich brachte, ignorirte er absichtlich, um die schlagende Wirkung nicht zu schwächen nur eine kleine naive Einschaltung oder so etwas Aehnliches gab er bisweilen dazu, um für seine eingeweihten Leser anzudeuten, daß er wohl eine größere Ausdehnung des angedeuteten Feldes kenne, daß er es aber gar nicht für nöthig halte, dies zu beachten. Er wollte den Krieg gewinnen in der begonnenen Consequenz des Feldzugs, auch um den Preis der Wahrheit, welche sich während des Kampfes anders gestellt haben möchte. Diese Beschränkung seiner selbst, dies absichtliche Borniren könnte unter seinem Namensausdrucke „Börnen" ein eigens charakterisirendes Wort abgeben. — Unermeßlich ist der Einfluß, den B. auf die deutsche Jugend ausgeübt hat. Seit Schiller ist wohl kein Autor mit solchem Enthusiasmus gelesen worden, als Börne mit seinem Haß und Spott und seiner schlagenden Prosa. Alles Interesse, alle Entwickelung war der gereizten Jugend von Heut zu Morgen gestellt, was nicht dahin paßte, wurde verhöhnt oder ignorirt, die ganze Welt mit ihren tausend Möglichkeiten ward in wenig Formeln gedrängt, Schiller sogar mit seinem Gedankenliberalismus ward als Ideologe übersprungen, Göthe *) als breit, furchtsam, als Sklave der Rücksichten und des Herkommens geschmäht, der absolute, schnell handelnde Ultraliberalismus überritt wie eine Kavaleriecharge der Weltgeschichte alles Uebrige und Börne mit seiner scharfen Prosa und be-

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

stechenden Natürlichkeit war der eigentliche Held desselben. Wäre er damals gestorben, die krankhaft aufgeregte Jugend hätte seine Leiche so entsetzlich feiern können, wie es die französische mit Lamarque gethan. Aber die Zeit wollte nicht auf einem einzelnen Fußwege erfüllt sein, die Geschichte machte ihren breiten Umfang wieder geltend. B., der dies vielleicht sehr wohl einsah, denn er war ein scharfsinniger Mann, wollte von seinem schmalen Zugang in die Weltentwickelung durchaus nicht lassen, weil er ihn deutlich eine kurze Weile in Wahrheit offen gesehen hatte, er rief dasselbe Kriegsgeschrei immer fort, stets ingrimmiger, je weniger Erfolg sich zeigte, und so kam's, daß seine spätern Briefe aus Paris geringe Theilnahme fanden, daß seine letzten kaum von seinen wärmsten Freunden aufgesucht wurden, ja daß die Literatur nicht einmal Notiz davon nahm. Das ist nicht blos auf das Verbot zu schieben, denn auch die frühern Bände waren verboten, es liegt in dem Geheimnisse der historischen Entwickelung, welche sich nicht auf einen einzigen Pfad beschränken läßt. Auf einen einzigen Pfad hatte Börne aber seinen Willen und leider auch sein Talent gestellt. Er bornirte sich darauf, daß die Zeit eine akute Krankheit sei, die eine gewaltsame Kur heilen müsse, alles Andere gab er gegen sich und gegen andere für Zeitverlust aus und so unterdrückte er sich selbst, so schrieb er tief in den Frieden hinein nur mit der beschränkenden Rücksicht auf eine große Schlacht und verlor darüber die Welt und die Welt verlor ihn. Sein Geist an sich war keineswegs so beschränkt, er hatte die Ruhe und Klarheit, jede einzelne Richtung sorgfältig und mit Bezug aufs Allgemeine zu würdigen; er hat just in dieser Eigenschaft den kleinen behaglichen Artikel, den kleinen Satz in unsrer Literatur kultivirt, er verschloß sich unglücklich selbst die mannichfaltige Entwickelung der Welt, weil er sich durch Geburt und Verhältniß zur Uebernahme eines Amtes bestimmen ließ, was ihn tödtete. Denn seit sieben Jahren wollte er nichts weiter sein, als Volkstribun und wenn er über ein Gedicht schrieb, so that er's in dieser Eigenschaft, und wenn ihn etwas davon Unabhängiges freute, so bat er sich selbst um Entschuldigung. Er war als Jude geboren, der Pariastempel ward auf eine Brust gedrückt, in welcher das feinst fühlende Herz schlug, was Empfindung und Eindruck bis aufs Härchen zu spalten wußte. Emancipation, Schonung und alles ähnliche Zugeständniß war ihm, wie

jedem kräftigen Gemüth eine Beleidigung, ein solches will das nicht geschenkt haben, was sich von selbst versteht; so kam der Widerspruch gegen eine Welt früh in sein Herz, welche die Ansprüche der Einzelnen nur in großen, groben Zügen befriedigen kann, welche der menschlichen Unvollkommenheit gemäß das Einzelne oft verletzen muß, um das Ganze zu halten. Die Judengasse in Frankfurt, die Geringschätzung, mit welcher alles mit Juden Zusammenhängende dort behandelt wird, vergaß er nie und Frankfurt mit seinem Kasino und seinen Patriziern hat den Grundstoff alles Giftes in B. gelegt, was ihn verzehrte. Denn wenn er nicht von Jugend auf die Nothwendigkeit empfunden hätte, mit Haß und Kampf sich geltend zu machen, so wäre er vielleicht nicht dabei geblieben, die Fragen der Welt auf eine Spitze gewaltsam zu drängen und krampfhaft mit Verläugnung des eignen Dranges darauf fest zu halten. Denn seine Seele war weich, er war einer der besten, edelsten Menschen, die gelebt haben. Schmerzlich war es zuzusehen, wie er sich absichtlich verarmte, um stets auf dem Standpunkte der augenblicklichen Schlacht zu bleiben, und die Art wie er in den letzten Jahren lebte, trug noch viel dazu bei, daß er nicht mehr aus seinem verzauberten Kreise heraus konnte. Es war nicht mehr zu hoffen, daß er sich auf ein rein literarisches Feld retten, das lediglich Politische auf sich beruhen lassen und solchergestalt seinem Scharfsinn und Talent eine neue unbefangene Bahn gewinnen werde. Er hatte sich zu sehr mit Herz und Kraft in den Gegner festgeschlungen und da ihm des Gegners Herz entschlüpfte und er in der historisch-versteinernden Form klammern blieb, so konnte er nur siegen oder sterben. Wer siegt gegen die Geschichte? Er starb. Er hinterläßt eine große Anzahl Freunde und Feinde, denn wer ihn aus seinen Schriften kannte, mochte sich nicht gleichgültig gegen ihn verhalten; er ist wie Marie Stuart viel gehaßt und viel geliebt worden, weil ers in all seinen Absichten auf Tod und Leben abgesehen hatte und jede Vermittelung tödtete. Es wäre thöricht, von den Vertheidigern des Bestehenden ein anderes als ein streng feindliches Verhältniß erwarten zu wollen, obwohl zu erwarten stand, daß er im Fall eines wirklichen Kriegs und Siegs mit den eigentlichen Radikalen nicht in Harmonie geblieben wäre; er sagt vieles blos, um einen Ausbruch zu zeitigen und war im Hintergrunde viel

rücksichtsvoller, als sein Wort. Obwohl jetzt in ihm der Hauptführer des deutschen Radikalismus verstorben ist, so hätte er doch wahrscheinlich bei einer wirklich ausbrechenden Revolution das Loos eines Girondisten gehabt und wäre keineswegs ein Marat geworden, wie Viele sagen, nicht einmal ein Robespierre, mit dem er auf den ersten Anblick die meiste Aehnlichkeit hatte. Nie hat ein Schriftsteller dergestalt einem Kriegsplan zu Diensten sein eigentlichstes Wesen geopfert, wie B., er hat uns oft an die Sage erinnert, daß Robespierre geweint habe, über die vielen Opfer, die er unter die Guillotine schicken müsse. Freilich läßt sich darüber nichts vermuthen, kein Mensch ist so berechenbar, B. hätte vielleicht auch geweint und unter Thränen zur Guillotine gesendet. Die Freunde, welche er hinterläßt, zerfallen in drei Abtheilungen. Diejenigen, welche auf seine Worte schwören, sind theils aus der Heimath geflüchtet, theils durch die Verhältnisse niedergehalten, theils überholt, verwirrt durch die neuen Kulturwendungen, eine Macht sind sie in keiner Weise mehr und die, welchen nicht eigene schöpferische Macht zu Hülfe kommt, stehen sich ab und werden alte Puppen, wie einst die Deutschthümler. Ferner diejenigen, welche ihn mit Einschränkung historisch-wechselnder Nothwendigkeit würdigen; die Zahl ist klein und vermeidet es meist über ihn zu reden. Endlich diejenigen, welche sein Talent ohne Rücksicht auf seine Politik schätzen; die Zahl derer ist sehr groß, aber die meisten dieser Art sind nicht eben auf Gründe und Untersuchung bedacht, noch weniger schreiben sie selbst. Das eigentlich literarische Talent ist vor den Leidenschaften noch immer wenig in Frage gekommen. Das literarische Talent B.'s war sehr groß: er hat die Naivetät des Gedankens und Ausdrucks so geltend gemacht und so reizend gefaßt, wie kein Schriftsteller vor und nach ihm. Der eigentliche Aufsatz ist durch ihn zur größten Mannichfaltigkeit gestaltet und ausgebildet worden: aus einer natürlich erwachsenen Bildung, aus einer innigen Theilnahme an der Seele Jean Pauls *) vor Allem, am Herzen Schillers, am einfachen Ausdrucke Goethes, aus einem regen Verkehr mit der schnellen Sprache und Fassung Frankreichs, in dessen Entwickelung er frühzeitig hineinwuchs, bildete sich leicht und ohne Anstrengung seine Schriftstellerei und sein Styl. Die naive Dar-

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 3. Jahrg. S. 185.

stellung, welche nichts beim Leser voraussetzt, als Aufmerksamkeit, welche mit dem leichtesten Anhauch von Humor gefärbt, welche mit dem treffenden Witz eines im Hintergrunde fest ruhenden Urtheils geschärft ist und öfters noch mit einer Wendung des raffinirenden Gedankens in die unbefangene, ursprüngliche Anschauung des einfachen Menschenverstandes überrascht, sie ist sein Werk in unserer Literatur und sie wäre sicherlich enthusiastisch gepriesen worden, hätte sie sich nicht meistens an der Lebensfrage unserer Zeit gezeigt und geübt. Dies kümmert uns indessen hier bei der literarischen Frage nicht, seine Politik, die so erschütterlich in unsere Meinung geschlagen hat und an der er gestorben ist, dürfte uns hierbei nicht kümmern, auch wenn sie nicht als historisches Moment vorüber wäre, seine Verunglimpfungen Deutschlands, welche aus dem Irrthum stammten, eine organische Entwickelung nicht zu verkennen und die verschiedensten Völker nach einem allgemeinen Schema zu modeln und zu richten, seine Schimpfworte haben die Verständigern nie absolut verstanden, sie waren immer nur Mittel, die Schlacht um jeden Preis zu entzünden. Man rechne sie mit andern Fehlern seiner gewaltsamen politischen Stellung zu, man werfe sie mit in sein Grab; der Tod versöhnt ja und wir wollen über ihn hinaus nur den innerlichen Menschen und das Talent retten, was uns ohne Rücksicht auf Politik von B. geblieben ist. Ein so eigenthümlich schlagendes Talent für die schriftliche Darstellung hat weder Deutschland, noch Frankreich, noch England gehabt. Sieht man von der politischen Absicht O'Conelscher Reden ab und betrachtet sie als reine Produkte eines Talents, was durch das bloße Wort ein Ziel erreichen will, so wird man darin am ersten ein Seitenstück zu B.'s Talent finden und O'Connel hat noch das lebendiger wirkende gesprochene Wort voraus, er hat ein ganzes Land zum Hintergrunde, der Augenblick war sein; der Schriftsteller aber, welcher nicht einmal im Journale von Heute das Gestrige bespricht, muß das Interesse erst wieder interessant machen. Dies verstand B. am besten. Dafür hatte er ein Kompositionstalent; in dieser Richtung muß ihm stets Würdigung bleiben. Ob es dafür ausreichte, eine größere Form zu erfüllen, eine eigentliche Kunstform zu erreichen im Vollen und Weiteren, das hat er nie gezeigt, vielleicht nicht gekannt, vielleicht auch nur darum nicht gekannt, weil ihn das Nächste zu leidenschaftlich bethei-

ligte, vielleicht weil ihm die größere Erfindung gebrach oder die poetische Genugsamkeit abging, sich mit gedichteten Zuständen und Verhältnissen zu erfüllen. Er selbst sagte darüber: „ich kann kein Buch machen, nur Blätter schreiben und auf einander legen."

* 80. Dr. Carl Traugott Kreyßig,

weil. königl. sächsischer Justizrath zu Dresden;

geb. den 21. Oktober 1786, gest. den 12. Februar 1837.

Kreyßigs Geburtsort ist Chemnitz, wo sein Vater, Johann Gottlieb Kreyßig, Archidiakonus an der Jakobikirche war. Bis zum Jahr 1795 genoß er den Unterricht des späterhin als Lehrer und zuletzt als Rektor an der Landesschule zu Meißen angestellten Professors König, nachher auf kurze Zeit des Pastors Claus in Schönwelcke und besuchte dann 4 Jahre lang das Lyceum zu Chemnitz unter Rothe und Lessing. Da aber dasselbe bei dem zunehmenden Alter dieser Lehrer in Verfall gerieth, so bezog er schon im Juni 1800, wo er noch nicht volle 14 Jahr alt war, auf Anrathen seines Bruders, des jetzigen zweiten Professors an der Landesschule zu Meißen, M. Kreyßig, der damals seine philologischen und antiquarischen Studien in Leipzig fortsetzte, die dasige Universität, wohnte dort 3 Jahr lang mit diesem seinen Bruder zusammen und betrieb unter seiner Leitung die alten Sprachen, mit dem Vorhaben, sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Seine Lehrer waren in der Philologie Raabe, Beck und Hermann, in der Philosophie Seidlitz, Carus, Gutjahr und Plattner, in der Geschichte Weiße und Wieland, in der Jurisprudenz genannter Weiße, Rau, Müller, Erhard, Biener, Kees und Junghans, vorzüglich aber Haubold und Hübner, mit welchen er in eine engere Verbindung getreten war. Unter Junghans disputirte er im Jahr 1805 über streitige Rechtssätze, worauf er sich bei der Juristenfakultät zu Leipzig dem Examen pro praxi et candidatura unterwarf. Nachdem er Notarius geworden war, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er im Stadtgericht seine praktische Laufbahn begann. Im Jahr 1807 ward er zur juristischen Praxis zugelassen und als Aktuarius bei den Gerichten zu Neukirchen bei Chemnitz angestellt; ein Amt, welches er bis zu Ende des Jahrs 1816 bekleidete. Am 22. Mai 1817 erlangte er nach Vertheidigung seiner Disputation: de auctorum et commentatorum verbis

in Digestorum interpretatione distinguendis Observationes auf der Universität Leipzig die juristische Doktorwürde. Hier war es, wo er zuerst eine Fülle von Gelehrsamkeit, die sich insbesondere auf das von ihm mit unablässigem Eifer betriebene Studium der alten Sprachen gründete und einen ungemeinen Scharfsinn öffentlich an den Tag legte. Nicht genug, daß er seine neben seinen praktischen Geschäften ausgearbeitete Disputation ohne Präses vertheidigte, so zog auch deren Inhalt und dessen Wichtigkeit für die Hermeneutik die Aufmerksamkeit der vorzüglichsten Civilisten unseres deutschen Vaterlands auf sich. Auch in dem Rigorosum zeichnete er sich höchst ehrenvoll aus. Von dieser Zeit an setzte er seine advokatorische Praxis in Chemnitz fort, bis er vermöge Reskripts vom 17. Juni 1820 als Mitglied des königlichen Appellationsgerichts nach Dresden berufen wurde. Während er bei der Theilnahme an den Arbeiten dieses Kollegiums unermüdete Thätigkeit und die gewissenhafteste Berufstreue bewies und von seinen erworbenen Kenntnissen den gemeinnützigsten Gebrauch machte, unterließ er nicht, das liebgewonnene Studium der gelehrten Jurisprudenz, besonders im Fache des römischen Rechts, mit Eifer zu betreiben. Als er vermöge Dekrets vom 18. November 1826 einer Deputation zur Entwerfung eines die bei dem bisherigen Prozeßverfahren in Civilsachen bemerkten Mängel und in dasselbe eingeschlichenen Mißbräuche abstellenden, insbesondere zu Verhütung des Verschleifs der Prozesse geeigneten Gesetzes beigegeben wurde, wendete er, wiewohl ohne seinen Berufsarbeiten im Appellationsgericht Abbruch zu thun, seine geistigen Anstrengungen dem legislativen Fach in diesem Theile der praktischen Rechtswissenschaft zu. Er wurde im Jahr 1831 in den zu Folge der Verfassungsurkunde errichteten Staatsrath berufen und blieb thätiges Mitglied des Appellationsgerichts, bis er durch Ministerialverordnung vom 9. April 1835 bei der zu Ende des gedachten Monats erfolgten Auflösung dieses Kollegiums mit dem Charakter und Prädikat eines Geheimen Justizraths für die Gesetzgebung in das Justizministerium versetzt wurde. Mit dem innigsten Bedauern sahen ihn damals seine Kollegen, deren Liebe und Hochachtung er sich durch seine Humanität und Biederkeit, der alle Anmaasung fremd war, aus dem Kreise scheiden, worin er bisher mit ihnen gemeinschaftlich gewirkt hatte und zu welchem sie bei der Organisation des Ober-

appellationsgerichts wieder vereinigt werden sollten. Seitdem arbeitete er im Justizministerium hauptsächlich an der Revision der Erl. Proc. Ordn. und mehrern einzelnen in den Civilproceß einschlagenden Gesetzen; auch nahm er an den Geschäften der Prüfungskommission thätigen Antheil und noch kurz vor seinem Ende wurde er zur Berathung der Kammern über ein neues Gesetz wegen des Verfahrens in Civilsachen, die nicht über 20 Thaler betragen, als königlicher Kommissar berufen. Doch die musterhafte Thätigkeit, womit er sein Amt verwaltete, fand in seiner körperlichen Kraft nur eine mangelhafte Unterstützung, indem er seit einigen Jahren mit einer steten Kränklichkeit zu kämpfen hatte, welche ihn in den Sommermonaten der beiden letzten Jahre in Salzbrunn die Herstellung seiner Gesundheit zu suchen nöthigte. Die Kur blieb zwar nicht ohne Erfolg, doch sanken seine physischen Kräfte im Laufe des Winters 1836 immer mehr, so daß er zuletzt auf das Krankenlager geworfen ward und am obengenannten Tage an der Brustwassersucht verschied, beweint von seiner Gattin und vier Kindern.

* 81 Johann Heinrich Gottlieb Streitwolf,

Musiker und Instrumentmacher zu Göttingen;

geb. den 7. November 1779, gest. den 14. Februar 1837.

Geboren zu Göttingen und unter dürftigen Verhältnissen erzogen, wurde ihm zu seiner geistigen Ausbildung nichts geboten, als der sehr beschränkte Unterricht in der Pfarrschule seiner Vaterstadt und sogleich nach der Konfirmation, im 15. Jahre, kam er zu dem Stadtmusikus Jäger in die Lehre, wo er sich mit den verschiedenartigsten Instrumenten beschäftigen mußte; mit Vorliebe aber behandelte er das Violoncell. Nach vollendeter Lehrzeit erhielt er die Stelle eines Cellisten in dem akademischen Orchester und fing zugleich an, Musikunterricht zu ertheilen, namentlich auf der damals äußerst beliebt gewordenen Guitarre, wodurch er sich seinen Unterhalt erwarb. Wie denkend und selbstthätig er aber war, zeigte sich schon in dieser Zeit. Niemand hatte ihm Anweisung im Guitarrespielen gegeben, wie überhaupt dieser Zweig des Musikunterrichts damals in Deutschland noch sehr mangelhaft war; dennoch leistete er Tüchtiges darin und verbesserte durch Nachdenken und Uebung den gewöhnlichen Fingersatz. Als Guitarr-

und Gesanglehrer war er allgemein gesucht. Aber in ihm wohnte eine eigenthümliche, schöpferische Kraft, die ihn niemals bei dem Hergebrachten stehen ließ. Was seinem Blick dargeboten wurde, betrachtete er mit dem Auge eines Denkers und wo er Mangel fand, fühlte er einen unwiderstehlichen Drang zu bessern und zu vervollkommnen. So waren denn stets die musikalischen Instrumente Gegenstand seiner Betrachtung und im J. 1809 kam er auf den Gedanken, eine Flöte zu verfertigen. Das Werk gelang gleichfalls ohne Anweisung und St. beschäftigte sich nun 3 Jahre hindurch unermüdet mit Verfertigung von Flöten. Freilich blieb die erste Flöte unverkauft; allein er vergaß die ökonomischen Verhältnisse, wo die Kunst ihm Ersatz gab und bald glückte es ihm auch in der erstern Rücksicht besser. Er verfertigte von neuem zwei Flöten und verkaufte sie nach Elberfeld für den nachher feststehenden Preis von 15 Thalern. Die Genauigkeit in der Arbeit und die Reinheit im Tone machte seine Flöten, so wie sie bekannt wurden, beliebt und gesucht. Mit den Fortschritten in seiner Kunst wuchs nun aber die Einsicht in die Schwierigkeiten und die Ueberzeugung, daß Nachdenken ohne Wissenschaft nirgends völlig ausreiche. Darum, obgleich schon Familienvater, nahm er 1814 eine Matrikel und besuchte die Universität seiner Vaterstadt, um sich wissenschaftlich auszubilden. Er hörte Mathematik, Chemie und alles, was sonst nur irgend einen Bezug auf seine Kunst hatte und lernte noch mit jugendlicher Leichtigkeit und mit dem Eifer des gereiften und einsichtsvollen Mannes. Dabei vernachlässigte er sein Geschäft durchaus nicht, sondern begann nun auch Klarinetten zu verfertigen und vervollkommnete dieses Instrument nach dem Muster der Iwan Müllerschen in mancher Rücksicht. Nachdem ihm dieses geglückt hatte, entschloß er sich, sein Geschäft weiter auszudehnen und alle nur mögliche Blasinstrumente von Holz zu verfertigen. Auch hierin fand er bedeutenden Absatz, da sie von Allen, wegen ihrer leichten Ansprache und ihrer Reinheit gesucht wurden. Wegen des großen Absatzes mußte er jetzt viele Arbeiter sowohl in als außer dem Hause beschäftigen, versäumte aber bei aller Geschicklichkeit einzelner Individuen nie, die Hauptarbeiten, wie z. B. das Bohren, selbst zu besorgen. Schon jetzt nahm er unter den Instrumentmachern einen ehrenvollen Platz ein; allein höher hoben ihn bald einige mit Scharfsinn ausgesonnene und

dabei nützliche Erfindungen. Hierhin gehört z. B. das im Jahr 1820 erfundene chromatische Baßhorn, welches als eine willkommene Erscheinnung, besonders für Militärmusik begrüßt und von dem damals in Hildesheim stehenden Infanterieregiment angekauft wurde. In den nächsten Jahren beschäftigte er sich noch immer mit Verbesserungen dieses Instruments, dann aber mit einer neuen Erfindung, welche 1828 an das Licht trat und die unter dem Namen Baßklarinette bekannt geworden ist. Das erste Exemplar wurde an den verstorbenen Fürsten von Sondershausen *), den Gönner unseres St. verkauft, der es gleichfalls zur Militärmusik bestimmte. Im Jahr 1835 endlich glaubte er seine Erfindung zu der ihm möglichen Vollkommenheit gebracht zu haben und sandte ein vorzüglich schönes Exemplar auf die Kunstausstellung nach Hanover. An einem solchen Orte konnte er am leichtesten hoffen, das richtig würdigende Kennerauge zu finden und täuschte sich hierin auch nicht. Die Baßklarinette wurde zu einem nicht unbedeutenden Preise für das Musikchor des herzogl. Braunschweigischen Grenadierbataillons angekauft und der Gewerbverein des Königreichs Hanover übersandte ihm für die Erfindung eine silberne Preismedaille. Auch für Orchestermusik wurde das Baßhorn wie die Baßklarinette bald angewandt und diese doppelte Anwendung rettet St.'s Erfindungen aus der Klasse der Instrumente, welche in neuerer Zeit erfunden, aber mehr eine Spielerei als Instrumente für die Oeffentlichkeit zu nennen sind. So war sein öffentliches Wirken höchst nützlich und ein Zeugniß für seinen denkenden Geist; aber Gleiches darf von seinem Wirken in dem engern Kreise des Familienlebens gerühmt werden. Schon früh, im Jahr 1801, verheirathete er sich mit der Tochter eines Göttinger Bürgers, Kayser, und sah im Laufe der Zeit diese Ehe durch 2 Söhne und 2 Töchter verschönert. Mit der größten Liebe hing er an den Seinen, mit unermüdeter Thätigkeit sorgte er für sie und suchte wenig andere Freuden als die häuslichen. Die Söhne in seine musikalische Welt hineinzuziehen, gewährte ihm stets neue Freuden und auch andere junge Leute mochte er gern in ihren musikalischen Bestrebungen unterstützen. So versammelte er wöchentlich in seinem Hause ein kleines Quartet, an dem die Söhne bald mitwirkend Theil nahmen und

*) Dessen Biogr. s. in dies. Jahrg. d. N. Nekr. unterm 22. Apr.

zeigte sich auch sonst gefällig. Seine Stelle im akademischen Orchester aber gab er 1821 wegen zunehmender Schwächlichkeit auf; er litt schon früh an Brustbeschwerden, welche ihm das Handhaben der Blasinstrumente ungemein erschwerten. In seinen Mußestunden unterhielt er sich gewöhnlich mit Aussinnen und Hervorbringen von Verbesserungen an allerlei Gegenständen. Er konnte nicht ein Spielzeug in die Hand nehmen, ohne es mit seiner Betrachtung zu durchdringen und zu verbessern. Im Umgange war er freundlich und zuvorkommend, im Gespräch sehr lebhaft und stets mit Gegenständen beschäftigt, welche in der gewöhnlichen Alltagskonversation seltener berührt zu werden pflegen. Vorzüglich gern sprach er über theologische Gegenstände und zeigte hier durch Ausdruck und Urtheil eine Bekanntschaft mit der Wissenschaft, die man sonst nur bei Leuten von Fach antrifft. Ja, noch in seinem letzten Lebensjahre beschäftigte er sich mit Astronomie so eifrig und gründlich, als ob er sie zu seinem Beruf machen wollte. Die Bewegung der Gestirne war ihm ein Gegenstand der größten Bewunderung und die Berechnung dieser Bewegung immer neue Freude. Man mußte ihn in seiner Welt betrachten und man hatte ihn liebgewonnen. Auch sein Aeußeres machte einen vortheilhaften Eindruck; denn, mochte er auch gebeugt einhergehen von dem Druck der Sorgen und Grübeleien und des körperlichen Unwohlseins, so machte doch der Geist, welcher vorzüglich aus dem Auge scharf und glänzend hervorblickte, seine Erscheinung interessant. Er war das Bild eines denkenden Künstlers. Wie aber das Glück seltener dem zulächelt, welcher schon ein hohes, geistiges Erbtheil davon getragen hat, so war es auch nicht sehr freigiebig gegen unsern St. In seinen jüngern Jahren hatte er mit mannichfachen äußern Hindernissen zu kämpfen; in der spätern Zeit drückte ihn fast beständiges Unwohlsein zu Boden. Ja, es war ihm noch der herbe Schmerz bestimmt, seinen ältesten, hoffnungsvollen Sohn *) vor sich dahinscheiden zu sehn. Der jüngste Sohn, Friedrich St., hat des Vaters Geschäft fortgesetzt. Er ist unter der Leitung seines Vaters gebildet und hatte schon längere Zeit die Verwaltung der Geschäfte übernehmen müssen. Die wiederholten Bestellungen, welche von der kaiserlichen Kapelle zu Petersburg, ferner aus Holland, aus

---

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 14. Jahrg. S. 873.

der Schweiz, aus Jersey u. s. w. bei dem jüngern St. gemacht sind und die auf die eingelieferten Arbeiten erfolgten belobenden Schreiben zeugen von der Tüchtigkeit des Sohns und machen den Verlust des Vaters für die musikalische Welt weniger fühlbar.

Göttingen. Dr. Fricke.

* 82. Johann Heinrich Hoff,

Dr. phil. und Kollaborator am Gymnasium zu Aurich;

geb. den 5. December 1806, gest. den 15. Februar 1837.

Hoff wurde zu Lauterberg am Harze geboren, wo sein Vater Fuhrmann war. In der Schule zeigte er noch wenig Anlagen, später aber, als der jetzige Pastor Primarius Schläger in Hameln, damals Pastor in Lauterg, sich seiner annahm und er, um sich zum Schullehrer zu bilden, sich Privatunterricht in Sprachen von dem Rektor Winzel ertheilen ließ, entfaltete sich sein Geist aufs Schönste. Nach vollendetem 15. Jahre besuchte er das Gymnasium in Nordhausen und bezog dann die Universität Göttingen, um Philologie zu studiren. Darauf lebte er eine Zeitlang zu Hameln in dem Hause seines Gönners Schläger, bis er als Kollaborator an das Gymnasium nach Aurich kam. Kaum zum Dr. phil. von Tübingen aus ernannt, starb er nach 2tägiger Krankheit. Mit ihm, der über Kleinasien seit längerer Zeit sammelte, sind für die Philologie viele Erwartungen verloren gegangen. H. war von Person sehr klein und zart gebaut.

Dielingen. Arendt.

83. Johann Ludwig Klüber,

königl. preuß. Staats- u. Kabinetsrath in Frankfurt a. M.;

geb. am 10. Nov. 1762, gest. d. 16. Febr. 1837 *)

Klüber war zu Thann bei Fulda geboren, begann seine Laufbahn 1786 als Professor der Rechte zu Erlangen und wendete sich früh der Bearbeitung des deutschen Staatsrechts zu. Als geheimer Referendar nach Karlsruhe berufen, ward er seit 1804 auch in das praktisch-politische Geschäftsleben eingeführt, wurde zwar 1807

*) Nach dem Konversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur, den literarischen u. kritischen Blättern der Börsenhalle 1837. Nr. 1358—69 u. der Hamburg. Abendzeitung 1837. Nr. 7694.

als erster Professor der Rechte in Heidelberg angestellt, kam aber schon 1808 als Staats- und Kabinetsrath wieder nach Karlsruhe. Seitdem ließ er seinen frühern rechtswissenschaftlichen Schriften andere Leistungen folgen, welche verdiente Anerkennung fanden, wie sein „Lehrbegriff der Referirkunst." Erlangen 1808. — „Lehrbuch der Kryptographik." Ebd. 1809 und „das Postwesen in Deutschland, wie es war, ist und sein könnte." Ebend. 1811. Bei der Eröffnung des Wiener Kongresses erhielt er Urlaub von seinem Hof und lebte während der ganzen Dauer desselben in Wien, wo er durch ältere und neuere freundschaftliche, literarische und politische Verbindungen Gelegenheit erhielt, Vieles zu beobachten, zu besprechen, zu berathen und zu sammeln. Als er zu Anfang 1815 sich in dem Besitz eines ansehnlichen, blos für seinen Privatgebrauch gesammelten Vorraths sah, ward er zu dem Entschlusse, die Verhandlungen des Kongresses zu sammeln, durch die Erwägung geführt, daß schwerlich ein Privatmann so viele und so wenig mangelhafte Mittheilungen dem Publikum vorzulegen im Stande sein und wohl kein Hof je eine gedruckte Sammlung der Kongreßakten veranstalten werde, zumal da keiner, den Wiener Hof ausgenommen, im Besitze so vieler Urkunden sei, als er. So entstand die für die Geschichte eines denkwürdigen Zeitabschnitts hochwichtige und reichhaltige Sammlung: „Akten des Wiener Kongresses in den J. 1814 und 1815," wovon noch in den letzten Monaten der Versammlung die ersten drei Hefte (Erlangen 1815) erschienen; doch hielten ihn Gründe der Klugheit ab, in diesen Heften Protokolle mitzutheilen und schon damals sich als Herausgeber zu nennen, um nicht eine vielleicht nachtheilige Aufmerksamkeit auf den Urheber einer solchen während der Dauer des Kongresses gedruckten Sammlung zu ziehen. Sein Bestreben bei der Herausgabe der Aktenstücke war darauf gerichtet, einen richtigen Text zu liefern und zu diesem Zwecke wurden mehrere Abschriften sorgfältig verglichen. Als die Sammlung mit dem achten Bande (1819) schloß, gab er die Versicherung, daß sie nicht ein Aktenstück enthalte, das seine Amtsverhältnisse ihm verschafft hätten, keines, das nicht auf redlichem Weg in seinen Besitz gekommen, nichts, wodurch er Vertrauen getäuscht oder eine Amtspflicht blosgestellt, aber auch nicht eine Urkunde, die irgend ein Hof ihm zur Bekanntmachung mitgetheilt hätte, obgleich ihm von hochgestell-

ten Staatsmännern die Mittheilung fehlender Aktenstücke, namentlich derjenigen, die zu den Verhandlungen über die polnisch-sächsische Frage gehören, war versprochen worden. Von den beiden wichtigsten Aktenstücken, dem „Acte final du congrès de Vienne“ und der deutschen Bundesakte veranstaltete er einen besondern Abdruck (2. Aufl., Erlangen 1818), der sowohl durch kritische Berichtigung des Textes, als durch eigne Zugaben vor dem in den „Akten“ befindlichen Abdruck sich auszeichnet und durch Nachweisung der Verhandlungen über die einzelnen Bestimmungen der Bundesakte für die Entstehungsgeschichte derselben wichtig ist. In der „Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Kongresses“ (3 Abtheil., Frankf. a/M. 1816) gab er eine Geschichte des Ganges der Verhandlungen und mehrere Abhandlungen und Berichte über einzelne die deutschen Angelegenheiten betreffende Gegenstände. Durch seine vielfältigen Erfahrungen und als Augenzeuge der Entstehung des neuen Föderativsystems war Klüber vor Andern berufen, das Bundesstaatsrecht systematisch darzustellen, wie es sein „Oeffentliches Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten“ (Frankf. a/M. 1817) gethan hat, das 1822 in der zweiten und 1831 in der dritten vielfach verbesserten Ausgabe erschienen ist. Dieses treffliche Werk ist eben so sehr durch gute Anordnung, gründliche Erörterung und erläuternde Rückblicke auf die staatsrechtlichen Verhältnisse des deutschen Reichs und das ehemalige Territorialstaatsrecht, als durch freimüthige Anerkennung der Rechte der Völker ausgezeichnet. Klüber stand an der Spitze der deutschen Staatsrechtslehrer, aber er war kein Hofpublicist und verband mit den Vorzügen der alten publicistischen Schule ein klares Verständniß der Zeitforderungen. An dieses Werk schloß sich seine „Quellensammlung für das öffentliche Recht des deutschen Bundes“ (3. Aufl., Erlangen 1830), während er zugleich das europäische Völkerrecht in seinem „Droit des gens modernes de l'Europe“ (2 Bde., Stuttgart 1819, deutsch ebendaselbst 1821) bearbeitete. K. hatte bereits seit 1814 Einladungen zum Eintritt in den preuß. Staatsdienst erhalten und trat endlich 1817 als geheimer Legationsrath unter dem Staatskanzler von Hardenberg, dessen Gunst und Freundschaft er seit vielen Jahren genossen hatte, in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Er war seitdem bei mehreren politischen Verhandlungen in Frankfurt a/M.,

Petersburg und zu Aachen bei dem Kongresse thätig. Kaum aber war die zweite Ausgabe seines „Oeffentlichen Rechts des deutschen Bundes“ erschienen, als das Buch und er selbst Gegenstand politischer Verketzerung wurden. Es erfolgten offene und verdeckte Angriffe, zuerst von dem nassauischen Minister v. Marschall *), der eine förmliche Denunciation, wiewohl damals ohne Erfolg, in Berlin gegen ihn anbrachte. Später aber nach Hardenberg's Tode ging auch von Berlin eine Verfolgung gegen ihn aus; es ward allen Rechtslehrern auf den preußischen Universitäten verboten, sein Buch bei ihren Vorlesungen zum Grunde zu legen und ohne seine Vertheidigung und Rechtfertigung zu hören, wurde während seiner amtlichen Abwesenheit eine Untersuchung in Berlin gegen ihn geführt. Nach neun Monaten erfolgte 1823 die Entscheidung, welche der Minister Graf v. Bernstorff K. mittheilte. Es ward ihm darin unter Anderm vorgeworfen, er habe den Grundsatz aufgestellt, daß bei Lücken in dem positiven Staatsrecht das natürliche und allgemeine Staatsrecht als Hülfsquelle gelte und zeige durchgängig die entschiedenste Vorliebe für die gemischten Regierungsverfassungen einiger Bundesländer, obgleich die neuere Gesetzgebung des deutschen Bundes bekanntlich unter der thätigsten Mitwirkung Preußens dahin gerichtet gewesen sei, den demokratischen Principien entgegenzuwirken, welche man den in einer noch lange zu beklagenden Epoche fast allgemeiner politischen Verwirrung mit so großer Uebereilung gestifteten Verfassungen zum Grunde gelegt habe. In dem ministeriellen Ausspruche wurden K.'s angebliche Verschuldungen nur einer Verkehrtheit seiner publicistischen Urtheilskraft zur Last gelegt; wer ihn kenne, hieß es, werde nicht zweifeln, daß er in der Darstellung seines Systems nach seiner Ueberzeugung zu Werke gegangen sei, aber der Nichtkenner müsse eben in der Mangelhaftigkeit seiner Einsicht eine böse Absicht erkennen. Klüber fand das ihn verdammende Urtheil sowohl für seine amtliche, als publicistisch-literarische Stellung zu demüthigend, als daß er einen Augenblick gezögert hätte, seine Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste zu suchen, die ihm endlich nach vier Monaten auf wiederholte Bitten gewährt wurde. Seit dieser Zeit lebte er beinahe fortwährend in Frankfurt a/M., immmer sammelnd, arbeitend, belehrend. Eine preußische Verordnung von 1823, welche

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 12. Jahrg. S. 62.

das Recht der Entscheidung aller Streitfragen über den Sinn, die Anwendbarkeit und Gültigkeit von Staatsverträgen dem Richteramt entzieht und dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zueignet, veranlaßte ihn, in seiner Schrift: „Die Selbstständigkeit des Richteramts und die Unabhängigkeit seiner Urtheile im Rechtsprechen" (Frankfurt a/M. 1832), den Grundsatz jener Verordnung freimüthig zu prüfen. Dieser folgten dann noch mehrere Monographien, auch gesammelte Abhandlungen u. s. w. Klüber stand im 75 Jahre als er starb. Doch schrieb er noch bis in dieses hohe Alter eine jugendliche und schöne Handschrift. Ungeachtet des von ihm geopferten Gehalts, flossen ihm noch hinreichende Mittel eines sorgenfreien und bequemen Lebens. Wissenschaftlich inmitten der Parteien stehend, würdigte ihn jede nach seinem Verdienst und so sehr er sich den liberalen Interessen, namentlich der Sache der Preßfreiheit mit Hand und Mund günstig zeigte, so theilte doch auch dieselbe Hand und derselbe Mund historisch gliedernd und ohne die kleinste Untreue an jenen Angelsternen, namentlich seines sinkenden Lebens Responsa über Successionsfragen und andere positive Dinge an durchlauchtige Häuser mit. Seine letzte Krankheit dauerte nur kurz. Der Tod näherte sich ihm leicht und still. Der von Karlsruhe auf die Nachricht von dem bedenklichen Unwohlsein des Vaters herbeieilende Sohn fand ihn nicht mehr am Leben. — Unstreitig war K. der tüchtigste und ehrlichste unserer gegenwärtigen Publicisten, ohne darum zu den sogenannten politischen Ideologen zu gehören, welche für die öffentliche Meinung nur gewisse Lieblingsansichten der Zeit oder gewisser Kreise oder ihrer selbst, wo nicht als recht und nothwendig, doch als bewegende Thatsachen hinstellen und verkünden. Er gehörte noch weniger zu denjenigen Rechts- und Geschichtskundigen, die aus dem Gewirre des Tages sich zurückzogen unter die Denkmäler und Ueberreste der gesellschaftlichen Gestaltungen früherer Zeit und an deren Wiederaufbau arbeiten oder daran verzweifelnd, Fluch den Bestehenden und Geißelung dem anders denkenden Geschlechte drohen. Das eigenthümliche Feld K.'s war zunächst das diplomatische Recht, worunter wir hier das urkundliche oder herkömmliche, durch Urkunden, Verhandlungen und lebendige Zeugen streng erweisliche Recht verstehen. Es war vor Allem die klare nackte Thatsache des bestehenden Rechts, deren historische Weisung ihn beschäftigte. Insofern gehörte er mit einigen

Wenigen noch zum Stamm der ältern, vormals auch nur allein sogenannten Publicisten Deutschlands und schloß sich an Moser und Pütter an; Beide übertraf er jedoch unstreitig durch größere Kritik und Schärfe des Wissens; besonders war er weit entfernt von allen historischen Phantasmen und Nebelgestalten, denen sich Pütter so häufig hingab. Aufgenommen hatte er dagegen in sich noch die von Friedrich Karl v. Moser und Schlözer eingeschlagene Richtung einer politischen Verwaltungskritik und er war dabei den neuen Ideen nicht unzugänglich geblieben; doch verkündete er sie nur da als Recht, wo sie bereits diplomatisch dafür anerkannt waren; nur etwa ein Küstenfahrer war er auf dem jetzt so lustig befahrenen Meere der politischen Ideen, deren praktische Konsequenzen ihn wohl zuweilen schaudern machten und er wollte sich darum noch nicht zu weit von dem Ufer entfernen, auf welchem er immer so sicher gestanden. Einer philosophischen Grundanschauung von Staat und Recht jenseit oder unterhalb der Nebelhypothese des Staatsvertrags und außer einigen Negationen begegnen wir nirgends in den Klüberschen Schriften. — Außer den genannten Werken sind noch von ihm erschienen: Diss. I et II de Arimannia. Erlang. 1785. (Diese beiden Dissertationen erschienen auch unter dem gemeinsamen Titel: De Arimannia Commentatio juris feudalis Longobardici. Erlang. 1785.) — Versuch über die Geschichte d. Gerichtslehen. Ebd. 1785. — Kleine jurist. Bibliothek. 26 St. Ebd. 1785—94. (6 St. machen einen Band aus). — Progr. de jure nobilum feuda militaria constituendi. Gottingae 1786. — Das Ritterwesen des Mittelalters nach seiner polit. und militär. Verfassung. A. d. Franz. des Hrn. de la Curne de Sainte-Palaye; mit Anmerk., Zusätzen und Vorrede. 3 Bde. Nürnberg 1786—91. — Progr. de pictura contumeliosa. Erlang. 1787. — D. de nobilitate codicillari. Ibid. 1788. — Gab mit einer Vorrede heraus: Jo. Theophili Segeri — Opuscula juris universi et historiae. Vol. I. Ibid. 1788. — Systemat. Entwurf d. kaiserlichen Wahlkapitulation, mit Zusätzen u. Veränderungen. Ebendas. 1790. — Neueste Literatur d. deutschen Staatsrechts, als Fortsetzung der Pütterischen. Ebendas. 1791. (Auch unter dem Titel: Literatur d. deut. Staatsrechts von Pütter; fortges. und ergänzt von Kl. 4r Th.) — Akten zum Gebrauch seines praktischen Kollegiums. Ebd. 1791. — *Die Polytalpen. 1792. (Eine Satyre auf das Ahnenwesen; in Regens-

burg nachgedruckt und Genz füllte damit einen ganzen Komitialbericht.) — Isagoge in elementa juris publici, quo utuntur nobiles immediati in Imperio Rom. Germ. Ibid. 1793. — *Das neue Licht, od. Rastatter Friedenskongreßaussichten. Rastatt (eigentl. Nürnberg) im Januar 1798. — Einleitung zu einem neuen Lehrbegriff d. deut. Staatsrechts. Erlang. 1803. — Ueb. Einführung, Rang, Erzämter, Titel, Wappenzeichen u. Wartschilde d. neuen Kurfürsten. Ebend. 1803. — *Das Okkupationsrecht des landesherrl. Fiskus, im Verhältniß zu den Besitzungen, Renten u. Rechten, welche den sekularisirten, als Entschädigung gegebenen geistlichen Stiftungen in fremdem Gebiete zugestanden, rechtlich geprüft von Dr. J. L. K. Ebd. 1804. — Kompendium der Mnemonik od. Erinnerungswissenschaft aus dem Anfange des 17. Jahrh., von Lamprecht Schenkel u. Martin Sommer; aus d. Latein. mit Vorrede und Anmerk. Ebend. 1804. — Ehrerbietige Vorstellung an die hochlöbl. unmittelbare Reichsritterschaft, von einem Mitgliede derselben. Januar 1805. (Ohne Druckort). — Ueber den staatswirthschaftl. Werth d. Papiergeldes in deut. Reichsländern. Tübingen 1805. (Auch in den europäisch. Annalen 1805. H. 3.) — Mein Kontingent zur Geschichte d. Gedächtnißübungen in den ersten Jahren des 16. Säkulums für die Besitzer von Schenkels und Sommers Kompendium der Mnemonik. Nürnb. 1805. — *Essai sur l'Ordre de Malte ou de St. Jean et sur ses rapports avec l'Allemagne en général et avec le Brisgau en particulier. Basle 1806. — Baden bei Rastatt. Mit 4 Kpfrtaf. Tübingen 1807. N. A. 1811. — Staatsrecht d. Rheinbundes. Lehrbegriff. Ebd. 1808. — Die Sternwarte zu Mannheim, beschrieben von ihrem Kurator, dem Staats- und Kabinetsrath Klüber. Mit einer Abbildung der Sternwarte in Steindruck. Mannh. 1811. — *Das Lehnfolgerecht d. Familie von dem Knesebeck zu Tylsen auf die Grafsch. Hoorn. Frankf. u. Lpzg. 1815. — Staatsarchiv d. deut. Bundes. 2 Bde. Erlang. 1816—17. — Gab heraus: E. G. Arndt üb. d. Ursprung u. die verschiedenartige Verwandtschaft der europäischen Sprachen u. s. w. Frankf. a/M. 1818. — *Anweisung zur Erbauung und Behandlung russ. Stubenöfen u. zu Erwärmung der Menschenwohnungen auf russ. Art. Mit Zeichnungen in Steindruck. Ebd. 1819. — Europäisches Völkerrecht. 2 Bde. Stuttgart 1821—22. — *Neueste Einrichtung des kathol. Kirchenwesens in den k. preuß. Staaten oder päpstl. Bulle v. 16. Juli 1821 u. königl.

Sanktion derselben, mit einer Einleitung geschichtl. und erläuternden Inhalts. Frankfurt a/M. 1822. — Das Münzwesen in Deutschland nach seinem jetzigen Zustand. Stuttg. 1829. — Abhandlungen und Beobachtungen für Geschichtskunde, Staats- u. Rechtswissenschaften. 2 Bde. Frankf. 1830—34. — Fortsetzung der Quellensammlung zu dem öffentlichen Rechte des deut. Bundes. Erlangen 1833. — Genealog. Staatshandbuch 66. Jahrg. 2 Abth. Frankfurt a/M. 1834. — Pragmatische Geschichte der nationalen u. polit. Wiedergeburt Griechenlands, bis zu dem Regierungsantritte des Königs Otto. Frankf. a/M. 1835. — Die eheliche Abstammung des fürstlichen Hauses Löwenstein-Werthheim von d. Kurfürsten Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz und dessen Nachfolgerecht in den Stammländern d. Hauses Wittelsbach, a. d. liter. Nachlasse d. Verfassers. Herausg. von D. J. Mühlens. Frankf. a/M. 1838. — Außerdem lieferte er Beiträge zu Posselts wissenschaftlichem Magazin, zu den Rheinischen Staatsanzeigen, zur Neuen Berlin. Monatsschrift, zum Morgenblatt, zur Allgem. Zeitung u. a. Z.

84. Gottfried Reinhold Treviranus,

praktischer Arzt und Professor der Medicin und Mathematik am Lyceum in Bremen;

geb. den 4. Februar, 1776, gest. den 16. Februar 1837 *).

Treviranus war zu Bremen geboren. Seine Vorfahren väterlicherseits hatten sich theils dem geistlichen, theils dem Kaufmannsstande gewidmet und früher am Rhein, seit etwa einem Jahrhundert aber im nördlichen Deutschland gelebt. Er war das älteste von acht Geschwistern, deren nur drei ihn überlebt haben, nämlich Ludolf Christian, jetzt Professor der Botanik zu Bonn, seinem Bruder auf dem Wege der Naturforschung vertrauter Begleiter, Ludwig Georg, Dirigent einer Maschinenfabrik zu Blansko in Mähren und eine unverheirathete Schwester. Unser T. besuchte vom Jahr 1782 bis 1791 das Gymnasium zu Bremen. Schon von Jugend auf zeigte er große Beharrlichkeit in seinen Studien. Der Kaufmannsstand, dem er sich, der Eltern Wunsch gemäß, hätte widmen sollen, war für ihn ohne Reiz, dagegen waren Physik und Mathematik die Fächer,

*) Nach der außerordentlichen Beilage z. allgem. Zeitung 1837. Nr. 223 — 226.

welche seiner Neigung am meisten entsprachen und in der Mathematik hatte er es, bevor er das Gymnasium verließ, so weit gebracht, daß seine Lehrer ihn auf gleiche Stufe mit sich stellten. Die vorherrschende Richtung auf reales Wissen war es, was ihn bestimmte, sich der Medicin zu widmen. In Göttingen betrieb er diese Studien in den Jahren 1793 bis 1796 mit jenem Ernste, jener Treue, die alle seine Unternehmungen, sein ganzes wissenschaftliches Leben bezeichneten. Schon auf der Universität fühlte er sich zur Physiologie — der Lehre von dem Leben und seinem Erscheinungswesen in Raum und Zeit — mächtig hingezogen; er ergab sich diesem Studium, um es für die ganze Dauer seines arbeitsvollen Lebens stets am Herzen zu tragen. Noch als Student schrieb er, im August des Jahrs 1795, eine Abhandlung über „Nervenkraft und ihre Wirkungsart," welche, ohne des Verfassers Namen, in Reils Archiv für die Physiologie (Band 1. Heft 2.) gedruckt ward. Am 24. Sept. 1796 vertheidigte T. seine Inauguralschrift: de emendanda physiologia und kehrte dann nach Bremen zurück, um in seiner Vaterstadt sich der ausübenden Medicin zu widmen. Aber er liebte dies Geschäft nicht, wegen der Beschwerlichkeiten, die es mit sich bringt und der dadurch nothwendigen Zersplitterung der Zeit, welche er lieber ausschließlich seinen Lieblingsstudien würde zugewendet haben. Seine Leibeskonstitution war zwar im Ganzen stark, doch hatte er eine schwache Brust, ein Grund mehr für ihn, sich von den Mühseligkeiten der ärztlichen Praxis einigermaasen frei zu halten. Auf der andern Seite hing die ausübende Medicin mit seinen Studien zu genau zusammen, weshalb er selbst in späteren Jahren nicht zu bewegen war, sie aufzugeben. Er widmete daher gewöhnlich einen Theil des Vormittags seinen Krankenbesuchen, den andern brachte er bei Zergliederungen und Untersuchungen am Mikroskope zu. Die freien Stunden des Nachmittags waren der Lektüre, die des Abends dem Ausarbeiten seiner Schriften gewidmet. So lebte er, in philosophischer Stille, befeligt von seiner Wissenschaft, vierzig Jahre lang und noch zehn Tage vor seinem Tode machte er Krankenbesuche und besorgte die Korrektur einer physiologischen Schrift, welche ihm zu beendigen nicht mehr vergönnt war. Bald nach seiner Heimkehr von Göttingen, im Jahr 1797, wurde T. Professor der Medicin und Mathematik an dem Lyceum zu Bremen, welche Unterrichtsanstalt da-

mals noch bestand. In eben diesem Jahr gab er den ersten und im Jahr 1799 den zweiten Theil seiner „Physiologischen Fragmente“ heraus. Man erkennt aus dieser Schrift, daß ihn damals die durch die Entdeckungen des Galvanismus und durch Humboldts Forschungen angeregten Untersuchungen über die allgemeine Reizbarkeit sehr beschäftigten. Im Zusammenhang damit stellte er eine Reihe von Versuchen an über den Einfluß des galvanischen Agens und einiger chemischen Mittel auf das vegetabilische Leben, so wie über die Einwirkung des Opiums und der Belladonna auf die Lungen der Amphibien. (Vom Erfolge dieser Versuche berichtete er im Jahr 1800 in dem von Pfaff und Scheel herausgegebenen nordischen Archiv für Natur- und Arzneiwissenschaft, Band 1, Stück 2.) Inzwischen hatte er schon von seiner akademischen Studienzeit an sich mit der Idee eines größeren Werks getragen, das, von Hallers Elementen der Physiologie ausgehend, den Gewinn und die veränderte Gestalt, welche die Wissenschaft vom Leben angenommen hatte, darstellen sollte. Dies war die „Biologie oder Philosophie der lebenden Natur“ — ein Werk, dessen Werth von den Zeitgenossen ehrenvoll anerkannt wurde und welches auf die Gestalt der Wissenschaft in mannichfaltiger Weise eingewirkt hat. Die Ausarbeitung des Werks zog ihn in manche damit verknüpfte Untersuchungen, deren Resultate von ihm in verschiedenen Sammlungen niedergelegt worden sind. Hierher gehören seine schätzbaren Arbeiten, die Physiologie der Insekten und Fische betreffend (welche anfänglich in den Annalen der Wetterauer Gesellschaft für die Naturkunde, Band 3, dann vermehrt in dem zweiten Bande der vermischten Schriften anatomischen und physiologischen Inhalts aufgenommen wurden, die er vom Jahr 1816 an mit seinem Bruder herauszugeben angefangen hat). Seine schönen Untersuchungen über den innern Bau der Arachniden wurden im Jahr 1812 durch die physikalisch-medicinische Gesellschaft zu Erlangen zum Druck befördert. In der oben erwähnten Sammlung von Abhandlungen anatomischen und physiologischen Inhalts, welche im Jahr 1821 mit dem vierten Band geschlossen wurde, rühren die meisten Arbeiten von ihm her. In allen bewährt sich der ruhige, gewissenhafte, anspruchslose Forscher. Die zahlreichen Zeichnungen, ja sogar die Kupferstiche zu diesen Arbeiten verfertigte T. größtentheils selbst. Auch bei einer Abhandlung de pro-

tei anguini encephalo (im vierten Bande der Commentar. Soc. Reg. scient. gotting.) sind die Zeichnungen und der vortreffliche Stich der Tafeln seine Arbeit. Er war der Meinung, daß nur der Anatom selber die von ihm gefundenen Thatsachen, zumal wenn er dabei des Mikroskops bedurfte, richtig mit Bleistift und Nadel darzustellen vermöge. Vom Jahr 1824 an gab er mit seinem Freunde, dem ausgezeichneten Zootomen Tiedemann, die Zeitschrift für Physiologie heraus, wovon bis jetzt fünf Bände erschienen sind. Fast jedes Stück enthält eine oder mehrere Abhandlungen von ihm. Die Physiologie der Sinne, eines der schwierigsten Kapitel der Biologie, ward von ihm stets mit Vorliebe verfolgt. Die Resultate seiner Untersuchungen wurden in den „Beiträgen zur Anatomie und Physiologie der Sinneswerkzeuge" niederlegt, deren erstes Heft im Jahr 1828 erschien. Hier handelte er die allgemeinen Gesetze der Strahlenbrechung im Auge des Menschen und der Thiere mathematisch ab; er gab die genauesten Dimensionen des menschlichen und gewisser Thieraugen, stellte die Verhältnißzahlen über die Refraktion der durchsichtigen Theile des Auges, wie sie sich aus den Versuchen von Hawksbee, Monro, Young, Brewster u. A. ergeben, zusammen und verfolgte die Erscheinungen und die innern Prozesse des Sehens durch alle Thierklassen hindurch. Die Mängel in der bisherigen Theorie des Sehens war er bemüht durch genauere Bestimmung der Gesetze der Strahlenbrechung im Auge und in Folge dessen durch eine Reihe verwickelter und mühsamer Rechnungen zu beseitigen. Unter so vielen und großen konkreten Studien verlor übrigens T. die generellen Ansichten nicht aus dem Gesichtskreis; und wenn es jedem ausgezeichneten Kopf noth thut, sich von Zeit zu Zeit die Erwerbungen der Wissenschaften wieder zurechtzulegen, zu harmonisiren, wie sehr mußte es ihm Bedürfniß werden, eine allgemeine Uebersicht des ganzen biologischen Gebiets nach seinen Grundideen zu entwerfen, da sein thätiges Leben nicht hinreichen konnte, dem ersten Entwurf getreu, die „Biologie" zu Ende zu führen. Dieser innern Anforderung zu genügen, verfaßte T. (1831 bis 33) die „Gesetze und Erscheinungen des organischen Lebens," ein Buch, welches einerseits als gedrängter Auszug aus dem größeren Vorläufer gelten, andrerseits die im raschen Fortschreiten begriffene Wissenschaft bis auf die neuesten Zeiten fortführen sollte, da seit Erscheinung des ersten Ban-

des des ersteren dreißig Jahre verflossen waren. Hier wurde denn auch nicht blos die Lehre von den Sinnen, denen er den letzten Band der Biologie gewidmet hatte, sondern auch die schwierigen Kapitel vom Nervensystem und seinem Verhältniß zum physischen Leben überhaupt, vom geistigen Leben in seinen Beziehungen zum körperlichen in der Sinnenwelt, so wie die Lehren von der Zeugung, vom periodischen Wechsel in den Lebenserscheinungen (Wachen und Schlaf), von Konstitution, Temperament, Gesundheit, Krankheit — abgehandelt. Was aber dem Entwurf des Werks gemäß hier nur kurz betrachtet werden konnte, das beabsichtigte er in einer Heftweise unter dem Titel von „Beiträgen zur Aufklärung der Gesetze und Erscheinungen des organischen Lebens" erscheinenden Schrift weiter zu entwickeln. Davon erschienen jedoch nur zwei Hefte. Von dem dritten dieser Hefte erlebte er den vollendeten Abdruck nicht mehr. Eine nervöse Brustentzündung machte seinem thätigen Leben sanft und schmerzlos ein Ende. Bei einer großen Reizbarkeit der Lungen, welche durch jeden Witterungswechsel leicht afficirt wurden, sah T. seinen Tod seit Jahren als nahe an; doch blieb die Thätigkeit seines Geistes während dieser krankhaften Stimmung stets die nämliche. Als er einige Wochen vor seinem Ende ein Aussetzen des Pulses um den vierten und siebenten Schlag, verbunden mit Erschwerung des Athems, wahrnahm, schrieb er es auf Rechnung der Anstrengung beim Kupferstechen (er hatte eben noch zu dem unvollendeten Hefte seiner Beiträge vier Tafeln eigenhändig gestochen) und glaubte durch ruhiges Verhalten das Uebel beseitigen zu können. Doch leider war die Stunde gekommen, da Deutschland einen seiner trefflichsten Naturforscher sollte scheiden sehen! — T. hatte die Bildung und Richtung seines Geistes von den Alten empfangen, deren er viele gelesen. Er liebte die Natur in ihren stillen Wirkungen und das, wozu der Umgang mit ihr anregt, die Unabhängigkeit, über Alles. In der Nähe von Bremen besaß er ein kleines Landgut, wohin er sich gemeiniglich für einen der Sommermonate zurückzog, um ganz der Wissenschaft zu leben. Hier war es auch, wo er gern die Dichter und Philosophen las, von denen er Heiterkeit und Beruhigung als Lohn für angestrengte wissenschaftliche Thätigkeit empfing. T. war in einem mäßigen Wirkungskreis ein glücklicher Arzt, der eines unbedingten Vertrauens genoß; er war ein treuer, zu-

verlässiger Freund, ein zärtlicher und besorgter Hausvater, ein achtungswürdiger Bürger. Er war ein Mann des deutschen Herzens, des offenen, klaren Auges und gehörte zu denjenigen Köpfen, die nicht von der Oberfläche, die vielmehr aus der Tiefe schöpften. Seine Schriften setzen, um richtig gefaßt und vollständig benutzt zu werden, einen tüchtigen Verstand, eine vielseitige Vorbildung und eine Ruhe und Stille des Gemüths voraus, wie sie in unseren Zeiten, unter dem Drange großer Ereignisse, eben nicht leicht gewonnen und erhalten werden. Dennoch hat T. in seinem Vaterland einen großen Wirkungskreis gehabt. Er hat, obgleich niemals Universitätslehrer und in einer Handelsstadt ansässig (die zwar durch reiche wissenschaftliche Bildung ihrer Bewohner ausgezeichnet ist, aber außerhalb der Mittelpunkte literarischen Verkehrs liegt), dennoch Viele belehrt! Es gibt wohl keinen Gau des deutschen Vaterlands, in welchem man nicht irgend eine seiner gewichtigen Schriften zu dem literarischen Schatz eines Arztes, eines Pharmaceuten oder Landwirths zählte, wo sie nicht in Stunden ruhiger Muße mit Vorliebe und Erfolg gelesen würde. Wir finden in diesem Schriftsteller einen Ernst, eine Umsicht der Betrachtung, eine Ausdehnung von Kenntnissen nach jeder Seite hin, daß wir ihn nie aus der Hand legen, ohne die Ueberzeugung, eine tüchtige Natur, ein klassisch gebildeter, wohlgesinnter Mann, ein Mann, dem es vor Allem um Wahrheit zu thun sei, habe zu uns geredet. Hier ist kein Schillern, kein Schwanken der Begriffe, kein Haschen nach Ueberredung durch schöne Worte, sondern Alles gewissenhaft, treu, ungeschminkt, der Wissenschaft zu Liebe. T. war einer von jenen Naturforschern, denen es nicht sowohl um ein System, als um die möglichste Näherung an die Wahrheit zu thun ist. Seine Untersuchung geht meistens den analytischen Weg; von allgemeinen Begriffen, von Ideen steigt sie zum einzelnen Fall herab; sie bringt das Licht einer höheren, geistigen Anschauung mit sich in das Helldunkel, in das bunte Farbenspiel der Erscheinungen und erleuchtet dadurch die verwirrende Mannichfaltigkeit. Diesen Gang nahm T. sowohl, wenn es ihm, wie in seiner „Biologie," um Bewältigung und Gliederung des gesammten Materials zu thun war, als wenn er, das Messer in der Hand, ganz konkrete Bildungen untersuchte, um sie sodann durch den Pinsel mit nicht gemeiner Kunstfertigkeit zu fixiren. Wir glauben damit die Reihe von

Naturforschern bezeichnet zu haben, zu der er zu zählen war und in welcher er einen hohen Rang einnahm. Er gehörte zu den begeistigenden Naturforschern, zu denen, welche mit einer glücklichen Divinitionsgabe ausgerüstet, jenes Divinum herauszufühlen verstehen, worin die Bedeutung, die Seele jedes Naturwesens wirksam erscheint. Diesen Naturforschern ist die Natur nicht sinnlos, nicht automatisch; ihnen gibt es kein Leben, das nicht beseelt wäre. Sie erkennen, daß die Angeln, um welche sich die Thathandlungen, die Geschichten des Lebens drehen — weit entfernt, in irgend einer Weise mit einem Mechanismus verglichen werden zu können — vielmehr jede Analogie dieser Art von sich weisen. T. holte überdies die Begeistigung der Natur nicht von einer Weltseele her. Eben so wie Leibnitz, Newton und Kant glaubte er nicht daran, daß die Dinge in der Natur etwa gleichsam von dem Hauch dieser durch die Schöpfung hinfahrenden Weltseele in Odem und Bewegung versetzt würden. „Mit der Voraussetzung einer Weltseele," sagt er selbst, „ist entweder alles individuelle geistige Dasein aufgehoben oder man ist gezwungen, außer diesem Princip noch ein besonderes für jedes einzelne Leben anzunehmen. In beiden Fällen gibt jene Hypothese keine leichtere Erklärung, als die Annahme dessen, der in jedem individuellen Leben Wirkungen eines für sich bestehenden Princips sieht." Er war vielmehr von der innigen Ueberzeugung durchdrungen, daß die richtige Naturbetrachtung, die wahre Forschung immer auf die Nothwendigkeit hinführe, ein individuelles geistiges Sein, somit unsterbliche Besonderheiten, anzunehmen. Er vereinigte diese Ueberzeugung mit der andern, daß „alle lebende Wesen in einer nicht durch Sinneseindrücke vermittelten Wechselwirkung gegen einander und gegen die übrige Natur stehen." Es ist klar, daß Studien, welche solche Ueberzeugungen begründen, auch einen sittlichen Charakter entwickeln, daß sie eine beruhigende, beseligende Kraft äußern mußten, sowohl auf den Mann selbst, als auf diejenigen, welche sie unter des Schriftstellers Anleitung wiederholten. Von diesem Gesichtspunkt aus glauben wir sagen zu dürfen, daß die Lektüre von T. Schriften seinem Publikum nicht blos in der Sphäre des Verstandes, sondern auch in der höhern des Gemüths genutzt habe; und da Ideen und philosophische Ueberzeugungen obschon unmerklich, doch sehr bald in weitere Kreise hindurchdringen, auch dort noch thätig sind, wo

sie durch das Medium mannichfacher Persönlichkeit modificirt worden, so stehen wir nicht an, diesen Schriftsteller wegen seiner allgemein wohlthätigen Wirksamkeit zu preisen. Wer versucht hat das große Material in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, welches T. in den sechs Bänden seiner „Biologie" mit polyhistorischer Gelehrsamkeit niedergelegt hat, wird uns hierin beistimmen. Und dieser Odem einer höhern, geistigen und begeistigenden Naturansicht, der gleichmäßig durch alle Schriften dieses ausgezeichneten Forschers weht, macht die Mängel im Einzelnen vergessen, welche Schriften dieser Art, besonders wenn sie (wie es mit denen T. der Fall war) langsam erscheinen, in unsern Zeiten an sich tragen müssen, jetzt, wo alle Zweige der Naturwissenschaft mit so großem Eifer, mit so gewaltigen Hülfsmitteln und so überraschenden Erfolgen kultivirt werden. Das erwähnte Streben, jede Untersuchung auf eine höhere Einheit zurückzuführen, ist ein Verdienst der Schriften T., welches sie mit den besten ähnlichen in unserer Literatur theilen. In Rücksicht auf den gemäßigten, ungeschminkten Ton, auf die die Phantasie zügelnde, ruhige Haltung lassen sie sich mit manchen verwandten Erscheinungen der englischen Literatur vergleichen. Man fühlt, daß dieser Schriftsteller die Vorschriften eines Baco kannte, daß er bemüht war, ihnen zu folgen. T. hatte sich eine hohe Aufgabe gesetzt: „die Geschichte des organischen Lebens" nach seinen Erscheinungen und Gesetzen darzustellen. Es heißt dies nicht weniger, als Anfang und Ende unsers menschlichen Wissens von natürlichen Dingen. Die feinsten Fäden der Philosophie, wie die stärksten Leitseile der Erfahrung sollten hier in Einer Hand gehalten, das Mysterium des Centrums und die sinnermüdende Unendlichkeit an der Peripherie aller Erscheinungen sollten gleich mächtig und richtig gefaßt und dargestellt werden. Vor T. lag die Physiologie, seit Hallers unsterblichen Arbeiten zu dem Rang einer Wissenschaft erhoben, wie sie nun, durch die Entdeckungen in der antiphlogistischen Chemie seit Lavoisier, in der Physik, besonders durch Galvani und Volta, in der Botanik seit Linné und Jussieu, in der Zoologie seit Buffon, Vicq d'Azir und Hunter, in der Mineralogie und Geolgie seit Werner bereichert, eine neue Gestalt erhalten sollte. Das Bestreben, alle diese Fächer in Beziehung auf ihren obersten Gegenstand, den Menschen und auf das Leben, das dieser Messer der irdischen Schöpfung von sich aus abwärts

zu erkennen und zu begreifen hat, zu vereinen, sie in ein organisches Ganze zu bringen: dies war es, was vor T. Geist schwebte; ein Unternehmen, eben so kühn als bei glücklichem Erfolg lohnend. Gerade als T. auf den Schauplatz trat, war in Deutschland jene Richtung, über die Natur zu spekuliren, lebendig geworden, welche man, mit einem ziemlich unbestimmten Begriffe die Naturphilosophie zu nennen pflegt. Es ist charakteristisch für T. Geistesanlage und Thätigkeit, daß er sich der naturphilosophischen Schule eben so wenig zugesellte, als A. v. Humboldt, mit dem er in mancher Beziehung, besonders auf Universalität und Forschungsweise, verglichen werden mag, den er auch in seinen Schriften gern als Gewährsmann anführt. Er blieb stets dem Empirismus zugethan, hielt es aber für Pflicht, die Erfahrung in ihrer möglichst vollen Ausdehnung zur Basis zu nehmen. Eben deshalb war es ihm, wie allen denen, die viel wissen, nicht leicht, in irgend einem Gegenstand der Naturforschung zu einem Abschluß zu kommen, sich als befriedigt zu erklären. Mit den hier angedeuteten Gesinnungen unternahm er sein größtes Werk „die Biologie." Gerade deshalb aber war es natürlich, daß er den weit und breit gefaßten Plan (der unter Andern auch die Gesetze der Verbreitung der organischen Wesen auf der Erde umfaßt), bei der täglich ins Ungeheure gesteigerten Zunahme unserer Erfahrungen über die Erscheinungen des organischen Lebens in allen Kreisen der Schöpfung, als die Kräfte des Einzelnen übersteigend, nicht auszuführen vermochte. Davon stand er also ab, indem er jenes Werk nur in Beziehung auf das physische Leben ausführte. Jedoch hat er in dem spätern Werk („die Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens") auch viele Blicke auf das andere, geistige Gebiet niedergelegt. Dieses Buch, die ausgezeitigte Frucht eines vierzigjährigen redlichen Naturstudiums, gibt seinem Verfasser einen Platz unter den trefflichsten Physiologen unsers Volks. Doch ist es nur ein geringer Theil dessen, was der Mann geleistet hat! T. war so glücklich organisirt, daß es ihm eben so leicht ward, sich aus der Fülle ungeordneter Thatsachen zu allgemeinen Begriffen zu erheben, sich mit den schwierigsten Problemen des sondernden und gliedernden Verstands in der Untersuchung unserer geistigen Funktionen oder in verwickelten Rechnungen zu beschäftigen, als der feinen Organisation eines Thiers nachzuspüren und mit Messer und Mikroskop Forschungen über

thierische Gewebe, über Nerven- und Aderverlauf oder über die Entwickelung eines kaum sichtbaren Eies anzustellen. Diese Vielseitigkeit ist eine seltne Gabe! Nur zu oft bemerken wir, daß ein Naturforscher, gewandt und erfahren in der Auffassung eines konkreten, wenn auch noch so schwer wahrnehmbaren Faktums, aller Weihe entbehrt, um die aufgefundene Blüthe auch durch die Wärme einer höhern Kenntniß, einer generalisirenden Geistesthätigkeit zu befruchten, zur Reife zu bringen. Noch häufiger aber erscheinen in unserer systemreichen und deshalb an unbefangener Erkenntniß armen Zeit jene Naturkundigen, die es niemals mit Forschen zu thun haben wollen, die, ohne nur einmal den Sinn mit irgend einer bedeutsamen konkreten Naturanschauung erfüllt zu haben, recht vieles aus Büchern wissen, aber nichts aus dem ewig wahren Buch der Natur. Solche Kundige kennen die Freuden und die Schmerzen des Naturforschers, welche eben in der Schwierigkeit des Forschungsgeschäfts liegen, nur vom Hörensagen; aber sie werden nur um desto leichter und sicherer mit Allem fertig, sie entsiegeln mit Salomo's Ring jedes Geheimniß und bringen ein System zur Welt, das, in seiner anmaßlichen Selbstbefriedigung, die Menschenweisheit mit der des Schöpfers selbst verwechselt. T. gehörte zu keiner von diesen beiden Klassen; er war ein Naturforscher im wahren Sinn des Worts, er war es mit ganzer Seele und ganzem Gemüth und eben weil ein ganzer Mensch in seinen Studien lebendig war, brachte er es zu einer rühmlichen Wirksamkeit. — Außer den genannten selbstständigen Werken lieferte T. noch viele Beiträge zu periodischen Schriften.

* 85. Johann Gottlieb Blümner,

k. preuß. Hofrath u. Salarienkassenrendant am Oberlandesgericht zu Breslau;

geboren den 10. Mai 1763, gest. den 17. Febr. 1837.

Er war der Sohn des Stadtwundarztes Blümner in Strehlen, der nachher wegen mehrfacher Unannehmlichkeiten im Betreff seines Hauses die Stelle eines Acciseeinnehmers in Münsterberg annahm, woselbst auch sein Sohn in der dasigen Stadtschule den ersten Unterricht genoß. Nachdem er die ersten Anfangsgründe in der lateinischen Sprache erlernt hatte, wurde er zu seinem Großvater nach Strehlen gegeben, um an dem

Unterricht eines Kandidaten der Theologie Theil zu nehmen. Von seinem 12. Jahr an besuchte er 4 Jahre hindurch das Gymnasium zu Hirschberg und gelangte bis in die zweite Klasse desselben. Leider mußte er wegen Mangel an nöthiger Unterstützung die Idee zu studiren aufgeben, da sein Vater außer ihm noch 5 Kinder von seinem geringen Gehalte zu ernähren hatte. Selbst während jener 4 Jahre hatte sich B. durch Unterrichtgeben, besonders in der franzöſ. Sprache, forthelfen müssen. Er sah sich daher genöthigt nach einem baldigen Unterkommen zu streben und so wurde er 1779 Supernumerarius bei dem Acciseamt in Münsterberg nnd nach 1½ Jahr Accisekommis in Kartschen in Oberschlesien. In dem Jahr 1783 wurden viele Beamte, weil sie nicht im Militär gedient hatten, von Friedrich II. aus dem Etat gestrichen. Dasselbe Schicksal erfuhr auch B., was ihn um so mehr schmerzte, da kaum 14 Tage vorher der Generalinspektor de Roux und der Provinzialinspektor Schmieder bei der Revision des Acciseamts ihm wegen seiner Dienstführung viele Lobeserhebungen und Hoffnung zu einer baldigen Verbesserung seiner Lage gemacht hatten. Er ließ sich ein Attest von der Accisedirektion zu Neisse über seine Dienstführung und den Grund seiner Entlassung geben und reiste dann mit seinem Vater zu dem damaligen Justizminister Freiherrn v. Dankelmann *), welchen sein Vater aus den Kinderjahren her kannte. Von diesem wurde er bald als Kanzleiassistent angestellt, nachdem er seine Wiederanstellung bei der Accise abgelehnt hatte. Die Accisedirektion hatte ihm nämlich in einem Schreiben bekannt gemacht, daß in Hinsicht seiner ein Versehen vorgefallen sei. Er sei ein Officiantensohn und des Königs Wille sei, diese beizubehalten und möglichst in die Stellen ihrer Väter einrücken zu lassen. Im J. 1790 wurde er Ministerialregistrator und verlor durch den bald nachher erfolgten Austritt des Justizministers aus seinem Amt einen gewichtigen Gönner. Im J. 1798 verheirathete er sich mit der Tochter des Bäckerältesten Rühl zu Breslau, mit welcher er bis an sein Lebensende eine sehr glückliche Ehe führte. Im J. 1800 wurde er Oberamtsregierungsvorschußrendant, welche Stelle er bis 1809 bekleidete, wo ihm die Stelle eines Rendanten der mit der Vorschußkasse zu kombinirenden Salarienkasse übertragen wurde. In dieser Stellung blieb er nun bis

*) Dessen Biogr. s. im N. Nekr. 8. Jahrg. S. 895.

1829, geachtet sowohl von seinen Vorgesetzten, als auch von allen übrigen Amtsgenossen. Ohne jemals nach Auszeichnungen zu streben, wurde ihm doch im J. 1824 auf den Vorschlag des damaligen Chefpräsidenten v. Falkenhausen *) von dem Könige der Charakter als königlicher Hofrath verliehen. Die letzten Jahre seiner amtlichen Stellung sollten aber nicht so ungetrübt vorübergehen. Der neue Kassenkurator, der damalige Oberlandesgerichtsrath Starke, schien ihm sehr feindlich gesinnt zu sein, was ihm seinen Posten, dem er früher mit so vieler Liebe vorgestanden hatte, sehr verbitterte, bis er endlich, nach Erduldung mancher Unannehmlichkeit im J. 1829, nachdem er 49 Jahre Beamter gewesen war, pensionirt wurde. So sehr ihn auch die Härte, womit man ihn auf seine alten Tage von Oben herab behandelte, betrübte, so genoß er doch die Genugthuung, daß sein Nachfolger bewies, daß nicht Jeder bei einer so großen Verantwortlichkeit so viele Jahre hindurch wie er einem solchen Posten vorstehen könne. Nachdem sein erster Schmerz vorüber, lebte er im Kreise seiner Familie völlig wieder auf. Er wurde immer heiterer und fühlte sich im häuslichen Leben viel glücklicher, als es früher der Fall gewesen war. Von seinen 6 Kindern waren ihm nur 2 übrig geblieben, die 4 andern waren ihm schon frühzeitig durch den Tod entrissen worden. Aber auch seine einzige noch am Leben gebliebene Tochter, seit 1828 mit den Gymnasiallehrer Dr. Wagner verheirathet, schied vor ihm aus diesem Leben und nur sein Sohn, approbirter Arzt zu Breslau, und seine Gattin überleben ihn. — Der Hauptzug seines Charakters war Ernst und Ruhe, dabei war er freundlich und leutselig gegen Jedermann, gegen Jeden gefällig, selbst wenn es die größten Opfer kostete. Trotz seines Ernstes scherzte er sehr gern und entfaltete dabei vielen Witz, ohne zu verletzen. Er schloß sich schwer an Jemanden an, war aber für Jeden zugänglich und wußte in den schrecklichsten Momenten seine Fassung zu behaupten.

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 13. Jahrg. S. 863.

86. M. Benjamin Ferdinand Herrmann,

Pastor jubil. u. Ritter des rothen Adlerordens, zu Markersdorf in der Oberlausitz;

geboren d. 4. Mai 1757, gest. d. 17. Febr. 1837 *).

Geboren zu Bischoffswerda in Sachsen, wo sein Vater Prediger war, bereitete er sich auf dem Lyceum zu Löbau, wo sein Vater später das Primariat übernahm, für die Hochschule vor, die er 1777 in Wittenberg bezog. Nachdem er nur wenige Jahre als Hauslehrer gewirkt hatte, erhielt er 1783 den Ruf als Katechet und Diakonus nach Löbau. Seinen Bemühungen hauptsächlich verdankt die (früher nach Löbau eingepfarrte) Gemeinde Nieder-Kunersdorf die Begründung eines eigenen Kirchensystems, welchem er zugleich als Seelsorger vorstand. Dies war freilich für ihn mit großen Beschwerden verknüpft, die auch, nachdem er sie lange Zeit mit großer Selbstverläugnung ertragen hatte, endlich den Wunsch nach einem ruhigern Wirkungskreis in ihm erweckten, welcher ihm 1804 in Markersdorf zu Theil ward. Hier an der großen Heerstraße, die aus Sachsens Hauptstadt durch Markersdorf in das Herz Schlesiens führte, hatte er unter den Drangsalen des Befreiungskriegs viel zu dulden; ja sein Name hat selbst auf den Blättern der Geschichte dieses Kriegs eine Stelle gefunden, da H. der Ortsprediger war, der am 18. Aug. 1813 zu Görlitz aus Napoleons Hand die Summe von 1000 Thalern in Gold empfing, mit dem Auftrag, an der Stelle in Markersdorf, wo die drei franzöf. Generale: Duroc, Kirchner und La Bruyère durch eine russ. Kanonenkugel tödtlich verwundet wurden, dem Ersterem (duc de Friaul) ein steinernes Monument errichten zu lassen **). Am 1. Januar 1833 feierte H. im stillen trauten Kreise der Seinen sein 50jähriges Amtsjubiläum, bei welcher Gelegenheit er manche erfreuliche Beweise verdienter Anerkennung erhielt. Der König verlieh ihm den rothen Adlerorden 4r Klasse. Er hatte das seltene Glück, bis

---

*) Allgemeine Kirchenzeitung 1837. Nr. 202.

**) Wer über diesen in öffentlichen Zeitschriften fast durchgängig unrichtig dargestellten Thatbestand authentische Nachrichten begehrt, der findet sie in Nr. 14 des „Wegweisers" (Görlitz bei Heintze u. Komp.) im Jahrgang 1832 Sp. 198 ff., wo ein diesen Gegenstand behandelnder und aus H.'s Feder selbst geflossener Aufsatz unter der Aufschrift: Duroc's Denkmal sich befindet.

an seinen Tod eine ununterbrochene man möchte sagen — eiserne Gesundheit zu genießen und sein Pfarramt fast bis zu dem letzten Athemzuge kraft- und segensvoll zu verwalten. Noch am 10. Februar hielt er die Passionspredigt. Mit diesem Tage fing er an zu kränkeln, ohne doch dadurch ganz außer Thätigkeit gesetzt zu sein. Am 16. Febr. verspürte er eine größere Abnahme der Kräfte, legte sich aber mit gewohnter Heiterkeit zu Bette. Früh 8 Uhr — am oben genannten Tage — erhob er sich selbstständig und ohne Stütze vom Lager und trat in sein Wohnzimmer ein, wo ein Lungenschlag sein Leben schnell und sanft beendigte. Zur Erfüllung seines 80. Jahrs fehlten nur noch 2¼ Monate. Die innigste Zuneigung seiner nicht unbedeutenden Gemeinde, die ihn wie einen Vater liebte, folgte ihm ins Grab. — Herrmann war allen pietistischen Unwesen vom ganzen Herzen entschieden abhold und ein Freund des rationellen Bibelchristenthums. Er war unbestritten einer der gediegensten und verdientesten lausitzischen Geistlichen. Von allem Erscheinungen auf theologischem und kirchlichen Gebiete nahm er Notiz und suchte noch in seinem höchsten Alter mit der Zeit fortzuschreiten. Sein Hauptstreben war dahin gerichtet die ihm anvertraute Gemeinde vor allem starren Dogmatismus zu bewahren und zur wahren Glaubenseinigkeit emporzuheben.

87. Karl Friedrich Sintenis,

Pfarrer zu Großschönau (Lausitz);

geb. den 28. Sept. 1767, gest. am 17. Febr. 1837 *).

Er war in Torgau geboren, wo sein Vater M. Karl Heinrich Sintenis, damals Konrektor (nachher Direktor in Zittau) war. Seine Mutter hieß Sophie Friederike geborene Werner. Auf dem Lyceum in Torgau und von 1782 an auf dem Zittauer Gymnasium unterrichtet bezog er 1788 die Universität Wittenberg, wo Reinhard, Tittmann, Schröckh, Hiller, Jöhnichen und Dresde seine Lehrer waren. Nach seiner Rückkehr von der Universität lebte er als Hauslehrer in Zittau längere Zeit im Hause des damaligen Stadtrichters Seiffert, bis er 1799 den Ruf ins Pfarramt nach Spitzkunnersdorf erhielt, von wo er 1809 nach Großschönau berufen wurde. Verheirathet hat er sich im Jahr 1799 mit Johanna Charlotte, einer

*) N. Laus. Magaz. Hft. 2. 1837.

Tochter Traugott Willkomms, damaligen Zucht- und Waisenhausverwalters in Zittau, welche 1818 starb. Sein Sohn aus dieser Ehe, Gustav Eduard, geb. 1800, starb 1832 als sächs. Artillerielieutenant. Im Herbste 1818 verheirathete er sich wieder mit Frau Henriette Wilhelmine, der Wittwe des Diakonus Schlinzigk in Göda und Tochter des Pastor prim. Scheele in Camenz, welche er als Wittwe hinterläßt. Seinen 3 Stiefkindern war er, wie seinen eigenen 3 Kindern ein liebender Vater und in seinem Amte war er bis wenige Wochen vor seinem Tode thätig. Brustleiden und Geschwulst hinderten ihn, seit November 1836, an der gewohnten Thätigkeit und führten am oben genannten Tage sein Lebensende herbei.

88. Augusta Freiin v. Goldstein, geborene v. Wallenrodt,

Schriftstellerin zu Breslau;

geb. den 20. Febr. 1764, gest. den 18. Febr. 1837 *).

Sie war zu Breslau geboren, wo ihr Vater, Gottfried Ernst v. Wallenrodt, als königl. preuß. Major bei dem Kürassierregiment, damals v. Schlabrendorf, stand. Ihre Mutter, Johanne Isabelle Eleonore v. Wallenrodt geb. Freiin von Koppy, ist als Schriftstellerin bekannt. Sie verlor ihren Vater im noch nicht vollendeten 12. Jahre und mit diesem Verluste hörte der gründlichste Unterricht in allen wissenschaftlichen Dingen, die nicht die weibliche Fassungskraft übersteigen, auf. Im J. 1791 verheirathete sie sich zwar mit einem redlichen Mann, aber unter so ungünstigen Verhältnissen, daß sie ihn selbst zur Scheidung bewegte. Durch sonderbare Ereignisse geleitet, nahm sie dann auf kurze Zeit den Namen Fölsch an. Im J. 1803 verheirathete sie sich mit dem Freiherrn von Goldstein in Sachsen. Der Verlust alles Vermögens war die Klippe, an der die häusliche Zufriedenheit scheiterte. Beide Ehegatten lebten nach mehreren Jahren schon getrennt, er in Sachsen, sie im preußischen Staate, von einer Pension, die sie von der Gnade des Königs erhielt und zwar erst zu Liebenfelde bei Soldin in der Neumark, wo sie die Erziehung der weiblichen Jugend in einer ihr durch Freundschaft sehr

*) Nach Schindels Schriftstellerinnenlexikon.

werthen Familie übernahm, zuletzt zu Breslau. — Aug. v. Goldstein verdankte ihre frühere Bildung allein dem Triebe, die Kultur ihres Geistes, unerachtet der ununterbrochenen Kette den Geist eindrückender Ereignisse des Lebens von ihrer frühesten Jugend an, wenigstens nicht wieder zurückgehen zu lassen. Eine lebhafte Einbildungskraft, das Bedürfniß, da die Wirklichkeit ihren Gefühlen ein wüstes Feld darbot, sich mit der erdichteten zu beschäftigen, machte sie aus einer Romanleserin zu einer Schriftstellerin in diesem Fache. Kollmar und Klaire ist ihr erster schriftstellerischer Versuch, mit dem sie 1791 auftrat, dem einige andere folgten. Früher gab sie in einem Taschenbuch einige Aufsätze heraus. In einer der verworrensten Perioden und einem drückenden Zeitraum ihres Lebens wurden ihr einige Manuskripte entwendet, deren Reklamation ihr durch zarte Verhältnisse untersagt wurde. Sie enthielten abgerissene Gedanken, Erzählungen, Novellen u. dergl. Die Verf. fand sie einige Jahre später in fremden Büchern aufgenommen, jedoch nicht unter ihrem Namen und die schon bemerkten Verhältnisse hielten sie ab, die Sache näher zu untersuchen. Seit dem Tod ihrer einzigen Tochter ist, außer ihrer Vorrede zu deren Gedichten, nur ein Werk noch von ihr im Druck erschienen. Zwar hatte sie späterhin, um ihren Geist wieder an andere Beschäftigungen, als das Nachhängen seiner Schwermuth zu gewöhnen, einige ihr aufgetragene Uebersetzungen franzöß. dramatischer Werke übernommen, aber als Kleinigkeiten, da es nur Lustspiele in einem Akte waren, sich nicht öffentlich als Uebersetzerin genannt. Schon früher hatte sie für die ständische Bühne in Prag, die Glücksritter, ein Lustspiel in vier Aufzügen und der todte Nebenbuhler, ein Lustspiel in einem Aufzuge, geschrieben; das letzte wurde auch, noch während ihrer Anwesenheit, 1806 in Prag gegeben. Nur bei ihrem ersten literarischen Versuch, Kollmar und Klaire, setzte sie ihren Namen vor, bei den übrigen nannte sie sich als Verfasserin jenes Werks. — Ihre Schriften sind: Kollmar u. Klaire, eine vaterländische Gesch. 2 Bde. Lpzg. 1791—1793. — *Weihnachtskörbchen für die Jugend. Hamburg 1794. — Eine Sammlung theils dialogisirter Geschichten, theils Erzählungen. Rostock 1798. — *Das Mädchen Wunderhold. Berl. 1808. — Der Traum und das Erwachen, ein Fragment aus d. wirkl. Welt. (anon. in e. Samml. poet. u. historischer Auff. mehr. beliebter

Schriftst. Ebd. 1809.) — Farben d. bunten Erdenlebens. Eine Sammlung v. Erzähl. u. fragment. Familiengem. Liegnitz 1827.

* 89. Dr. Alexander Lang,

ord. Professor der Rechte an der Universität Erlangen;

geboren d. 6. März 1806, gestorben d. 18. Febr. 1837.

Er war der älteste Sohn des fürstlich Thurn und Taxischen Hof-, Justiz- und Domänenraths Lang in Regensburg, erhielt auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt seine Schulbildung, bezog im J. 1824 die Universität Erlangen und begab sich von da im J. 1826 nach Heidelberg, wo er ein Jahr verweilte. Nachdem er sich ein halbes Jahr in München auf seine Disputation vorbereitet hatte, habilitirte er sich im J. 1828 in Erlangen und wurde 1832 außerordentlicher und 1834 ordentlicher Professor der Rechte daselbst. Als solchem war ihm das Fach des Processes übertragen. Früher hatte er mit großer Liebe auch Kirchenrecht gelesen und war dadurch veranlaßt worden, eine Uebersetzung des Corpus juris canonici zu beginnen, deren Fortsetzung durch seinen Tod unterbrochen wurde. Mit dem eifrigsten Streben in seiner Fachwissenschaft vereinigte er ein ungemeines musikalisches Talent, welches er durch viele Kompositionen, von denen ein Theil auch ins Publikum gekommen ist und als ausübender Künstler auf dem Klaviere bethätigte. Die Ausbildung dieses Talents fand die günstigsten Verhältnisse in seinem elterlichen Hause; denn der noch lebende Vater ist einer der feinsten Kenner der Musik und leitete die musikalische Erziehung seiner drei Kinder. Ein Hausfreund, Anton Braig, früher der Prämonstratenserabtei Marchtall angehörig, in Regensburg als Musiklehrer lebend, besorgte den Klavierunterricht mit einem Geiste, wie es von einem tiefen Kenner der Musik, einem enthusiastischen Freunde derselben und einem vielseitig gebildeten Manne vorauszusetzen ist. Braig stand an der Spitze eines damals durch eminente Talente blühenden Musikvereins in Regensburg und der junge L. wurde bald zur thätigen Theilnahme an demselben befähigt. Das große musikalische Talent, eine feine gesellschaftliche Bildung und eiserner Fleiß in seinem Fach erwarben ihm in Heidelberg den Zutritt in Thibauts Hause und das besondere Vertrauen dieses großen Juristen. In Erlangen stiftete er dann i. J. 1835

einen musikalischen Verein, der den Namen Cäcilia annahm und dessen Leistungen bald sehr bedeutend wurden. Die Liebe für die Musik beeinträchtigte seinen brennenden Eifer für das Studium der Jurisprudenz, das er mit Leidenschaft liebte, nicht im geringsten. — Er war der treuste, eifrigste Lehrer, einer der thätigsten Referenten beim Spruchkollegium und arbeitete mit einer Anhaltsamkeit und einem Drange, der seiner schwachen Konstitution bald schädlich werden mußte. Ein Lehrbuch des summarischen Processes, seine letzte Arbeit, liegt fast zum Druck vollendet vor und verdient nach dem Urtheil kompetenter Richter bald der Oeffentlichkeit übergeben zu werden.

90. Dr. Georg Büchner,

Privatdocent der Naturwissenschaften zu Zürich;

geboren den 17. Okt. 1813, gestorben den 19. Febr. 1837 *).

Büchner, der Sohn eines angesehenen Arztes zu Darmstadt, wurde zu Goddelau bei Darmstadt geboren. Nachdem er das Gymnasium dieser Stadt besucht, widmete er sich zu Straßburg vom Herbst 1831 bis zum August 1832, sodann vom Oktober dieses Jahrs bis zur Mitte des J. 1833 dem Studium der Naturwissenschaft, besonders der Zoologie und vergleichenden Anatomie. In dieser Zeit von einer Unpäßlichkeit befallen, fand er sorgsame Pflege im Hause seines Verwandten, des Pfarrers Jägle zu Straßburg. Während dieser Krankheit verlobte er sich mit der Tochter dieses würdigen Geistlichen, welche durch Geist und Herz in jeder Beziehung seiner würdig war. Die Gesetze seines Heimathlandes riefen ihn im Herbst 1833 auf die Universität Gießen, wo er sein Studium der Naturwissenschaften fortsetzte und zugleich nach dem Wunsche seines Vaters mit der praktischen Medicin sich befaßte. Durch eine Hirnentzündung im Frühjahr 1834 erlitten diese Studien einige Unterbrechung; doch kehrte er nach kurzem Aufenthalt in Darmstadt nach Gießen zurück, wo er bis zum Herbst 1834 verweilte. Von da begab er sich abermals in sein elterliches Haus nach Darmstadt, wo er fortwährend mit Naturwissenschaften, so wie mit Philosophie sich beschäftigte und zugleich im Auftrage seines

*) Nach der Züricher Zeitung 1837.

Vaters anatomische Vorlesungen hielt. In der letzten Zeit seines Aufenthalts in Gießen wurde B. mit vielen andern Jünglingen seines Sinns und Alters, in die politischen Bewegungen jener Zeit verwickelt. Der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung entzog er sich im März 1835 durch seine Abreise nach Straßburg. Hier gab er entschieden die praktische Medicin auf und widmete sich mit rastlosem Eifer dem Studium der neueren Philosophie. Besonders tief drang er in die Lehren von Kartesius und Spinoza ein. Eine gleiche Thätigkeit, die ihn häufig seine Arbeiten bis tief in die Nacht fortsetzen ließ, wendete er auf die Naturwissenschaften. Im Dec. 1835 begann er die Vorarbeiten für seine Abhandlung: „Sur le systême nerveux du barbeau," welcher er die Ernennung zum korrespondirenden Mitgliede der naturforschenden Gesellschaft zu Straßburg verdankte. Durch Einsendung derselben Abhandlung an die philosophische Fakultät zu Zürich erwarb er sich die philosophische Doktorwürde. Von den ausgezeichnetsten Kennern der Naturwissenschaften ist diese Schrift für eine meisterhafte Arbeit erklärt worden, die zu den höchsten Erwartungen berechtige. Gleich bedeutend kündigte er sich durch seine Probevorlesung und seine akademischen Vorträge über vergleichende Anatomie an der Hochschule zu Zürich an, wohin er sich am 18. Oktbr. des J. 1836 zu bleibendem Aufenthalte begeben hatte. Aber nicht blos die Natur, auch das reiche innere Leben der Menschen, ihre Leidenschaften und Neigungen, ihre Schwächen und Tugenden zogen ihn mächtig an und was er mit scharfem Blick aufgefaßt, gestaltete sich seinem produktiven Geiste zu poetischen Schöpfungen. Besonders hatte ihn das große Drama der neueren Zeit, die französische Revolution lebhaft ergriffen. Er studirte gründlich die Geschichte derselben und bemächtigte sich eines ihrer bedeutendsten Stoffe. In politische Untersuchungen verwickelt, unter mannichfachen Störungen und Beschäftigungen verschiedener Art, vollendete er in wenigen Wochen, während seines letzten Aufenthalts zu Darmstadt, sein dramatisches Werk: „Dantons Tod; dramatische Bilder aus der Zeit der Schreckensherrschaft." Einer der strengsten und geistvollsten Kritiker Deutschlands bezeichnete dieses Drama als das Werk des Genie's und pries sich glücklich, der Erste zu sein, welcher das deutsche Publikum auf den so hervorragenden Geist aufmerksam mache. In Straßburg gab sodann B. sehr gelungene Uebersetzungen

der beiden Dramen Viktor Hugo's Lukrezia Borgia und Maria Tudor heraus. In derselben Zeit und später zu Zürich vollendete er ein im Manuskript vorliegendes Lustspiel, Leonce und Lena, voll Geist, Witz und kecker Laune. Außerdem findet sich unter seinen hinterlassenen Schriften ein beinahe vollendetes Drama, so wie das Fragment einer Novelle, welche die letzten Lebenstage des so bedeutenden als unglücklichen Dichters Lenz zum Gegenstande hat. Der so reich begabte junge Mann war mit zu viel Thatkraft ausgerüstet, als daß er bei der jüngsten Bewegung im Völkerleben, die eine bessere Zukunft zu verheißen schien in selbstsüchtiger Ruhe hätte verharren sollen. Durch seinen frühe gereiften Geist auf eine heitere Höhe gestellt, blieb er indessen in seinen politischen Ansichten von manchen Täuschungen frei, welchen sich die Jugend willig hinzugeben pflegt. Ein Feind jeder thöricht unbesonnenen Handlung, die zu keinem günstigen Erfolge führen konnte, haßte er doch jenen thatenlosen Liberalismus, der sich mit seinem Gewissen und seinem Volke durch leere Phrasen abzufinden sucht und war zu jedem Schritt bereit, den ihm die Rücksicht auf das Wohl seines Volks zu gebieten schien. So haben denn in gleicher Weise die Wissenschaft, die Kunst und das Vaterland seinen frühzeitigen Verlust zu beklagen. Dieses Vaterland hat er verlassen müssen, aber der Genius ist überall zu Hause. In Zürich hätte er eine zweite Heimath gefunden; dafür bürgte die Anerkennung, die ihm seine Talente erwarben, dafür die Theilnahme, die von so vielen Bewohnern dieser Stadt seinem Andenken am Tage der Beerdigung bezeigt wurde. Keiner seiner Freunde hatte diesen Tag noch wenige Wochen zuvor nahe geglaubt. Außer einigen leichten Unpäßlichkeiten war Büchner während seines Aufenthalts in Zürich stets gesund geblieben. Sein Aeußeres schien mit seinem Innern in Harmonie zu stehen und die breit gewölbte Stirn schien noch lange seinem umfassenden Geist eine sichere Stätte zu sein. Doch mochte er selbst ein Vorgefühl seines früheren Endes haben. Wenigstens vergleicht er in einem hinterlassenen Tagebuche den Zustand seiner Seele mit einem Herbstabend und schließt seine Bemerkung mit den Worten: „Ich fühle keinen Eckel, keinen Ueberdruß; aber ich bin müde, sehr müde. Der Herr schenke mir Ruhe!" — Am 2. Febr. mußte er sich zu Bette legen, das er von jetzt an nur für wenig Augenblicke verließ. Trotz der Sorgfalt der Aerzte und

der Pflege seiner Freunde machte die Krankheit unaufhaltbare Fortschritte und bildete sich bald zum heftigen Nervenfieber aus, dem er erlag.

91. Ernst Häusler,

Direktor des evangelischen Musikchors in Augsburg;

geb. ums J. 1760, gest. am 20. Febr. 1837 *).

Er wurde in Stuttgart geboren und ist ein Zögling der ehemaligen herzoglichen Karlsschule daselbst. Ums J. 1784 verließ er sein Vaterland, um eine musikalische Reise zu machen, auf welcher er sich nicht ohne Beifall an mehrern Fürstenhöfen und selbst an denen in Wien und Berlin hören ließ. Endlich kam er auch nach Donaueschingen, wo er vom Fürsten von Fürstenberg eine Anstellung als Hofmusikus erhielt und einige Jahre in dessen Diensten verweilte, bis er 1791 durch glänzende Versprechungen nach Zürich in der Schweiz gelockt wurde. Hier glänzte er nun nicht nur als Virtuos auf dem Violoncell, sondern auch als angenehmer und ausdrucksvoller Sopransänger in den dasigen Concerten und obgleich er als Sänger das Besondere hatte, daß er gleich den spanischen Sängern, welche vor länger als 200 Jahren den Sopran in der päpstlichen Kapelle zu besetzen pflegten, durchaus fistulirte, so hatte er es doch durch angewandten Fleiß so weit gebracht, daß er auch hierin durch seine Kunst Aufsehen erregte. Der Mangel einer guten Stimme zwang ihn, zu diesem Nothbehelfe seine Zuflucht zu nehmen. Zugleich zog er für das dasige Koncert drei brauchbare Sängerinnen. Im Jahr 1797 kehrte er wieder in sein Vaterland zurück und ließ sich vor dem herzogl. Hof in Stuttgart, sowohl als Sänger wie als Violoncellist, mit vielem Beifall hören. Von da wandte er sich als Musiklehrer nach Augsburg, wo er um 1802 die Stelle als Direktor des evangelischen Musikchors erhielt. — Von seinen Kompositionen für die Kammer und das Koncert, fast sämmtlich in einem angenehmen, leichten und fließenden Style geschrieben, sind die bedeutendsten: 1 Koncert, 2 Koncertino's und 1 Divertissement, „Echo" betitelt, für das Violoncell; 1 Koncertino für die Violine; 1 Koncert für die Flöte; 1 koncertirendes Sextett für 2 Violinen, 2 Hörner, Bratsche und Violoncell; Schillers Todtenfeier (Kan-

*) Schilling's Univ.-Lexikon der Tonkunst rc. III. S. 515.

tate, 1807 im Klavierauszuge gestochen); 6 Duette für 2 Sopranstimmen mit Begleitung des Pianoforte; 6 Sammlungen von Kanzonetten mit Begleitung des Pianoforte oder der Guitarre; 3 Arien für den Sopran mit Begleitung des Orchesters oder Pianoforte; 6 Sammlungen Lieder mit Begleitung des Pianoforte; Huldigungslied zum Regierungsjubelfeste des Königs Maximilian Joseph *) von Baiern. Alle diese Werke sind meistens bei Gombart in Augsburg und bei André in Offenbach herausgekommen.

* 92. Franz Anton Freiherr von Neveu,

großherzoglich badischer Kammerherr und Oberforstmeister, Ritter des Zähringer Löwenordens ꝛc., Grundherr in Windschleg, Bastler, Dietenbach und Rain, zu Offenburg;

geb. den 3. April 1781, gest. den 20. Februar 1837.

Offenburg in der zu dem ehemaligen Vorder-Oestreich gehörenden Landvogtei Ortenau, welche jetzt einen Theil des Großherzogthums Baden ausmacht, war der Geburtsort des Verewigten. Seine Familie, aus Frankreich stammend, war schon seit mehrern Jahrhunderten in Süddeutschland ansässig und die Mitglieder derselben gehörten bis zur Auflösung des deutschen Reichs der unmittelbaren freien Reichsritterschaft Kanton Ortenau an. Sein Vater, Franz Konrad Freiherr von Neveu, kurfürstlich Mainzischer Kammerherr ꝛc., obgleich der jüngere von 4 Brüdern, hatte die Güter, welche theils im Breisgau, theils in der Ortenau lagen, übernommen, da seine ältern Brüder höhere geistliche Würden bekleideten oder dem Ritterorden der Johanniter angehörten. Die Mutter des Hingeschiedenen war Elisabetha Augusta, Freiin von Eberstein, Tochter der kurpfälzischen Geheimen Raths, Freiherrn von Eberstein. Unser v. N. war der älteste von 3 Geschwistern; sein Bruder trat im Laufe der Jahre in die östreichische Diplomatie und starb im 37. J. seines Lebens, als kais. königl. Botschafter in Brasilien. Seine noch lebende Schwester ist an den großherz. badischen Kammerherrn Grafen von Hennin vermählt. Der Verewigte erhielt den ersten Unterricht durch Privatlehrer im elterlichen Haus. Im Jahr 1792 wurde er unter die Zahl der Edelknaben des damaligen Kurfürsten von Mainz aufgenommen, wo er seine Erziehung und wissenschaftliche Bildung erhalten sollte und in dieser Eigenschaft wohnte er der Krönung des letzten deutschen

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 3. Jahrg. S. 968.

Kaisers bei. Bald nachher warf Frankreichs Revolution die Brandfackel in die glücklichen Gefilde des Rheingaus und löste alle seit Jahrhunderten geordneten Verhältnisse auf; auch die kurmainzischen Edelknaben kehrten zu ihren Familien zurück und so vereinigte sich v. N. wieder mit den Seinen, welche durch die Ereignisse des Kriegs nach Mannheim, Konstanz und München geschleudert wurden. Während dieser ganzen Zeit erhielt er gemeinschaftlich mit seinem Bruder die sorgfältigste Erziehung und wissenschaftliche Bildung durch Privatunterricht und seine Eltern und Lehrer machten es sich zur Pflicht, die glücklichen Anlagen des heranwachsenden Knaben auszubilden. Vor Allem zogen ihn die Naturwissenschaften, Geschichte und Erdbeschreibung an, wobei ihm sein treffliches Gedächtniß sehr gut zu Statten kam. Als die Familie sich im Jahr 1798 nach München begab, besuchte der Verewigte das dortige Lyceum und die eben errichtete Forstschule, wo er den Grund zu dem Beruf legte, dem er in der Folge mit so viel Liebe und Eifer zugethan war. Im Oktober 1798 verlor er seinen Vater. Seine Mutter, welche sich nun in der Fremde einsam fühlte, verließ im Sommer 1799 mit ihren Kindern Baierns Hauptstadt und wählte Heidelberg zu ihrem Aufenthalt, wo ihr ein Bruder lebte und wo die Söhne nun reif zur Universität ihre Studien fortsetzen konnten. Unser v. N. widmete sich nun seinem Lieblingsstudium, der Forstwissenschaft und hörte auf der dortigen Hochschule alle dahin einschlagenden Fächer und deren Hilfswissenschaften mit unermüdetem Eifer und solchem Fleiß, daß er schon im Spätjahr 1800 im Stand war, in dem damals mit Recht gerühmten Forstinstitut des Oberforstmeisters Freiherrn von Drais in Pforzheim seine sowohl theoretische als praktische Ausbildung zu erhalten; er ging auch aus diesem Institut, dem das In- und Ausland so manchen wackern Forstmann verdankt, mit so gediegenen, gründlichen Kenntnissen hervor, daß ihm schon im Jahr 1802 unter der damaligen erzherzoglich östreichischen Regierung das Forstamt Offenburg provisorisch anvertraut wurde. Im Jahr 1807 wurde ihm unter der großherzoglich badischen Regierung das Forstamt Waldkirch, jedoch auch nur provisorisch übertragen, gegen das Ende dieses Jahrs wurde er zum großherz. badischen Forstmeister in Offenburg und zum Kammerjunker, im Jahr 1808 aber zum Kammerherrn ernannt. Im Februar 1809 vermählte er sich mit der Freiin Ma-

ria von Toggenbach, Tochter des großherzoglichen badischen Staatsraths Freiherrn von Toggenbach *), aus welcher Ehe zwei Söhne und vier Töchter erblühten. Der Verewigte lebte nun fortan mit seiner Familie in Offenburg, welches der Nähe seiner Besitzungen wegen für ihn der passendste Aufenthalt war, auch hatte er dies freundliche Städtchen, an das ihn so viele Bande, so viele Jugenderinnerungen knüpften, lieb gewonnen, besonders da auch seine Mutter seit einer Reihe von Jahren daselbst wohnte. Er verwaltete das dortige Forstamt bis zu seinem Tod mit einer sich selbst aufopfernden Berufstreue und solch' unausgesetzter Anstrengung, daß seine ohnedies nicht sehr feste Gesundheit augenscheinlich darunter litt. So wie er aber ein eifriger, unermüdeter Forstmann war, so war er auch einer der kenntnißreichsten des badischen Vaterlands und gewiß ist in seinem Geschäftskreis darüber nur eine Stimme: daß er sich in seinem Fach, um Staat und Bürger große Verdienste erworben hat, was auch von allen Seiten anerkannt wurde. Im Jahr 1820 wurde er zum Ritter des Zähringer Löwenordens und im J. 1833 zum Oberforstmeister ernannt. Seine ausgezeichneten Kenntnisse in seinem Berufsfach, die genaue Kunde aller Waldungen in seinem Bezirk, so wie das Vertrauen, welches man von allen Seiten in seine Unparteilichkeit und strenge Gewissenhaftigkeit setzte, machte es ihm möglich, gemeinschaftlich mit den dortigen verdienstvollen Beamten einen seit mehrern Jahrhunderten andauernden Rechtsstreit, zwischen der Stadt Offenburg und einer benachbarten Gemeinde, eine bedeutende Waldstrecke betreffend, auf friedlichem Wege zu schlichten, wofür ihm die Stadt Offenburg durch Ertheilung des Ehrenbürgerrechts ihren Dank zu beweisen suchte. Doch nicht allein als kenntnißreicher, eifriger Forstbeamter, nicht allein durch seine Privattugenden im Kreis seiner Familie und seiner Freunde hatte sich v. N. Verdienst erworben: er diente und nützte auch seinem Vaterland als Mitglied der I. Kammer auf den Landtagen von 1825 — 1828, 1831 bis 33 und 35, wo er theils von dem Großherzog, theils von den Grundherren zum Deputirten erwählt wurde. Er war der festen Ueberzeugung, daß das Gute nur allmälig reife, doch sah er wohl ein, daß kein Stillstand möglich sei und daß deshalb der Adel auf manche wohl-

*) S. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 919.

erworbene Ansprüche verzichten müsse, um das noch Mögliche erhalten zu können. Demnach gehörte er der so oft verhöhnten richtigen Mitte an, die am Ende dennoch über jede Uebertreibung den Sieg davon trägt. In diesem Sinn war stets sein Wirken in der I. Kammer. In Allem aber, was die neue Organisation des Forstwesens und die nöthig gewordenen neuen Forstgesetze betrifft, war er ganz besonders thätig und das Vertrauen, welches sowohl die Regierung als die Mitglieder der Kammer in seine Kenntnisse setzten, gab ihm großen Einfluß in diesen Angelegenheiten, welchen er stets zum Wohl des Ganzen und zur Förderung der guten Sache benutzte. Im September 1836 starb seine hochbetagte Mutter nach langen Leiden. Dieser Verlust, obgleich er ihn längst befürchten mußte, war für ihn so schmerzlich, so ergreifend, daß seine schon seit längerer Zeit schwankende Gesundheit dadurch neuerdings erschüttert wurde; täglich wurde die Abnahme seiner Kräfte mehr und mehr sichtbar und eine hinzugekommene schwere Krankheit brachte ihn zu Ende des Jahrs 1836 an den Rand des Grabes, als er wieder zu genesen schien. Allein leider war diese frohe Hoffnung nur Täuschung, ein Nervenschlag machte plötzlich und unerwartet in wenigen Tagen seinem thätigen Leben ein Ende. Nicht nur seine Kinder und Verwandten geleiteten seine irdischen Ueberreste zur letzten Ruhestätte, sondern von nah und fern schlossen sich Menschen aus allen Ständen dem Trauerzug an. Die jungen Forstmänner der Umgegend, denen er Lehrer und Rathgeber war, ließen es sich nicht nehmen, seine sterbliche Hülle selbst zu Grabe zu tragen. — Er war ein treuer Freund, ein streng gewissenhafter, thätiger Beamter, ein gütiger freundlicher Vorgesetzter.

* 93. Leopold Ferdinand von Zychlinski *),

königl. sächs. Major und Bataillonskommandant im Leibinfanterieregiment, Ritter des königl. sächs. Militär St. Heinrichsordens und des französischen Ordens der Ehrenlegion zu Dresden;

geb. den 7. September 1790, gest. den 20. Februar 1837.

Der Geburtsort des Verewigten ist Görlitz in der Oberlausitz, wo sein Vater, ein geborner Pole, als Hauptmann in Garnison stand. Seine Mutter war eine geborne von Ehrenstein. Die Familie Z.'s gehört zu den älte-

*) Wird Schychlinski gesprochen.

sten und angesehensten Polens und ihre Verwandtschaft mit den Piasten, so wie mit dem Hause Hohenzollern ist durch vorhandene Stammtafeln unzweifelhaft erwiesen. Unser v. Z. wurde im Jahr 1802 im Kadettenhause zu Dresden aufgenommen, wo sich seine geistigen und körperlichen Eigenschaften trefflich entwickelten und im J. 1807 trat er, in einer für den jungen Krieger höchst günstigen thatenreichen Zeit, als Souslieutenant in das damalige Infanterieregiment „Prinz Friedrich August." Ungeachtet seiner großen Jugend wurde er bald in nicht unwichtigen Angelegenheiten verwendet und war bereits im Jahr 1808 Platzkommandant zu Torgau, gewiß für einen jungen Officier im Alter von 18 Jahren eine große Auszeichnung. Als nun während des Marsches der Armee nach Oestreich (1809) selbstständige Schützenbataillone gebildet wurden, trat v. Z. in eines derselben und gleich im Anfang dieses Feldzugs betraf ihn ein sehr unangenehmes Ereigniß, das, da sein Benehmen dabei ihn charakterisirt, hier Erwähnung verdient. Bei dem bekannten mangelhaften Verpflegungssystem der Franzosen, trat oft die Nothwendigkeit ein, Requisitionskommandos aus den Lagern zu senden, um den Bedarf der Truppen, bisweilen nicht ohne Anwendung von Gewalt, herbeizuschaffen. Diese Aufträge gehörten, insbesondere für den deutschen Officier in Deutschland, zu den unangenehmsten. Oft kam es dabei zu den übelsten Auftritten, durch Widersetzlichkeit der Bewohner und Habgier der Soldaten herbeigeführt, indem die letztern bei diesen Gelegenheiten zuweilen vereinzelt nach den sorgfältig verborgenen Vorräthen suchen mußten und es kam oft vor, daß solche Einzelne, der Aufsicht ihrer Obern entzogen, der Versuchung nicht widerstanden, sich auch andere Gegenstände, namentlich der Bekleidung anzueignen, welche zu nehmen streng untersagt war. Aus dem Lager von Sieghardskirchen unweit Wien führte v. Z. ein solches Kommando. Es war eine zuweilen beobachtet Maasregel, daß bei der Rückkehr in das Lager die Tornister der Mannschaft untersucht wurden; es geschah auch diesmal und mehrere geraubte Gegenstände wurden gefunden. War nun auch v. Z. nicht die geringste Schuld beizumessen, so konnte es doch nicht fehlen, daß er für den Frevel seiner Soldaten büßen mußte. Er wurde arretirt und sein Benehmen sollte einer Untersuchung unterworfen werden. Die Lage des jungen ehrliebenden Mannes war um so schrecklicher, als unmittelbar nach jenem Ereigniß der Marsch nach Wien angetreten wurde und

man für die nächsten Tage einer Schlacht entgegen sah. Sein Bataillonskommandant hatte sich bereits vergeblich bemüht, für die Dauer der Schlacht die Entlassung aus dem Arrest für v. Z. zu bewirken, als dieser durch einen raschen Entschluß sich zu helfen wußte. Als Arrestant seinem auf dem Marsch nach der Insel Lobau begriffenen Bataillon folgend, benutzte er nämlich den Augenblick, wo der Oberbefehlshaber des Korps, Prinz von Pontekorvo, der gegenwärtige König von Schweden, mit seinem Stabe am Bataillone vorüberritt. v. Z. drängte sich bis zu dem Chef des Generalstabs, dem damaligen Oberst von Gersdorf *), durch und beschwor diesen, seine Entlassung zu ermitteln. Pontekorvo, in dessen Nähe dies vorging, wurde selbst darauf aufmerksam und bewilligte, als er von dem Gegenstand des Gesuchs unterrichtet war, dasselbe sogleich unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Das Bataillon „Metzsch," in welchem v. Z stand, war einer französischen Division unter dem General Dupas zugetheilt und focht darauf in der Schlacht bei Wagram, getrennt von den übrigen sächsischen Korps. Das genannte Bataillon zeichnete sich an beiden Schlachttagen rühmlichst aus und verlor an Todten und Verwundeten über die Hälfte seines Bestandes. Auch unser v. Z. befand sich unter den letztern, indem er am 6. Juli Mittags, nachdem die feindlichen Linien bei Aderklaa erstürmt waren, einen Flintenschuß in das linke Schienbein erhalten hatte und würde, da in demselben Augenblick die ganze Linie rasch zurückging, unfehlbar gefangen worden sein, wenn ihm nicht ein sächsischer Kavallerist sein Pferd überlassen hätte. So entkam er der Gefangenschaft und langte glücklich in Wien an, wo er in einem französischen Hospital Aufnahme fand. Wie bekannt, waren die französischen Wundärzte sehr geneigt, die Verwundeten auch ohne Noth zu amputiren. Auch v. Z. sollte dieser Operation unterworfen werden und verdankte nur seiner entschiedenen Weigerung die Erhaltung seines Beins. Später wüthete der Typhus in diesem Hospital; v. Z.'s beide Nachbarn starben daran und wahrscheinlich wäre auch er von demselben dahingerafft worden, hätte er nicht den Entschluß gefaßt, das Hospital zu verlassen, sich eine Wohnung zu miethen und von einem Privatarzt behandeln zu lassen, was ihn rettete. So genas er und konnte nach einigen Wochen zu seinem Bataillon abgehen, das er in Preß-

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 7. Jahrg. S. 654.

burg antraf. Im Oktober desselben Jahrs zum Premierlieutenant ernannt, kehrte er zu Anfang des Jahrs 1810 in das Vaterland zurück und wurde bei der kurz darauf eintretenden Umgestaltung des sächsischen Heers in das 2. leichte Infanterieregiment versetzt, mit dem er im J. 1812 nach Rußland marschirte. Dort erhielt er in der Schlacht von Podobna am 12. August einen ziemlich bedeutenden Streifschuß am Hals, verließ aber ungeachtet heftiger Schmerzen sein Regiment nicht. Seine von ihm an diesem Tag bewiesene Tapferkeit fand auch die gebührende Anerkennung und wurde durch den ihm ertheilten Militär St. Heinrichsorden belohnt. Besonders glänzend, aber in seinen Folgen höchst unglücklich für ihn war das Gefecht bei Biala am 18. Oktober, wo er sich bei einer Abtheilung befand, welche die rechte Flanke der Russen zu umgehen bestimmt war. Dieser Abtheilung mit wenigen Schützen vorauseilend, erblickte er ganz unerwartet indem er am Rand eines Gehölzes hinging, in seiner Nähe eine russische zwölfpfündige Kanone, welche eben abgeprotzt hatte, um auf die jenseits eines Sumpfs aufgestellte sächsische Reiterei zu feuern. Ein rascher Angriff brachte sie in die Gewalt der braven Schützen, die sie mit der ganzen Bespannung und Bedienung glücklich zurückschafften. Es ist merkwürdig, daß dieses Geschütz von allen denen, die im Lauf dieses Feldzugs Seiten der Verbündeten genommen wurden, das einzige war, welches beim Rückzug nicht zurückgelassen werden mußte. Es gelangte nach Sachsen und fiel erst im Jahr 1814 bei Uebergabe der Festung Torgau wieder in russische Hände. Das Gefecht war fast beendigt, als v. Z. von einer Flintenkugel in das linke Auge getroffen wurde. Außer der gänzlichen Zerstörung desselben hatte diese Verwundung für ihn unendliche Leiden und einen frühen Tod zur Folge. Er kam in das Hospital zu Warschau, wo er längere Zeit im Zustand gänzlicher Erblindung zubringen mußte, da auch das rechte Auge heftig angegriffen und sehr leidend war. Dennoch sah er sich gegen Ende December so weit hergestellt, daß er wieder zum Regiment abgehen wollte, als ihn, vermuthlich in Folge seiner erhaltenen Verwundung, erst Gehirnentzündung und darauf Nervenfieber, beides in sehr hohem Grade, befiel. Ende Januar des Jahrs 1813 räumten die Verbündeten Warschau; nur die schwersten Verwundeten und Kranken blieben zurück und auch v. Z. sollte nach dem Ausspruch der Aerzte dieses Schicksal

theilen. Das sächsische Korps war bereits abmarschirt und die Russen sollten Tags darauf einrücken, als v. Z. der nicht immer seiner ganz bewußt war, in einem lichten Augenblick erfuhr, was ihm bevorstehe und er war unbedingt entschlossen, Warschau zu verlassen und dem sächsischen Korps zu folgen, wovon er sich auch durch keine Vorstellungen zurückhalten ließ. Ein Kamerad, der über einen offenen Schlitten verfügen konnte, gab seinen Bitten Gehör und nahm den schwerkranken v. Z., dessen baldigen Tod die Aerzte als ganz gewiß erklärten, mit sich. Gegen alle Erwartung wirkte die Kälte wohlthätig auf seinen Zustand, welcher sich während einer mehrtägigen mühe- und gefahrvollen Reise sehr verbesserte. v. Z. erreichte glücklich in der Nähe von Kalisch das sächsische Hauptquartier, wo seine Ankunft eben so große Freude als Verwunderung erregte. Der General von Langenau überließ ihm nun seinen Wagen und so gelangte er völlig hergestellt nach Sachsen. Er befand sich hierauf mehrere Monate in der Festung Torgau und zog bei der Revue, welche Napoleon am 10. Juli 1813 über die dasigen Truppen hielt, durch seine schwarze Binde über dem linken Auge die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich, welcher ihn über den Verlust des Auges fragte und ihm, nachdem er den Hergang der Sache erfahren, sofort den Orden der Ehrenlegion ertheilte. Als nach dem Waffenstillstand die Feindseligkeiten wieder ausbrachen, erhielt v. Z. das Kommando des aus gelernten Jägern bestehenden Feldjägerkorps. Er führte es mit gewohnter Auszeichnung in den unglücklichen Schlachten von Großbeeren, Dennewitz und Leipzig, so wie in mehreren hitzigen Gefechten, welche nach dem Uebergang der Sachsen vor Torgau gegen die Franzosen statt fanden. Als zu Ende des Jahrs 1813 das Jägerkorps zu einem Bataillon vermehrt wurde, fand v. Z. gerechte Anerkennung seines wahrhaft ausgezeichneten Benehmens in den verflossenen Feldzügen durch die Ernennung zum Hauptmann in jenem Bataillon. Er hatte zwar eben erst das 23. Lebensjahr zurückgelegt, aber er war älter an Thaten und Erfahrungen als an Jahren. Trotz seiner schweren Wunden und überstandenen Krankheiten war v. Z. zu dieser Zeit ein kräftig schöner Mann, allgemein geliebt und geachtet mißgönnte ihm Niemand sein ungewöhnlich schnelles Avancement. In den Feldzügen der Jahre 1814 und 1815 in den Niederlanden und im Elsaß zeichnete er sich durch sein entschlossenes und tapfe-

res Benehmen wieder vortheilhaft aus, doch hatte dies keine besonderen Folgen für ihn. Leider hatte er in dem letztern Jahre das Unglück mit dem Pferd zu stürzen und sich am Kopf zu verletzen. Seitdem vermehrte sich der Kopfschmerz, der ihm von seiner Kopfwunde geblieben war, auf beunruhigende Weise. Das Jägerbataillon, in welchem er noch immer stand, erhielt die Bestimmung, bei der Occupationsarmee in Frankreich zu bleiben und marschirte demzufolge zu Ende des Jahrs 1815 in das Norddepartement. v. Z. hing mit ganzer Seele an seiner Truppe, mit welcher er in mehreren blutigen Feldzügen so Vieles geleistet und erfahren hatte. Als jedoch sein bejahrter Vater, der seit 1809 in den Ruhestand getretene Oberst v. Z., immer hinfälliger wurde und den Wunsch ausdrückte, in seinen letzten Tagen den Sohn um sich zu haben, entschloß sich dieser sogleich, das große Opfer zu bringen, seine Stelle in der leichten Infanterie aufzugeben und um eine anderweite Anstellung in Sachsen anzuhalten, die er auch erhielt. Noch einige Monate konnte er die Pflichten des Sohnes treu erfüllen, bis sein Vater Ende des Jahrs 1816 starb. Die Mutter verlor er durch den Tod im Jahr 1818. In dem Zustand des Friedens war v. Z. fortwährend mit dem besten Erfolg bemüht, in allen Dienstzweigen nützlich zu werden und ließ sich davon auch nicht abhalten, als die immer heftiger werdenden Kopfschmerzen und andere Beschwerden ihm die Erfüllung seiner Pflichten sehr erschwerten. Besondere Erwähnung verdient, daß er es war, der in Auftrag des gleich ihm rastlos thätigen Generals von Le Coq *) im Jahr 1818 die erste Abtheilung Bajonetfechter ausbildete. Im Jahr 1821 verheirathete er sich mit der Tochter des Obersten und Unterkommandanten der Festung Königstein, v. Zeschau **). — Als Gatte und Vater bewies er sich eben so musterhaft als in allen andern Lebensverhältnissen. Seine Ernennung zum Major erfolgte im Jahr 1825. Seine bereits erwähnten körperlichen Leiden steigerten sich aber nun immer mehr und zwar hauptsächlich durch eine Lähmung des rechten Schenkels die er im Jahr 1828 im Reiten bei einer Uebung bekam und wodurch die frühern Uebel noch mehr aufgeregt wurden. Von da an ging es sichtbar rückwärts mit seinem körperlichen Zustand. Auch die Sehkraft des rechten Auges schwand; heftige oft wiederkeh-

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 6. Jahrg. S. 585.
**) — — — — — — — 11. — — 536.

rende Kongestionen nach Brust und Kopf traten ein, die Kopfschmerzen wurden immer stärker und verließen ihn nur selten. Dennoch wollte er fortwährend thätig sein und verfiel, als er zuletzt auf jede Beschäftigung verzichten mußte, in tiefe Schwermuth. Alles ließ auf große innere Zerstörung der Kopforgane schließen, die Kräfte des Geistes fingen an zu schwinden; mit schlagähnlichen Zufällen, Augenentzündungen und andern Leiden hatte er beinahe unausgesetzt zu kämpfen. Er war dem Erblinden nah, als ein Nervenschlag am oben genannten Tage seinen Leiden ein Ziel setzte. Die Section wurde vorgenommen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, ob jene Kugel, die vor beinahe 25 Jahren das linke Auge zerstörte, sich im Kopf befinde. Sie fand sich nicht und ist, wie auch der Verstorbene bemerkt haben wollte, jedenfalls abgeprallt. Aber sie hatte sehr zerstörend gewirkt; man fand bei übrigens krankhafter Beschaffenheit des Gehirns und fast gänzlicher Vertrocknung der Sehnerven mehrere große durch jenen Schuß losgeprellte Splitter der Hirnschale, der größte über ½ Zoll lang, in eine häutige Masse gehüllt im Gehirn. Die Hirnschale selbst zeigte keine Spur von Verletzung und hatte sich jedenfalls wieder ergänzt. Es war unerklärlich, wie er nach jener Verwundung hatte genesen und noch fast 25 J. anfangs im Zustand beinah völliger Gesundheit leben können. Er hinterließ eine Witwe mit drei Söhnen; von seinen Geschwistern ist nur eine Schwester am Leben, die ihn wenige Jahre vor seinem Tode durch ihre Verbindung mit einem würdigen Mann erfreute. — v. Z. war von der Natur körperlich und geistig vorzüglich begünstigt und das, was man einen gebornen Soldaten nennt. Rastlose Thätigkeit, hohe Begeisterung für den Kriegerstand, ächtes Ehrgefühl, Unternehmungsgeist, Energie, verbunden mit einem edlen, ritterlichen und dabei wahrhaft religiösen Sinn, mit der größten Uneigennützigkeit und aufopfernder, hingebender Sorge für seine Untergebenen bildeten die Hauptzüge seines Wesens. Er hatte in einem ungewöhnlich hohen Grade mit dem ihn rastlos verfolgenden, widrigen Geschick zu kämpfen, wußte sich jedoch stets durch raschen das Gewöhnliche überspringenden Entschluß aus den übelsten Lagen zu ziehen. Die Liebe und Achtung, deren er sich sowohl von seinen Vorgesetzten und Kameraden als von seinen Untergebenen erfreute, bethätigte sich aufs glänzendste bei seiner Beerdigung. Die höchsten Stabsoffiziere, so wie Offiziere,

Unteroffiziere und Gemeine von den verschiedensten Truppenkorps und hohe Beamte und angesehene Männer des Civil, begleiteten seine irdische Hülle in größter Anzahl zur Ruhe. An seinem Grabe wurden von Kriegsgefährten und Andern Reden zu seinem Gedächtniß gehalten und ein Bataillon seines Regiments gab während der Einsenkung eine dreimalige Ehrensalve.

Dresden. .—.

94. Johann Isaak Freiherr von Gerning,

hess. homburg. Geheimer Rath zu Frankfurt a. M.;

geb. den 14. November 1767, gest. den 21. Februar 1837 *).

Gerning, Sohn des Entomologen Hofrath G. in Frankfurt a. M., wo sein Großvater und Oheim mütterlicher Seits Stadtschuldheißen waren, studirte am Gymnasium daselbst, hierauf zu Jena und widmete sich besonders der Geschichte und der Staatswissenschaft. Er verstand sieben Sprachen; auch hatten die Sammlungen seines Vaters in ihm schon früh den regen Sinn für Natur und Kunst erweckt. Entscheidend für den Gang seiner Bildung und seines Lebens wurde das J. 1790. Es waren nämlich damals bei der Kaiserwahl und Krönung Leopolds II. der König und die Königin von Neapel gegenwärtig und wohnten im G. Hause. Der lebhaft aufstrebende, schon mannichfach gebildete Jüngling gewann die Zuneigung des Monarchen und seiner geistreichen Gemahlin; sie luden ihn nach Neapel ein, wohin er den Weg, von Goethe **) dazu veranlaßt, dem er enthusiastisch anhing und dessen Freundschaft er erworben hatte, über Weimar nahm, nachdem er schon vorher die Schweiz, Holland, England und Frankreich durchwandert hatte. Während seines Aufenthalts in Italien erwarb er sich eine vertraute Bekanntschaft mit den klassischen Werken der bildenden Kunst, so wie er in Neapel bald das volle Vertrauen des Königs und der Königin gewann, welche mit ihm in fortgesetztem Briefwechsel stand. Als er 1794 sich bei der Königin beurlaubte, äußerte sie sich über ihn im Kreise ihrer Familie mit den Worten: E come mio figlio. Auch Acton war ihm gewogen und sagte von ihm: E pieno di spirito, peino di talenti! Die Erschütterungen der französischen Revolu-

---

*) Conversations-Lexicon N. Folge.

**) Dessen Biographie s. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 197.

tion hatten damals ihre Schwingungen auch über beide Sicilien verbreitet; leider gingen Acton und Gallo, welche den Einfluß auf die Staatsangelegenheiten theilten, von verschiedenen Ansichten aus. v. G. erhielt die Genugthuung, daß er den Erfolg richtig vorausgesagt hatte, so wie denn auch der neapolitanische Friede von 1796 zum Theil nach seinen Ideen geschlossen wurde, worauf 1797 Neapels ehrenvolle Mitwirkung an weitern friedlichen Verhältnissen erfolgte. Im Jahr 1798 wurde er von Neapel auf den Kongreß nach Rastadt gesandt. Die Revolution machte aber immer weitere Fortschritte, an eine Ausgleichung der politischen Interessen und Meinungen war nicht mehr zu denken und v. G. zog sich ganz in die Stille des Privatlebens zurück, wo Kunst und Wissenschaft ihn vielfach beschäftigten. Er wurde nach Weimar hingezogen und eingeladen und brachte daselbst bis 1802 jedesmal die Wintermonate zu. Dort schrieb er auf Anrathen Goethes und Herders seine bekannte „Reise durch Oestreich und Italien“ (3 Th. 1803), das Werk mannichfacher Bildung, ausgebreiteter Kenntnisse und reifen Urtheils. Auf diese folgte sein klassisches „Säkulargedicht“ (Leipz. 1800 u. 1802). Nach dem Tode seines Vaters wohnte er meist in Frankfurt, zum Theil auch in Homburg und Kronburg am Taunus. Im Jahr 1804 ernannte ihn der Landgraf von Hessen-Homburg, der ihn seines besondern Vertrauens würdigte, zu seinem Geheimen Rath und 1809 ertheilte ihm der Großherzog von Hessen dieselbe Würde, worauf er ihn auch 1818 in den Freiherrnstand erhob. Schon früher hatte er vom Kaiser das Reichsadelsdiplom erhalten. Im J. 1816 ernannte ihn der Landgraf von Hessen-Homburg zu seinem Bundestagsgesandten in Frankfurt und 1818 ging er als homburgischer Gesandter nach London, wo er vom König von Großbritannien den Guelphenorden erhielt. Seine politischen Beschäftigungen aber haben ihn niemals der Kunst und der Wissenschaft entfremdet. Außer einzelnen trefflichen Gedichten in Zeitblättern, erschienen von ihm: „Die Heilquellen am Taunus“ (Leipz. 1813 u. 1814 mit Kpfrn.), ein Gedicht, das in der didaktisch-lyrisch-malerischen Gattung eine der ersten Stellen behauptet und sich eben sowohl durch die Fülle der Gedanken und den Reiz der Darstellung, als durch technische Vollendung auszeichnet; „Ovids erotische Gedichte“ (1815), deren Verdienst von mehreren kritischen Blättern anerkannt wurde; „Die Rheingenden,“ ein zu London

1821 erschienenes Prachtwerk, mit kolorirten Kupfern nach Zeichnungen von Schütz, deutsch und von John Blake ins Engl. übersetzt; „Die Lahn- und Maingegenden" (Wiesbaden 1821). Beide Werke enthalten nicht nur eine getreue Schilderung der herrlichsten Gegenden unsers Vaterlands, sondern auch einen reichen Schatz gründlicher historischer Forschungen aus den Quellen. Manche seiner Poesien sind noch ungedruckt, wie seine Uebersetzung der Oden des Horaz und verdienten wohl die öffentliche Bekanntmachung. v. G.'s Talent, das zuerst Goethe, dann Herder weckte und ermunterte, gehörte besonders dem lyrischen und didaktischen Fach an. Ueberhaupt hat v. G. zur Förderung des Schönen und Guten immer mit Rath und That kräftig gewirkt. Seine bedeutenden Sammlungen von Gemälden, Handzeichnungen, Kupferstichen, Majolicas, Antiken aller Art und hauptsächlich griechischer Münzen rc. waren jedem Gebildeten zugänglich. Seiner Vaterstadt, zu deren politischem Wiederherstellung er 1813 thätig mitwirkte, war er getreuer Bürger, seinen Freunden erprobter Freund und in einem vielfach thätigen Leben, in mancherlei oft verschlungenen Verhältnissen, hat sich stets sein richtiger Blick, seine Welterfahrung, sein rechtlicher Sinn und sein theilnehmendes Gemüth bewährt. — Außer den genannten Werken sind von ihm noch erschienen: Der Friede Neapels; Ode von Afton (Ohne Druckort und Druckjahr). — Frankfurts Erhaltung u. Rettung Frankf. 1795. — Siegeshymne. Ebend. 1796. — Kantate zur Vermählungsfeier Ihrer königl. Hoheiten, des Kronprinzen beider Sicilien u. d. Erzherzogin Klementine von Oestreich, im Jahr 1797 Offenb. 1797. — *Skizze von Frankfurt a. M. (Frankf.) 1800. — Lieferte viele Beitr. zu Archenholz Minerva, dem Genius der Zeit, zur Zeitung f. d. elegante Welt, zum N. deutschen Merkur, dem Götting. Musenalmanach, Böttigers Griech. Vasengemälden u. s. w.

95. Placidus Höferle,

katholischer Pfarrer zu Frankfurt a. d. O.;

geb. den 27. Februar 1781, gest. den 21. Februar 1837 *).

Er war zu Friedland in Böhmen geboren, der Sohn eines Leinwandhändlers, kam in seinem zwölften Jahre

*) Frankfurter patriotisches Wochenblatt 1837. Nr. 9.

als Chorknabe in das Cisterzienserkloster zu Neuzelle und erhielt seine wissenschaftliche Bildung in dem dortigen theologischen Seminar. Im Jahr 1805 legte er nach ehrenvoll überstandenem Noviziat sein Mönchsgelübde ab und erhielt wegen seines fleißigen Studiums der theologischen Wissenschaften und wegen seines Eifers für seinen Beruf bereits im Jahr 1807 zu Bautzen von dem dortigen Bischof die Priesterweihe. In demselben Jahr ward er auch Professor an dem geistlichen Seminar und zeigte seinen Schülern bei aller väterlichen Liebe einen ernsten und strengen Sinn. Nach Aufhebung des Klosters widmete sich H. in stiller Zurückgezogenheit ausschließend den theologischen Studien und dem Kirchendienst zu Neuzelle, bis ihm im Jahr 1818 nach dem Tod des Pfarrers Tietz von der Frankfurter Regierung das Pfarramt bei der katholischen Kirche anvertraut wurde. Er hat dies Amt mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit verwaltet und für das Wohl der Kirche wie für das Heil der Gemeinde bestens gesorgt. Als Mitglied der Armendeputation bewies er eine väterliche Fürsorge für die Armen und fehlte höchst selten und gewiß nur dann bei den Versammlungen, wenn er durch Berufsgeschäfte verhindert wurde. Eben so thätig war er als Mitvorsteher der Industrieschule, wie er überhaupt jede Gelegenheit, die ihm zu nützlicher Wirksamkeit dargeboten wurde, freudig ergriff. Der Verstorbene lebte still und häuslich, ohne die Freuden eines geselligen Umgangs zu verschmähen. Mit den Geistlichen der evangelischen Kirche lebte er in Freundschaft und gutem Vernehmen und war fern von einem engherzigen, proselytensüchtigen Konfessionsgeist. Seine liebste Erholung war die Beschäftigung mit dem Weinbau, den er in seinem kleinen Garten mit Einsicht und Glück trieb. Wie sehr er geliebt und geachtet war, zeigte sein Begräbniß. Der Pater Abundus aus Neuzelle, der Pater Otto aus Seitwann und der Kaplan Suchy aus Neuzelle, ein Schüler des Verstorbenen, waren dazu nach Frankfurt gekommen. Nachdem an der Gruft die Grabliturgie gehalten und eine Motette unter Leitung des Organist Siegert gesungen war, redete der Kaplan Suchy von den Verdiensten des Verstorbenen und der Superintendent Spieker beschloß die Feierlichkeit mit einer Grabrede.

* 96. Friedrich Karl Peter Schmidt,

Justizkanzleiadvokat u. Notar zu Schwerin;
geb. i. J. 1808, gest. d. 21. Febr. 1837.

Er wurde zu Schwerin geboren und war unter drei Brüdern der älteste Sohn des daselbst am 13. Apr. 1834, 50 Jahr alt, verstorbenen großherzoglichen Hausvoigts Friedrich Wilhelm Schmidt und der Christine Christiane Dorothea, geb. Mörder. Seine Eltern sorgten schon früh aufs Sorgfältigste für seine Bildung und während der Vater noch als Feldwebel bei dem Gardegrenadierbataillon zu Ludwigslust stand, genoß er im großelterlichen Hause seine erste Erziehung, so wie seine wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium Friedericianum, wo Görenz, Schumacher, Löber, Mozer u. s. w. seine Lehrer in den obern Klassen waren. Um Ostern 1829 verließ er die Schule zu Schwerin und bezog, um sich den Rechtsstudien zu widmen, wozu er schon früh entschiedene Neigung gezeigt hatte, die Universität Jena, die er zu Ostern 1831 mit der zu Rostock vertauschte. Auf beiden bereitete er sich mit treuem Eifer für seinen künftigen Beruf vor und benutzte besonders in Jena die Vorlesungen eines von Schröter über die Institutionen und Pandekten, eines Martin über die Theorie des Civilprocesses und das Kriminalrecht, Ortloff über Kirchenrecht, Scheidler über Naturrecht, Luden über Geschichte rc., so wie er in Rostock das Erbrecht bei Kämmerer, den Kriminalproceß bei Raspe u. s. w. hörte. Um Ostern 1832 absolvirte er darauf seine Studien und wurde noch in demselben Jahre, nach einem rühmlichst bestandenen Examen, unterm 26. Nov. als Advokat und Notar bei der großherzogl. Justizkanzlei seiner Vaterstadt vereidet. Aber diese Laufbahn sollte nur kurz sein; vier Jahre und einige Monate nur war es ihm verstattet zu wirken; doch sein Fleiß, seine Geschicklichkeit und sein durchaus rechtlicher biederer Sinn hatten ihm schon in dieser kurzen Zeit großes Zutrauen erworben und vielseitig wurde er daher in Anspruch genommen. Er entschlief am Morgen des oben genannten Tages an der Grippe und hinzugetretenen Krämpfen. Mit ihm gingen schöne Hoffnungen zu Grabe. — Was seinen Charakter anbetrifft, so war Herzensgüte bei ihm vorherrschend und sein moralischer Wandel untadelhaft. Die Grabrede hielt der Domprediger Beutler.

Schwerin. Fr Brüssow.

97. Karl Gottlieb Thiemann,

Lektor der italienischen Sprache an der Universität und Lehrer an der Wilhelmsschule zu Breslau;

geb. den 13. December 1787, gest. den 21. Februar 1837 *).

Thiemann, geboren zu Liebenau, besuchte bis zu seinem 17. Jahre die Dorfschule zu Wahlstatt, sodann das vormalige Lyceum zu Jauer, wo er von 1804 bis 1808 sich namentlich dem Sprachstudium widmete und durch den Umgang mit gebildeten Franzosen und Italienern schon damals eine Fertigkeit in der französischen und italienischen Sprache gewann. Im Jahr 1809 besuchte er durch 2 Monate das evangelische Schullehrerseminar zu Breslau und trat dann in derselben Stadt als Privatlehrer auf, in welcher Eigenschaft er bis an seinen Tod verblieb. Seit 1819 leitete er eine in Verbindung mit seiner Gattin eingerichtete Privatschule für Töchter gebildeter Familien; seit 1821 ertheilte er auch den geschichtlichen und geographischen Unterricht in den obern Klassen der k. Wilhelmsschule zu Breslau, so wie er seit 1822 bei der Universität Lektor der italienischen Sprache war. Seine Stellung hatte ihn zur Abfassung nachfolgend genannter Schulbücher veranlaßt, nämlich: Zeittafeln der Weltgeschichte. 2. Aufl. Breslau 1826. — Vorübungen zur Erlernung der franz. Sprache f. Anfänger Ebend. 1826. 3. Aufl. Ebend. 1835. — Ital. Blumenlese 2c. Ebend. 1826. — Ital. Chrestomatie 2c. Ebend. 1827. — Cours de langue oder franz. u. deutsche Uebungsstücke 2c. Ebend. 1835. — Außerdem noch einige kleinere Schriften und Mittheilungen in Zeitschriften.

* 98. Karl Christian Daniel Baurschmidt,

Superintendent u. Schloßprediger zu Osterode a. H.;

geb. den 27. Jan. 1762, gest. den 22. Febr. 1837.

Noch waren die Stürme des siebenjährigen Kriegs nicht vorüber, als B. zu Schleusingen, der Hauptstadt des kursächs. Antheils von Henneberg, das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, Johann Siegmund Baurschmidt, war damals Diakonus zu Schleusingen und seit 1767 Pastor zu Bensbausen und Ebertshausen, seine

*) Schlesische Provincialblätter 1837.

Mutter, eine geborne Herman, die einzige Tochter eines angesehenen Beamten zu Koburg und durch sie stammte Baurschmidt von den ehemals aus Salzburg vertriebenen Emigranten ab. Unter der eben so liebevollen als umsichtigen Pflege seiner Eltern entwickelte sich frühe in dem Knaben der Keim alles Guten und jenes fromme und liebreiche Gemüth, wodurch sein ganzes Leben eben so reich für ihn selbst, als reich für Andere werden sollte. Im Christenthum und in den Anfangsgründen der Gelehrsamkeit unterwies ihn sein Vater selbst, kurze Zeit mit Hülfe eines Hauslehrers, den er bald so liebgewann, daß er ihm noch auf ½ Jahr in seine neue Pfarrwohnung folgte. Es war dies seine erste Ausflucht aus dem elterlichen Hause. Bald darauf bezog er das vaterländische Gymnasium zu Schleusingen. Hier waren der gelehrte Rektor Walch und der Professor der Physik Dr. Schad seine vorzüglichsten Lehrer und namentlich verdankte er letzterem seine erste Liebe zu ähnlichen Wissenschaften. Glückliche Anlagen kamen dem angestrengtesten Fleiße zu Hülfe. Schon in seinem 17. Jahre war er Primus des Schleusinger Gymnasiums. Vorzüglich in den älteren Sprachen legte er hier einen so guten Grund, daß es ihm späterhin nach einem Zeitraume von 20 Jahren, wo ihn andere Beschäftigungen ganz vom Studium der alten Sprachen abgezogen hatten, noch möglich war, mit der größten Geläufigkeit lateinisch zu sprechen. Ostern 1780 bezog er die Universität zu Leipzig, noch in tiefer Trauer um den kurz zuvor erfolgten Tod seiner Mutter. Noch inniger, wo es möglich war, schloß er sich seit jener Zeit an seinen Vater an und eben dieses innige Verhältniß, an dem keine Entfernung jemals wieder etwas zu lösen vermochte, bewahrte ihn glücklich vor all' den Versuchungen seines akademischen Lebens. Auf dem Gebiete der Wissenschaften waren in der Theologie Morus und Dathe seine hauptsächlichsten Führer; in der Philosophie Plattner und Cäsar; in der Philologie Ernesti und Reiz. Deutsche Reichshistorie hörte er bei Böhme, die Staatenhistorie bei Hilscher, Naturrecht bei Sammt, deutsches Staatsrecht bei Seeger, das kanonische Recht bei Hammel. Den Professor Eck hörte er über gelehrte Geschichte und Dichtkunst. Syrisch lernte er bei dem M. Hempel, wie er es auch nicht unterließ, in der französischen und englischen Sprache sich fortzuüben. Später erlernte er auch noch die italienische Sprache. So erwarb er sich in Leipzig nicht allein sehr vielseitige, son-

dern auch in den meisten Fächern, worin er unterrichtet war, so gründliche Kenntnisse, daß er beinahe in allen späterhin selbst mit dem glücklichsten Erfolg Unterricht ertheilen konnte. Dem hinsichtlich seines Charakters nicht minder ausgezeichnet empfohlenen jungen Manne konnte nach Beendigung seiner akademischen Studien eine gewünschte Hauslehrerstelle nicht fehlen. Im Herbst 1782 stand ihm die Wahl frei, durch Empfehlung des D. Plattner nach Rußland oder durch Empfehlung des Kreissteuereinnehmer Weiße, des beliebten Schriftstellers, nach Ziegenberg in der Wetterau als Hofmeister der drei Töchter des Barons v. Diede, königlich dänischen Geheimenraths und ehemaligen Gesandten in Berlin und London zu gehen. Er wählte das letztere, theils um in Deutschland zu bleiben, theils und hauptsächlich, weil ein mehrjähriger Aufenthalt in Gotha dabei bestimmt war, der die öftere Aussicht, seinen Vater besuchen zu können, ihm darbot. Hier trat er in die angenehmsten Verhältnisse und vielfache Reisen mit der Diedeschen Familie auf deren weit entlegene Güter, dazu ein oft mehrjähriger Aufenthalt in den glänzendsten Städten Deutschlands und der Zutritt in die höchsten Cirkel, der ihm in Anerkennung seines persönlichen Werths überall gern gestattet wurde, vermehrten seine Welt- und Menschenkenntniß. Doch lernte er in solchen Verbindungen den Menschen zumeist nur von seiner edleren und besseren Seite kennen und um so tiefer daher schmerzten und empörten ihn entgegengesetzte Erfahrungen, die seinem späteren Leben genugsam aufbehalten blieben. Den größten Theil des J. 1784 brachte er in Frankfurt a/M. zu. Später wohnte er in derselben Stadt zwei Kaiserkrönungen bei, Leopold's II. und Franz II. *), ersterer als Ehrensekretär unter hanoverscher Protektion. 1786 verweilte er sechs Monate in Wien, wohnte hier der Fußwaschung Kaiser Joseph's II. bei, arbeitete vielfach auf der kaiserl. Bibliothek und unternahm von hier aus eine höchst interessante Reise durch Ungarn bis beinahe an die türkische Grenze. Den Winter 1791 brachte er in Darmstadt zu. „Fast täglich," sagt er in der Skizze seines Lebenslaufs, „war ich in dieser Zeit mit meinen Elevinnen im Palaste bei der Prinzessin Georg, wo dann auch die Prinzessin Louise von Mecklenburg-Strelitz, nachherige Königin von Preußen

*) Dessen Biogr. s. im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 227.

und deren Schwester sammt ihrem Bruder an unseren Abendspielen Theil nahmen.“ Von Darmstadt aus folgte er im Januar 1792 mit dem holländischen General Grafen Curt von Calenberg, Bruder der Frau von Diede, seinem Principale nach Regensburg, der inzwischen einen Gesandtschaftsposten seines Hofs am dortigen Reichstag übernommen hatte. Im Jahr 1789 war auch sein Vater nach einem 1½jährigen schmerzhaften Krankenlager gestorben und unser B. wurde schon während dessen Krankheit vom Konsistorium die Möglichkeit eröffnet, seines Vaters Stelle zu erhalten. Allein er zog es vor, die Erziehung sämmtlicher Kinder der Diedeschen Familie zu vollenden. Diese Aufgabe sollte er auch im vollsten Sinne, wenn gleich mit sehr entgegengesetzten Gefühlen, lösen. Die Eine seiner Elevinnen wurde von ihm zum Tode, die beiden anderen zur Konfirmation vorbereitet, wobei es ihm vergönnt wurde, auch den kirchlichen Akt der Konfirmation selbst verrichten zu dürfen. Die bei dieser Gelegenheit gehaltenen kirchlichen Reden waren die ersten von ihm, die dem Druck übergeben wurden. Von diesem Zeitpunkt an leistete er seinem Principale, gewissermaasen mehr in der Eigenschaft eines Privatsekretärs, als der eines Hauslehrers, sehr wichtige Dienste und seine früheren Studien in Leipzig in den Hörsälen eines Böhme, Sammt und Seeger kamen ihm hierbei trefflich zu Statten. Im Frühjahr 1791 bediente man sich seiner, mit dem damaligen Standesherren v. Muskau, Grafen v. Pückler, die sehr wichtigen Erbschaftsangelegenheiten der Frau v. Diede, einer gebornen Reichsgräfin v. Calenberg, in Ordnung zu bringen und im Herbste desselben Jahrs reiste er, als Sekretär der rheinischen Reichsritterschaft mit dem Herrn v. Diede, als Deputirter derselben, nach Bonn, um dort mit dem kaiserl. Gesandten zu negociiren. Bei der im Juli 1796 für Regensburg herannahenden Gefahr durch die Franzosen befand er sich ganz allein im dänischen Gesandtschaftshotel und Alles suchte, wegen der damaligen Neutralität Dänemarks, seine Schätze bei ihm in Sicherheit zu bringen. So groß war selbst das öffentliche Vertrauen, dessen er genoß. Ueber alles das vergaß er seinen späteren Beruf nicht, obwohl ihm zu wiederholtenmalen mit der Hoffnung geschmeichelt wurde, im diplomatischen Fach eine feste Anstellung zu finden. Häufig predigte er zu Regensburg und allezeit in Gegenwart der meisten und selbst katholischen Reichstags-

gesandten, wie er ein Gleiches auch bei seiner Anwesenheit in Wien, in der Kapelle des schwedischen Gesandten gethan hatte. So groß auch der Beifall war, der seinen Vorträgen gezollt wurde, so galt ihm jedoch schon damals der Nutzen ungleich mehr, den er durch selbige stiftete. Durch sie bahnte er sich den Weg zu mehreren Kranken- und Sterbebetten, wo sein Zuspruch verlangt wurde. Auch die Regensburger wünschten ihn zu ihrem Pfarrer. Ganz eigene Rücksichten indeß, so wie das allzugeringe Einkommen der ihm angetragenen Pfarrstelle, verwehrten es ihm, dieselbe anzunehmen. So nahete die Zeit, wo er, um doch endlich eine gewisse Versorgung zu finden, sein geliebtes Regensburg und den Kreis ihm dort so theuer gewordener Freunde und das Diede'sche Haus, in dem er 14¼ Jahr glücklich gelebt hatte, verlassen mußte. Er ging im Frühjahr 1799 nach Hanover wohin er auf Antrag des Hofmarschalls v. Löw als Lehrer an dem neu zu errichtenden königl. Georgianum berufen worden war. Ein ganz veränderter und nicht sehr angenehmer Wirkungskreis erwartete ihn hier; denn er fand meist sehr verwilderte Gemüther unter den Zöglingen des Georgianums, an denen lange Zeit aller Fleiß und alle Liebe verschwendet schienen. Mehrere Zöglinge waren seiner ganz besonderen Leitung anvertraut, wie auch außerhalb des Georgianums sein Unterricht gleich geschätzt als gesucht wurde. So waren unter Anderen die Gräfinnen von Lippe-Bückeburg seine Schülerinnen und ihrem Bruder, dem Erbgrafen, hielt er besondere Vorlesungen über Moral, Politik und Staatsrecht. Unter übermäßigen Anstrengungen des Geistes, von denen oft erst die späte Mitternacht ihn abrief, erlag sein Körper. Eine schwere Krankheit befiel ihn. Pyrmont war seine Retterin. Sonst war seine einzige und seine liebste Erholung der Umgang in dem gräflich Wallmodenschen, Lippeschen, Löwschen und Steinbergschen Hause. Dankbar nannte er solche Auszeichnung oft noch in späteren Jahren das letzte Erbtheil seiner Regensburger Freunde und Gönner. Während eines kurzen Aufenthalts auf dem gräflich Wallmodenschen Gute Heinde im Frühjahr 1798 sah er zum erstenmale seine künftige Lebensgefährtin, eine Pflegetochter des dortigen Oberamtmanns Gericke, die ihm im Jahr 1801, als er Pfarrer zu Hone wurde, dahin folgte. Hone ist vielleicht der traurigste und abgelegenste Ort in der ganzen großen Celler Sand-, Haide- und Moorwüste. Im ganzen Dorfe, ja bis auf

zwei, drei Stunden Wegs kein gebildeter Umgang und selbst dieser die längste Zeit des Jahrs wegen Moor und Ueberschwemmungen nicht einmal erreichbar. Dazu kam eine damals so verwilderte Gemeinde, daß es z. B. unter ihr gar nichts Unerhörtes war, in der Kirche Karten zu spielen und die Branntweinflasche umgehen zu lassen. Dahin sah sich B., mitten aus der großen Welt, in der er so lange gelebt, nun mit einemmale versetzt. Lange Zeit mußte er jede Predigt, deren er mit den Leichenpredigten oft über 200 in einem Jahre zu halten hatte, nachdem er sie niedergeschrieben, völlig noch einmal umarbeiten, um sie nur seinen Bauern verständlich zu machen. Dazu, wie schon angedeutet, gab es entsetzlich viel Unkraut auszuraufen, was denn oft anfangs, bei aller angewandten Behutsamkeit, die rohen Gemüther nicht wenig in Aufruhr brachte. So entstand bei Gelegenheit, als er die ersten Sommerschulen einführen wollte, ein förmliches Komplot der ganzen Gemeinde gegen ihn. Aber er ließ sich durch alle ungünstigen Umstände nicht entmuthigen, setzte mit rastlosem Eifer und Liebe sein muthig begonnenes Werk fort und hatte die Genugthuung, daß nach 10 Jahren seine Gemeinde durch seine Bemühungen wie umgewandelt war und der anfangs so Verhaßte hatte eine Liebe gefunden, die noch bis in die späteste Zeit auf die rührendste Weise sich kund gab. Als er im December 1810 vom Konsistorium auf die 4 Stunden entlegene Pfarre zu Leiferde versetzt wurde, folgte die ganze Gemeinde, jung und alt, wie in einem langen Trauerzuge seinem Wagen nach. In Leiferde stiftete er nicht weniger Segen und auch diese große Gemeinde gehörte bald zu den ausgezeichnetsten in der ganzen Gegend. So entfernt er sich immer von dem eigentlich geselligen Verkehr mit seinen Gemeindegliedern hielt, so nahe stand er jedem Einzelnen unter ihnen, wo es darauf ankam, mit Rath und That beizustehen. Er war ganz derselbe auf seinem Studirzimmer und im täglichen Leben, der er auf der Kanzel war. Der Geist der lautersten und innigsten Religiosität durchdrang, regelte und weihte sein ganzes Leben. Weit entfernt, einem blinden Glauben zu huldigen, stand vielmehr der, an den und um deswillen er glaubte, in einer Klarheit vor seiner Seele, daß man es in Wahrheit nur ein Glaubenslicht nennen konnte, das ihn erfüllte und womit er wieder Andern vorleuchtete. Fehlte doch auch seinem Glauben die Bewährung nicht, die aus der

Anfechtung kommt. Eine vielbewegte Zeit und ein vielbewegtes Leben hatten alle Erscheinungen des Unglaubens an ihm vorübergeführt, er hatte sie alle scharf ins Auge gefaßt und jeden Zweifel der strengsten Prüfung unterworfen. Die Stunden, die sein Amt ihm frei ließ, widmete er den Wissenschaften, der Erziehung seiner drei Kinder und als Erholungsstunden, seinen Blumen, von denen er weit und breit die schönste Flora hatte. Unbeschäftigt war er keinen Augenblick des Tags. Werke von jeder Wissenschaft waren in seiner Bibliothek zu finden, die nach und nach auf 2000 Bände anwuchs. Auch widmete er seine Thätigkeit dem 1819 größtentheils auf seine Anregung gestifteten Predigerverein und unter seiner thätigsten Antheilnahme wurde auch der Grund zu einer Predigerwitwenkasse der Inspektion gelegt, die jetzt schon die erfreulichsten Resultate aufzuweisen hat. Seiner Gattin und seinen Kindern war er der liebevollste Gatte, der zärtlichste Vater. Seine Erziehung war Liebe und zweckte nur auf Liebe ab. Als seine beiden Söhne auf auswärtige Schulen gegangen waren und nur seine einzige Tochter zu Hause zurückblieb, widmete er mit dem glücklichsten Erfolge die früher jenen geschenkte Zeit im Vereine mit seiner Gattin der Bildung junger Frauenzimmer. Im Jahr 1826 erhielt er den Ruf als Superintendent und Schloßprediger zu Osterode am Harz, den er nur aus Rücksichten auf seine Familie annahm. Konnte er auch nicht mehr durch feurige Kraft, wie in früheren Jahren, in seiner jetzigen neuen Stellung wirken und mußte er es auch anfangs erfahren, wie viel schwerer dem bejahrtern Prediger die Herzen der Gemeinde sich zuwenden, so wirkte er desto mehr durch den Geist der Sanftmuth, Demuth und Liebe, mit dem er zwischen manche früher sehr zerrissene Verhältnisse versöhnend eintrat, durch seine gereiften Erfahrungen, womit er jüngeren Amtsbrüdern zu nützen suchte, durch sein schonendes Verfahren, womit er Irrende zurechtwies, durch seine Bereitwilligkeit, nach Kräften, wo er nur irgend konnte, Jedem zu helfen, durch seine Berufstreue, worin er für Alle ein Muster war und gelang es ihm auch so nicht allenthalben, Liebe um Liebe zu ernten, so konnte doch bald die höchste Achtung, selbst von Seiten derer, die ihm nicht wohlwollten, ihm nicht versagt werden. So lange sein Alter es ohne zu große Beschwerden für ihn zuließ, verweilte er auch in Osterode gern noch in geselligen Cirkeln, die bald an sein Haus,

das immer ein so gastfreies gewesen war, sich anknüpften und man sah ihn dann immer als den feinsten und liebenswürdigsten Gesellschafter, der es gleich verstand, lästigen Zwang aus seiner Nähe zu verbannen, als Scherz und frohe Laune in den Schranken des wahrhaft Schicklichen zu erhalten. Schon im Sommer 1831 befiel ihn indeß ein äußerst schmerzhaftes Uebel, was immer mehr und mehr ihn an sein Zimmer band und er fühlte, wie allmälig unter den oft unerträglichen Schmerzen desselben seine Kräfte schwanden. Für ihn, der immer sein Amt mit solcher Gewissenhaftigkeit versehen, war es das härteste Gefühl, nicht mehr so zu können, wie er wollte. Zur Erleichterung seines Amtes wurde ihm nun sein jüngerer Sohn als Gehülfe beigegeben, in dessen Hände er später, als die Krankheit immer mehr zunahm, seine sämmtlichen Geschäfte niederlegte. Er fühlte aber täglich mehr und mehr seine Kräfte schwinden, bis ihn am oben genannten Tage der Tod von seinen langen und schweren Leiden befreite. Sein älterer Sohn ist Assessor supern. beim Amte zu Osterode, seine Tochter an den Pfarrer Schrader in Frankfurt a/M. verheirathet. Seine Gattin überlebte ihn.

* 99. Johann Friedrich Mühlendohr,

Organist, Küster u. Schullehrer zu Dielingen;

geb. den 8. Aug. 1773, gestorben den 22. Febr. 1837.

Von rechtlichen Landleuten zu Spradow, Kirchspiel Bünde, geboren, besuchte er die dortige Schule und genoß später Privatunterricht, war mehrere Jahre Bediente und bildete sich dann in dem Schullehrerseminar zu Minden zum Jugendlehrer. Im J. 1802 ward er Schullehrer zu Mölbergen, Kirchspiel Holzhausen, von wo er im Jahr 1819 nach Dielingen als Organist, Küster und Schullehrer der 2. Klasse versetzt wurde. Im J. 1803 verheirathete er sich mit Marie Louise Tangemann aus Suhlingen, Grafschaft Diepholz. Er hatte viele harte Schicksalsschläge zu erdulden. So verlor er durch einen Brand fast seine ganze Habe. Sein ältester Sohn ging nach Amerika und starb gleich nach seiner Ankunft an der Cholera im Staate Missouri. Das ihm mitgegebene Vermögen ging verloren. Der 2. Sohn hat Theologie studirt. Gutmüthigkeit, Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit waren Hauptzüge seines Charakters. Dabei war er von ächter Religiosität beseelt, anspruchslos und bescheiden.

Seine Gesundheit war schon lange zerrüttet und er besuchte deshalb fast jeden Sommer den Gesundbrunnen. Da überfiel ihn die Grippe und er erlag ihr.

Dielingen. Arendt.

* 100. Adolf Friedrich v. Scheve,

Präsident des königl. kurmärk. Pupillenkollegiums zu Berlin;

geb. den 27. Mai 1752, gest. den 22. Febr. 1837.

Er war zu Strelitz geboren und der älteste Sohn des mecklenb.-strel. Geheimen Rathspräsidenten A. F. v. Sch. Nach beendigtem Gymnasialkursus begann er das Studium der Rechte zu Greifswalde und setzte es in Göttingen fort. Um in den preuß. Staatsdienst treten zu können, machte er zu Berlin sein Examen und kam hierauf als Referendar nach Cöslin, von wo er nach einem Jahre nach Cüstrin und hierauf von da nach Stettin versetzt wurde. Im J. 1782 wurde er Assistenzrath beim Oberlandesgericht zu Strehlen und verheirathete sich im Jahr 1785 mit der Tochter des Oberstlieutenants und Flügeladjutanten Friedrich des Großen v. Lekow, nachdem er wohl 2 Jahr vorher zum Oberamtsrath ernannt worden war. Im J. 1786 ging er als Kammergerichtsrath nach Berlin und ward hierauf Präsident des Oberkonsistoriums und Oberschulkollegiums, so wie auch des Armendirektoriums. Im J. 1807, bei der ersten Gründung des Friedrichstifts, einer wohlthätigen Anstalt zur Verpflegung und Erziehung armer verlassener Kinder, stellte sein menschenfreundliches Herz ihn an die Spitze derer, die damals, in der Zeit der Noth, zur Rettung einer Zahl dem Elende Preis gegebener Knaben und Mädchen zusammentraten und die Geneigtheit ihrer Mitbürger zu Mitleid und Erbarmen mit segensreichem Erfolg auf diesen Gegenstand hinleiteten. Dreißig Jahr hindurch hat er sich mit stets gleich gebliebener Ausdauer der obern Führung der Geschäfte unterzogen, zu deren Besorgung Menschenfreunde, unter dem Namen einer Direktion des Friedrichstifts, sich verbunden hatten und indem er den mühevollsten und verantwortlichsten Theil des gemeinsamen Wirkens über sich nahm, befriedigte er nur ein Bedürfniß seines edlen Herzens. Als 1815 alle Behörden eine Reform erlitten und das Armendirektorium aufhörte, eine königliche Anstalt zu sein, wurde er zum Präsident des kurmärkischen Pupillenkollegiums ernannt, welcher Stelle er bis zu seinem Tode vorstand.

Aber sein thätiges Wirken fand auch die Anerkennung seines Königs. Im J. 1815 erhielt er das eiserne Kreuz am Bande des Civilverdienstordens, späterhin den rothen Adlerorden 3r Klasse und am 21. December 1824, bei der Feier seines 50jährigen Amtsjubiläums, den rothen Adlerorden 2r Klasse mit Eichenlaub und der Minister Rother überbrachte ihm 1000 Rthlr. zur beliebigen Verwendung, von denen er 500 Rthlr. dem kurm. Pupillenkollegium zum Fond der Erziehung armer Waisen und 500 Rthlr. dem Friedrichsstifte gab. Das Kammergericht und Pupillenkollegium ließen zur Feier dieses Tags seine Büste vom Professor Wichmann aus kararischem Marmor anfertigen, das Friedrichsstift ihm zu Ehren eine eiserne Gedenktafel in ihrem Lokale aufstellen und Freunde und Bekannte brachten ihm viele Beweise der Achtung und Ergebenheit dar. — Sch. war der liebevollste Gatte, der liebreichste Vorgesetzte seiner Untergebenen, der Wohlthäter seiner Gutsinsassen und den unbemittelten Kindern seines Bruders ein zweiter Vater.

* 101. Friedrich Rudolph v. Harten,

Obergerichtsadvokat und gewesenes Mitglied des Stadtgerichts (Senator) zu Oldenburg;

geb. d. 7. Sept. 1776, gest. d. 23. Febr. 1837.

Sein Vater war der am 23. November 1830 als Kommerzienrath und zweiter Bürgermeister zu Oldenburg verstorbene Kaufmann Johann Wilhelm v. H., seine Mutter Charlotte Margarethe, geb. Masterholt. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und genoß außerdem noch Privatunterricht in manchen andern Gegenständen der Bildung, wie z. B. in neueren Sprachen und in der Musik, welcher letztern er mit großer Neigung zugethan war, die ihn während seines ganzen Lebens nicht verließ, selbst da nicht, als er der Ausübung derselben (er hatte es auf der Flöte zu einer bei Dilettanten sonst nicht gewöhnlichen Fertigkeit gebracht) wegen Verlusts seiner Zähne entsagen mußte. Mit dem Ruf eines sehr fleißigen und ordentlichen Schülers verließ er um Ostern 1795 das Gymnasium, um auf der Universität zu Jena die Rechte zu studiren. Um Ostern 1797 ging er von Jena nach Göttingen, um dort auch in praktischen Arbeiten sich auszubilden und kehrte Ostern 1798 in seine Vaterstadt zurück. Nachdem er die damals gewöhnliche Probearbeit mit Beifall geliefert,

wurde ihm die Advokatur bei den Untergerichten gestattet und er im Sommer 1798 beim Stadtmagistrate wie beim Landgerichte zu Oldenburg als Anwalt aufgenommen. Seine Ordnungsliebe und Thätigkeit verschafften ihm bald das Zutrauen der Rechtsuchenden und er besaß bereits eine nicht unbedeutende Praxis, als er im Herbst 1801 die vorgeschriebene strengere Prüfung bestand, welche ihm den Eintritt in den Staatsdienst eröffnet hätte, wenn er es nicht vorgezogen, dem ehrenvollen Berufe des Advokaten getreu zu bleiben. Er wurde am 28. Septbr. gedachten Jahrs auch zum Advokaten bei der Kanzlei und dem Konsistorium ernannt und als im J. 1811 die französ. Okkupation manche Andere veranlaßte, sich um die einträglicheren Notariate zu bewerben, suchte er keine andere Stelle, als die eines Advokaten beim Tribunal erster Instanz in Oldenburg. Bei der im Jahr 1814 erfolgten Wiederherstellung der ältern Verfassung trat er nicht nur in seine frühern Stellen als Advokat bei der Justizkanzlei und dem Konsistorium, wie bei dem Landgericht und dem Magistrate zu Oldenburg wieder ein, sondern wurde auch noch bei dem neuerrichteten Oberappellationsgericht als Advokat angestellt. Diesem seinem Berufe widmete er sich aber auch mit seltnem Eifer und unerschütterlicher Treue und es war ihm weniger darum zu thun, eine ausgedehnte Praxis zu haben, als nur solche Sachen zu verhandeln, von deren Gerechtigkeit er sich überzeugt hielt. Seine Rechtlichkeit und Ordnungsliebe gaben daher auch Veranlassung, daß ihm ansehnliche Geschäftsführungen und Güteradministrationen aufgetragen wurden, denen er mit derselben Thätigkeit und demselben Eifer sich unterzog, wie seiner juristischen Praxis, ohne diese jedoch deshalb zurückzusetzen. Im J. 1824 wurde er zum Beisitzer des Stadtgerichts oder zum gelehrten Rathsherrn (Senator) erwählt und diese Wahl erhielt am 17. März die Bestätigung des Landesherrn. Er hätte diese Stelle nicht angenommen, wenn er sich nicht durch das in dieser Wahl ausgesprochene Zutrauen geehrt gefühlt und zugleich die Erlaubniß erhalten hätte, seine Praxis bei den Obergerichten, mit Ausnahme der vorher beim Stadtgerichte verhandelten Sachen, so wie beim Landgerichte beibehalten zu dürfen. Auch in diesem Amte gab er Beweise der Rechtlichkeit, Thätigkeit und Ordnungsliebe, die ihn als Anwalt beseelten und er bekleidete es so lange, bis vor Einführung der neuen Stadtordnung am 15. Okt. 1833

die Stadt ihrer Gerichtsbarkeit mit Ausnahme der amtlichen Kompetenz entsagte und das Stadtgericht mit dem Landgerichte vereinigt wurde. Von da an widmete er sich wieder ganz seinen Advokatur- und Verwaltungsgeschäften, worin er jedoch leider oft durch Unpäßlichkeiten unterbrochen wurde, bis endlich eine ernstliche Krankheit ihn aufs Lager warf, von dem er nicht wieder erstand. Von Jugend auf hatte er nur eine schwächliche Gesundheit genossen, aber früh durch mancherlei Leibesübungen seinen Körper zu stärken gesucht und durch fortdauernde Anwendung derselben hatte er es dahin gebracht, daß er selbst bei seinem, ihn manchmal anhaltend an den Arbeitstisch fesselnden Fleiß zu einem Alter gelangte, welches die Hoffnung seiner frühern Bekannten übertraf. — Am 25. Febr. 1806 hatte er sich mit Wilhelmine Elisabeth Johanne Erdmann verheirathet, die ihn als Wittwe überlebt hat; aber von mehreren Kindern ist ihm nur eine Tochter geblieben, indem andere bei den schönsten Hoffnungen, vielleicht in Folge einer erblichen Disposition, frühe dahin welkten.

102. Daniel Söhnchen,

Lehrer an der evangel. Schule zu Mühlheim a. Rhein;

geb. i. J. . . . . , gest. zu Köln d. 23. Febr. 1837 *).

Söhnchen war der Sohn geringer, aber tugendhafter Eltern, die noch leben, und zu Ründeroth im Obergischen wohnen. Im väterlichen Hause und in der Schule seines Geburtsorts empfing er seine Erziehung und seinen ersten Unterricht. Nachdem er sich hinreichend vorbereitet hatte, trat er in das Seminar zu Neu-Wied ein und lernte dort so fleißig, lebte auch so untadelhaft, daß ihm beim Austritt aus der Anstalt ein sehr gutes Zeugniß ertheilt wurde. Alsbald ward er an die Schule nach Mühlheim berufen und widmete sich mit allem Eifer seinem Beruf. Ein gastrisches Fieber warf ihn im August des J. 1836 auf das Krankenlager; die Krankheit ward bald nervös und endete in der Schwindsucht, an der er am oben genannten Tage verschied. — S. besaß einen von Natur sehr gesunden, ja scharfsinnigen Verstand, den er, besonders durch mathematische Studien, trefflich ausgebildet hatte. Seine Kenntnisse waren gerade nicht die umfangreichsten und sie konnten es auch

*) Nach dem Sprecher oder Rh. Westphäl. Anz. 1837. Nr. 19.

noch nicht sein, da er sich eben erst aus dem Drucke seiner frühern Verhältnisse heraus- und emporgearbeitet und die edlen Früchte zu sammeln begonnen hatte; allein sie erstreckten sich doch über den ganzen Kreis dessen, was von einem Elementarlehrer gefordert wird und sie waren dabei so geordnet und so gründlich, daß er sie beim Unterrichte mit voller Sicherheit und mit dem besten Erfolg anwenden konnte. In der Lehrmethode hatte er fast die Meisterschaft erreicht. Weise ward von ihm der Lehrstoff nach den verschiedenen Klassen gewählt und vertheilt; lückenlos schritt sein Unterricht von Stufe zu Stufe fort; Alles entwickelte sich nach einem wohlüberdachten Plane und in fester Ordnung und niemals machte er sich des unseligen Treibens derer schuldig, die sich bei ihrem Unterrichte gehen lassen, bald dies, bald jenes umfassen, um es wieder fortzuwerfen und die, wenn sie am Morgen in die Schule gehen, nicht wissen, bis wohin sie am Abend mit ihren Schülern gekommen sein werden. Daher hingen denn auch die Kinder mit gespannter Aufmerksamkeit an seinen Lippen, daher lernten sie viel und Alles recht und daher, dies ist das Wichtigste, war der Gewinn an formaler Geistesbildung für sie so ausgezeichnet groß. Der Fleiß und der Berufseifer S.'s kannte kaum Gränzen. Der wackere Mann war immer pünktlich auf seinem Posten, er lehrte mit feuriger Lebendigkeit und mit unermüdeter Anstrengung; er ließ es die Schüler durch jeden Blick, durch jedes Wort und durch sein ganzes Wesen empfinden, wie sehr ihm sein Werk mit ihnen am Herzen liege. An der dasigen höhern Bürgerschule ertheilte er, obgleich die Lektionen, die ihm in der Elementarschule oblagen, an sich schon schwierig waren und ihn um so mehr angriffen, je schwächer seine Brust war, unentgeldlichen Unterricht und er that dies mit derselben Aufopferungsfreudigkeit, mit der er an der Schule arbeitete, die ihn besoldete. Seine freie Zeit wandte er zur Fortsetzung seiner Studien und zur Erweiterung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse an, wobei er immer sein Amt und das, was für dieses wichtig war, zunächst im Auge hatte und nach der Regel verfuhr: Non multa sed multum. Nur spärliche, vielleicht nur allzu spärliche Erholungen gönnte er sich und stets nur solche, die eines Lehrers würdig sind. Ein kindlicher, unschuldiger und genügsamer Sinn war ihm in seltenem Grad eigen; er war aufrichtig und wahr, redlich und treu in Wort und That; für seine Ueber-

zeugung, für Alles, was Pflicht und Tugend heißt, brannte er und wenn es nöthig war, so kämpfte er auch mit Nachdruck dafür; Bescheidenheit und Demuth schmückten ihn; seine Menschenliebe war ungefärbt und unverfälscht und seinen Eltern gab er das Beispiel der rührendsten Pietät.

103. Dr. Friedrich Ludwig Weidig,

Pfarrer in Obergleen (Hessen-Darmstadt);

geb. i. J. 1791, endete freiwillig zu Darmstadt am 23 Febr. 1837 *).

Weidig war zu Butzbach in der Wetterau geboren, studirte Theologie und widmete sich dem Schulfach. Früh fand er eine Anstellung als Konrektor an der Stadtschule seines Geburtsorts. Mit Umsicht, Thätigkeit und Liebe lehrte er hier und streute reichen Samen der Kenntniß und männlichen Gesinnung in die Herzen seiner Schüler. Eine Denunciation gegen W.'s politisches Verhalten ums Jahr 1819 gerichtet, hatte keine für ihn nachtheiligen Folgen, vielmehr ging er ganz gerechtfertigt hervor. Der damals regierende Großherzog Ludwig I. **) verlangte ihn kennen zu lernen und sah ihn zweimal bei sich. In jener Zeit sollte W. zum Rektor befördert werden. Das Ministerium war gegen eine Beförderung W.'s, aber Ludwig I. setzte seinen Willen kräftig durch: W. ward Rektor und konnte nun endlich seine Braut zum Altar führen. Er ward Vater. Freundesliebe, eheliche Zärtlichkeit und die Achtung seiner Schüler, deren älteste nun schon zu Männern erwachsen waren, umgaben ihn. Dabei ein gesunder Körper, ein kräftiger Geist und bei gemessenem Auskommen heitere Genügsamkeit — das Loos war beneidenswerth. Da kamen die Julitage 1830 und das Echo ihrer Thaten zitterte über die erstaunte Welt hin. In Deutschland gab es wieder Konstitutionenertheilungen, besonders das nahe Hessen-Kassel zog die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. In Hessen-Darmstadt, wo bereits ein verfassungsmäßiges Leben gegründet war und ein gerade versammelter Landtag in Finanzsachen kräftig einschritt, zeigte sich das Volk heiter und vertrauend. Blos vorübergehend zog eine kalte Hagelwolke über das hoffnung-

*) Literarische und kritische Blätter der Börsenhalle Nr. 1360 bis 1362. 1837.
**) Dessen Biogr. s. im N. Nekr. 8. Jahrg. S. 300.

lächelnde Gefilde: die sogenannte Insurrektion in Oberhessen. Ein Stoß, durch die Aufregung in Kurhessen unternommen, fortgeleitet von armen Grenzlern und Bauern im standesherrlichen Gebiet, ohne Haupt, ohne Sinn, blos ein zappelnder Tausendfuß, zornvoll gegen öffentliche Beamte, deren mehreren laut die öffentliche Stimme Härte und scheußliche Immoralität vorwarf, wüthend gegen die Registraturen, bald vom Landmann selbst bekämpft und vom Militär bedroht, ging die Sache aus nicht wie ein Licht, sondern wie ein wüster lächerlicher Traum, bei dem nur das als bedeutsam und selbst als bedenklich erscheinen mochte, daß ansehnliche Städtchen der Wetterau, z. B. Nidda, Ortenberg, Schotten u. a. dem Rebellenhaufen nicht den mindesten Widerstand entgegensetzten. Freiheit oder Gleichgültigkeit — beide Symptome waren auffallend genug! Jene oberhessische Insurrektion hatte einen traurigen Incidentpunkt gehabt: die Tödtung und Verwundung mehrerer Einwohner oberhess. Dörfer durch einziehendes hess. Militär, welches im Wahne stand, Meuterer hier vor sich zu haben, während die Männer friedlich ohne Waffen dem Einzug zuschauten, oder auf der Landstraße, oder am Aepfelbrechen in ihren Gärten waren und sogar theilweis am Tage vorher einen Rebelleneinfall mit Glück bekämpft hatten. Das Ereigniß machte viel Aufsehen und erregte Zorn und Mitleid. Die Witwen und Kinder der Getödteten, die Verwundeten erhielten reiche Spenden. Auch W., dessen Wohnort nur wenige Stunden vom Schauplatz jener trauervollen Scenen entfernt lag, trug sein Scherflein dazu bei. Er unternahm sein „deutsches Gesangbuch“ zum Besten der am 1. Oktober 1830 unglücklich gewordenen Familien in Wölfersheim und Södel auf Subscription und theilte es in Jugendlieder, Volkslieder, Vaterlandslieder und geistliche Lieder. Einige der Lieder rühren von ihm selbst her; so „der Hessengruß,“ „Vaterlandsliebe,“ „Hermanns Lied“ u. a. Sie sind höchst interessant als Ausdruck freier deutscher Gesinnung, aber zugleich auch einer solchen, welche die gegenwärtigen staatsrechtlichen und territorialen Verhältnisse Deutschlands zu überspringen, keineswegs beabsichtigte. Die Zeiten wurden indessen bewegter und unruhiger. Das Volk oder die Volkspartei nahm mehr in Anspruch, als der Thron geben wollte; das Volk berief sich auf das Recht und die Vernunft, der Thron auf das Recht und die Macht. Warschau

war unterdessen gefallen; die Regierung des Julius in Frankreich hatte sich von den Principien, welche sie geschaffen, getrennt: überall Untergang der Volkspartei in ihren kühnsten oder kecksten Vorfechtern. Die Macht siegte. Das Gesetz stand ihr bereits fertig zur Hand oder sie konnte es veranlassen. W. sah nicht unthätig dabei zu: er betrieb die Sendung eines Pokals an den kräftigen Förderer der Preßfreiheit Welker in Karlsruh und schrieb viel in öffentliche Blätter; insbesondere nahm man dies von der Hanauer Zeitung an. Und Alles unentgeldlich. Der Mann in seinem Eifer dachte nicht daran, eine Sache, welche ihm an sich so lieb und werth war, noch außerdem sich nutzbar zu machen. Umgekehrt wandte er, der Sparer an sich selbst, der frugale Mann, noch bedeutende Summen auf Anschaffungen von Zeitungen und besonders die Unterstützung der damals heimathlos durchwandernden Polen. Während des Landtags 1832 — 33 waren auf die Anzeige einer auswärtigen Behörde und ergangenen Ministerialverfügung W.'s Papiere polizeilich untersucht und er selbst in polizeiliche Haft genommen worden. Seine Gattin überreichte bei der zweiten Kammer eine Vorstellung, die rechtwidrige Verhaftung ihres Ehegatten betreffend und die Abgeordneten von Gagern, Hallwachs, Helmrich und von Busseck stellten in Bezug auf diese Sache einen Antrag „auf Beschwerdeführung gegen Mißbrauch der Amtsgewalt und Verletzung des Art. 33 der Verfassungsurkunde *)." Zwei Tage lang (1. und 2. August 1833) dauerte die Diskussion in der zweiten Kammer. Ehe aber noch die Sache erledigt, war W. nach 50tägiger Haft durch das Gericht freigelassen worden. Seine Entlassung aus der Haft und die nachher erfolgende des ebenfalls gefänglich eingezogen gewesenen Apothekers Trapp aus Friedberg erregten damals viele Freude in der Provinz Oberhessen, der sie zunächst angehörten: man veranstaltete Feste, Mädchen überreichten Kränze. Anfangs November 1833 wurde der in Darmstadt versammelte Landtag aufgelöst und mehrere Pensionirungen von Staatsdienern, welche zur Opposition gehört hatten, erfolgten. Andere, so nahm man an, schützte nur ihre Eigenschaft als Mitglieder von Richterkollegien. W., der kein politisches Ereigniß in seinem größern oder kleinern

*) „Kein Hesse darf anders als in den durch das Recht und die Gesetze bestimmten Fällen und Formen verhaftet oder bestraft werden rc."



Vaterland ohne Aufmerksamkeit entließ, wandte sie auch diesem mit Eifer zu, indem er eine Festfeier für den rückkehrenden Oppositionsdeputirten von Busseck veranstalten half und sich für ein Medaillengeschenk an die Mitglieder des aufgelösten Landtags interessirte. Eben so lagen ihm auch wohl die neuen Wahlen am Herzen. Diese fanden unterdessen im ganzen Lande statt; 14 gewählte freisinnige Staatsdiener — also beinahe das Drittheil der Kammer — erhielten keinen Urlaub; demungeachtet war die große Mehrheit der neuen Abgeordneten wieder liberal ausgefallen. Ende April 1834 trat der neue Landtag zusammen, bis dann am 25. Oktober 1834 auch seine Auflösung erfolgte. Während dieser Zeit waren die Verhältnisse der Presse im Großherzogthum Hessen um Vieles schwieriger geworden. Schon im Laufe des Jahrs 1833 hatte die Staatsregierung die einzigen Oppositionsblätter des Landes: den deutschen Volksboten, den Beobachter in Hessen bei Rhein und das neue hessische Volksblatt, obgleich alle drei unter Censur gestanden, durch Entziehung der Concession unterdrückt; zwei censirte auswärtige Blätter, welche viel über das Großherzogthum brachten: das in Speier erscheinende alte hessische Volksblatt und die Hanauer Zeitung, waren verboten worden. Diese Hemmungen nahmen im Laufe der Zeit noch mehrfach zu, während Meinungen, welche der Opposition entgegengesetzt waren, ohne Schwierigkeit und in grellen Farben sich Luft machen konnten. Anfangs 1834 erschienen auch bereits mehrere Erzeugnisse der geheimen Presse, wohl mit durch jene Verhältnisse veranlaßt, da und dort im Publikum, dringend auf Wahlen im liberalen Sinn u. dergl. Auch noch nachher las man bisweilen in den Zeitungen, daß solche geheime Drucke erschienen seien. Die Polizei fahndete darauf und verhieß Preise an den Entdecker. W. lehrte unterdessen nach wie vor ruhig im Städtchen Butzbach an seiner Schule. Nicht im Besitz des erforderlichen Census, um Deputirter zu werden, würde sonst bei seiner großen Popularität nichts leichter als dieses gewesen sein. Die ganze jüngere Bevölkerung Butzbachs gehörte zur Zahl seiner Schüler, und was gleich bedeutend war, achtete und liebte ihn. Was Wunder also, daß W. zu jener Zeit, wie es scheint, die Uebereinstimmung der Gesinnung, namentlich der politischen für umfassender hielt, als sie wirklich war, indem er den Maasstab Butzbachs, von ihm selbst geschnitzt und gebildet,

zum Maasstab größerer Strecken machte. Was Wunder aber auch, daß er an einem Orte gern wohnte und wirkte, wo ihm Liebe und vielfach gleiche Stimmung begegneten. Da erfolgte im Frühjahr 1834, unnachgesucht von W., seine Versetzung als Pfarrer nach Obergleen, einem armen und abgelegenen oberhessischen Dörfchen. W. hätte wohl gern späterhin den Schuldienst mit einer Pfarrstelle vertauscht, aber vorerst war dies noch nicht seine Absicht. Zugleich stand er zwar als Schulmann aber nicht mehr als Pfarrer unter dem Schutz der Dienstpragmatik, konnte vielmehr als Pfarrer willkürlich entlassen werden. Also ein wichtiges Motiv, in einer sicherern Stellung zu bleiben. Dazu die neuen Dienstemolumente! Nur etwa 36 fl. fixen Gehalt sollten ihm als Pfarrer jährlich werden; dann der Pacht einiger ausgemergelter Pfarräcker, die Casualien und die in Geld angeschlagene Wohnung. W. kam bei der Staatsbehörde um Rücknahme jener Versetzung ein; er berief sich auf seinen vieljährigen tadellosen Dienst im Schulfach; er that es schriftlich, mündlich. Umsonst! Was W. erhielt, war die Zusage, daß sein neuer Gehalt bis zum Betrag des bisherigen verbessert werden sollte und im J. 1834 mußte er nach Obergleen überziehen. Indessen fand er sich bald in seine Einsamkeit und in seinen neuen Wirkungskreis. Eben so hingen bald seine Pfarrkinder mit der innigsten Verehrung an ihm. Bis dahin hatte Obergleen im Ruf gestanden, daß es schlechte Prediger habe; W. vernichtete diesen Ruf; zu seinem gottesdienstlichen Vorträgen drängten sich reichlichst Zuhörer, auch von entferntern Gemeinden. In Obergleen gab es bis dahin viele Spieler und Branntweintrinker, W. gewöhnte diese Unart ihnen ab. Auch viele arme Leute gab es in Obergleen, die oft um den Gulden oder den Thaler oder um einige Thaler verlegen waren; W. borgte ihnen. Später hielt man für auffallend, daß ein mittelloser Mann Geld an Bauern borgen könnte, doch offenbar mit der Gefahr, es nicht wieder zu erhalten. Aber die armen Leute zahlten wirklich wieder und der Dekan des Bezirks, über jenen Umstand zum Bericht gefordert, führte aus, wie die Einfachheit und strenge Ordnung des Weidigschen Haushalts allerdings die Disposition über solche Mittel erklärten. Während so der Mann in seinem Kreise wirksam war und den Aermern bereitwillig die Casualien schenkte, sammelte die Frau die Mädchen des Dorfs zu weiblichen Arbeiten um sich. Ein heiteres

Stillleben umfing die beiden Eheleute, an deren Seite der Sohn, ein frischaufblühender 12jähriger Knabe, stand und welche die Aussicht hatten, ihren Familienkreis bald mit einem neuen Sprößling vermehrt zu sehen. Da, im April 1835, erfolgte W.'s abermalige Verhaftung. Er war in der Zeit vorher politisch nicht ganz unangefochten geblieben, vielmehr hatte die Gerichtsbehörde wegen Abfassung und heimlicher Verbreitung von Flugschriften gegen ihn inquirirt. Doch schlug er dies wenig an. Die nunmehr erfolgte Verhaftung, polizeilich und unversehens in der Nacht unternommen, schien die Folge neuer Indicien zu sein. Man brachte W. stark bewacht nach Friedberg ins Gefängniß. Ungefähr um dieselbe Zeit, da W. arretirt ward, erfolgte auch die Gefangennehmung mehrerer Bekannten und Freunde desselben, wie man allgemein damals im Publikum annahm, in Folge der Denunciation eines jungen Mannes, der bereits in vertraulicher Kommunikation nach andern Seiten hin sich befunden haben soll, als er noch seinen bisherigen Vertrauten gegenüber den enragirten Freiheitsfreund spielte. Wirklich ward auch dieser junge Mensch, nachdem er mehrere Monate ebenfalls in Haft gewesen, derselben entlassen. Um Pfingsten 1835 erfolgte W.'s und seiner Schicksalsgenossen Versetzung aus den Gefängnissen in Friedberg in das Provinzialarresthaus in Darmstadt, welches mehr Sicherheit der Bewachung bot und dem auch die höchsten Staatsbehörden näher waren. Hier wurde seine Haft um vieles strenger. Ein vom Gießner und dann auch Darmstädter Hofgericht hierzu komittirter Untersuchungskommissär ward nun in den verschiedenen Sachen thätig; ihm gesellte sich bald ein zweiter und in neuerer Zeit ein dritter hinzu. Aus den erlassenen Steckbriefen ersah man, daß es sich hier meist um Verfertigung oder Verbreitung revolutionärer Druckschriften (der Betreff der Dekrete in der Weidigschen Untersuchung lautete: „wegen angeschuldigter Abfassung und Verbreitung revolutionärer Druckschriften") oder um das Frankfurter Aprilattentat handele. Aus der starken Gensdarmeriebedeckung, welche W. beim Transport von Friedberg nach Darmstadt beigegeben war, ließ sich annehmen, daß er besonders gravirt sei oder daß doch die Behörde seiner Habhafthaltung ein besonderes Gewicht beilege. Ueber Inhalt und Gang der Untersuchung vernahm man außer dem Bemerkten wenig im Publikum. Doch verlautete, W. seien, weil er sich der Gefängniß-

disciplin nicht gehörig füge und namentlich einmal aus seinem Fenster hinabgerufen habe, längere Zeit Ketten angelegt worden. Dann war auch die Rede davon, die Aerzte, zum Gutachten aufgefordert, ob W. Schläge vertragen könne, hätten sich gegen diese Möglichkeit ausgesprochen; andere Aerzte, das Gutachten begutachtend, hätten zwar jene Möglichkeit in dem Sinn zugegeben, daß W. physisch stark genug sei, Schläge auszuhalten, aber bedenkliche Folgen für seinen Geist von einer Procedur dieser Art befürchtet. Endlich erfuhr man, W. habe bei dieser Kommission, welche vierteljährig die Gefängnisse besucht, große Beschwerden gegen den Untersuchungskommissär zu Protokoll zu geben angefangen, welche aber so ausführlich geworden seien, daß der Visitationskommissär mit Genehmigung des Gießner Hofgerichts einen Accessisten mit deren Fortführung beauftragt habe: eine Einrichtung, welche anderwärts Anstand gefunden und sogar nicht ins Leben getreten sei. Alle diese Mittheilungen und Erzählungen, welche noch in den Lauf des Jahrs 1835 fallen, schienen beglaubigt. Im Bezug auf das Letztere wurde dann späterhin bekannt, daß die Visitationskommission zwar noch immer die politischen Gefangenen besuche, aber nicht mehr ihre etwaigen Beschwerden, in sofern sie sich auf die gegen sie anhängigen Untersuchungen bezögen, sondern nur in soweit sie die Kost u. dergl. beträfen, zu Protokoll nehmen dürfe. Bei den übrigen Gefangenen behielt man dagegen die bisherige Einrichtung bei. Im Laufe des Jahrs 1836 waren mehrere Perhorrescenzgesuche und zuletzt noch eine von W.'s Anwalt eingereichte Bitte, W. gegen Kaution freizulassen, von den Gerichten in den verschiedenen Instanzen abgeschlagen worden. Da und dort im Lande hatte die Auffindung versteckter Papiere neuerdings statt gehabt und am 15. Febr. 1837 waren wieder einige Arretirungen erfolgt. So kam der 23. Februar 1837 herbei. Da verbreitete sich mit Blitzesschnelle das Gerücht, W. sei am Morgen dieses Tages vom Gefangenwärter in seinem Gefängniß verwundet gefunden worden und wirklich nachher gestorben. Die Scherben einer zerschlagenen Wasserflasche hätten ihm zur Oeffnung der Arterien an seinen Arm- und Fußgelenken und zur Durchschneidung des Halses gedient. Die Nachricht bestätigte sich. Aus welchem Beweggrunde er diese That vollbracht, darüber werden wir stets im Dunkel bleiben, da uns alle Aufschlüsse von seiner Seite fehlen; Tinte und Feder zum

Schreiben fehlte ihm, er hatte nur Blut und den Finger. Nicht das Bewußtsein der Schuld braucht der Beweggrund gewesen zu sein, edlere Motive können und werden ihn geleitet haben *). Am 25. Februar früh Morgens 6 Uhr wurde W.'s Leiche auf einem anständigen Leichenwagen und in Begleitung einiger Polizeiofficianten dem neuen Friedhof in Darmstadt zugeführt. In der langen Sargreihe, wie der Tag sie bringt, fand auch der seinige seine Stelle. Das Vater unser der Todtengräber lispelte um die Gruft. Viel Theilnahme hatte W.'s Tod überall erregt. Lächerlich wäre es behaupten zu wollen, daß nicht auch gemeine, heftig schmähende Stimmen bei dieser Gelegenheit laut geworden; Stimmen, welche das Zischen der Schlange und der leichenhungrigen Hyäne auch noch über Gräbern hören lassen. Aber schönere Beurkundung menschlicher Gefühle fehlt ebenfalls nicht. In Butzbach, dem Geburts- und früheren Wohnort W.'s, 16 Stunden von Darmstadt gelegen, war die Nachricht in einem Moment bekannt; allerwärts erscholl darüber Jammer. Zwei Männer, ein älterer und ein jüngerer, Beide ehemalige Schüler W.'s, machten sich auf, um dem Leichenbegängnisse des verstorbenen Lehrers und Freundes beizuwohnen; aber er ruhte schon in dem treuen Mutterschooß der Erde, als sie ankamen.

104. Gustav Anton von Wienskowsky,

Generalmajor a. D. zu Breslau;

geb. den 11. April 1766, gest. den 23. Februar 1837 **).

Er war zu Vangerow bei Neu-Stettin in Hinterpommern geboren und begann seine militärische Laufbahn durch den im Jahr 1781 erfolgten Eintritt in das zu Breslau garnisonirende Regiment Anhalt. In diesem zum Lieutenant ernannt, machte er in demselben Regiment die erste französische Kampagne mit und zeichnete sich in mehreren Gefechten aus. In diesen Feldzügen lernte er in Frankfurt a/M. seine hinterlassene Gattin, eine geborne v. Frank kennen, mit welcher er seit dem Jahr 1796 in der glücklichsten Ehe lebte. In dem Zeitraum von 1807 bis zum Ausbruch des Befreiungskriegs im Jahr 1813 stand v. W. nicht in aktiven Militärver-

*) Vergl. über derlei Situationen Silvio Pellicos Gefängnisse S. 60 ff. der Leipz. Uebersetzung.
**) Breslauer Zeitung 1837. Nr. 58.

hältnissen; in diesem Jahr aber trat er wieder in die Reihe seiner alten Waffenbrüder und führte als Kommandeur eines Bataillons des 7. Reserveregiments (jetzigen 19. Infanterieregiments) dieses in den Gefechten und Schlachten des Feldzugs von 1813 auf eine so ausgezeichnete Art, daß darüber der hochgeachtete Heerführer, unter dessen Kommando er stand, sich später gegen ihn dahin aussprach: „Ich werde niemals Ihr Benehmen im großen Garten (bei Dresden), ferner am Tage der Kulmer Schlacht vergessen, wo Ihr Bataillon rechts von der Chaussee im Stollendorfer Walde aufgestellt, dem reißenden Strome von Feind und Freund „Halt" gebot und die Ruhe meiner Bataillone aufrecht erhielt." Als Führer desselben Bataillons aber war er es auch, als er am Tage des 14. Februars 1814 in dem Gefecht bei Champeaubert allen Preußen ein Muster des Muths, der Treue und Aufopferung für König und Vaterland vor Augen stellte. Denn als das zweite preußische Armeekorps von der Uebermacht Napoleons aufs härteste bedrängt und beinah eingeschlossen war, erhielt der General v. W. den Befehl, die Ferme von Champeaubert zu besetzen und den Feind, es koste, was es wolle, aufzuhalten, damit die Truppen Zeit gewönnen, den Wald von Etoges zu erreichen. Ruhmvoll und glänzend erfüllte er diesen Auftrag. Der Feind erzwang den Durchmarsch nicht eher, als bis v. W., mit den Letzten seines braven Bataillons an drei schweren Kopfwunden blutend gefallen, den Sieg nicht mehr streitig machen konnte. Mit Bewunderung erkannte selbst der Feind die Heldenthat an. Der französische Bericht enthielt über dieses Gefecht die Worte, welche sich auf den Verewigten bezogen: „Nous crumes qu'au moins, il y avoit plusieurs milles hommes dans la ferme, tandis qu'un faible bataillon avoit soutenu cette defense vigoureuse. Le Commandant est le brave des braves." Des Verewigten wahre Verdienste um den Staat blieben auch nicht unbeachtet; schon im Jahr 1813 zum Major ernannt, schmückten seine Brust die Orden des eisernen Kreuzes erster und zweiter Klasse und der St. Annenorden; im Jahr 1815 avancirte er zum Oberstlieutenant im Kaiser Franz Grenadierregiment und erhielt bald darauf das Kommando des 23 Infanterieregiments, welches er in der Schlacht von Belle-Alliance führte und auch als Oberst bis zu seiner Ernennung zum zweiten Kommandanten von Neisse (bei dessen Belagerung im Jahr 1806 er sich schon ausgezeich-

net hatte) behielt. Seit dem Jahr 1829 von dem König als Genralmajor in den wohlverdienten Ruhestand versetzt, verlebte er seine Tage still und zurückgezogen im Kreise seiner Familie, für die Erziehung seiner beiden Söhne wirkend, in Breslau. Eben so hochachtungswerth wie als Krieger war er als Mensch, als Gatte und Vater, ein treuer, redlicher, zum Helfen stets bereiter Freund; voll ächter Menschenfreundlichkeit und Humanität, geliebt und hochgeschätzt von allen, die ihn kannten. Unter zahlreicher Begleitung, der tapfere Heerführer, unter dessen Kommando er seine glänzendsten Waffenthaten verrichtete, an der Spitze, wurde seine irdische Hülle am 26. Februar zu ihrer letzten Ruhestätte geleitet.

* 105. Christian Gottlieb Deckmann,

Doktor der Medicin u. Chirurgie, ordentlicher Professor der Chirurgie und Anatomie zu Kiel;

geb. den 8. April 1798, gest. den 24. Februar 1837.

Deckmann ward in dem Städtchen Rendsburg geboren. Sein Vater, ein rechtschaffener aber eben nicht bemittelter Schneidermeister, konnte dem Sohne, der von frühster Kindheit an große Lust zur Chirurgie und Medicin äußerte, keine im Verhältniß zu seinen zahlreichen Geschwistern ausgezeichnete Erziehung oder nur eine mehr als gewöhnliche Schulbildung zu Theil werden lassen, so daß dieser, kaum dem Knabenalter entwachsen, sich um eine unterste Chirurgenstelle bei dem in seiner Vaterstadt liegenden Militär bewerben mußte und auch glücklich genug war, jene zu erlangen. Unter der Leitung eines ausgezeichneten Regimentschirurgen und durch eigenes Talent, mit unermüdlichem Eifer verbunden, brachte er es bald dahin, daß ihm die Erlaubniß: sein Regiment zu verlassen und mit beibehaltenem Gehalt seine chirurgischen Studien auf der Landesuniversität zu vollenden, ertheilt wurde, worauf er, nach kurzem Aufenthalt in Kiel, vom Jahr 1820 an die chirurgische Akademie in Kopenhagen besuchte und nach wenigen Jahren in dem dortigen chirurgischen Examen den ersten Charakter davontrug. Doch hatte er sich nicht ausschließlich der Chirurgie gewidmet, sondern die ganze Medicin wissenschaftlich studirt und gleichzeitig durch großen Fleiß in den früher versäumten Schulwissenschaften es so weit gebracht, daß ihm kurze Zeit nach dem ersten Examen

auch das medicinische Amtsexamen vor der Fakultät in Kopenhagen zu bestehen möglich wurde und zwar nicht minder rühmlich als das frühere, indem er auch hier den ersten Charakter erlangte. Nachdem die mühe- und sorgenvollen Studienjahre so glücklich überstanden waren, verließ D. Kopenhagen und erwarb sich in Kiel durch öffentliche Vertheidigung seiner Dissertation „Notae quaedam chemici praecipue argumenti in aquas ophthalmicas" das Doktordiplom. Fast von diesem Augenblick an begann das Schicksal ihm freundlichere Blicke zu zu werfen und er, der noch vor Kurzem nicht selten gezwungen war, um die nöthigsten Bedürfnisse schwer zu kämpfen, erwarb sich von nun an ohne Schwierigkeit seinen reichlichen Unterhalt. Aufgefordert von dem ausgezeichneten Arzte Suadicani *), der wegen hohen Alters seiner ausgebreiteten Praxis nicht mehr vorstehen konnte, ging Deckmann im Frühling des Jahrs 1824 als Arzt nach Schleswig und erlangte hier, obgleich sein Gönner Suadicani nach kurzer Zeit starb, bald eine sehr einträgliche Praxis, die Zuneigung seiner Mitbürger und Achtung der übrigen Aerzte Schleswigs, überdies aber die Liebe eines allgemein hochgeachteten Mädchens, geborne Franke, das ihn bald zum glücklichen Ehemanne machte. Vorzüglich auf den Rath des rühmlichst bekannten Professors Lüders **) wurde nach fünfjähriger Privatpraxis D. als außerordentlicher Professor der Anatomie und Chirurgie bei der Universität Kiel angestellt und betrat im Oktober 1829 diese ehrenvolle Laufbahn mit dem Eifer und der Energie, die von je in allen seinen Unternehmungen ihn ausgezeichnet hatten. Außer den anatomischen Uebungen, die seiner Leitung (als Prosektor) anvertraut waren, hielt er Vorlesungen über Anatomie und Chirurgie, namentlich aber suchte er auch das fast ganz erloschene allgemeinere Studium der Anthropologie wieder zu beleben und gab zu dem Ende eine kleine Broschüre „Studium anatomiae et physiologiae omnibus singularum artium cultoribus probat et ad praelectiones anthropologicas invitat Dr. Deckmann." (Kil. 1830.) heraus. Vorzüglich gesucht und geschätzt waren jedoch fortwährend nur seine anatomischen und chirurgischen Vorlesungen. Daß die übrigen dies weniger waren, lag vielleicht an seinem zu sehr fürs Praktische geeigneten Talente, was freilich für jene Wissenschaften

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 2. Jahrg. S. 403.
**) — — — — — — 10. — — 1049.

nur höchst glücklich ausfiel, aber zugleich eine gewisse Strenge und Ernsthaftigkeit erzeugte, die ihn gegen Alles, was nicht genau in den Grenzen jener lag, gleichgültig und achtlos machte. Aus dem Grunde waren seine Vorträge nur für solche Zuhörer recht nützlich, die ähnlichen wissenschaftlichen Eifer, wie er selbst, dafür mitbrachten, vermochten aber nicht durch besondere Annehmlichkeiten der Sprache und ähnliche Mittel, die andere Lehrer sich gern (und mit Recht) erlauben, laue Schüler zu fesseln und für die Wissenschaft zu gewinnen. Größer und segensreicher wurde aber der Kreis seiner Thätigkeit, nachdem er, zum ordentlichen Professor im December 1833 ernannt, die unabhängige Leitung des Friedrichshospitals erhalten, welches nach seinem Vorschlage von da an allein für chirurgische Kranke bestimmt wurde und wo unter seiner theilnehmenden Direktion zahlreiche Unglückliche den köstlichen Besitz der Gesundheit wieder erlangten. Bis jetzt hatte D. sich einer trefflichen Gesundheit erfreut, aber wahrscheinlich durch übermäßige geistige Anstrengungen aller Art (wohin außer manchem Aerger und Verdruß, den sein vielseitiger Beruf ihm zuzog, besonders der frühe Tod seiner Gattin, die ihm zwei Mädchen zurückließ, zu rechnen) seinen fast robusten Körperbau schon untergraben und den Keim zu einer Krankheit gelegt, die in wenigen Jahren ihn dem sichern Tod zuführte. Schon im Frühjahr 1833 wurde er von einem Lungenblutsturz befallen, der im folgenden Jahre von Neuem sich einstellte und schon damals durch seine Folgezustände ihn dem Grabe so nahe brachte, daß die Aerzte an seinem Aufkommen zweifelten. Sehr schwach schleppte er sich noch bis zum nächsten Sommer hin, obgleich er, so weit es möglich war, der Ausübung seiner Pflichten oblag und reiste dann, befürchtend, daß der Winter im rauhen Vaterland ihm tödtlich werden möge, im Herbst 1835 dem milderen Himmel Italiens zu, kehrte aber von dort im folgenden Sommer ungenesen zurück. Trotz der augenfälligsten Schwäche suchte er noch jetzt seinen Geschäften vorzustehen, hielt Vorlesungen und leitete die chirurgische Klinik, in welcher noch häufig die alte Vorliebe für die praktische Chirurgie hervorleuchtete, widmete aber seine übrige Zeit allein der Erziehung seiner zärtlich geliebten Töchter und starb, nachdem er nochmals einen Blutsturz erlitten, am oben genannten Tage. Seine Leiche wurde von Kollegen und Studirenden feierlich zur Erde bestattet und der Senat widmete ihm eine

lateinische Denkschrift. — D.'s ausgezeichnetes Verdienst war, daß er ganz seinem Berufe lebte und daß er diesen Beruf ganz besonders in der praktischen Anleitung seiner Schüler suchte. Er hätte dem Lande ohne Zweifel manchen brauchbaren Chirurgen geliefert. Wenn er auch nicht durch Genialität glänzte, so war er doch durch Gründlichkeit in seiner Wissenschaft, praktische Leichtigkeit und die höchste Treue in der Erfüllung seiner Pflichten ausgezeichnet. Ein unabhängiges, freies Verfolgen seines Zwecks, Standhaftigkeit und ausdauernder Muth, Strenge gegen sich und Andere, nur gegen das hinschwindende Ende seines Lebens durch Milde und Geduld beschränkt, waren die hervorstechenden Eigenschaften seines Charakters; durch sich war er geworden, was er war und dieses Gefühl begleitete ihn stets, ohne daß er sich je überschätzt hätte. — Außer den genannten Werken lieferte er noch Aufsätze zu verschiedenen periodischen Schriften.

106. Samuel Gotthelf Klien,

Pfarrer zu Klein-Bautzen (Lausitz);

geb. im J. 1764, gest. den 25. Februar 1837 *).

Klien wurde zu Geierswalde in der Nieder-Lausitz, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Nachdem letzterer die Pfarre zu Klein-Bautzen erhalten, kam er ebenfalls mit demselben dahin, genoß den nöthigen Privatunterricht und kam 1779 auf das Gymnasium zu Budissin, wo er den Unterricht Demuth's, Petri's, Faber's, Cobers und Rost's benutzte. Im Jahr 1787 bezog er die Universität Wittenberg, von welcher er nach drei Jahren wieder in die Heimath zurückkehrte, als Hauslehrer an mehreren Orten seine Thätigkeit zeigte, dann in Wilthen als Hilfsprediger angestellt und im Jahr 1803 seinem Vater unter Zusicherung der Nachfolge adjungirt wurde, dem er nach seinem im Jahr 1807 erfolgten Tod im Amte succedirte. Im Jahr 1810 verheirathete er sich mit der Tochter des Oekonomieinspektors Goltsch, zu Rottwitz bei Budissin, mit welcher er in kinderloser Ehe lebte und die ihm der Tod 1816 entriß. Seine zweite Frau, die ihn überlebende Witwe, ist die Tochter des Dr. Fischer zu Stolpen, mit welcher er eine noch lebende Tochter erzeugte. — Der Verstorbene genoß eine dauer-

*) N. Laus. Magaz. Heft 2. 1837.

hafte Gesundheit; nur eine kurze Zeit vor seinem Hinscheiden überfiel ihn Körperschwäche, woran er am oben genannten Tage starb. Er hinterläßt den Ruhm eines biedern, wackern Mannes, guten Gatten und treuen Freundes.

* 107. Otto Ludw. Friedr. Wolckenhaar,

k. hannov. Hauptmann u. Kreiseinnehmer zu Hameln;

geb. d. 12. Jan. 1757, gest. d. 25. Febr. 1837.

Zu Oldenstädt, einem Dorfe bei Uelzen im Lüneburgischen, wo sein Vater G. C. W. Prediger war, wurde er geboren; seine Mutter war Gertrude Marie Dallmeier. Früh neigte sich sein Sinn zum Kriegerstande und bald nach seiner Konfirmation trat er 1772 als Kadet in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger zu Hameln ein. Nach einigen Jahren wurde er Freikorporal, dann Sergeant, 1780 Fähndrich, 1785 Lieutenant und 1794 Hauptmann; darnach wurde ihm die Leibkompagnie des 7. Infanterieregiments anvertraut. Nachdem das Vaterland in die Gewalt der Franzosen gefallen war, erhielt er 1806 das Amt eines Schatz- oder Kreiseinnehmers in Hameln, welches er bis zu seinem Tode verwaltet hat. W. war ein deutscher Mann, mit vielen Tugenden geschmückt, sein Leben segensvoll. Volle 65 Jahre, auch noch in der Schwachheit eines seltenen Alters, hat er seinem König und seinem Vaterlande mit unermüdetem Eifer gedient. Als Soldat erwarb er sich durch große Pünktlichkeit im Dienst und durch milde Freundlichkeit gegen seine Untergebenen sowohl die größte Liebe bei diesen, als das volle Vertrauen seiner Obern, besonders des tapfern Generals von dem Busche, der im französ. Revolutionskriege fiel. Als Vorsteher einer Lesegesellschaft für Officiere, in welcher besonders wichtige historische Werke gelesen wurden, sorgte er für seine eigene und für die Fortbildung seiner Kameraden, die ihm von ganzem Herzen ergeben waren. Der Fall des Vaterlands in französ. Gewalt verwundete tief sein Herz; groß war sein Kummer, da er durch dringende Gründe behindert wurde, in den sieggekrönten Schaaren der deutschen Legion seines Königs den Feind zu bekämpfen; aber freudig sandte er seinen ältesten Sohn in den Kampf und warb heimlich viele rüstige Männer für die heilige Sache des Vaterlands. Das brachte ihm Todesgefahr; er wurde verrathen, mußte mehrere Wochen ein hartes

Gefängniß erdulden und nur die treue Liebe seiner klugen und muthigen Ehefrau, die standhafte Fürsprache seiner angesehenen Freunde in Hanover und die Milde des damaligen franzöſ. Generalgouverneurs, des jetzigen Königs der Schweden, retteten ihm das Leben. Sein treuer Eifer blieb nicht unbelohnt. Bald nachher erhielt er eine einträgliche Versorgung im Civildienst und in den Zeiten der wiedererrungenen Freiheit vom fremden Joch genoß er als Oberster des Hamelnschen Landsturms noch einmal die langentbehrte Freude, dem Vaterlande für die Zeit der Gefahr Schutz zu bereiten. Sein Herz war voll Menschenfreundlichkeit und groß ist die Zahl derer, denen er durch Rath und That wichtige Dienste leistete. Eben so freundlich erwies er sich auch in seinen häuslichen Verhältnissen. Er war 2 Mal verheirathet; zuerst mit Sara Louise Harding, gebürtig aus Harburg; dann mit Johanne Henriette Degener, gebürtig aus Braunschweig. Vier Kinder gingen ihm schon erwachsen in die Ewigkeit voran. Mit der zweiten Ehefrau überleben ihn 6 Kinder, 3 Söhne im Dienste des Staats und der Kirche und 3 verheirathete Töchter, mit 14 Großkindern. Er selbst hatte von seiner Kindheit an bis in sein hohes Greisenalter mit mancherlei Leiden und schweren Sorgen zu kämpfen; aber auch in den bängsten Stunden seines Lebens fand er Ruhe im Glauben an die väterliche Fürsorge Gottes, der seine ganze Seele erfüllte und im Vertrauen zu den Seinigen und zu seinen Freunden und weder dieses Vertrauen noch jener Glauben haben ihn betrogen.

108. Johann Nepomuk Locherer,

Doktor der Theologie, Senior und ordentl. öffentlicher Professor an der kathol.-theolog. Fakultät zu Gießen;

geb. den 21. Aug. 1773, gest. am 26. Febr. 1837 *).

Locherer war zu Freiburg im Breisgau geboren. Der Umstand, daß er in einer der ältesten deutschen Musenstädte das Licht der Welt erblickte, ließ ihn den geringen Stand seiner unbemittelten Eltern, in Beziehung auf wissenschaftliche Ausbildung, nicht so hart fühlen und schützte ihn gegen Gefahren, unter welchen schon so mancher hoffnungsvolle Jüngling vor seiner Entwickelung untergegangen ist; denn obgleich unter einem ärmlichen

*) Nach: „Trauerrede auf Locherer.“ Mainz.

Dache, lebte er doch stets unter väterlicher Aufsicht und der Wunsch, denen im Alter eine Stütze zu werden, die jetzt so liebevoll für ihn das Wenige aufopferten, war ihm ein kräftiger Sporn, die sich darbietende Gelegenheit zu einer allseitigen Bildung in ihrem ganzen Umfange mit Liebe zu nützen. Dennoch hatte er bei jedem Schritte zu seiner Vervollkommnung mit manchen Unbequemlichkeiten und Hindernissen zu kämpfen, welche mit der Armuth und Dürftigkeit unzertrennlich verbunden sind; aber weit davon entfernt, ihn niederzudrücken, trugen dieselben zu seiner schnelleren Entwickelung fördernd bei. Ohne Freunde, ohne Empfehlung, ohne Ansehen mußte er aus sich selbst, durch eigene Kraft werden, was er zu werden strebte; Achtung und Liebe wußte der talentvolle Jüngling, könne er sich nur durch angestrengten Fleiß, durch Bescheidenheit, Sanftmuth und anspruchloses Wesen erwerben und es gelang ihm bald in einem so hohen Grade, daß diejenigen, die er als Lehrer verehrte und hochschätzte, ihn ihrer Freundschaft würdigten und bei jeder Gelegenheit sich beeilten, ihm die rührendsten Beweise davon zu geben. Sein untadelhafter Wandel, sein unermüdetes Streben, das bald mit dem herrlichsten Erfolge gekrönt ward, fand von vielen Seiten Anerkennung und erwarb ihm schon sehr frühe und sicherte ihm für die Zukunft die Freundschaft und Liebe mancher hochgestellten Personen. Schon in der ersten Zeit seines öffentlichen Auftretens durfte er den edlen Freiherrn v. Wessenberg unter seine Freunde zählen und hatte sich der wohlwollenden Gesinnung und Zuneigung desselben unvermindert bis zu seinem Tode zu erfreuen und vor allen war es der als Bischof von Mainz verstorbene Burg *), der ihn bis zu seinem Ende als Priester, als Gelehrter, als Freund hochschätzte und liebte. Es wäre mit Recht zu erwarten gewesen, daß der Verstorbene unter so einflußreichen Gönnern bald zu angesehenen Stellen gelangte. Aber was begehrenswerth ist in den Augen der Welt, was diese nach ihren Begriffen groß nennt, war nicht das Ziel seines Strebens: seine pfarramtlichen und wissenschaftlichen Bemühungen zum Besten der Religion und der Kirche hatten ihm Freunde erworben; aber ihm schien es unedel, diese zu eigennützigen Zwecken zu mißbrauchen und sie, einen so edlen Charakter nach Gebühr würdigend, wollten ihm nicht durch Empfehlungen, die er nie suchte, eine so seltene

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 11. Jahrg. S. 376.

Tugend verkümmern. Was der junge Priester einzig anstrebte, war ein eigener Wirkungskreis, war eine Gemeinde, deren Wohl er sich ausschließlich widmen konnte. Kaum war er darum ein halbes Jahr in Grüningen als Pfarrvikar thätig, als er die Pfarrei Wendelsheim übernahm, aus deren Ertrag er kaum das Nothdürftigste erschwingen konnte. Aber dieser Umstand, der den gewöhnlichen Menschen zur gänzlichen Thatlosigkeit herabdrückt, erhöhte nur seinen Muth, entflammte seinen Eifer, verdoppelte seine Thätigkeit. Ja in seiner Armuth erübrigte er immer noch so viel, daß er die Dürftigkeit reichlich unterstützen konnte. Hierauf erhielt er die Pfarrei Seebronn und wurde von hier nach beinahe 7 Jahren eines unermüdlichen und segensreichen Wirkens nach Jechtingen, einem angesehenen Dorf am Oberrhein, versetzt. Was ihn zu diesem neuen Wechsel bewog, war zum Theil der Wunsch, in seinem geliebten Breisgau zu wirken und mehreren seiner vertrautesten Jugendfreunde nahe zu sein, vorzüglich aber die Rücksicht, die nothwendigen Hülfsmittel zu seinen wissenschaftlichen Bestrebungen bequemer sich aneignen zu können, was sowohl durch die Nähe von Freiburg, als auch durch die besseren Einkünfte der Pfarrei nur möglich war. Die ehrenvolle Ernennung als Stadtpfarrer nach Rottenburg am Neckar lehnte er entschieden ab, nahm aber den später (nach 25jähriger Wirksamkeit zu Jechtingen) an ihn ergangenen Ruf als Professor nach Gießen an, wo er rüstig auf dem Gebiete der Wissenschaft bis an seinen Tod wirkte. — Als einen Hauptzweig seines priesterlichen Berufs betrachtete und behandelte er das Lehramt; erfüllt von dem göttlichen Geiste, der in den heiligen Schriften weht, selbst genährt an dem Urquell des Lebens, innigst vertraut mit dem Geiste der Kirche und ihrer herrlichen Institutionen, war die Lehre Jesu in ihm zu einem lebendigen Strome geworden, welcher den Boden aller Herzen, die er berührte, heilsam befruchtete und überall eine vielversprechende Ernte vorbereitete. Nicht ohne die gewissenhafteste Vorbereitung bestieg er den christlichen Rednerstuhl; die Gefühle, welche die erhabenen Wahrheiten in ihm selbst hervorgebracht, erweckte er mit Wärme und Kraft der Rede, durch apostolische Salbung und Nachdruck in den Herzen seiner Zuhörer. Besonders waren die Schulen seiner Gemeinden für ihn ein herrlicher Wirkungskreis; er erachtete einen Tag nicht würdig beschlossen, wenn er nicht einige Stunden bei seinen geliebten Kleinen zugebracht hatte. In ihrer

Mitte wurde er selbst ein Kind und er bequemte sich ganz ihrer Fassungsfähigkeit. Mit gleichem Eifer lag er den Pflichten als Priester und als Ausspender der göttlichen Geheimnisse ob. An das Lager der Kranken brachte er Trost und Beruhigung und der sterbende Vater sah mit Ruhe auf seine weinenden Kinder, denn er wußte sie unter der Aufsicht eines guten treubesorgten Hirten; die arme Wittwe marterte sich nicht mit dem Gedanken, was, nun der letzten Stütze beraubt, aus ihren unglücklichen Waisen werden sollte: sie empfahl sie dem edlen Priester — doch, er hatte sie schon längst in sein Herz aufgenommen, er betrachtete sich als Vater aller Unglücklichen. Hierin aber liegt erst das Verdienstliche seiner Handlungen, daß sie, fern von jeder unlautern Absicht, fern von Eigennutz und Ehrgeiz oder andern Leidenschaften, welche den Glanz auch der schönsten Handlungen verdunkeln, im Geiste der reinsten Liebe geschahen. — Seine Schriften sind: Der Stand des Seelsorgers, seine Freuden und Leiden, für Prediger. Meersburg 1805 — Homilien über die sonn- und festtäglichen Evangelien d. katholischen Kirchenjahrs. 2 Th. Augsb. 1811. — Geschichte d. christl. Religion u. Kirche. 9 Th. Ravensb. 1824—33. — Kurze Predigten üb. die sonn- und festtägl. Evangelien des kathol. Kirchenjahrs. M. einem Bdchn. Gelegenheitsreden. 3 Bdchn. Ebendas. 1828—29. — Lehrbuch der christlich-kirchl. Archäologie. Frankf. a/M. 1832. — Lehrb. d. Patrologie, f. akadem. Vorlesungen bestimmt. Mainz 1836. — Hatte Antheil am Konstanzer Archiv für Pastoralkonferenzen.

109. Karl Gottfried Cunradi,

Advokat zu Camenz;

geb. i. J. 1783, gest. am 27. Febr. 1837 *).

Er wurde zu Camenz geboren, wo sein Vater Bürger und Nadlermeister war, studirte auf dem Lyceum seiner Vaterstadt, wie auf dem Gymnasium zu Budissin, trat als Artillerist in königlich sächs. Dienste und da er aus diesen seinen Abschied genommen, verheirathete er sich und betrieb einen Weißkramhandel, kehrte aber dann wiederum zu den Wissenschaften zurück und vollendete seine Studien auf der Universität zu Leipzig, nach deren Beendigung er sich als Advokat in seiner Vaterstadt niederließ.

*) N. Laus. Magaz. Hft. 2. 1837.

110. Franz Adolph Jacobi,

Doktor der Medicin, Kreisphysikus und Armenarzt zu Warendorf (Westphalen);

geb. i. J. 1765, gest. d. 27. Febr. 1837.*).

Zu Warendorf geboren, genoß er den ersten Gymnasialunterricht in seiner Vaterstadt, bezog dann, um die Pharmacie und Arzneikunde zu studiren, die Universität Münster, darauf das damals blühende Helmstädt und zuletzt das durch seine großartigen Heilanstalten berühmte Wien. Nicht allein mit ausgezeichneten theoretischen Kenntnissen gerüstet, sondern auch zum praktischen Arzt in den Spitälern der Kaiserstadt gebildet, ließ er sich im Jahr 1790 als Doktor der Medicin und Chirurgie in seiner Heimath nieder und erhielt i. J. 1817, obschon mehrere ausgezeichnete Aerzte mit ihm konkurrirten, die Anstellung als Kreisphysikus in Warendorf. Die mannichfaltigen Arbeiten, welche sich ihm in diesem neuen Wirkungskreise darboten, leistete er zur völligen Zufriedenheit der vorgesetzten Behörden mit der unerschütterlichsten Rechtlichkeit und mit seltener Einfachheit und doch wissenschaftlicher Klarheit in seinen Aufsätzen. Außer einigen zerstreuten Abhandlungen in Gilbert's Annalen der Chemie und in den Jahresberichten des k. Medicinalkollegiums hat der Verstorbene der gelehrten Welt keine literarischen Arbeiten geliefert; woran ihn eine beschwerliche Landpraxis und das Bestreben, durch die Lektüre der besten neuern Schriften mit den Fortschritten der Chemie und Medicin Schritt zu halten, wohl gehindert haben. Bei einer regen Geistesthätigkeit besaß Jacobi einen gesunden klaren Verstand, richtige Urtheilskraft und Beobachtungsgabe. Ohne irgend einem der zahllosen medicinischen Systeme, die er auf seiner nicht kurzen ärztlichen Laufbahn entstehen und verschwinden sah, zu huldigen, wußte er bei der Ausübung seiner Kunst die Heilkraft der Natur zu würdigen und nahm anspruchslos und ohne Anmaaßung, ein Feind des Charlatanismus und der Arkanenkrämerei, die Beobachtungen und das Verfahren der ausgezeichnetsten Aerzte aller Nationen zur Richtschnur seines Handelns. Unermüdet in der Ausübung seiner Berufspflichten, echter Christ im Glauben und Wirken, war er der Wohlthäter der Armen

*) Westph. Merkur. 1837. Nr. 59.

und bei Nacht wie bei Tage stets bereit, diesen eben so wie den Bemittelten die verlangte Hülfe zu leisten. Er war uneigennützig und besaß im hohen Grade die dem Arzte so unentbehrliche Geduld, den Undank, womit auch er so oft gelohnt wurde, zu verschmerzen. Er war freundlich und leutselig gegen Jeden, gefällig, dienstfertig und verträglich gegen seine Kollegen, deren Freundschaft und Liebe ihm nicht fehlte. Als guter Gatte und Vater, als Mann von wenigen Bedürfnissen lebte er zufrieden und glücklich im kleinen Kreise der Seinigen. Durch die Beobachtung einer strengen Diät und Mäßigkeit in allen Genüssen brachte er bei einem schwachen Körperbau, trotz öfterer, in seinen Berufsgeschäften sich zugezogener Gichtleiden, sein Leben bis zum 72. Jahre und starb ohne vorheriges Unwohlsein plötzlich am Nervenschlage. Was er als Arzt bei vielen Epidemien und namentlich in der letzten Zeit geleistet, darüber spricht die einmüthige Stimme seiner ganzen Vaterstadt, die Zahl der Armen, die noch vor der Beerdigung seine irdische Hülle besuchten, die Menge, die seiner Leiche folgte, die Thränen des Danks und der Rührung, die seinem Andenken flossen.

* 111. Eduard Zinkeisen,

herzogl. sächs. altenburg. Hauptmann, Auditeur und Hofadvokat;

geboren d. 14. Sept. 1796, gestorben d. 28. Febr. 1837.

Zinkeisen war der 3. Sohn des ehemal. Geheimen Kammerraths Karl Rudolph Zinkeisen zu Altenburg, genoß seinen ersten Unterricht durch Privatlehrer, dann auf dem Gymnasium zu Altenburg unter der Leitung des trefflichen Kirchen- und Schulraths Matthiä *) und seiner achtungswerthen Gehülfen; folgte dann dem Aufrufe zur Vertheidigung des Vaterlands 1814 und 1815, wo er unter der Landwehr als Lieutenant eintrat und die Feldzüge nach Frankreich mitmachte, ging nach Beendigung derselben auf die Universität Jena und später Leipzig (von Ostern 1816 bis Michaelis 1818), wo er sich dem juristischen Studium widmete, wurde 1819 unter die Advokaten des Landes aufgenommen, bekam 1828 die Stelle eines Auditeurs beim Linienbataillon S. Altenburg und zugleich das Prädikat als Premierlieutenant, so wie 1836 das eines Hauptmanns, gewann bald eine ansehnliche

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 13. Jahrg. S. 48.

juristische Praxis und überkam mehrere ansehnliche Gerichtshaltereien. Er verheirathete sich mit der einzigen Tochter des Geheimenraths Geutebrück in Altenburg, starb plötzlich an den Folgen der nicht gehörig abgewarteten Grippe und hinterließ 7 unversorgte Kinder.

* 112. Viktor Joseph Dewora,

Domkapitular, Dompfarrer u. Stadtdechant, Ritter des k. preuß. rothen Adlerordens 3r Klasse, Direktor des k. preuß. katholischen Schullehrerseminariums für den Regierungsbezirk Trier, so wie korrespondirendes und Ehrenmitglied des großherzoglich badischen landwirthschaftl. Vereins zu Ettlingen, zu Trier;

geb. den 21. Juni 1774, gest. 3. März 1837;

Er war zu Hadamar geboren, erhielt seine frühere Bildung von seinem Oheim, dem Exjesuiten Franz Clar, studirte nachher zu Koblenz und erhielt im Herbst 1794 als Primus der oberen philosophischen Klasse von dem Kurfürsten und Erzbischofe Klemens Wenzeslaus eine Freistelle in dem Priesterseminar zu Trier. Weil aber gerade damals das linke Rheinufer von den Franzosen erobert wurde, so konnte er seine Bildung zum geistlichen Stande, wozu er die größte Vorliebe hatte, in Trier nicht erhalten. Er ging daher nach Mainz und da sich auch hier unter dem Getümmel der Kriegsvölker keine ruhigen Stunden zum Studiren erwarten ließen, begab er sich nach Würzburg, wo er unter den Professoren Wiesener, Oberthür, Onymus, Berg und Feiler Theologie studirte, bei dem Professor Andres zur Homiletik, Katechetik und Pädagogik angeleitet und unter den Regenten Leibes und Zirkel im Priesterseminar zur Seelsorge vorgeübt wurde. Der erzbischöfl. Trierische Generalvikar Beck *) befand sich damals gerade als Emigrant in Fulda und hatte den Wunsch geäußert, daß die erzstift-trierischen Kandidaten der Theologie unter seiner Aufsicht in Fulda ihre Studien vollenden und die höheren Weihen empfangen möchten, als D. im Herbst 1796 sich in das dasige Priesterseminarium begab, wo er unter den Regenten Schmitt und Kamp seine Ausbildung zum Seelsorgeramte und am 23. September 1797 von dem Fürstbischof Adelbert III. die Priesterweihe erhielt. Er ward zuerst Gehülfe in der großen Pfarrei Frickhofen, zwei Stunden von Hadamar, dann zu St.

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 3. Jahrg. S. 1468.

Goarshhausen am Rhein, später zu Perl, 9 Stunden von Trier und zuletzt in der Vorstadt St. Mathias bei Trier, wo der beinahe 80jährige Prior des aufgelösten Benediktinerordens und Pfarrer Becker ihm im J. 1807 die Pfarrei resignirte und der Bischof Mannay ihn hierauf am 1. Mai 1808 als Pfarrer ernannte. Da in dem Trierischen Regierungsdepartement keine Bildungsanstalt für angehende Schullehrer existirte, so begann D. im Herbste des J. 1810 in seinem geräumigen Pfarrhause eine Menge religiös gesinnter und untadelhafter Jünglinge und Männer um sich her zu sammeln und dieselben durch Belehrung und Beispiel für das wichtige Schullehreramt vorzubereiten. Seine ruhm- und segenvollen Bemühungen fanden bald ungetheilten Beifall und er hatte bei dem übernommenen schweren Geschäfte sowohl von Seite der ehemaligen französ., als auch der jetzigen königl. preuß. Regierung sich der kräftigsten Unterstützung zu erfreuen. Hierdurch gelang es ihm bei rastlosem Eifer, der auch dann nicht ermüdete, wenn täglich 10 bis 12 Stunden Unterricht zu geben war, vom Jahr 1810 bis 1821 ungefähr 700 Schullehrer zu bilden, die bei ihren geistlichen und weltlichen Oberen ein ganz besonderes Zutrauen genossen und denen nun nicht allein im Trierischen Regierungsbezirke, sondern auch in manchen Städten und vielen Dörfern benachbarter Provinzen das wichtige Geschäft der Erziehung und des Unterrichts der Kinder anvertraut ist. D. war nicht minder wachsam und immer bemüht für den Fortbestand dieser Anstalt im Regierungsbezirke Trier; denn als das preuß. Gouvernement mit dem Gedanken umging, dieselbe aufzuheben und anderwärts hinzuverlegen oder sie mit dem Schullehrerseminar zu Brühl zu vereinigen, arbeitete er unermüdet, um sie in der Stadt Trier zu erhalten. Als i. J. 1824 das Trierische Domkapitel in Folge der Bulle „de Salute animarum" neu organisirt wurde, erhielt D. ein Domkanonikat und wurde von dem Bischofe v. Hommer *) zum Domprediger und bischöfl. geistlichen Rathe bestellt, welchem Amt er unermüdet bis zum J. 1834 vorstand. Die Zeit welche er von seinen Berufsgeschäften erübrigte, verwendete er bis in seine letzten Lebenstage zur Abfassung nützlicher Schriften und reichte jedem guten Unternehmen mit einer seltenen Uneigennützigkeit wohlwollend seine hülfreiche Hand. Im Jahr 1836

*) Dessen Biographie s. im N. Nekrolog Jahrg. 14. S. 716.

fühlte er seine Kräfte mehr und mehr schwinden, bis die Grippe ihn aufs Krankenlager warf und ein Lungenschlag sein thätiges Leben endete. Der Pfarrkirche St. Mathias bei Trier hat er 400 Thaler zum Behuf einer Kaplansstiftung vermacht. Als seine Leiche am 6. März auf dem Kirchhofe zu St. Mathias beerdigt wurde, begleiteten seine ehemaligen Pfarrkinder von St. Mathias, die Kandidaten des Schullehrerseminariums und eine große Menge Bürger der Stadt dieselbe zum Grabe. — Ein ungemeines Talent mit gleichem Fleiße gepaart, zeichnete D. nicht nur in seiner Kirche, sondern in der ganzen Umgegend aus. Sehr kundig im geistlichen und weltlichen Wissen, wie es seine Schriften beweisen, ein Redner, wie es deren wenige gibt, ragte er im Lande hervor und genoß allgemein einer ausgezeichneten Achtung. Auch in den Tagen der Noth galt er für einen Verfechter der guten und heiligen Sache der Religion. Er war vielen ein treuer Führer auf der Bahn des Heils, ein wohlthätiger Menschenfreund in allen Anliegen. — Seine Schriften sind: Kreuzwegsandachten od. Betrachtungen über das Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu Christi nach den gewöhnlichen Stationen. 2. Aufl. Hadamar 1805. — Andachten zum heil. Sakrament des Altars. Ebend. 1805. — Andachten von der Todesangst Jesu Christi od. üb. d. letzten Worte unseres am Kreuze sterbenden Heilands. Ebd. 1805. — Predigten ans kathol. Landvolk gehalten. Ebd. 1806. — Neues Gebetbuch für kathol. Landleute nach dem Geiste des reinen Christenthums verfaßt. Ebd. 1807. — Evangelienbuch, worin nicht nur d. Evangelien, Episteln u. Lektionen auf alle Sonn. u. Festtage d. Jahrs, sondern auch auf d. Feste besonderer Kirchenpatronen enthalten sind. Zum Nutzen und Gebrauche für kathol. Kirchen u. Schulen. 2. Aufl. Ebd. 1808. — Andachtsbuch für d. Verehrer d. heil. Mathias. Trier 1808. — Bruderschaftsbüchlein für d. Verehrer d. heil. Mathias. Ebd. 1808. — Das Wichtigste für kathol. Christen, welche z. Grabe des heil. Mathias wallfahrten. Ebend. 1808. — Anmüthige Züge aus dem Leben edler Menschen. Koblenz 1810. — Predigt am hohen Namenstage Sr. Maj. des Kaisers Franz v. Oesterreich, Königs v. Ungarn u. Böhmen am 4. Okt. 1814 in der Domkirche zu Trier an das k. k. Husarenregiment Erzherzog Joseph, an das 3. k. k. Jägerbataillon, an die geistl. und weltl. Obrigkeiten d. Trierischen Landes u. an die vornehmsten Einwohner, wie auch an die Bürger der Stadt Trier

gehalten. Trier 1814. — Rückblick auf die Jahre d. Zertrümmerung und Aussicht auf die bessere Zukunft. Eine Predigt i. J. 1814 am feierl. Dankfeste für d. Befreiung d. heil. Vaters Pius VII. aus der 5jähr. Gefangenschaft in d. Kirche d. heil. Apostels Mathias bei Trier gehalten. Hadamar 1815. — Edle Züge von gefangenen Russen zu Metz im J. 1806. Ebd. 1815. — Monatl. Verrichtungen bei d. Feld- u. Wiesenwirthschaft, für die fleißigen und biedern Landleute in deut. Provinzen des linken Rheinufers. Ebd. 1815. Neu entworf. 1816. — Gemeinschaftl. mit C. G. Bruch: Wird es nützlich sein, die katholische Geistlichkeit an d. ständisch. Verfassung d. linken Rheinufers Theil nehmen zu lassen? Köln 1815. — Monatl. Verrichtungen bei der Obstbaumzucht für die fleißigen ꝛc. Hadamar 1815. 2. Aufl. 1821. — Vollständ. Darstellungen der monatl. Beschäftigungen in d. Gemüße- u. Küchengarten, den fleißigen und biedern Landleuten des preuß. Herzogth. Nieder- und Mittelrhein gewidmet. Hadamar u. Koblenz 1816. — Briefe u. Gespräche veranlaßt durch die Entführung u. Gefangenschaftsreise des heil. Vaters Pius VII. v. Rom nach Sawona. Ebd. 1816. — Ignaz v. Lojola u. Franz v. Xavier, od. die wahre Denk- und Handlungsweise der Jesuiten. Ebd. 1816. — *Ländliche Lieder nach schon bekannten Melodien v. einem kathol. Seelsorger für Jung und Alt im Volke herausgegeben, um die vielen schmutzigen, Geist und Herz vergiftenden Gassenlieder zu verdrängen. Ebd. 1816. — Lektionsplan des königl. Schullehrerseminariums zu St. Mathias bei Trier 1816. — Anleitung zur Rechenkunst f. Stadt- und Landschulen. Ebd. 1817. 4. verb. Aufl. 1821. 5. Aufl. 1834. — Ehrlich währt am längsten, ein Christenlehr- u. Prüfungsgeschenk f. die fleißige u. gesittete Jugend. Ebd. 1817. 2. Aufl. 1821. — Die meisten gleich und ähnlich lautenden, aber der Bedeutung und Abstammung nach verschiedenen Wörter d. deut. Sprache, zum Gebrauche bei dem Diktirschreiben in Schulen und um die Kinder leichte Sätze u. Perioden bilden zu lehren. Ebd. 1817. — Zwei Reden bei der feierlichen Vereidung der aus dem Regierungsbezirke von Trier in k. preuß. Militärdienste getretenen Ersatzmannschaft im Jahr 1817 unter freiem Himmel in Trier gehalten. Trier 1817. — Die Macht der kindl. Liebe. Ein Christenlehr- u. Prüfungsgeschenk f. d. fleißige u. gutgesinnte Jugend. Hadamar u. Koblenz 1817. 3. Aufl. 1837. — Selig sind die Barmherzigen. Ein Christenlehrgeschenk. Trier 1817. — Der preußische

Soldatenfreund. Ein Lesebuch für die niederrheinische männliche Jugend. Hadamar und Koblenz 1818. — Abhandlung über die zweckmäßigsten Strafen und Belohnungen in Elementarschulen. Ebendas. 1818. 2. Aufl. 1821. — Saamenkörner für die Ewigkeit. Ein vollständiges Gebetbuch für kathol. Christen. Ebd. 1818. — Erörterung d. heil. Pflichten an d. Soldaten katholischer Religion im Dienste d. stehenden königl. preuß. Heeres. Eine Predigt bei der feierlichen Vereidung der aus dem Regierungsbezirk Trier berufenen Ersatzmannschaften den 2. Dec. 1818. — Die sittliche Erziehung in Elementarschulen. Ebend. 1819. — Die gewissenhaften Menschen. Ein lehrrreiches u. unterhaltendes Historienb. f. d. kath. Jugend. Ebend. 1820. 2. Aufl. 1827. — Hülfsbuch zum Erklären in katholisch. Elementarschulen. Ebd. 1820. — Der Schutzgeist d. Kinder. Ein Erzählungsb. f. Elementarschulen. Ebend. 1820. — Die Kraft der Religion. Ein Christenlehr- und Prüfungsgeschenk. Ebd. 1821. 3. Aufl. 1833. — Beispiel der werkthätigen Nächstenliebe. Ein Christenlehr- und Prüfungsgeschenk. Ebd. 1821. 2. Aufl. 1828. — Naturbeschreib. d. menschl. Leibes f. d. Jugend. Koblenz 1821. — Naturbeschreibung der Thiere für die Jugend. 4 Hfte. Ebend. 1821—22. — Die sieben letzten Worte unseres am Kreuze sterbenden Erlösers. Eine Predigt am Charfreitage. Hadam. 1822. — Die Feinde und Freunde unseres am Kreuze leidenden u. sterbenden Erlösers in Reden an das Christenvolk. Ebend. 1823. — Der Familienkreis der Kinder mit seinen nächsten Umgebungen. Ein lehrreich unterhaltendes Historienb. für d. kathol. Jugend. Koblenz 1824. 2. Aufl. 1833. — Die Macht des Gewissens. Ein Büchlein zur Lehre u. Warnung f. d. Jugend. Hadamar u. Koblenz 1824. 2. Aufl. 1828. 3. Aufl. 1833. — Gott segnet d. Fleiß, od.: Was d. Mensch säet, das wird er ernten. Ein Leseb. für die Jugend. Ebd. 1824. 2. Aufl. 1828. — Gott ist d. reinste Liebe. Ein vollständ. Gebet- u. Erbauungsb. f. kathol. Christen. Ebend. 1824. — Kern der christl. Andacht. Ein Gebet- u. Erbauungsb. f. kathol. Christen. Ebd. 1824. — Trauerrede auf d. Tod d. hochwürd. Hrn. Karl Mannay, früherhin Bischof zu Trier, nachher zu Rennes in Frankreich, am 22. December 1824 in der Domkirche zu Trier gehalten. Koblenz 1825. — Der Rheinische Erzähler für Katholiken — eine Zeitschrift, 1826 (ein ganzer Jahrg. ist erschienen). — Mit Ph. Jo. Brunner: Neueste Beitr. zur Homiletik für Prediger und Katecheten. 18 Bdchn.

Hadam. 1825. — Betrachtungen, Gebete u. Litaneien b. dem 7tägigen Besuche d. Stationen in den Kirchen des Bisthums Trier, um Jubelablaß zu gewinnen. Koblenz 1826. — Beispiele d. Sinnesänderung, Lebensbesserung u. Bekehrung. Ebd. 1828. — Liebliche Bilder v. Güte, Freundschaft, Treue u. Dankbarkeit. Ebd. 1828. — Lehrreiche Erzählungen von d. rechten Verhalten gegen sich selbst. Ebd. 1828. — Die sanftmüthigen Menschen. Ebd. 1828. — Kleiner Spiegel des rechten Verhaltens gegen die Thiere. In Erzählungen für Kinder. Ebd. 1828. — Sittenspiegel für Knaben und Jünglinge. Ebendaselbst 1829. — Sittenspiegel für Bürger und Landmann. Ebd. 1829. — Trauerrede auf d. Tod Sr. Heiligkeit d. Papstes Leo XII., gehalten im Dom zu Trier. Ebendas. 1829. — Das tägl. Breviergebet, wozu alle katholischen Geistlichen verpflichtet sind, als eine uralte und zweckmäßige Einrichtung beschrieben. Ebendas. 1832. — In welcher Sprache haben d. ersten Glaubensprediger u. d. ersten Trierischen Bischöfe das heil. Meßopfer verrichtet u. in welcher soll es noch jetzt verrichtet werden? Ein katechet. Unterricht für d. kathol. Glaubensgenossen des Bisthums Trier. Ebd. 1833. — Die v. d. kathol. Kirche vorgeschriebenen Ceremonien und Gebete bei der feierl. Einweihung einer Kirche. Ebd. 1833. — Zarte Jugendblüthen, ein Leseb. f. kleine Mädchen in kath. Elementarschulen. Ebd. 1833. — Freundliche Bilder aus d. Leben edler Frauen und Mütter. Ebendas. 1834. — Leuchtende Sterne auf d. Pilgerwege zum himml. Vaterlande. Ebd. 1835. — Des ehrwürd. Johannes Gueng, Priesters der Gesellsch. Jesu u. ehem. Dompredigers zu Trier hinterlassene Homilien üb. die sonn- und festtägl. Evangelien d. ganzen kath. Kirchenjahrs, herausg. v. W. J. Dewora. Wintertheil. Ebendas. 1834 und Frühlingstheil 1836. — Elementarb. zum Lesenlernen f. kathol. Pfarr- u. Filialschulen. 1r Kursus. 29. Aufl. Trier 1836. — Desselben 2r Kurs. 14. Aufl. Ebd. 1835. — Namenbüchlein für die lieben Kleinen in katholisch. Elementarschulen. 32. Aufl. Ebd. 1837. — Eine Rede ans Volk auf die Hinrichtung des Pfarrers Schäfer, welche in Steinbecks Missethätergeschicht. f. Alt u. Jung im Volk, 1 Bdchn., abgedruckt ist. — Zehn Tafeln z. Lesenlernen. — Vier Bilder, das erste, der heil. Mathias predigt den Mohren; d. zweite, der heil. Mathias wird enthauptet; das dritte, der heil. Valerius predigt da, wo jetzt St. Mathias steht, den christl. Glauben, das vierte, der heil. Eucharius taufet

da, wo jetzt St. Mathias steht, die ersten Deutschen. — Mehrere kleine Aufsätze in d. Nationalzeit. d. Deutschen, im Frankf. Staatsristretto u. in d. zu Gotha erschienenen Reichsanzeiger. In letzterm war von ihm 1804 eine freimüthige gründl. Widerlegung eines in d. pöbelhaftesten Ausdrücken gegen die ganze kathol. Geistlichkeit Deutschlands gerichteten Aufsatzes, dem mit Demora zugleich d. protestant. Dr. Steinbeck in Sachsen so heftig widersprach, daß jener Aufsatz auf Befehl des Reichshofraths vernichtet und an dessen Stelle ein anderes Stück des Reichsanzeigers herausgeg. wurde. — Prüfungsanzeigen v. d. J. 1812, 1816—20.

113. Dr. Johann Konrad Sickel,

königl. sächs. Hofrath, Ritter d. königl. sächs. Civilverdienstordens, Appellationsgerichtspräsident, Mitglied d. k. sächs. Staatsgerichtshofes u. der deutschen Gesellschaft für Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig;

geb. den 6. Juni 1769, gest. den 3. März 1837 *).

Er war zu Leipzig geboren und der Sohn eines angesehenen und bemittelten, doch nicht unter die Reichen ersten Rangs an seinem Wohnort gezählten Kaufmanns, der aber in den Jahren vorgerückt, nach dem Tod seines Handelsgenossen und Schwagers Adolph Richter, als die Konkurrenz größer, der Gewinn geringer und unsicherer ward, das Geschäft niederlegte, mit seinem schon früher verheiratheten Sohn in einer Familie zusammenlebte und 80 Jahre alt starb, ein Alter, das auch die zuletzt gänzlich erblindete Mutter, eine Tochter des im Jahr 1743 verstorbenen Professors Dr. Weiß, um vieles jünger als ihr Gemahl, im Hause ihres Sohns erreichte. Als seiner Eltern einziges Kind entbehrte er von seinen frühesten Lebensjahren an nichts, was nicht nur seine Vorbereitung zu nachmaliger wissenschaftlicher Bildung, an der auch wohl sein mütterlicher Oheim, der zu Leipzig als Archidiakonus zu St. Nikolai verstorbene Dr. Weiß einigen berathenden Antheil gehabt haben mag, fördern, sondern auch zum bequemen Leben gewünscht werden konnte. Doch hat dies bei ihm mehr ein Bestreben, sich abzuhärten und Bequemlichkeiten entbehren zu können, als den Drang, sie zu suchen und sich ihnen jemals hinzugeben, zur Folge gehabt, wovon sogar, um

*) Nach mehreren gedruckten Artikeln.

seiner Gesundheit willen, zuweilen das Gegentheil zu wünschen gewesen wäre. Vom zarten Alter an war M. Lunze *), gestorben vor mehreren Jahren als emeritirter Konrektor an der Nikolaischule zu Leipzig, sein Führer und Lehrer, ein Mann von nicht glänzenden Geistesgaben, aber von ernstem abgemessenen und doch sanften Wesen und grammatisch höchst taktfest, dessen Unterricht er weiter herangewachsen mit seinem Freunde Dr. Baumann (auf Trebsen und Steinbach) mehrere Jahre hindurch gemeinschaftlich genossen hat und durch den er auf die Nikolaischule, wo ihm zur selbigen Zeit Forbigers Unterricht (und wohl allein) trefflich zu statten kommen konnte, gut vorbereitet worden ist. Im J. 1786 verließ er die Nikolaischule und bezog die Universität seiner Vaterstadt, wo er sich in den ersten Jahren angelegentlich mit dem Studium des römischen Rechts, unter Leitung des Dr. Chr. G. Richters, eines in der klassischen Literatur und den juristischen Antiquitäten mit seltener Gründlichkeit bewanderten Lehrers, beschäftigte, ohne sich wie dieser durch einseitige Liebhaberei dafür der praktischen Brauchbarkeit entfremden zu lassen. Während eines einjährigen Aufenthalts in Göttingen waren in der Rechtswissenschaft Pütter, Böhmer, Runde und Martens seine Lehrer; ganz besondern Fleiß widmete er aber unter Schlözer und Spittler dem dort so vorzüglich blühenden Studium der Geschichte, nahm Theil an Heynens Vorlesungen über römische und griechische Antiquitäten und Archäologie und versäumte auch nicht außer den Vorlesungen von Blumenbach über Naturgeschichte Lichtenbergs eben so ergötzlichen als nutzbaren Unterricht in der Physik zu benutzen. Mit der gründlichsten wissenschaftlichen Vorbildung ausgerüstet, kehrte er nach musterhaft angewandten Universitätsjahren in seine Vaterstadt zurück, mehr fast noch, sich dem akademischen als dem praktischen Berufe zu widmen, entschlossen, weswegen er sich der damaligen Universitätskonstitution gemäß, nachdem er schon 1785, um einst der juristischen Fakultät anzugehören, unter Richters Präsidium eine von ihm selbst verfaßte Dissertation de Neratio Prisco vertheidigt hatte, zuerst in der philosophischen Fakultät zum Magister legens habilitirte, bald hernach aber die juristische Doktorwürde erwarb und unter andern über mehrere Fächer der Geschichte, in welcher er die umfassendsten

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 4. Jahrg. S. 983.

und weitläufigsten Werke selbst besaß und mit rastlosem Fleiße durchstudirt hatte, mit vielem Beifall Vorlesungen hielt. So wahrscheinlich aber auch die Aussicht war, daß er an akademischer Stätte von mehreren Seiten einst unter den ersten glänzen werde und so ganz auch seine vielfältig an Mustern in diesem Berufe gebildete Persönlichkeit, die zum ruhigen, gründlichen und interessanten Lehrer recht eigentlich geschaffen schien, diese Aussicht rechtfertigte: so war ihm doch ein Beruf weit anderer Art beschieden. Eifersüchtig darauf, unter den jungen Rechtsgelehrten Leipzigs die an Kenntnissen, Tüchtigkeit und gutem Ruf ausgezeichnetsten in das Rathskollegium zu ziehen, konnte der verstorbene Geh. Kriegsrath Müller, der als ältester Bürgermeister damals die Angelegenheiten der Stadt Leipzig mit überwiegendem Ansehen leitete, dem Dr. S. seine Aufmerksamkeit nicht entgehen lassen. Einmüthig ward dieser im Jahr 1799 zum Rathsherrn gewählt. Von Anbeginn seiner juristischen Laufbahn und namentlich auch als Rathsmitglied, selbst, nachdem er 1805 Stadtrichter geworden war, hat sich nun, wie es die damalige Verfassung gestattete und so lange seine anderweitige Stellung nicht hinderte, der Verewigte mit besonderem Fleiß und Liebe der Sachwalterpraxis vor niedern und höhern Gerichten, namentlich als Oberhofgerichts- und Konsistorialadvokat gewidmet und nicht leicht hat jemand in diesem Berufe mehr Ruhm und Zutrauen geerntet, bis ihn der Eintritt in das Spruchkollegium des Schöppenstuhls im J. 1812 und nachher ins Konsistorium davon abrief. Das Amt eines Stadtrichters, das er zuvor abwechselnd in mehrerlei Abtheilungen versehen hatte, hat er zuletzt ausschließlich bei dem Handelsgerichte verwaltet und nie hat er aufgehört, mit der größten Offenheit zu gestehen, daß er sich in keiner Stellung besser als in dieser, neben welcher er auch nach des Hofraths Junghanns Tode den Vorsitz im Konsistorium zu führen hatte, befunden habe. Doch nicht immer sollte ihm das Gefallen daran bleiben. Als zu Ende des Jahrs 1823 der verdienstvolle Bürgermeister Hofrath Einert *) starb, konnte er, der dazu noch nicht an der Reihe stand, wie ungern er es auch sah, es nicht abwenden, sich in dieses Amt eingesetzt zu sehen und mit dem verstorbenen Oberhofgerichtsrath Siegmann **) von nun an ein Jahr ums andere das Regi-

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 1. Jahrg. S. 822.
**) — — — — — 11. — — 622.

ment Leipzigs zu führen, um welche Stadt er sich schon längst die bedeutendsten Verdienste, namentlich durch den wesentlichen Antheil an der Begründung ihrer trefflichen Armenanstalt, durch höchst liberale Unterstützung der letztern, wie nicht minder durch große Mildthätigkeit zur Zeit der in den Jahren 1815 — 1817 eingetretenen Theuerung erworben hatte und auch während er Bürgermeister war, namentlich durch Aufsicht auf ihre Schulen und Sorge für erhöhten Gehalt der Lehrer zu erwerben fortfuhr. Wenn aber der Einsicht und Treue, womit er 8 Jahre hindurch dieses Amt verwaltet und der allgemeinen Verehrung und Liebe, die er während des größten Theils dieser Zeit bei der Leipziger Bürgerschaft genossen hatte, die in einer stürmisch aufgeregten Zeit urplötzlich entstandenen Stimme nicht weiter entsprach; wenn der Würdigsten einer, die jemals an diesem Posten gestanden hatten, bei allerdings nothwendig gewordener Umänderung einer von ihm selbst für nichts weniger als fehlerfrei geachteten städtischen Verfassung von demselben zu weichen genöthigt ward; wenn es den Wenigsten einfiel und bei beschränkter Sachkenntniß auch nicht einfallen konnte, zu überlegen, was er selbst, um die alte Verfassung zu popularisiren, gethan und eingeleitet und wie er während seiner Amtsführung so manchen willkürlichen, durch geheime Umtriebe veranlaßten Maasregeln, die namentlich den religiösen Kulturstand der Stadt und des Landes bedrohten, männlich entgegen gearbeitet hatte, das ganze System aber, von welchem damals dergleichen Maasregeln ausgingen, zu ändern schlechterdings nicht vermögend gewesen war: so ist wohl unter allen Unbefangenen jetzt eine Stimme, daß seine erzwungene Entfernung von einem Amte, das er mehr verbeten, als gesucht hatte, statt einen Schatten auf S.'s öffentliches Leben zu werfen, seinen Charakter vielmehr von der Seite in ein gar ehrenvolles Licht stellt, als er unter widrigen Umständen nicht aus Erbitterung oder Feigheit und Geständniß des Unvermögens die ihm anvertraute Stelle eigenmächtig verlassen, sondern seine Entlassung von derselben in gutem Bewußtsein ruhig abgewartet hat; nicht zu gedenken, daß man von dem tüchtigsten Dirigenten eines juristischen Spruchkollegiums die nämliche Gewandtheit im verwaltenden Fache, das oft nach ganz andern Grundsätzen versehen werden muß, namentlich in unsern Zeiten, wo an so vielen Thüren mit vorläufigen Anfragen muß angeklopft werden,

wohl schwerlich erwarten und verlangen kann. Entfernt aus dem Magistratskollegium behielt S. noch den Sitz im Schöppenstuhl und den Vorsitz im Konsistorium, bis er nach der von der Regierung und den ständischen Kammern beschlossenen Auflösung beider Kollegien, auch mannichfaltiger Veränderung in der Justizverfassung des Landes, zum Präsidenten des Leipziger Appellationsgerichts ernannt ward. Von Zeit zu Zeit kränkelnd, endete er am oben genannten Tage in Folge eines aufgebrochenen Lungengeschwürs. An seinem Grabe schilderte der Stadtgerichtsrath Hänsel, einst S.'s geachteter Gehülfe in den Handelsgerichten, wo er unter ihm Aktuarius war, in kernhafter Rede die Verdienste desselben. Aus seiner Ehe mit Anna Sophie geb. Kanne wurden ihm 3 Söhne und 2 Töchter, von denen letztere ihm im frühen Alter vorangegangen sind. — S. war ein fester, ausgeprägter und in sich selbst abgeschlossener ganz unbefangen und ungezwungen sich kund gebender Charakter, sein ganzes Wesen, so weit es die, die ihn kannten, bis zu seinen frühern Lebensjahren hinauf zu verfolgen wissen, so offenkundig, so ohne alles Wortgeklinge und über sich selbst sich aussprechende Phrasen, so anspruchslos, so ganz, als ob es sich gar nicht anders von selbst verstände, dem Guten und Rechten geweiht, daß es nicht zu viel gesagt war, wenn einer seiner vertrautesten Freunde und Altersgenossen über ihn den zwar gemeinklingenden aber etwas Gemeines nicht aussagenden Ausspruch that, „auf seiner Rechtschaffenheit könne man Holz hacken." Völlig entfernt von allem Anspruch an Originalität und Genialität, von aller äußerlich übersprudelnden Lebhaftigkeit der Bewegungen und Bestrebungen, nie anders sich darstellend als im Lichte des Gewöhnlichen und Alltäglichen, ging bei ihm alles von dem einzigen Beginnen aus, den sittlich richtigen Weg zu wandeln. Aber für alles Mögliche, was er auf diesem Weg und im Bewußtsein, es thun zu sollen oder thun zu dürfen, vornahm, stand ihm eine große Fülle und Vielseitigkeit nicht gemeiner Talente zu Gebote; und auch wo er auf eigene Leistungen Verzicht that oder sich in der Folge davon gänzlich zurückzog, wie mit der ausübenden Musik der Fall war, fehlte es ihm keineswegs für dergleichen an Empfänglichkeit und an einem sehr gebildeten Geschmack. Seine Arbeitsamkeit war fast übermäßig zu nennen und die größte Freude war es ihm, als er es als Appellationsgerichtspräsident endlich dahin gebracht hatte, keine

Reste zu haben. Mit viel Lust, Liebe und Geschicklichkeit beschäftigte er sich auf seinem ländlichen Wohnsitz Lindenau, von dem er früh zur Stadt eilte, um da seine Berufsgeschäfte ohne Unterbrechung abzuthun und wohin er Abends zurückkehrte, mit Zubereiten von Naturalien, Ausstopfen einer nicht unansehnlichen Sammlung von Vögeln und Aufstellen von Insekten. Im Winter diente ihm das Drechseln, in dem er sich früher bedeutende Fertigkeit erworben hatte, noch bei weiter vorgerückten Jahren zur Erholung und zu einiger körperlichen Bewegung. Für die verschiedenartigsten Gegenstände war ihm Empfänglichkeit verliehen, nach den verschiedenartigsten Richtungen hin war es ihm gegeben, seine Kräfte zu versuchen und allenthalben, wo es geschah, mit eben so beharrlichem Eifer als Glück zu versuchen; aber fern von ihm war das Verlangen, dies kenntlich und geltend zu machen und noch weniger der nicht selten vorkommende Fehler, damit die wichtigeren Dingen gehörende Zeit zu verfsplittern. Sein Beruf an jeder ihm angewiesenen Stelle blieb immer das Centrum, worin und von wo aus sich bei ihm alles bewegte und jede momentane Ausbeugung von dort war nur bestimmt, ihn durch wohlthätige Zerstreuung zur baldigen Rückkehr dahin zu stärken. Besonnenheit und feste ruhige Haltung sprach sich in seinem ganzen Wesen aus, ohne doch jemals in Steifheit und vornehmes Zurückhalten auszuarten. Seine Urtheile über Menschen und Dinge aus der Nähe und Ferne waren nie schneidend, bitter und leidenschaftlich, sondern immer gemäßigt, ruhig und so abgegeben, daß daraus die stille Ueberzeugung, als ob wohl kaum anders geurtheilt werden könne, hervorleuchtete. Ruhig und kaltblütig hat er aus der ihm so geläufigen Menschen- und Völkergeschichte und aus eigener uneingenommen Beobachtung das Thun und Treiben der Menschen ansehen lernen; so ernst und gemessen er selbst sein Leben geregelt, so wenig vermochte er sich über unendlich viel Regelwidriges, was in Anderer Leben und Wesen vorkam, sonderlich befremdet und beunruhigt zu fühlen. Fest und nicht leicht zu einiger Abänderung zu bewegen, bestand er aber auf den von ihm aus Gründen gefaßten Entscheidungen, Beschlüssen und Maasregeln. Gewiß wäre es ein Wunder zu nennen gewesen, wenn er damit immer Zustimmung und Billigung nicht nur derer, die die Sache anging (was da, wo es streitenden Partejen galt, ohnedem unmöglich

war), sondern selbst unparteiischer Beurtheiler gefunden hätte; gewiß ein fast eben so großes Wunder, wenn das von ihm als unwiderruflich Beschlossene immer das Richtige — was überhaupt der Erfolg erst kenntlich macht — gewesen wäre. Aber S. bestand weder aus Eitelkeit, noch aus Herrschsucht, Eigensinn und Selbstverhärtung gegen eine richtigere Ansicht, sondern aus Ueberzeugung, damit das Rechte und den Umständen nach Beste, ja einzig Zulässige zu thun, auf dem von ihm Beschlossenen und Angeordneten, auch wo er sich darin geirrt haben mochte. So entschieden übrigens in Amtsangelegenheiten und da, wo er dafür die Verantwortung hatte, sein Bescheid und Beschluß war, so wenig machte er in der Unterhaltung über irgend eine Art von Gegenständen seine Meinung auf eine absprechende Art geltend, so gern gestattete er Andern eine freie Aeußerung der ihrigen. Und wo Gesetz und einmal feststehende Verordnung auch seiner eigenen Ansicht nicht entsprach, da hielt er sich doch streng an jene, davon überzeugt, daß der Richter nicht Gesetzgeber, sondern nach dem gegebenen Gesetze zu sprechen angewiesen sei. Führte sein Amt die Veranlassung mit sich, öffentlich sprechen zu müssen, so wurde das von ihm Aufgesetzte nicht abgelesen, sondern wörtlich treu mit solcher Ungezwungenheit, daß man es für einen vom Moment eingegebenen freien Erguß hätte halten mögen, gesprochen — dem äußern Vortrage nach so unmanirt und prunklos, wie es ein geläuterter Geschmack von dem geübtesten Kanzelredner zu erwarten vermochte, nur so, daß eine gewisse bescheidene Schüchternheit sich darin nicht verläugnete — dem Inhalt nach so gediegen und bündig, daß es für vollständig überzeugend und zum Handeln bewegend geachtet werden mußte — der Sprachabfassung nach, wie unter andern eine gedruckte Rede, die zur fortgesetzten Unterstützung der Armenanstalt ermunterte, beweisen kann, so untadelhaft, so entfernt von langweilender Breite und erzwungener Gedrängtheit, daß sie für ein Muster des guten Styls gelten konnte. Die Unterhaltung mit ihm, sowohl unter vier Augen, als in größerm Gesellschaftskreise, war eine ungemein wohlthuende darum, weil darin der freieste Gedankenaustausch statt fand und von ihm eben so willig, was Andere gaben, aufgenommen, als was seinerseits entgegnet werden konnte, ohne vornehme oder stilllauschende Zurückhaltung gegeben ward. Nicht in mindesten darauf ausgehend, sich selbst mit schimmernden Einfällen

geltend zu machen, verwies er doch zuweilen nicht ungern auf treffend und witzig von Andern Gesprochenes. So streng seine Zeit eingetheilt war und so angelegentlich sie von ihm benutzt ward, so gern nahm er doch zuweilen an geselligen Vergnügungen Theil und sah nicht selten bei sich Gesellschaft. Eine wahrhaft änigmatische Kunst der Zeiteintheilung, damit aber auch eine ausnehmende Leichtigkeit und Sicherheit in juristischen Arbeiten, gestützt auf tiefe wissenschaftliche, aber nie bis zum praktischen Skepticismus sich verirrende Gründlichkeit hat es ihm allein möglich machen können, das und noch manches andere, was theils schon berührt, theils noch zu berühren übrig ist, mit seiner eben so bewundernswerthen als der höchsten Achtung würdigen Geschäftsthätigkeit zu vereinigen. Die Liberalität, die sich da und in seiner ganzen Lebensweise hervorthat, die vom prunkenden Luxus entfernte, aber dem Anstand und geläuterten Geschmack durchaus entsprechende Nettigkeit seiner häuslichen Einrichtung, die freigebige Wohlthätigkeit, die sich eben in solchen Zeiten, welche Jedem das häusliche Leben am meisten vertheuerten, öffentlich und in der Stille am wenigsten verleugnete und die weise sich immer gleiche Haushältigkeit, die damit ununterbrochen vereinigt blieb — das Alles zusammen war die Frucht der ruhigen Abgemessenheit, die sein ganzes Wesen beherrschte, sich selbst in seinen Gesichtszügen, in seinem Gang, in seiner gesammten körperlichen Haltung kund that und die ihn zeitliches Gut nicht geringschätzen, sinnlichen Genuß nicht verschmähen, beiden aber nur in so fern einen Werth zuschreiben ließ, als ernste Berufsthätigkeit und innere Herzensfröhlichkeit dadurch gefördert wurde, als damit Freude bereitet und ihren Bedürfnissen hülfreich entgegengekommen, als damit dem gemeinen Besten gedient, der Eifer, für gemeines Wohl umsichtig zu wirken, belebt werden konnte. Das sittliche Princip war in ihm zum Naturleben geworden: darum in seinem ganzen Sein und Thun nichts Angenommenes, nichts Gemachtes, eben darum nichts Journalieres und nichts Veränderliches und eben deswegen alles ganz einfach, wie denn unter andern auch bei aller strengen Ordnung, welcher bei ihm Alles unterworfen war und an die ihn namentlich sein Berufsgeschäft band, nie der Ordnungspedant, der kleinliche Mann nach der Uhr hervortrat. Ueberall war es der Mensch, der sich selbst gebildet hatte und in anspruchsloser Stille an sich zu bilden fortfuhr, der an ihm, ohne sich im mindesten

zeigen zu wollen, zur Erscheinung kam. Aeußerlich kalt und bei stets nüchterner Besonnenheit wohl nie so leicht stürmischen Affekten hingegeben, war er, wo herber Verlust, betrübende Erinnerungen oder Theilnahme und Erkenntlichkeit bei ihm dergleichen hervorriefen, der tiefsten Empfindungen fähig. Begleiten wir S. in das innerste Heiligthum seines Familienlebens, so erscheint er am ehr- und liebenswürdigsten. Er richtete auf die wissenschaftlichen Anlagen, Bestrebungen und Fortschritte seiner Söhne von ihrem frühesten Lebensalter an, ohne im mindesten ihre physischen Kräfte außer Acht zu lassen, die umsichtigste und beharrlichste Aufmerksamkeit und ließ sich ihre Leitung bis zu den Schul- und Universitätsjahren höchst angelegen sein, ja mit dem einen derselben stellte er im Laufe der akademischen Studien, mitten im Gedränge von eigenen höchst mannichfaltigen und anstrengenden Berufsgeschäften bis tief in die Nacht hinein, Repetitionen über juristische Disciplinen an. Und dennoch war seine Zeit durch jene Berufsarbeiten, die größtentheils außer dem Hause seine persönliche Gegenwart in Anspruch nahmen, so karg beschnitten, daß er an den meisten Wochentagen, auch während des Winters, auf das Zusammenspeisen mit seiner Familie des Mittags Verzicht leisten mußte und nur das sich selten nehmen ließ, den spätern Abend der Mahlzeit und einer aufheiternden Unterhaltung mit den Seinigen zu widmen. Weit entfernt aber davon, nur ernst und angelegentlich für seiner Kinder Bildung zu einer ausgezeichneten Berufstüchtigkeit besorgt zu sein, war er es auch nicht minder für ihren unschuldig frohen Lebensgenuß, suchte und wußte er diesen für sie zum Sporn des angestrengten und jedes vorgenommene Geschäft mit Liebe anfassenden Fleißes, zur Schutzwehr gegen die Vergnügungs- und Zerstreuungssucht, bei welcher der Jugend so viele Gefahren für ihre sittliche Unbescholtenheit drohen, zu machen. Nicht nur, daß ihnen mit der größten Liberalität Mittel und Erlaubniß zu anständigen Vergnügungen an Ort und Stelle und zu geselligen Reisen in fremde Gegenden von ihm gewährt wurden; auf alle Weise begünstigte er auch ihren freundschaftlichen Umgang mit jungen Leuten, die er selbst seines Wohlgefallens würdig fand. Zu seiner Lebensordnung gehörte auch, daß er jeden Sonntag Vormittag den Gottesdienst besuchte. — Als Schriftsteller thätig zu sein, erlaubten ihm seine ausgebreiteten Geschäfte nicht; doch beweisen

seine akademischen Streitschriften: „De Neratio Prisco Javoleno." Lips. 1788 und „Diss. I. II. Diocletianus et Maximinianus sive de vita et constitutionibus C. Aurelii Valerii Diocletiani et M. Aurelii Valerii Maximiani." Ibid. 1792 — 93, die noch jetzt ihren Werth behaupten, daß er auch auf diesem Felde sich ausgezeichnet haben würde. Außer diesen gelehrteren Streitschriften hat er anonym ein Buch über die Verfassung der Leipziger Armenanstalt herausgegeben.

115. Karl Joseph Stegmann,

Privatgelehrter u. Redakteur d. allgemeinen Zeitung zu Augsburg;

geb. im Jahr 1767, gest. den 4. März 1837 *).

Am 5. März d. J. erschien die Allgemeine Zeitung zum erstenmal ohne die Unterschrift des Mannes, der vor 32 Jahren ihre Leitungen übernommen und diese auf eine Weise geführt hatte, daß ihr Ruf eins geworden war mit seinem Namen. Karl Jos. Stegmann war gestorben. Während er ermattet eingeschlummert war, legte ein leichter, schmerzloser Tod seine beruhigend lösende Hand auf das Leben, das seit Jahren mit den Gebrechen des Alters und langer Kränklichkeit schwer gekämpft hatte und nur durch die rege, den zusammenbrechenden Körper gleichsam unablässig erfrischende Thätigkeit des Geistes zurückgehalten zu werden schien. Endlich aber mußte dieser Geist dem immer ungleicher werdenden Kampfe unterliegen und er konnte hinübergehen mit dem Bewußtsein, auf dem weit umfassenden Felde, auf dem er so lange zu wirken berufen war, auch jeden andern Kampf mit gleicher Seelenruhe aufgenommen, mit gleicher Besonnenheit und Klarheit durchgekämpft zu haben. Wer einen Augenblick zweifeln könnte, wie schwer die Aufgabe gewesen, im sturmvollen Wechsel dieser 32 Jahre derselbe zu bleiben, der schaue zurück, wie viele in dieser Zeit am eigenen Thun gescheitert sind, wie hundertfach der Ruf der Parteien und ihre Stellung sich geändert hat, um nach kurzer Herrschaft zusammen zu fallen und zu verschwinden, als wären sie nie gewesen. Und diese Parteien sah der Hingeschiedene alle an sich vorübergehen mit den großen Weltereignissen, deren lärmende Begleiter sie waren. Diese Beglei-

*) Allgemeine Zeitung 1837. Nr. 64 und 67 und Conversations-Lexicon N. Folge



ter, sie drohten ihm bald, bald schmeichelten sie ihm; er aber von den Einen nicht geschreckt von den Andern nicht bethört, blickte mit lächelndem Ernst hinaus in die Zeit, wo die Einen nicht mehr würden drohen, die Andern nicht mehr schmeicheln können. Wie oft sah er dieses Spiel sich wiederholen, ein unbefangener Betrachter, der immer weniger sich von rascher Aenderung dahinreißen lassen mochte, je häufiger er gesehen hatte, wie kurze Dauer jeder Einseitigkeit oder Uebereilung gegeben sei, gleich viel ob ursprünglich eine redliche Gesinnung oder eine unredliche ihr zu Grunde gelegen habe. — St., geboren in Schlesien, ist zu Breslau und Berlin auf Schulen gewesen und hat zu Halle studirt. Sein Vater verlor in dem großen Depperschen Bankerott zu Warschau sein ganzes Vermögen; der Sohn mußte also durch eigne Kraft sein Schicksal gründen. Er arbeitete in Berlin eine Zeit lang bei einer öffentlichen Verwaltungsstelle. Dann machte er eine Reise nach Italien. Hier lebte er zwei Jahre, dann hielt er sich sechs Jahr in der Schweiz auf, wo er, nach dem Jahr 1798, in Zürich ein Sekretärgeschäft versah. Damals erschienen von ihm, ohne seinen Namen und ohne Druckort, die noch jetzt sehr anziehenden und lehrreichen „Fragmente über Italien, aus dem Tagebuche eines jungen Deutschen," zwei Bändchen 1798. Auch schrieb er Recensionen für die Allgem. Literaturzeitung zu Jena und für die zu Halle; er übersetzte ein Gartenbuch aus dem Englischen. Hierauf eine Zeit lang Gehülfe, übernahm er endlich im Jahr 1804, an des verstorbenen Landesdirektionsraths von Huber Stelle, die Redaktion der Allgemeinen Zeitung, zuerst in Ulm und seit 1810 in Augsburg. Als seit mehreren Jahren seine Geschäfte zunahmen und seine Krankheitsleiden sich vermehrten, sah er sich von einem Kreis gleichgesinnter Freunde unterstützt, in deren Hände er, bei dem steigenden Gefühle körperlicher Schwäche die Arbeit seines Lebens mit Vertrauen niederlegen konnte. St. hat nie Geschenke genommen, hat Orden abgelehnt und ist arm gestorben. Am 6. März wurden seine irdischen Ueberreste zur Erde bestattet, begleitet von allen Freunden, Geschäftsgenossen und Arbeitern des ausgedehnten Cottaschen Instituts, dessen Veteran und Ruhm er war. Nur Krankheit in der eigenen Familie, verbunden mit andern dringenden Hindernissen, hatte den Freiherrn v. Cotta in Stuttgart abhalten können, jener Bestattung persönlich beizuwohnen und so auch nach dem Tode die Hochachtung, den Dank und die Liebe auszudrücken, die

er, gleich seinem verst. Vater *), dem Verewigten in allen Verhältnissen des Lebens mit Wort und That bewiesen hat. Ein Theil der Setzer des Instituts trug den Sarg während andere von ihnen einen schönen Männerchor bildeten, der mit ernstem Grabgesang den Sarg umgab und an der Gruft schilderte der Geistliche mit ergreifenden Worten den Charakter und die Stellung des Dahingegangenen. — Wenn Goethe **) einmal sagte, seine Werke würden nie, was man so nenne, populär werden und wenn es erlaubt ist, Kleineres mit jenem Großen zu vergleichen, so läßt sich dasselbe Wort auf das von St. geleitete Blatt anwenden. Schon seine Persönlichkeit gab die Richtung hierzu. Er war ein Mann voll scharfen Verstands, selten mittheilsam, meist wortkarg, besonders gegen solche, die immer Ueberfluß an Worten haben. Jedem Schwatzen in den Tag hinein, also auch jedem Kannegießern von Grund der Seele abgeneigt, wie jedem eitlen Prunk hielt er alle jene Dinge, die Einem oft die Politik so entleiden können, von sich fern, sei's mit der ihm eignen schnell aufleuchtenden Ironie, sei's mit plötzlich abbrechendem Schweigen. Uebrigens besaß er für den geselligen Umgang die gebildetsten Formen und schloß, wo er irgend höheren Anklang oder geheimeres Verständniß fand, mit Behaglichkeit die reichen Fundgruben seines Wissens und seiner vielgeprüften Welterfahrung auf. Dieselbe Stellung wünschte er auch dem Blatte, dessen Leitung er übernommen hatte. Nie sollte es einseitigen Chorus machen mit irgend einer rasch auftauchenden Erscheinung der Gegenwart, sondern es sollte die Begebnisse der Länder und Völker in leidenschaftsloser Betrachtung begleiten, wie der Chor der griechischen Tragödie. So im voraus verzichtend auf die Anerkennung aller blind vorwärts, aller blind rückwärts Strebenden, appellirte er mit Resignation an die Zukunft, wenn die Parteien der Gegenwart ihm ihren Beifall versagten. Und selten hat er eine dieser Appellationen verloren, mit denen er sich freilich nie an die Menge und ihr Scherbengericht gewendet hatte. Je mehr Blätter in Deutschland erstanden, desto mehr wünschte er sich blos den Kreis der Gebildeten und Besonnenen zu erhalten, die auch ein halb angedeutetes Wort, die auch die Beredtsamkeit des Schweigens verstehen. Und er hatte mit den ihm zur Seite stehenden Freunden und Geschäftsgenossen die

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 849.
**) — — — — — — 10. — — 197.

Freude, jenen gebildeten Kreis sich so erweitern zu sehen, daß ungeachtet die Zahl der öffentlichen Blätter in den letzten Jahren um mehr als das Zehnfache stieg, doch die Leser der Allgemeinen Zeitung sich um das Doppelte, ja Dreifache der Abonnentenzahl der früheren Jahre vermehrte. Dieser belohnende Rückblick auf das Tagewerk gewährte ihm Freude und Beruhigung bis in die letzten Stunden, in denen er, ein beginnender Siebenziger, von seinem reichbewegten Leben Abschied nahm, folgend den Freunden und Mitarbeitern, die in den letzten Jahren ihm vorangegangen, einem Gentz*), Böttiger**), Klüber***), Weitzel †) und andern Ehrennamen der deutschen Publicistik. Als die Freunde an das Bett des Verblichenen traten, fanden sie eine Karte des stillen Meeres vor ihm aufgeschlagen. Er hatte sie noch kurz vorher in der Hand, ehe das stille Meer der Unendlichkeit ihn aufgenommen. — Außer den Fragmenten über Italien gab er noch einige anonyme Schriften und Uebersetzungen heraus.

116. Johann Karl Sigmund Kiefhaber,

k. baier. wirkl. Rath, Doktor der Philos., Prof. honorar. an der kön. baierischer Ludwigs-Maximilians-Universität zu München, mehrerer gelehrten Gesellsch. u. histor. Vereine Mitglied;

geb. am 24. Apr. 1762, gest. d. 6. März 1837 ††).

Er war in der vormaligen kaiserl. freien Reichsstadt Nürnberg geboren. Seine Eltern waren: Joh. Konrad Kiefhaber, Gegenschreiber der zur Zeit der Reformation sekularisirten Reichsstadt-Nürnbergischen Klosterämter St. Klara und Pillenreuth, und Susanna Barbara, auch von Geburt eine Kiefhaber. Nach gründlichem Elementarunterricht von einigen Privatlehrern besuchte er vom J. 1773—1779 die drei obersten Klassen des trefflichen Gymnasiums seiner Vaterstadt; hörte hierauf 1½ Jahr lang die öffentlichen Vorlesungen der am dortigen egidianischen Auditorium (einer Lycealanstalt) oberherrlich angestellten Professoren; benützte zugleich den Unterricht geschickter Privatlehrer im Zeichnen, in der Geometrie

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 457.
**) — — — 13. — — — — 1011.
***) Dessen Biographie s. in dies. Jahrg. d. N. Nekr. S. 238.
†) — — — — — — — — — 67.
††) Nach dem gelehrten München im Jahr 1834, von Adolph v. Schaden u. dem Korrespondent von u. für Deutschl. 1837. Nr. 101.

und in der französischen Sprache und erhielt von seinem Vater Anleitung in Amtirungsgeschäften. So vorbereitet bezog er am 27. Okt. 1780 die vaterländische Universität Altdorf, wo er bis zum 22. Sept. 1783 mit erwünschtem Erfolge dem Rechtsstudium oblag und zugleich dem Studium der Literatur, Geschichte und Diplomatik mit vieler Liebe anhing; worin er den Unterricht des Professor Will und des zu Nürnberg lebenden Hofraths und Ritter v. Siebenkees benutzte. Nach seinem Abgang von der Universität besuchte er verschiedene deutsche Universitäten, als Würzburg, Mainz, Gießen, Marburg und Göttingen und machte überall schätzbare Bekanntschaften mit berühmten Gelehrten und Staatsmännern, besonders auch in Frankfurt a/M., wo er während seines zweimonatlichen Aufenthalts bei seiner Mutter Bruder die dortige ansehnliche Stadtbibliothek fleißig besuchte. Nach der Zurückkunft in seine Vaterstadt war er ein Jahr lang Praktikant in der Amtsstube seines Vaters, worauf er vom 26. Dec. 1784 bis Lichtmeß 1790 bei einer Linie der Freiherrl. v. Stromerischen Familie in Nürnberg Sekretär war. Der am 14. April 1790 erfolgte Tod seines Vaters veranlaßte, daß er, da dessen College, welcher wie er 30 Jahre zählte, in seine Stelle vorrückte, am 25. gedachten Monats die dritte Amtsstelle bei den oben erwähnten Klosterämtern erhielt, welche er bis zum J. 1803 bekleidete, wo ihm vermöge Subdeleg.-Kommissionsdekrets die Einrichtung der waldamtlichen Registratur und nach einem von demselben vorgeschriebenen Plane die provisorische Versehung der vogteilichen Gerichtsbarkeit der beiden Waldämter übertragen wurde. In der Eigenschaft eines waldamtlichen Lehensekretärs ging er dann bei der am 15. Sept. 1806 erfolgten Uebergabe der freien Reichsstadt Nürnberg an die königliche Krone Baierns über, wobei er, in der Eigenschaft als Mitglied vom Ausschuß des Beamtenstandes im Kollegium des größern Raths, als Mitzeuge anwesend war. Von der niedergesetzten kön. Regierungsbehörde ward er dann bis zum J. 1812 zu mehrfachen sehr vielseitigen, größtentheils historischen, diplomatischen Recherchirungsgeschäften verwendet; ihm auch zugleich i. J. 1809 die Stelle eines Sekretärs der königl. baier. protestantischen, theologischen und philologischen Prüfungskommission übertragen. Im J. 1812 aber ward er zum königlich baier. allgemeinen Reichsarchiv als erster Adjunkt ernannt. Er ging daher, nachdem er in seiner Vaterstadt 50 Jahre

seines Lebens unter mancherlei freudigen und traurigen Erfahrungen zurückgelegt hatte, am 14. Juni gedachten Jahrs nach München ab und trat mit Freude und Zuversicht seinen neuen Wirkungskreis an, obschon es auch hier nicht an mancherlei Prüfungen fehlte. Denn nach nicht vollen zwei Jahren verlor er seine erste Gattin, welche die zweite Tochter des Rektors und Professors M. Leonhard Schenk am egid. Gymnasium in Nürnberg war, mit welcher er 24 Jahre lang in glücklicher aber kinderloser Ehe lebte; i. J. 1829 verlor er seine zweite Gattin, eine geborne Späth aus Sachsbach, wo ihr längst verstorbener Vater Wildmeister und Revierförster war. So wie er in seiner Vaterstadt am 7. Febr. 1791 als ordentliches Mitglied in den dortigen Pegnesischen Blumenorden, als der ältesten unter allen dermalen bestehenden deutschen Gesellschaften und historischen Vereinen für deutsche Sprache, vaterländische Geschichte und Dichtkunst, aufgenommen wurde, ward er im J. 1792 mit einer ausgesuchten Anzahl seiner Mitbürger Mitstifter der ebenfalls noch daselbst bestehenden „Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Industrie,“ bei welcher nach und nach er die Lektors- und Sekretärsstelle und 4 Jahre lang die Direktorsstelle bekleidete, auch verschiedenen Komitéen vorstand. Im Jahr 1805 ward er von der kurfürstl. sächs. Leipziger ökonomischen Gesellschaft zum ausländischen Ehrenmitglied und am 9. Dec. 1808 von der allgemeinen kameralistisch-ökonomischen Societät in Erlangen zum ordentlichen Mitglied erwählt. Als im Jahr 1815 der König die allgemeine Instruktion über alle Archive, unter oberster Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, einer Ministerialarchivskommission übertrug, wurde er vermittelst Instruktion vom 16. Sept. gedachten Jahrs als Assessor mit einer berathenden Stimme bei derselben ernannt. Am 1. Mai 1818 ward ihm wegen seiner bisher geleisteten Dienste der Titel eines wirklichen Raths zu Theil und am 18. Oktbr. 1822 ertheilte ihm die philosophische Fakultät in Erlangen die Doktorwürde. In demselben Jahre ward er auch in die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichte des Mittelalters zu Frankfurt a/M. aufgenommen und den 1. April 1828 mittelst Diploms von dem herzoglich nassauischen Verein für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung zum Ehrenmitglied ernannt. Vermöge

Reskripts vom 1. Febr. 1829 wurde er in Rücksicht seines hohen Alters, unter Bezeigung der allerhöchsten Zufriedenheit mit so vieljährigen treuen Diensten, in den Ruhestand gesetzt, dabei jedoch ihm bewilligt, an der dasigen königl. Ludwigs-Maximilians-Universität als Honorarprofessor in der philosophischen Fakultät historische und diplomatische Vorlesungen halten zu dürfen; wie er deren früher schon in dem königl. allgemeinen Reichsarchiv für Archivspraktikanten und Registraturgehülfen in Gemäßheit allerhöchsten Auftrags mit ersprießlichem Erfolge gehalten hatte. — K. war ein Mann von gründlichen Kenntnissen in vielen Wissenschaften, ja beinahe überall zu Hause, schritt mit dem Zeitgeiste fort und studirte noch im Alter die alten Klassiker, las die neuesten Schriften der Dichter und durch sein ausgezeichnetes Gedächtniß wußte er über alles Gefragte die klarste, bestimmteste und pünktlichste Auskunft zu geben. Als Freund steht der Verstorbene auf der höchsten Stufe, denn einen thätigern zu allen guten Zwecken bereitwilligern Mann, der nie ermüdete, keinen Gang, keine Fürbitte zu Behörden scheute, wenn es das Wohl eines gedrückten Menschen oder einer unglücklichen Familie galt, wird man zumal in unserm egoistischen Zeitalter so leicht nicht finden. Selbst auch da wurde Kieshaber nicht müde, die Versuche um Hülfe für Bedrängte fortzusetzen, wenn er gleichwohl einsah, daß er mit seinen wiederholten Bitten lästig wurde; wenn nur Hülfe dem Suchenden geworden, war er schon zufrieden. Seine Gastfreundschaft und überhaupt die Aufnahme in seinem Haus, die er gegen Fremde und Bekannte bewies, wird Jedem, dem diese Erfahrung zu Theil wurde, unvergeßlich sein. Als Christ beurkundete er sich durch sein hohes Gottvertrauen, frohe Zuversicht und unumschränkten Glauben an ein fröhliches Wiedersehen in einer künftigen Welt. Nur war er abhold den jetzt herrschenden fanatischen, heuchlerischen, religiösen Umtrieben. Sein redlicher, offener, biederer, durch nichts bestechlicher Charakter, seine Aufrichtigkeit, Theilnahme und zahllose Dienstesleistungen werden ihn gewiß immer in dem Andenken vieler Hunderte erhalten. Kinderlos, fand er in dem häuslichen Kreise seiner Pflegetochter, einer liebenswürdigen Nichte und deren wackeren Gatten die sorgfältigste Pflege und Stütze und so fühlte er weder sein Alter noch manches damit verbundene Gebrechen. Einige Wochen vor seinem Tode erkrankte er an der Cholera,

von der er wieder genaß. Aber seine Stunde war ge. kommen, — er endete am oben genannten Tage. — Seine Schriften sind: Ueb. d. Ursprung d. Gewohnheit einander am Neuenjahr Geschenke mitzutheilen. Ein Versuch bei dem Wechsel des Jahrs. Altdorf 1783. — Chronolog. Verzeichniß derjenigen Herren von Stromer, welche seit d. 13. Jahrh. in d. Reichsstadt Nürnberg bis auf gegenwärtige Zeit zu Rath gingen ꝛc. Nürnberg am 11. Apr. 1787. — Denkmal d. Freundschaft b. d. frühen Grabe Wolfgang Paul Tischbergers, Schreib- u. Rechenmeisters in Nürnberg d. 10. Dec. 1788. — Der Beilagen der Materialien z. Nürnb. Geschichte 1. Samml. Nr. I. bis XII. 1793. 2. Samml. (XIII—XIV). 1794. — *Dem Andenken Kaiser Leopolds II. geheiligt, am Tage seiner Todesfeier in Nürnberg. Nebst beigefügter Beschreib. d. Trauerceremonien, welche auf Absterben eines jedesmal. Kaisers in der Hauptstadt Nürnberg veranstaltet worden. Nürnberg 1792. mit d. Bilde des Kaisers. — Historisch-chronol. Verzeichniß der seit dem Anfang dieses Jahrh. bis jetzt in der Reichsstadt Nürnberg und deren Gebiet herrschend gewesenen Epidemien unter d. Menschen und Thieren. Ebd. 1796. — Uebersicht v. d. Veränderungen, welche sich seit 50 J. bei d. hiesigen Medicinalanstalten ereignet haben. Ebd. 1796. — Histor.-diplom. Beschreib. d. Nürnb. Klostersiegel, als Versuch eines Beitrags zur deut. Sphragistik, m. 2 Kpfrtaf. Ebd. 1797. — Monatl. histor.-literar.-artist. Anzeigen z. ältern u. neuern Gesch. Nürnbergs, 6 Jahrg. v. J. 1797—1802. Ebd. — Leben u. Verdienste Georg Andr. Will's, kaiserl. Hof- u. Pfalzgrafen, der Weltweisheit Doktors u. derselben ordentl. öffentl. Lehrers ꝛc. Mit dem Bildniß des Verstorbenen. Ebd. 1799. — Fragmente aus der Gesch. des Patriziats in d. freien Reichsst. Nürnb. Ebd. 1799. — *Instruktion f. d. Besuchung d. Willisch-Norischen Bibliothek. Ebd. 1800. — Repertorium d. Nürnb. Gesch. u. Münzkunde. In einem Hauptregister üb. d. Nürnb. Münzbelustigungen, dem noch ein kleines Nebenreg. über die Sprüche oder Motti auf d. beschrieb. u. angeführten Münzen beigefügt wird, von d. Verfasser eben dieser Münzbelustigungen. Nach dessen Tode herausgegeben. Ebend. 1800. — Rede v. d. Nutzen u. der zweckmäß. Einrichtung einer öffentl. Bibliothek für die besondere Landesgesch.; gehalten bei Eröffnung d. Willisch-Norischen Bibliothek. Ebd. 1800. — *Glückwünschungsschreiben an Hrn. Georg Wilh. Friedr. Löffelholz von Colberg, als derselbe mit Fräulein Elise

König von Königsthal sich vermählte, v. einem Freunde. Als M. S. für Freunde. Nürnb. den 28. Mai 1800. — Denkmahl der Freundschaft dem verewigten Herrn Karl A. Kiener, Rektor d. Schule zu St. Sebald in Nürnb. u. Mitglied des Pegnesischen Blumenordens daselbst im Namen d. Gesellschaft. Ebd. 1801. — *Register über die Verordnung der Vereinigung aller Stiftungs- u. wohlthätigen Armen- und Krankenanstalten unter einer allgemeinen Direktion v. J. 1803. — Nachrichten z. ältern u. neuern Geschichte d. freien Reichsst. Nürnberg. Ein Beitrag z. Gesch. d. Reichsstädte in Deutschland. 3 Bde. Ebd. 1803—7. — Denkmahl der Freundschaft d. verew. Hrn. Ad. Michael Spranger, Diakon an d. Stadtkirche zu Hersprück, im Namen d. Pegnesischen Blumenordens. Ebd. 1806. — Ordnung des Nürnberg. Zeidelgerichts zu Feucht vom J. 1478. Ein Beitrag zu d. deut. Rechtsalterthümern. Ebd. 1807. — Nachricht von der 50jähr. Amtsjubelfeier d. Hrn. M. Leonh. Schenk, vormaligen Rektors u. Professor an d. ägidianischen Gymnasium in Nürnberg nebst d. dabei gehaltenen Rede. Ebd. 1809. — Geist d. Lehrplans f. d. Volksschule in Baiern z. gemeinnützigen Gebrauch für Volksschullehrer und Aufsichtsbehörden ꝛc. Ebd. 1812. — *Vollständ. Register üb. das Strafgesetzbuch f. d. Königr. Baiern. München 1813. — Ueber das Todesjahr Kaiser Otto I. Ebendas. 1816. — Bibliograph. Nachrichten von Hanns Gerle, dem ältern, berühmten Lautenisten zu Nürnberg im 16. Jahrh. Ebd. 1816. — D. M. Luthers Sendschreiben an Ludw. Senftl, herzogl. baier. Hofmusikus in München ꝛc. Ebd. 1817. — Entwurf einer Anleitung zur Registraturwissenschaft zum Gebrauch bei den Vorlesungen über dieselbe im königl. allgem. Reichsarchiv in München. Ebd. im April 1823. — Vorrede z. Regensb. Chronik, 4r u. letzter Band — von Karl Theod. Gemeiner, königl. baier. Landdirektionsrath u. Archivar, mit einem bio- u. bibliograph. Abrisse des verstorb. Verf. S. I—LVIII. Regensb. 1824. — Grundlinien einer Anleitung z. Archivs- u. Registraturwissenschaft zum Gebrauch bei d. Vorlesungen üb. dieselbe an d. königlich baier. Ludwigs-Maximilians-Universität in München. München 1827. — Untersuchung der Frage: Ist denn die Diplomatik blos eine histor. Hülfswissensch. oder behauptet sie ihren Einfluß auch noch auf andere Wissenschaften? — Eine Antrittsrede gehalten im Sitzungssaale d. kön. baier. Akademie d. Wissensch. d. 29. Nov. 1826. Sulzbach 1827. — Histor.-diplomat. Erörterung

der Frage: Was ist von dem von Waldeckischen Erbtheilungsbrief v. J. 1170 als d. ältest. Privaturkunde in deutscher Sprache zu halten? Ebd. 1827. — Turnierbuch Herzogs Wilhelm IV. von Baiern von 1510—45. Nach einem gleichzeitigen Manuskript d. königl. Bibliothek zu München treu im Steindruck nachgebildet von Theobald Klemens Senefelder mit Erklärung begleitet von Fr. v. Schlichtegroll. 1.—5. Hft. München 1818—1824. — Fortsetzung u. Vollendung von Nr. 6—8. Heft. Ebend. 1827. — Die Sprüche der sieben Weisen Griechenlands. Auf d. Neue herausgegeben u. mit einigen Anmerk. u. Erläuterungen begleitet. München u. Nauplia 1833. — In den Siebenkeesischen Materialien zur Nürnb. Gesch. rühren mehrere Aufsätze von ihm her. Das Register üb. die 6 Bde. d. Journ. von u. für Franken verfertigte er gleichfalls. Ebenso hat er zu den 4 Supplementbänden des Willischen Nürnberg. gelehrten Lexikons, zur Rothischen Geschichte d. Reichsst. Nürnberg. Handelsgeschichte, zu Martini's neuen, ganz umgearb. Aufl. der historisch-geograph. Beschreib. d. Frauenklosters Engelthal. Nürnb. 1798 u. zu G. A. Neuhofers Taschenbuch Klio u. Euterpe Beiträge geliefert. Zu dem in Nürnberg herausgekommenen Verkündiger; zu dem Kammeralkorrespondenten; zum Journ. f. Baiern u. die angrenzenden Länder vom Gr. v. Reisach; zum Archiv d. Gesellsch. f. d. Geschichtskunde; zu dem Leipz. allgem. literar. Anzeiger u. dessen Fortsetzungen, als: zu den literarischen Blättern u. zum neuen literar. Anzeiger machte er gleichfalls Mittheilungen. In d. Erlanger, Hallischen, Leipziger, Münchner, Oberdeutschen und Würzburger Literaturzeitungen stehen theils Recensionen, theils kleinere Notizen, Anfragen, Beantwortungen u. Berichtigungen von ihm. Auch hatte er Antheil an d. Beiträgen zur Literärgesch. und Bibliographie. München 1828—1829. — In dem 1. Bd. der Ersch und Gruber'schen Encyklopädie finden sich nicht minder einige Artikel von ihm; desgleichen im Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters rc. vom Freiherrn v. Aufsees. Ebd. 1832 und 1833 und in den Baierischen Annalen.

117. Dr. Johannes Lesoinne,

praktischer Arzt in Aachen und Ehrenmitglied mehrerer gelehrten Akademien u. Gesellschaften;

geb. den 11. Apr. 1757, gest. den 8. März 1837 *).

Lesoinne ward zu Aachen geboren. Sein Vater, Thomas Lesoinne, war ebenfalls Arzt und hatte, besonders bei den die Bäder Aachens besuchenden Fremden, eine Berühmtheit erlangt, welche man heut zu Tage eine europäische nennen würde. Unser Lesoinne machte in den Elementarwissenschaften und alten Sprachen so rasche Fortschritte, daß er schon im 9. Jahre nach Duisburg geschickt wurde, um das dortige damals berühmte Gymnasium zu besuchen, in welchem er gleich in einer der oberen Klassen seine Studien mit solchem Erfolge fortsetzte, daß er bereits am 2. Novbr. 1771, also in einem Alter von 14½ Jahren, bei der dasigen Universität unter dem Rektorate von Christ. Arend Scherer als Studiosus medicinae immatrikulirt wurde. Er war eifriger Schüler des berühmten Leidenfrost, der ihn bald lieb gewann und sich seine weitere Ausbildung besonders angelegen sein ließ. Demnächst studirte er einige Jahre in Leyden, besuchte mehrere Städte in den Niederlanden, kehrte dann nach Duisburg zurück und promovirte daselbst am 24. Juli 1781, nachdem er eine Dissertation: „De thermis aquisgranensibus earumque usu salubri vel noxio" geschrieben hatte. Die praktische Laufbahn begann er in seiner Geburtsstadt unter Leitung seines trefflichen Vaters und erwarb sich in kurzer Zeit durch seine Geschicklichkeit und unermüdete Sorgfalt eine sehr ausgedehnte Praxis, durch seine Uneigennützigkeit, seinen wahrhaft tugendhaften Wandel, edle Gesinnungen und Menschenfreundlichkeit aber die innige Liebe und hohe Achtung Aller, die sich ihm näherten. — Lange Zeit hindurch war er fast der einzige Armenarzt Aachens und bis gegen 1811 suchten wenigstens drei Viertel der Kurgäste bei ihm ärztliche Hülfe. Eine solche ausgedehnte Praxis mußte ihm bei herannahendem Alter um so beschwerlicher fallen, als er sich nie entschließen konnte, seine Patienten anders, als zu Fuß zu besuchen; von 1812 an bezog er regelmäßig mit dem eintretenden Frühlinge sein schönes Landgut Mölin bei Herve und kehrte erst mit der rauhen

*) Nach der Aachener Zeitung 1837. Nr. 61.

Jahreszeit nach der Stadt zurück. Nach und nach gab er die ärztliche Praxis auf, assistirte noch bei Konsultationen und beschränkte seine Hülfe auf wenige ihm besonders befreundete Familien und diejenigen Leidenden, welche seinen Rath in seiner Wohnung nachsuchten. — Aber sein Geist war keineswegs, wie der Körper, in den Ruhestand versetzt. Er war gründlicher Mathematiker, Astronom, Physiker; er trieb mit besonderer Liebe Botanik, Mineralogie und Zoologie und zu seiner Erholung Geographie und Geschichte. Seine reichhaltige Bibliothek stand nicht zur Schau; seine bedeutenden Sammlungen (unter welchen die Mineralien- und Petrefaktensammlung einen hohen Werth hat) studirte er fleißig und suchte sie stets zu mehren. Sogenannte Unterhaltungsschriften liebte er nicht; Romane waren ihm ein Gräuel. Dagegen las er gern belehrende Reisebeschreibungen, von welchen er eine bedeutende Sammlung hinterläßt. Sein außerordentliches Gedächtniß und sein Urtheilsvermögen rissen oft zur Bewunderung hin. Er hatte einen so großen Schatz von Kenntnissen angesammelt, daß man ihm unter den Gelehrten seiner Zeit eine sehr hohe Stufe einräumen kann, obgleich er, außer der erwähnten Dissertation, lediglich aus Bescheidenheit, nie etwas drucken ließ. Mehrere gelehrte Akademien und Gesellschaften hatten ihn zum Ehrenmitglied ernannt. Die Fortschritte in seinen Berufswissenschaften, so wie in den oben genannten Fächern verfolgte er mit besonderm Interesse bis zu seiner letzten Krankheit. In jüngern Jahren sprach er gern und mit Geläufigkeit Latein; im Französischen, Englischen, Italienischen und Holländischen wußte er sich elegant auszudrücken und mit seinen Gutsnachbarn unterhielt er sich in wallonischer Mundart. Bei der Behandlung seiner Kranken vertraute er viel auf die Selbsthülfe der Natur, welche er zu unterstützen suchte; von heroischen Mitteln und besonders von Giften war er kein Freund und ein entschiedener Gegner der Hahnemannschen Doktrin. Für die Verbreitung der Vaccine wirkte er zur Zeit mit besonderer Vorliebe und rastloser Anstrengung. Am 24. Juli 1831 war er 50 Jahre Doktor der Medicin. Seine zahlreichen Freunde und viele Medicinalpersonen aus Aachen und der Umgegend hatten eine angemessene Feier dieses Tages veranstaltet; allein seine Bescheidenheit erlaubte ihm nicht, die ihm dargebrachten Huldigungen persönlich anzunehmen und um den Glückwünschen und Ehrenbezeugungen zu entgehen, zog er

sich auf sein Landgut zurück. Zwei seiner vertrautesten Freunde wurden daher ersucht, dem ehrwürdigen Veteran einen schönen Pokal, begleitet von einem Gedichte, zu übergeben. Die Universität zu Bonn sandte ihm zu dem Jubelfeste das erneuerte Doktordiplom und die Gesellschaft der Physiker des Düsseldorfer Regierungsbezirks ließ ein Gratulationsgedicht überreichen. Viele andere Gedichte und Angebinde waren aus der Nähe und Ferne eingegangen und am Abende dieses Tags vereinigte ein Festmahl die Freunde und Verehrer des Gefeierten. Ein großer Freund von Kindern, war dem Verewigten das Glück versagt, sich in seinen Nachkommen verjüngt zu sehen; er war nicht vermählt. Mit zärtlicher Liebe seinen Verwandten zugethan, lebte er mit zwei Schwestern, die ihm bereits vor mehr als 30 Jahren vorangingen, seitdem aber allein, von zwei eben so hoch geachteten Familien mit zarter Aufmerksamkeit sorgsam gepflegt; in Mélin leisteten ihm Geschwisterkinder Gesellschaft und suchten ihm die Beschwerden des Alters zu erleichtern und sein Leben zu versüßen. — Wahrhaft fromm und tugendhaft hatte er seine Jugend in jetzt ungekannter Solidität verlebt, ohne pedantisch sich unschuldige Vergnügungen zu versagen; daher seine ungeschwächte Kraft, sein lebendiger Geist, seine ungezwungene Heiterkeit im hohen Alter.

* 118. Dr. Joh. Bartholomäus Trommsdorff,

königl. preuß. Geheime Hofrath und Doktor der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften und wirklich korrespondirendes Ehrenmitglied vieler Akad. u. Societäten des In- u. Auslandes zu Erfurt;

geb. den 8. Mai 1770, gest. den 8. März 1837.

Sein Vater, ordentlicher Professor der Medicin an der ehemaligen Hochschule zu Erfurt und zugleich Apothekenbesitzer, ließ seinen drei Söhnen, wovon der Eine der Pharmacie, der Andere der Theologie und der Jüngste, beim Tode des Vaters noch sehr jung, anfangs ebenfalls der Pharmacie, später aber der Medicin sich widmete, eine vorzügliche Erziehung ertheilen und gab den Pharmaceuten, dessen Leben wir hier zu schildern haben, nach gehöriger Vorbereitung zum Hofapotheker W. H. S. Buchholz in Weimar in die Lehre. Schon als Jüngling zeigte unser T. deutlich, was aus ihm einst werden würde; denn seine Lieblingsunterhaltungen waren wissenschaftliche, besonders chemische Arbeiten und

Briefwechsel mit gelehrten Männern. Er brannte vor Eifer, sein Fach, welches damals im Allgemeinen noch sehr handwerksmäßig getrieben wurde, auf eine höhere Stufe von Wissenschaftlichkeit zu heben und schon als Apothekergehülfe schrieb er seine „Tabelle über die bis jetzt bekannten Gasarten," welche er zu Weimar 1790, dann noch zweimal in verbesserten Auflagen, nämlich 1799 und 1805 herausgab; und sein „systematisches Lehrbuch der Pharmacie," welches 1792 zu Erfurt herauskam (4. Aufl. 1831), um jene Zeit, als er nach dem Tode seines Vaters die Verwaltung der väterlichen Apotheke übernahm. Im Jahr 1793 faßte er den Plan zur Herausgabe seines „Journals der Pharmacie," wozu er die nöthigen Vorbereitungen traf und welches mit dem Jahr 1794 zu erscheinen anfing und bis zum Jahr 1834, also über 40 Jahre lang ununterbrochen und unter dem größten Beifall des pharmaceutischen Publikums fortgesetzt wurde, so daß jährlich 2 bis 4 Lieferungen erschienen. Dieses reichhaltige Journal enthält fast in allen Bänden eine unglaubliche Menge und Mannichfaltigkeit der eigenen Arbeiten des Herausgebers, theils chemische Analysen und theils andere Abhandlungen meistens pharmaceutischen Inhalts. Erst nachdem inzwischen jüngere pharmaceutische Zeitschriften ans Tageslicht getreten waren und T. ein Alter von 64 Jahren erreicht hatte, mithin nach Ruhe sich zu sehnen anfing, nahm er Abschied von den Lesern seines Journals, ohne deshalb seiner ferneren wissenschaftlichen Thätigkeit Grenzen zu setzen. Im Jahr 1795 wurde er zum Professor der Chemie und Physik an der Universität Erfurt ernannt und in demselben Jahr eröffnete er zugleich sein „pharmaceutisches Institut," welches über 33 Jahre lang den glücklichsten Fortgang gehabt hat und woraus viele der ausgezeichnetsten Apotheker und Lehrer hervorgegangen sind. Sein unablässiges Bestreben, die Pharmacie immer mehr und mehr wissenschaftlich zu begründen und unter den Pharmaceuten wissenschaftlichen Geist zu erwecken, trug die schönsten Früchte und fand die allgemeine Anerkennung; die meisten Akademieen und gelehrten Gesellschaften Deutschlands und selbst des Auslandes übersandten ihm ihre Diplome; im Jahr 1809 wurde er zum Medicinalrath und 1811 zum fürstl. schwarzburg-rudolstädtischen Hofrath ernannt und nachdem Erfurt wieder den k. preußischen Staaten einverleibt worden war, ehrte der König die großen und zahlreichen Verdienste T.'s im J. 1820

durch Uebersendung des Ritterkreuzes des rothen Adlerorden dritter Klasse. Im Jahr 1823 wurde er Direktor der königl. preußischen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt und als endlich am 1. Oktober 1834 das Jubelfest seines funfzigjährigen Wirkens als Apotheker von den zahlreichen Freunden, Verehrern und Schülern des Jubelkreises auf eine höchst würdige Weise zu Erfurt gefeiert wurde, empfing er von seinem Könige das Ernennungsdekret zum königl. preuß. Geheimen Hofrath. — Die chemische und pharmaceutische Literatur ist sehr reich an Werken, die aus Trommsdorffs fruchtbarer Feder flossen. Er besaß die Gabe eines klaren, wohlgeordneten und leichtverständlichen Vortrags in ausgezeichnetem Grade, so daß seine Schriften immer und auch noch jetzt überall gern gelesen sind und er hat durch sie zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und besonders zur wissenschaftlichen Beförderung der Pharmacie ungemein viel beigetragen. Man sollte nun meinen, ein so ungemein fruchtbarer Schriftsteller, dessen Werke eine Bibliothek von 160 Bänden ausmachen, wenn wir auch die vielen neuen Auflagen nicht in Anschlag bringen, müsse verschlossen, unzugänglich und dem praktischen Leben und Forschen abgewendet gewesen sein; allein dies war T. ganz und gar nicht; im Gegentheil war er den größten Theil des Tages mit dem Lehramt in seinem Institut, wo er Logik, Physik, Chemie und Pharmacie, also wenigstens 3 Stunden täglich docirte, dann mit analytischen Arbeiten in seinem Laboratorium, worüber die sehr zahlreichen chemischen Analysen verschiedener Mineralien, Mineralwässer und Arzneikörper, so wie auch Verbesserungen der Bereitungsmethoden chemisch-pharmaceutischer Präparate, welche in seinem Journale niedergelegt sind, den klarsten Beweis ablegen, ferner mit der Verwaltung seiner Apotheke, so wie auch mit mannichfaltigen Staats- und Magistratsämtern beschäftigt; er war auch außerdem sehr zugänglich und mittheilend, so daß seine Zöglinge, die bei ihm im Hause wohnten und in deren Gesellschaft er von Zeit zu Zeit botanische Exkursionen und selbst größere Ausflüge ins Thüringer- und Harzgebirge machte, stets bei ihm sich Raths erholen konnten; auch widmete er seiner zahlreichen Familie und seinen Freunden manche Stunden. Es war daher in der That unbegreiflich, wo er die Zeit zu seinen vielen literarischen Arbeiten hernahm, denn er war inzwischen auch Mitarbeiter an Literaturzeitungen und selbst Dichter,

wenigstens gab er im Jahr 1821 zu Erfurt unter dem Namen Olympiodorus „Wilibald, Mirandens Schützling." Ein Feenmährchen in acht Gesängen, heraus. T. hat auf die nachahmungswürdige Weise gezeigt, wie viel ein Mann zu leisten im Stande ist, wenn er mit seiner Zeit recht haushälterisch umzugehen versteht. Er hatte die glückliche Gabe alles mit Leichtigkeit aufzufassen und zu durchblicken und war an rasches Handeln gewöhnt; was er schrieb, floß ihm eben so leicht aus der Feder, als seine Schreibart klar und bündig war. Den Wissenschaften brachte er unglaublich viele und große Opfer; man mußte, besonders in den letzten Jahren, sein Laboratorium, seine chemischen und physikalischen Apparate, seine Bibliothek gesehen haben, um sagen zu können, daß manche Staatsregierung in ihren öffentlichen Lehranstalten davon beschämt werden könnte. Dabei war er ein Muster von Biederkeit, Klugheit und Thätigkeit, Herzensgüte und Bescheidenheit des Charakters. — Die geliebte Gattin ging ihm im Mai 1836 in die Ewigkeit voran und so war es kaum anders zu erwarten, als daß T. den Schmerz ihres Verlustes nicht lange mehr ertragen und ihr, mit der er 5 Töchter, die schon glücklich verheirathet sind und einen Sohn, der in seine Fußtapfen tritt, gezeugt, bald nachfolgen werde. Was er damals laut voraus verkündete ist nur leider allzubald in Erfüllung gegangen. — Der Naturforscher von Martius hat ein Genus der Amarantaceen nach ihm Trommsdorffia benannt. — Bildnisse von ihm findet man sc. J. F. Krethlow 98, vor Berlin. Jahrb. f. Pharm. Jahrb. 1798. pinx. J. Dechs, sc. Rosmäsler Lips. 1802, vor Trommsdorffs Taschenb. f. Aerzte a. d. J. 1803. Steindr. del. Jagemann, lithogr. Müller jun. Erfurt, 1820. Steindr. vor Arch. des Apothekervereins Bd. 11. Lemgo 1825. Steindr. lithogr. R. Schlicht, vor Geiger Magaz. für Pharm. Bd. 27. 1829. — Seine Schriften sind: Allgemeine Uebersicht d. einfachen u. zusammengesetzten Salze, Gotha u. Weimar 1789. — Chemische Zergliederung d. stinkenden Asands oder sogenannten Teufelsdrecks. Erfurt 1789. — *Kurzes Handbuch d. Apothekerkunst zum Gebrauch f. Lernende. Stettin 1790. — Carl Aug. Hoffmann Ueber d. Hopfen ꝛc. u. J. B. Trommsdorff Chemische Untersuchung eines Quellwassers aus dem sogenannten Dreien-Brunnen bei Erfurt. Erfurt 1792. — Uebersicht der wichtigsten Entdeckungen in der Chemie vom Anfange des 17. bis zu Ende d. 18. Jahrhunderts.

Weimar 1792. — Lehrb. d. pharmaceutischen Experimentalchemie, nach dem neuen System, zum Gebrauch für Aerzte u. praktische Apotheker u. als Leitfaden zu Vorlesungen. Altona 1796. — Zweite Aufl. nach d. System Lavoisier's, Chaptal's ꝛc., mit den neuesten Entdeckungen vermehrt. Hamburg 1803. — Dritte verb. Aufl. Hamb. und Altona 1811. — Chemische Receptirkunst oder Taschenbuch f. praktische Aerzte, welche beim Verordnen d. Arzneien Fehler in pharmaceutischer u. chemischer Hinsicht vermeiden wollen. Erfurt 1797. — Zweite verm. u. verb. Aufl. Ebend. 1799. — Dritte verm. u. umgearb. Aufl. Ebend. 1802. — Vierte verm. u. verb. Aufl. Ebd. 1807. — Fünfte neu bearbeitete Aufl. Ebend. 1826. — Handbuch der pharmaceutischen Waarenkunde, zum Gebrauch f. Aerzte, Apotheker u. Droguisten. Ebd. 1799. — Zweite verb. Aufl. nebst einer Anleitung zur Prüfung d. Echtheit der sämmtlichen pharmaceutischen Präparate. Ebend. 1806. — Abdruck. Ebend. 1815. — Dritte verb. Auflage. Gotha 1822. — Handbuch der gemeinnützigsten Kenntnisse für den Bürger u. Landmann. 2 Bde. Mainz u. Hamburg 1799. — Darstellung der Säuren, Alkalien, Erden und Metalle; ihrer Verbindungen zu Salzen und ihrer Wahlverwandtschaften. Erfurt u. Gotha 1800. — Zweite Aufl. Ebend. 1806. — Systematisches Handbuch d. gesammten Chemie, zur Erleichterung d. Selbststudiums dieser Wissenschaft. (Auch unter d. Titel: Die Chemie im Felde d. Erfahrung.) 8 Bde. Erf. 1800—1807. Zweite verm. Aufl. Ebend. 1805 — 20. — Mit Chr. Fr. Buchholz: Zwei chemische Abhandlungen, als, chemische Untersuchung einiger Fossilien ꝛc. und Versuche zur endlichen Berichtigung der Bereitung des Zinnobers auf dem nassen Wege. (Auch mit den besonderen Titeln: Chemische Untersuchung einiger Fossilien von Dr. J. B. Trommsdorff, und Versuche zur endlichen Berichtigung der Bereitung des Zinnobers auf dem nassen Wege v. Chr. Fr. Buchholz. Ebd. 1801. — Chemisches Probierkabinet oder Nachricht von dem Gebrauche und den Eigenschaften d. Reagentien.) Ebd. 1801. — Zweite verb. Aufl. Ebend. 1806. — Dritte völlig umgearbeitete Aufl. Ebend. 1818. — Geschichte des Galvanismus ꝛc. Ebend. 1803. — Zweite Aufl. Ebend. 1808. — Zusätze, Erläuterungen und Verbesserungen zu dem pharmacologischen Lexikon, oder medicinisch-chirurgischen Heilmittellehre, f. Aerzte, Wundärzte, Apotheker, Oekonomen u. Thierärzte. Für die Besitzer der ersten Aufl. des ersten und zweiten

Bandes besonders gedruckt. Mainz u. Hamb. 1802. (Das pharmacolog. Lexicon selbst ist nicht von Trommsdorff. s. dessen Journ. d. Pharm. Bd. 10. St. 1. 1802. S. 264.) — Allgemein verständliche Anleitung zu einer einfachen u. leichten Art, Salpeter zu bereiten ohne besondere Apparate und mit den gewöhnlichen Hausgeräthschaften. Für den Bürger und Landmann. Ebendaselbst 1802. — Die Apothekerschule oder Vers. einer tabellarischen Darstellung d. gesammten Pharmacie, zum Gebrauche b. d. Unterricht u. z. Vorbereitung f. diejenigen, welche sich einem Examen unterwerfen wollen. Erfurt und Gotha 1803. Zweite ganz umgearbeitete sehr vermehrte Aufl. Ebend. 1810. (Der Verfasser erhielt vom Kaiser von Rußland für diese Schrift einen kostbaren Brillantring.) — Pharmaceutische Nomenclaturtafel, nach der neuen preußischen Pharmacopöe, zur leichtern Verwandlung d. neuern Namen in die ältern u. umgekehrt, f. d. Apotheker u. Aerzte der sämmtlichen k. preuß. Staaten. Erfurt 1803. — Abdruck (?). Ebd. 1806. — Taschenb. f. Aerzte, Chemiker u. Pharmaceuten a. d. J. 1803. 4. 5. Ebend. 1803 — 5. — Chemische Untersuchung einiger Fossilien ꝛc. Ebd. 1804. — Mit Chr. F. Buchholz: Chem. Versuche üb. d. Gewinnungsart d. leichten Salzäthers. Ebend. 1804. — Versuch einer allgemeinen Geschichte d. Chemie. Ebend. 1806. (Stand schon im vorhergehenden Taschenb., Jahrg. 1 — 3.) — Ueber die Darstellung d. reinen Gallussäure aus den Galläpfeln, mit Hinsicht auf die Richtersche Scheidungsmethode. Ebd. 1804. — Kallopistria oder die Kunst d. Toilette f. die elegante Welt. Eine Anleitung zur Verfertigung unschädlicher Parfüms u. Schönheitsmittel, Pulver, Pomaden, Schminken, Pasten, aromatischer Bäder u. aller hierher gehörigen Mittel, welche dazu dienen, d. Schönheit zu erhöhen, zu erhalten od. herzustellen Ebd. 1805. — Allgemeines pharmaceutisch-chemisches Wörterbuch od. Entwickelung aller in d. Pharmacie u. Chemie vorkommenden Lehren, Begriffe, Beschreibung d. Geräthschaften u. s. w.; f. Aerzte, Apotheker und Chemiker. (Auch unter dem Titel: die Apothekerkunst in ihrem ganzen Umfange, in alphabetischer Ordnung.) 4 Bde. Ebend. 1805. — Supplemente zu dem allgemeinen pharmaceutisch-chemischen Wörterbuche. 2 Bde. Gotha 1821. 22. — Neue Pharmacopöe, dem gegenwärtigen Zustande der Arzneikunde u. Pharmacie angemessen. Nebst einem Anhange, welcher die französische Militär-Pharmacopöe enthält. Erf. u. Gotha.

1808. Zweite Aufl. Ebd. 1811. Abdruck (?). Ebd. 1815. — Gartenbuch f. Aerzte u. Apotheker, zum Nutzen u. Vergnügen. Zweite verm. u. verb. Aufl. Ebend. 1809. (Ist die zweite Ausgabe des zweiten Bandes von J. V. Sickler's Deutscher Landwirthschaft oder Deutschlands Gartenschatze, bearbeitet von Trommsdorff. Erfurt 1803.) Abdruck (?) Ebend. 1815. N. Aufl. (?) Ebend. 1819. — Die neuentdeckten salinischen Schwefelbäder zu Langensalza u. Tennstädt, im Königr. Sachsen, chemisch untersucht. Erfurt 1812. — Allgemeines theoretisches u. praktisches Handbuch der Färberkunst oder Anleitung zur gründlichen Ausübung d. Wollen-, Seiden-, Baumwollen- und Leinfärberei, so wie der Kunst, Zeuge zu drukken und zu bleichen. Zum Unterricht für Kattunfabrikanten, Färber und Bleicher. 5 Bde. Erfurt und Gotha 1814. — Mit F. Volkm. Sickler u. J. C. Weise: Oekonomisch-technologisches Wörterbuch oder Unterricht in d. Oekonomie, ökonomischen Technologie u. ökonomischen Baukunst, nach alphabetischer Ordnung. 7 Bde. nebst Kpfrn. Ebend. 1817 — 27. — Anfangsgründe der Agrikulturchemie (aus dem ökonomisch-technol. Wörterbuch besonders abgedr.) Gotha 1817. — Grundriß der Physik, nach den neuesten Entdeckungen; als Vorbereitung zum Studium der Chemie, nebst Kpfrn. Erfurt und Gotha 1817. — Physikalisch-chemische Untersuchung d. Mineralwassers des Kaiser-Franzenbades, bei Eger in Böhmen. Angestellt bei den Quellen im Aug. 1819. (Abgedr. aus dem N. Journ. d. Pharmacie Bd. 4. St. 1.) Leipz. 1820. — Die Mineralquellen von Kaiser-Franzensbad bei Eger. Historisch-medicinisch dargestellt von E. Osann und physikalisch-chemisch untersucht von J. B. Trommsdorff. Berlin 1822. Zweite vermehrte Aufl. 1828. — Die Heilquelle zu Goldbach bei Aschaffenburg, wissenschaftlich untersucht; herausgegeben von Frz. Seraph. Czihack. Aschaffenb. 1823. — Geo. Friedr. Hänle Lehrbuch der Apothekerkunst &c. Bd. 2. Abth. 3. Schluß der praktischen Pharmacie und vollst. Register über das ganze Werk. Leipzig 1826. — Ueber die Bereitung des Bleiweißes im Großen. Erfurt 1827. — Die Grundsätze der Chemie mit besonderer Rücksicht ihrer technischen Anwendung in einer Reihe allgemein-faßlicher Vorlesungen entwickelt und durch viele Versuche erläutert; für Fabrikanten, Künstler u. Gewerbtreibende. Ebd. 1829. — Chemische Untersuchung des Alexisbrunnens, eines neu entdeckten salinisch-kohlensauren eisenhaltigen Mineral-

wassers im Selkethale am Harze und eine neue Analyse des Mineralwassers des Alexisbades. Nebst einigen ärztlichen Bemerkungen zu diesen Analysen, von Curtze. Leipz. 1830. — Lebensbeschreibung Fr. Heinrich Biltz's Lemgo 1836. — Die von ihm herausgegebenen Zeitschriften sind: Journal d. Pharmacie. 26 Bde. Leipzig 1793 bis 1817. — Als Fortsetzung: N. Journal d. Pharmacie. 27 Bde. Ebd. 1817 — 1834. — Monatsschrift zur Aufklärung &c. 12 Hefte. Altona 1796. — Allgemeine chem. Bibliothek. 9 St. in 5 Bde. Erfurt 1805 — 9. — Almanach der Fortschritte &c. Jahrg. 12 — 15. 4 Bde. Erfurt 1807 — 10. (Die ersten 11 Jahrgänge sind von G. L. B. Busch.) — Taschenb. f. Scheidekünstler. Jahrg. 41 — 50. Weimar 1820 — 29. (Die frühern Herausgeber waren Göttling bis 1803, Buchholz bis 1818 u. Rud. Brandes für 1819.) — Auch Mitherausgeber: des N. allg. Journ. der Chemie, seit 1803 und des Journ. für Chemie, Physik und Mineralogie, seit 1806, d. Annalen der Pharmacie, seit d. Jahrg. 3. 1834. — Außerdem gab er noch heraus: Jos. Mar. Socquet, theoret. und prakt. chemische Abhandlungen, aus dem Franz. nebst 1 Kpf. Erfurt 1803. — G. W. Hölterhoff, Vollständiges prakt. Handbuch der Kunstfärberei. Zweite verb. Aufl. Ebend. 1818. — Uebersetzungen: J. B. van Mons N. prakt. Arzneibuch, aus dem Franzöſ. mit Anmerk. u. Zusätzen. Erfurt 1801. Ebd. 1802. Vergl. Trommsdorff Journ. der Pharm. Bd. 10. St. 1. 1802. S. 103 (Bemerkung. von Göldern). — Wil. Henry Chemie f. Dilettanten &c. Aus dem Englischen mit Anmerk. Ebendaselbst 1803. — Tib. Cavallo Handbuch der Experimental-Naturlehre, aus dem Engl. mit Anmerk. 4 Bde. Ebend. 1804 bis 1806. — Oesterreichische Pharmacopöe; aus dem Latein. mit Anmerk. Ebend. 1814. Zweite umgearb. Aufl. Erfurt, Gotha und Wien 1818. Auch Latein. Ebd. 1818. Dritte verb. Aufl. Ebd. 1821. Lateinisch: edit. alterna emendata. Ibid. 1821. — L. J. Thenard Anleitung zur chem. Analyse; aus dem Französ. mit Anmerk. Erfurt 1818. — Branthome Ueberblick der Chemie nach ihrem gegenwärtigen Zustande; aus dem Französ. mit Anmerk. Ebd. 1818. — M. E. Chevreul Anleit. zur Analyse organischer Körper; aus dem Französ. mit einigen Anm. Gotha 1826. — Samuel Parkes Chem. Catechismus. 3. Aufl. nach der 10. und 11. engl. Aufl. revidirt u. zum Theil umgearbeit. Weimar 1826. (Die 2. Aufl. ist nicht von Trommsdorff.) — Zusätze und Vorreden: Zu Carl

Wilh. Juch Ideen z. Zoochemie Th. 1. Erfurt 1808. — Vorrede zu G. W. Rüde Pharmaceut. Erfahrungen. Leipzig 1815. Zweite Aufl. 1819. — Anmerkungen zu Parmentier Mittel, den Zucker zu ergänzen; aus d. Franz. von Fr. Trommsdorff. Erfurt 1809 und zu A. P. Orfila Handbuch der medic. Chemie; aus dem Französ. von Fr. Trommsdorff. 2 Bde. Ebd. 1819. 20. — Vorrede zu L. Fr. Bley Taschenb. f. Aerzte u. Badereisende. Leipzig 1831. — Vorrede zu Brissows Anfangsgründen der Naturgeschichte und Chemie der Mineralien übers. von Drechsler. — Vorrede zu Mensing, Leichtfaßliche Anleitung zu stöchiometrischen Rechnungen Erfurt 1819. — Lieferte viele Beiträge zu periodischen Schriften.

119. Theodor Albert Becker,

Buchhändler in Quedlinburg;

geb. den 17. Januar 1807, gest. den 12. März 1837 *).

Er war der einzige Sohn des noch lebenden Pastors zu St. Aegidii in Quedlinburg, Dr. Albert Gerhard Becker und wurde den Eltern einige Jahre später, nachdem zwei andere Söhne gleich nach ihrer Geburt verstorben waren, geboren. Von den ersten Lebenstagen an war er klein und schwach und seine Erhaltung verlangte deshalb eine umsichtige Pflege und Erziehung. Bis zu seiner Konfirmation besuchte er die öffentlichen Schulen und das Gymnasium seiner Vaterstadt, wobei sein Vater ihm neben andern Kindern häuslichen Unterricht ertheilte. In der Hoffnung, daß durch Veränderung des Wohnorts und der Lehranstalt das körperliche und geistige Leben B.'s besser gedeihen werde, brachte man ihn nach Halle auf die dortige gelehrte Schule. Aber es war ein unglücklicher Mißgriff, daß die Eltern ihn als Pensionär auf die Anstalt selbst brachten, während er in einem Privathause freundlicher geleitet und in geschlossenem, sittlichen Kreise einer solchen Familie das stille Vaterhaus weniger vermißt haben würde. Unter diesen Umständen nahmen die Eltern ihn nach einem Jahre wieder zu sich und gaben ihn der frühern Lehranstalt zurück, auf welcher er durch wackere Lehrer und unter Nachhülfe seines Vaters eine allgemeine literarische Bildung erhielt, auf Erlernung der alten und neuern Sprachen und historische und literarische Kenntnisse begründet. Wäh-

*) Nach der Harzzeitung Nr. 13. 1838.

rend dieser Zeit reifte sein Entschluß, sich dem Buchhandel zu widmen. Er erlernte ihn zu Helmstedt in der Fleckeisenschen Handlung, vervollkommnete sich dann weiter in der Geschäftsführung in der Heinrichshofenschen Buchhandlung zu Magdeburg, worauf er noch eine Zeit lang in Braunschweig lebte und sich sodann im J. 1830 als Buchhändler zu Quedlinburg etablirte. Mit der Sortiments- und Verlagsbuchhandlung verband er im Jahr 1831, unter der Leitung eines Freundes, der die Buchdruckerei erlernt hatte, die Anlegung einer neuen Buchdruckerei. Vom Anfang seines Etablissements als Verlagsbuchhändler an machte er es sich zum Grundsatz, hauptsächlich Werke zu verlegen, durch welche die Wissenschaft auf irgend eine Weise gefördert werden möchte. Dagegen wieß er jeden Antrag zurück, Schriften zu verlegen, in welchen Religion, Sittlichkeit und Liebe zum Vaterlande verletzt oder das Eigenthum Anderer gefährdet zu sein schien. Hierbei hatte er das für einen jungen Geschäftsmann seltene Glück, daß er gleich Anfangs sich des Raths und der vertrauensvollen Mitwirkung anerkannt würdiger und in der gelehrten Welt bereits rühmlichst bekannter Männer erfreuen konnte. Seine letzte Unternehmung, welche er bereits kränkelnd einleitete, war die Zeitschrift „Hercynia“ oder „Harzzeitung,“ zu deren Herausgabe er kurz zuvor von der Regierung zu Magdeburg die Erlaubniß erhalten hatte. Die Sorge für den Bestand und die Vervollkommnung eines so gemeinnützigen Unternehmens, das ihm vielfachen Nutzen zu versprechen schien, die Opfer, welche er demselben gebracht und die Anstrengungen, welche mit der pünktlichen Erscheinung und Versendung der ersten Stücke der neuen Zeitung für ihn verbunden waren, vermehrten seine schon gegen den Schluß des Jahrs hin bedeutende Kränklichkeit und so starb er ungeachtet der treuesten Bemühungen seines Arztes, des ihm von Kindheit an befreundeten Dr. Schwalbe und der sorgsamsten Pflege der Seinigen am oben genannten Tage an der Lungenschwindsucht. — B. hatte einen edlen Charakter. Jeder der ihn näher kennen lernte, gewann ihn lieb, während auch er Allen mit aufrichtiger Gegenliebe ergeben geblieben ist und sich dadurch ihre Liebe zu erhalten gesucht hat. Das größte Glück des Lebens fand er jedoch in seiner Gattin, Louise geb. Kratzenstein. Sie war es, die den schon seit einigen Jahren kränkelnden Gatten ermuthigte, einen Theil seiner Geschäfte und Sorgen ihm abnahm und in deren Um-

gang, wie in den Beschäftigungen mit seinen Kindern und der Freude an ihnen, er auch da noch sein Glück fand, als er geräuschvollern Gesellschaften zu entsagen genöthigt war und sich allein auf den Umgang mit seiner Familie, seinen Eltern und Verwandten beschränken mußte.

120. F. J. Scheven,

Landrath des Siegkreises, Amtsjubilar u. Ritter d. rothen Adlerordens in Hennef (Rheinpreußen);

geb. den 14. Sept. 1766, gest. den 13. März 1837 *).

Scheven in Hennef geboren, gelangte nach vollendeten Studien frühzeitig zu seiner ersten Anstellung als kurfürstlich pfalz-baierischer Schatzschultheiß. Unter die während 52 Jahren in ununterbrochener Reihenfolge von ihm bekleideten Aemter des Staatsdienstes gehören ferner jene: als landesherrlicher Advokat im ehemaligen Amte Blankenberg, als Lokalverwalter, Domänen- und Forstrath und zuletzt seit 1816 als kön. preuß. Landrath. Durch seine vieljährigen Erfahrungen und anhaltenden Studien in den verschiedenen Fächern der höhern Wissenschaften, besonders der Geschichte und Mathematik, hatte sich der Verstorbene einen reichen Schatz von Kenntnissen erworben, welche er in der größten Einfachheit, Anspruchs- und Prunklosigkeit nur zum Wohl seiner Verwalteten und aller deren, die seines Raths und Beistands bedurften, anwendete. — Er war in der That ein Vater seines Kreises, ein sanfter, guter und musterhafter Vorgesetzter, ein biederer, rechtschaffener Geschäftsfreund.

* 121. Gabriel Schmidt,

Privatmann zu Wien;

geb. i. J. 1762, gest. d. 16. März 1837.

Zu Worms geboren, war er der Sohn unbemittelter Eltern. Er widmete sich der Handlung und brachte einen Theil seiner Jugend in Paris zu, wo er mit vielen Personen, welche in der Revolution eine Rolle spielten, in Berührung kam. Auch war er Mitglied mehrerer Geschwornengerichte. Auf seinen vielen Geschäftsreisen lernte er in Wien die Tochter aus dem angesehenen Handlungshause Frank kennen und heirathete sie. In

*) Kölnische Zeitung 1837. Nr. 83.

Paris war er bereits Mitglied eines bedeutenden Geschäfts, welches jedoch durch unglückliche Verhältnisse ihm nur Kummer bereitete, so daß er aus demselben trat und es seinem Kompagnon überließ. Er errichtete hierauf in Wien eine Seidenstofffabrik, in welcher er wirklich sehr viel leistete, so daß seine Seidenstoffe den französ. sehr ähnlich waren. Nach dem erfolgten Tode seiner Frau ließ er jedoch auch diesen von ihm ergriffenen Industriezweig ruhen und lebte als Privatmann in Wien. Seine Frau hatte ihm drei Kinder hinterlassen, Rosine, verheirathet an Herrn v. Kalchberg und bereits i. J. 1835 gestorben, Eduard, bei der k. k. Hofkammer in Wien angestellt und Adolph, dermalen in Baiern ansässig, in den Adelstand erhoben und mit Amalie Freiin v. Habermann, der Tochter des verst. Generals v. Habermann *) vermählt. Schmerzlich niedergedrückt von dem Tode seiner Tochter brachte Schmidt den Spätherbst seines Lebens auf verschiedenen Reisen zu und unerwartet ergriff ihn am 11. März 1837 in Wien die Grippe und nahm, nachdem er stets der besten Gesundheit genossen, einen drohenden Charakter an, so daß er schon am oben genannten Tage in den Armen der Seinigen ruhig verschied. — Er war ein sehr verständiger und von Herzen guter Mann; unglücklicherweise hatte er sich in die Wüstungen der Politik verirrt, aus welchen er unbefriedigt zurückkehrte und nunmehr allem Bestehenden den Krieg erklärte. Dadurch verlor er nach und nach die richtige ruhige Ansicht der Welt und setzte sich in einen Widerspruch mit ihr, welchem sein geschäftsloses Leben etwas Störriges verlieh, so daß er bei vielem Verstand und redlichem Herzen sich wenig Freunde erwarb. Eine in unserer Zeit seltene Freimüthigkeit verdient an ihm jedoch hochgeachtet zu werden, so wie die strenge Rechtlichkeit seines Charakters.

* 122. Johann Philipp Wieffermann,

kathol. Pfarrer zu Lengerich (Westphalen);

geboren d. 13. Sept. 1749, gestorben d. 16. März 1837.

Zu Recke in der Obergrafschaft Lingen erblickte er das Licht der Welt, ward den 24. Juni 1774 in Rom zum Priester geweiht; war 2 Jahr 6 Monate Missionär

*) S. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 1640.

zu Pedum in der Provinz Gröningen, 7 Jahr 6 Monate Primissar zu Voltlage im Osnabrückschen, dann 6 Monate Adjunkt des Pfarrers in seinem Geburtsort und wurde den 10. August 1787 zum zweiten Missionär, als Kaplan in Lengerich bestellt. In dieser großen Gemeine von 6000 Seelen war er, ein Mann von seltenen Geistes- und Herzensgaben, von gediegener Gelehrsamkeit, ein großer Psycholog, vortrefflicher Redner, Meister in Darstellung und Schilderung, eifriger Lehrer und Vertheidiger der Wahrheit, feuriger Hasser aller Unterdrückung, apostelkühn und frei in Wort und Wandel, ganz an seinem Platze. Er verwaltete das Pfarramt in schwierigen Fällen mit Genehmigung des Pastors mit allgemeinem Beifall und war, obgleich der jüngste Geistliche, in kritischen Angelegenheiten, bei Erledigung der Nunciatur, des Erzpriesterthums &c., ohne Titel, wirkl. geistl. Rath und Konzipient der an das Berliner Kabinet und an den heiligen Stuhl zu bringenden Vorstellungen. — Von seinem Mitschüler und Freund Overberg*) unterstützt, brachte er zu Stande, daß die Schulen, welche früher mit abgedankten Soldaten und Beamtendienern besetzt waren, katholische Lehrer erhielten. Er war der gesuchte Beichtvater, selbst aus der Ferne, ja noch auf seinem Sterbebette. Er war der tüchtige Lehrer, Rathgeber, Katechet, Liturg und Rubrizist, wie es wohl wenige in der ganzen Diöces gibt, Freund der Armen, der Betrübten, der Bedrängten, der Verfolgten. Nach dem Tode seines Pastors rückte er 1823 in dessen Stelle. Wenn gleich er früher schon die Hauptkämpfe für Religion, Freiheit und Menschenthum ritterlich bestanden, so flossen doch die 17 Jahre seiner Pfarrei nicht so sanft und freundlich hin, wie man es ihm wünschte. Wie überall in der Welt das Licht mit der Finsterniß, der Große mit dem Kleinen, der Starke mit dem Schwachen, die Tugend mit dem Laster zu kämpfen hat, so kämpfte dieser große, gute, starke Mann bis zum letzten Lebenshauche besonnen, kräftig, muthig und mit Ausdauer. Sein schönes Pfarrleben endete mit der Erkundigung nach erkrankten Pfarrkindern. A.

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 4. Jahrg. S. 652.

123. Christoph Adam Dann,

Stadtpfarrer und erster Prediger bei St. Leonhard in Stuttgart;

geb. den 24. Dec. 1758, gest. am 19. März 1837 *).

Er war zu Tübingen geboren, wo sein Vater, H. Jakob Dann, Hofgerichtsassessor und erster Bürgermeister war; seine Mutter war Sophie Elisabeth, eine geborne Mögling. Den ersten Unterricht erhielt er bei dem M. Klemm in Balingen und von seinem 14. Jahr an in der Klosterschule zu Blaubeuren. Im J. 1777 kam er in das Stipendium nach Tübingen, ward 1783 Klosterprofessoratsvikarius zu Babenhausen und 1785 Repetent des theologischen Seminariums zu Tübingen, welche Stelle er fünf Jahre lang bekleidete. Im Anfang des J. 1793 wurde er als zweiter Diakonus nach Göppingen befördert, von wo er nach nicht vollen zwei Jahren nach Stuttgart als . . . . . bei St. Leonhard versetzt wurde. Durch die Unbefangenheit aber, womit er seine Ueberzeugung auszusprechen gewohnt war und durch den Einfluß den er als Prediger und Seelsorger auf einen großen Theil des dasigen Publikums gewonnen hatte, wurde er der keine freie Bewegung duldenden Regierung des Königs Friedrich unbequem und so erhielt er im J. 1812 seine Bestimmung auf der kleinen Landpfarre Oeschingen im Dekanate Tübingen und 1819 in dem größern Kirchspiele Mössingen, aus dem er 1824 als Diakonus an der Stiftskirche wieder in die Hauptstadt zurückgerufen wurde. Im Jahr 1825 wurde er Stadtpfarrer zu St. Leonhard. Seit seiner Zurückberufung nach Stuttgart hat er in dem ihm angewiesenen Berufskreise eine in ihren Erfolgen und in ihrer Ausbreitung seltene Wirksamkeit behauptet und sie ungehindert durch die alternde Kraft bis an das Ende seines Lebens mit rastlosem Eifer fortgesetzt. Zwar fand diese Wirksamkeit hauptsächlich statt in dem Kreise des die Religion in der pietistischen Form auffassenden Theils des Publikums, das in ihm den eigentlichen Repräsentanten dieser Denkart und den kräftigsten und klarsten Ausleger derselben erkannte; aber da man in seinen Vorträgen nicht die leeren hohlen Klänge eines in dunkeln Gefühlen sich verlierenden und in dem bunten Bilderspiele einer schwärmenden Phan-

---

*) Nach der Allgemeinen Kirchenzeitung 1837. Nr. 27. u. einem gedruckten Aufsatze.

tasie schmelzenden Pietismus vernahm, da im Gegentheil in einzelnen Erörterungen die das Dogma biblisch und historisch begründete Wissenschaftlichkeit der älteren Tübinger Schule nicht unbemerkbar blieb, mancher leuchtende und tiefe Geistesblick in der oft in der Fläche sich verbreitenden Darstellung aufblitzte und Alles aus der Fülle und Innigkeit eines lebendigen und tiefen religiösen Gemüths, ohne Beihülfe von Kunst und Manier hervorzuquellen schien — so versammelten sich auch solche Erbauung suchende Zuhörer, die nicht der Partei angehörten, die in ihm ihr Haupt erkannte, zahlreich um ihn und seine Kirche blieb gefüllt bis an seinen Tod. Man übersah es um so leichter, daß seine Predigten in ihrer Form den schulgerechten Maasstab nicht ertrugen und daß es ihnen bei mannichfaltigen, oft das Thema gänzlich verlierenden Abschweifungen in ihrem Baue und in ihrer Ausführung an innerer Einheit und Ebenmaas fehlte, da bei ihm auch das Unzusammenhängende und Zerrissene immer als Erguß eines vollen, von dem Gefühle des Heiligen durchdrungenen Herzens erschien und durch die Lebendigkeit des Vortrags, so wie durch eine reine gewandte Sprache auch ein äußeres Interesse gewann. Indessen sank er nicht selten, wenn er, was in keiner seiner Predigten unterlassen wurde, das Strafamt gegen die moralischen Verderbnisse und die falschen Richtungen der Zeit übte, in Formen und Ausdrücken in das Gemeine, ja in das Polternde herab; der Volksklasse aber, welche den bei weitem größten Theil seines Auditoriums ausmachte, mißfiel es nicht, wenn es den von ihm so hochgeehrten Mann in seiner eignen Sprache reden hörte, zumal in diesen Augenblicken moralischer Bewegung sein zürnender Eifer meistens gegen die Gewohnheiten und Sitten derjenigen Stände losbrach, die dem beneideten Herrenthum angehörten. Am fruchtbarsten und einflußreichsten aber ward seine Wirksamkeit durch den unermüdeten, auch bei hinsinkender körperlichen Kraft, immer mit gleicher Anstrengung und Unverdrossenheit bewährten Fleiß, mit dem er die specielle Seelsorge übte und im Jugendunterrichte, in Erbauungsstunden, die er in seinem Hause gab und in der mit hohem Ernste betriebenen Vorbereitung der Konfirmanden das von ihm öffentlich gepredigte Wort den Einzelnen nahe zu bringen und in ihren Herzen zu befestigen und zu befruchten strebte. Dabei sah man ihm, eine hohe, ehrwürdige Gestalt, mit ergrautem Haupte, in

alterthümlichem Kostüme, mit hoch aufgekremptem dreispitzigem Hut und einem langen Rohrstab in der Hand, zu allen Stunden des Tags durch die Straßen von Stuttgart schreiten, Trost und Hoffnung an den Betten der Kranken und Sterbenden und Rath, Ermunterung, Warnung und Versöhnung in den Familien spendend, Niemand sich aufdringend, aber überall willkommen und seine Gaben dem Verlassenen und Armen sowohl, als dem Wohlhabenden und Glücklichen darbietend. So erwies er sich namentlich in diesem Kreise seines in seiner vollen Bedeutung und in seinem höchsten Sinn aufgefaßten und gefühlten Berufs als einen wahrhaften Geistlichen, lediglich seiner Bestimmung für das ideale Leben, außer dem ihm alles Andere fremd war, sich weihend und in der Erfüllung dieser Bestimmung keine Mühe, keine Kosten und keinen Zeitaufwand scheuend. Erinnert man sich noch, wie viele Einzelne sich ihm täglich naheten, um für ihre geistigen Bedürfnisse die sonst entbehrte Genüge zu finden; wie er auch Auswärtigen den erbetenen Rath und Trost in häufigen brieflichen Mittheilungen gewährte und wie er in einer Menge kleiner, zum Theil nur aus wenigen Blättern bestehenden Schriften seinen Zuhörern, zumal seinen Konfirmanden bleibende Denkmahle der ertheilten Lehre und Ermahnung darbot — so erscheint er als ein treuer Arbeiter von seltener Kraft und Thätigkeit auf dem Acker der Kirche und der Anblick seines Bildes wird Jedem, der den Werth eines auf diese Weise angewendeten Lebens lebendig anerkennt, die Gefühle der Achtung und in manchem auch wohl das der Beschämung erregen. Und dieser Eindruck wird auch in den Betrachtern seines Bildes, die seine dogmatischen Ansichten nicht als die ihrigen erkannten und manches Unbefriedigende und Tadelhafte in seiner Weise ihrer Darstellung fanden, doch derselbe bleiben, da es ja überall der lebendige, von der Disharmonie der Theorien unabhängige Geist des Christenthums war, der sich durch ihn so kräftig und gefühlvoll aussprach und die Blüthen dieses Geistes, Glauben, Hoffnung und Liebe sich Jedem seiner Zuhörer ergeben konnten, wenn er nur der Saat einen empfänglichen Boden darbot. Ihre schönste Bestätigung fanden aber seine Lehren und Ermahnungen in seinem Leben, durch das er ein leuchtendes Beispiel jeder christlichen Tugend, zumal der muthigsten Ueberzeugungstreue, der anspruchlosesten Demuth, der gleichgültigsten Entsagung

aller sinnlichen Genüsse, der stillen Ergebung in die ihm auch oft dunkeln und dornigten Wege Gottes und der aufopferndsten, alles Zeitliche gering achtenden Wohlthätigkeit für die Seinen geworden ist. — Mitten in seiner Thätigkeit überfiel ihn seine letzte Krankheit, die als Katarrhalfieber anfänglich nicht bedeutend schien, doch bedenklicher wurde, als schmerzliche Harnbeschwerden sich dazu gesellten. Unter abwechselnden Besorgnissen und Hoffnungen sank die Hülle des edlen Geistes zusammen und er entfloh, nachdem D. die letzten zwei Tage an einem Halsübel sprachlos zugebracht hatte, am oben genannten Tage aus seiner irdischen Behausung. — Im Jahr 1798 verheirathete er sich mit Christiane Marie Louise Finner († 1817), welche ihm 2 Kinder gebar, von denen nur noch ein Sohn, der dem Berufe des Vaters sich gewidmet hat, lebt. — Seine Schriften sind: Anleit. z. christl. Nachdenken f. junge Leute. Tüb. 18... 2. Aufl. 1822. — Meine Bekenntnisse u. meine Verpflichtungen. Ebd. 1808. 3. Aufl. 1828. — Das Nöthigste für Dienstboten. Stuttg. 1809. — Beicht- und Kommunionbuch. Stuttgart 1810. 2. Aufl. 1815. 3. Aufl. 1824. — Das Denkwürdigste aus d. frühern Gesch. Jesu. Ebd. 1811. — *Heil mir! ich bin ein Christ! Ebd. 1811. 2. Aufl. 1818. 3. Aufl. 1830. — *Winke zur würdigen Abendfeier des Kommuniontages f. Christen von Nachdenken u. Gefühl. Ebd. 1812. — Die schönste Morgenstunde. 2. Aufl. Ebd. 1813. — Biblische Sprüche zur Begründung des ersten Religionsunterrichts u. z. Auswendiglernen in Schulen. 2. Aufl. Ebend. 1814. — Christl. Sonntagsblätter eines Landpredigers an seine Gemeinde. 3 Blätter. Ebd. 1816, 1819 u. 1836. — Die Elemente, ein christl. Witterungsblatt. Ebd. 1816. — Glaube, Liebe, Hoffnung. Ebend. 1816. — Der Mensch Jesus Christus, meine Weisheit, meine Gerechtigkeit rc. Ebend. 1816. — Werdet wahre ganze Menschen. Werdet wahre Christen. Ebd. 1816. — Das älteste Glaubensbekenntniß, das älteste Gebet und das älteste Gesetz der Christen, od. Luthers Katechismus nach den Hauptpunkten dargestellt. Ebd. 1817. 2. Aufl. 1836. — Durch Leiden zur Herrlichkeit. Ebend. 1817. — Die selige Hoffnung des Wiedersehns in jenem Leben. Ebd. 1817. — Evangel.-christl. Blätter. Zum zweiten Mal auf d. Hoffnung ausgestreut. 5 Hfte. Ebd. 1818 bis 1830. — Die Abendmahlsfeier junger Christen. 3. Aufl. Tüb. 1822. 5. Aufl. 1834. — Nachruf an meine jüngere Reisegesellschaft beim Beginnen eines neuen Jahrs. Ebd.

1822. — Früchte meines Nachdenkens, bestehend aus Denksprüchen, Wahrnehmungen rc. Stuttgart 1822. — Die schönsten Geschichten und Lehren für Christenkinder. 3. Aufl. Tübing. 1822. — Saatkörner auf Hoffnung und Ernte ausgestreut. Ebd. 1823. — Die jungen Pilger beim heil. Bundesaltar u. Bundesmahl. Ebd. 1824. — Meine Konfirmationsfeier. Ebend. 1825. — Mittheilungen zur Erweck. und Nährung eines christl. Sinnes. 3 Bl. Ebd. 1826. — Die letzten Tage d. Menschensohnes. Ebd. 1826. — Für meine Schulkinder. Ebd. 1828. — Die Heilordnung od. d. wieder geöffnete Weg z. Gottesgemeinschaft durch Jesus Christus. Ebd. 1828. — Auswahl meist ält. geistl. Lieder z. Gebr. bei Singübungen, z. Beförderung eines sanften, einstimmigen Kirchengesanges. 2 Samml. Ebd. 1829—32 — Etwas zum Nachdenken u. Angedenken f. Kinder, die d. Katechismus lernen u. sprechen. 2. Aufl. Ebd. 1829 — Ueb. d. gottesdienstl. Gesang. Ebd. 1829. — Jesus Christus d. Weg, d. Wahrheit u. d. Leben. Ebd. 1830. — Würdige Nachfeier d. Konfirmation. Ebd. 1830. — Das Reich Jesu Christi, d. höchste Ziel unserer Wünsche. Ebd. 1830. — Der ächte Konfirmationsschmuck. Ebend. 1832. — Missionslieder. Ebd. 1832. — Nothgedrungener Aufruf an alle Menschen von Nachdenken u. Gefühl, zu gemeinschaftl. Beherzigung u. Linderung der unsäglichen Leiden der in unserer Umgebung lebenden Thiere. Ebd. 1833. — Der wichtige Bundestag. Ebd. 1833. — Jesus Christus unsere Hoffnung. Ebd. 1833. — Worte ernster Vorbereitung auf d. Konfirmation für die Konfirmanden u. ihre Eltern, ja f. d. ganze Gemeinde. 2. Ausg. Ebd. 1833. — Die auserlesensten Zöglinge Gottes. Ebd. 1834. — Worte d. Lehre u. Liebe z. e. kleinen Neujahrsgeschenke gewidm. den Kindern a. meiner bibl. Abendstunde. Ebd. 1835. — Welches Glaubens bist du? Ebd. 1835. — Die Liebe Christi dringet uns. Ebend. 1835. — Die jungen Wanderer am Scheidewege. 4. Aufl. Ebd. — Ermahnungen an meine Konfirmanden beim Schlusse d. Unterrichts. Ebd. — Noch einige Schriften ascetischen Inhalts.

* 124. Andreas Daniel Krauß,

Bauinspektor und Lehrer des Zeichnens und Steinschnitts an der Akademie der bildenden Künste in Kassel;

geb. d. 25. Febr. 1788, gest. d. 19. März 1837.

Zu Hameln von nicht wohlhabenden Eltern geboren — die Mutter lebt noch und nährt sich redlich vom Spinnen

und einem kleinen Höferhandel — besuchte er die dasige Schule und lernte später das Maurerhandwerk. Während der Fremdherrschaft trat er als Steinhauer und Maurergesell in Arbeit bei dem Steinhauer Loison zu Kassel. Bald hatte der westphälische Baumeister Grandjean sein hervorragendes Talent erkannt, es wurden ihm selbstständige wichtige Bauten anvertraut und er ward als Bauinspektor angestellt. Nach wiederhergestellter vaterländischen Verfassung war er Maurer- und Steinhauermeister zu Kassel geworden. Es ward ihm die ehrende Anerkennung, daß man ihm die Stelle eines Lehrers des Zeichnens und Steinschnitts an der Akademie der bildenden Künste übertrug. Dabei erfüllte er die Geschäfte seines Berufs mit einer Vertrauen erweckenden Hingebung, rastloser Thätigkeit, klarer Umsicht und großer Geschicklichkeit; er wirkte bei den wichtigsten Bauten der Residenz und der Umgegend. Unter seinem bildenden Meißel ward die Verbindung eines Flügels des kurfürstl. Residenzschlosses zu Wilhelmshöhe geschaffen, er erbaute die schöne, den Elementen Trotz bietende Diemelbrücke bei Karlshafen und viele der schönsten Gebäude der Residenz sind sein Werk. Aber nicht blos als Maurer und Steinhauer war der Verewigte bei seinen Werken beschäftigt, er leitete viele Bauunternehmungen in ihrem vollen Umfang, entwarf oder verbesserte die denselben zur Anleitung dienenden Risse und bewährte so die Thätigkeit eines Architekten. Neben dieser nützlichen Berufsthätigkeit, welche vielen Einwohnern (gegen 300 Menschen) Beschäftigung und Nahrung gab, hat der Verewigte alle Pflichten als Mensch, Gatte, Vater und Bürger auf das treueste erfüllt und sich dadurch ein bleibendes Denkmahl in den Herzen aller derjenigen gesetzt, welche ihn kannten. Gegen die ihm untergebene arbeitende Klasse ernst, aber liebevoll, rechtlich gegen alle Mitmenschen, wohlthätig den Bedürftigen gegenüber, war er der zärtlichste Gatte und beste Vater, gegen seine Mutter ein sehr dankbarer Sohn. Treu dem Vaterlande, gehorsam dem Gesetze, war ihm keine Bürgertugend unbekannt. Noch wenige Tage vor seinem Tode waltete der schöne, kräftige Mann nützlich. Ein unglückliches Geschick hat ihn früh dieser Erde entnommen. Als Kr. nämlich mit seiner Frau, seinem Schwager und dessen Gattin aus dem Theater kamen, suchte ein Officier, Namens Darapski, Sohn eines in dem Bureau des Staatsministeriums angestellten Beamten, Streit

anzufangen; Kr. wollte demselben aus dem Wege gehen, doch der Officier verwundete ihn mit dem Degen so, daß er gleich darauf seinen Geist aufgab. Arendt.

125. Otto Christian Friedrich Kuhfahl,

Bibliothekar u. Prof. am Kadetteninstitut in Berlin;

geb. d. 10. Aug. 1768, gest. d. 19. März 1837 *).

Kuhfahl wurde als das dritte Kind der zweiten Ehe seines Vaters Joh. Adam K. in Stolpe, einem Dorfe bei Oranienburg, geboren, wo ersterer Prediger war. Der Vater und der recht gebildete Küster Nikolai waren K.'s erste Lehrer. Als sich eine Aussicht zu Stipendien eröffnete, brachten ihn die Eltern 1781 in die Realschule nach Berlin. Hier hatte er seinem Oheim Christ viel zu verdanken. Aus der ersten Klasse der Realschule kam er in die dritte Klasse des Pädagogiums. Als aber die Aussichten zu einem Stipendium immer mehr verschwanden, ging K. 1785 zum grauen Kloster über, wo ihm der Archidiakonus Augustin, der Inspektor (Superintendent) seines Vaters, später den Schindlerschen Freitisch und nachher ein Schindlersches Stipendium verschaffte. Als im Jahr 1782 befohlen wurde, die Abiturienten der Gymnasien zu prüfen, gehörte K. zu den ersten, welche das Zeugniß der Reife erhielten und bezog nun 1789 die Universität Halle. Auf der Universität, wo Nösselt, Knapp, Maaß und Eberhard seine Lehrer waren und er mit der Kirchengeschichte sich am liebsten beschäftigte, genoß er die ungetheilte Achtung seiner Kommilitonen. Als er 1791 seine Studien beendigt hatte, fand er seinen Vater, welcher 53 Jahre segensreich gewirkt hatte, als Pastor emeritus. Er starb noch in demselben Jahre plötzlich im 82. Jahre seines Alters. Nachdem Kuhfahl wenige Wochen im elterlichen Hause zugebracht, auch mehrmals in des Vaters Gemeinen gepredigt hatte, wurde er auf kurze Zeit Hauslehrer in der Familie des Oberforstmeisters von Burgsdorf, als aber noch in demselben Jahre seine Eleven ins Kadettenkorps traten, erhielt er selbst, auf Verwenden seines Principals, am 16. Dec. 1791, eine Gouverneurstelle bei dieser Anstalt und wurde hierin der Nachfolger seines noch lebenden Kollegen Ziesemer. Nachdem K. 10 Jahre Gouverneur gewesen war, wurde für den ihm während dieser Zeit übertragenen

*) Erste Beilage zu den Berl. Nachrichten 1837. Nr. 91.

Unterricht in der Militärencyklopädie eine Professur eingerichtet und er 1801 vom Könige zum Professor ernannt. Als um dieselbe Zeit von dem nachher so berühmt gewordenen damaligen Obersten von Scharnhorst eine wissenschaftliche militärische Gesellschaft gestiftet wurde, welcher auch Civilpersonen, wie der nachherige Minister v. Stein *), Professor Stützer **) u. A. beitraten, wurde K. Sekretär dieser Gesellschaft. Er hatte hier die gesammte Korrespondenz mit den auswärtigen Mitgliedern zu führen, in den wöchentlichen Sitzungen zu protokolliren und die Resultate der Verhandlungen den Redakteurs der von der Gesellschaft erscheinenden Memoiren mitzutheilen. Der unglückliche Krieg von 1806 löste die Gesellschaft auf, doch sind die meisten ihrer Mitglieder in der künftigen Zeit bedeutende Männer geworden. Als bei der Wiedergeburt des Staats eine Militärexaminationskommission, die nachherige Oberexaminationskommission, errichtet wurde, ward K. am 24. Mai 1809 zum Mitglied derselben ernannt und ihm die Prüfung in der deutschen Sprache, späterhin in der Geschichte, übertragen, in welchem Amte er bis zum Ende seines Lebens wohl über 9000 junge Militärs geprüft und durch seine Treue das Wohlwollen seiner hohen Vorgesetzten sich erworben hat, wie auch, als ein Zeichen desselben, ihm vom König im Jahr 1836 der rothe Adlerorden vierter Klasse ertheilt worden ist. Bei der Errichtung der allgemeinen Kriegsschule im Jahr 1810 erinnerte sich der Chef derselben, Generallieutenant von Scharnhorst, der früheren Dienste K.'s und er wurde als Sekretär bei der Studiendirektion der allgemeinen Kriegsschule angestellt. Nun war auch seine äußere Lage so gestellt, daß er, obschon ins zweiundvierzigste Jahr vorgerückt, daran denken konnte, sein häusliches Glück zu gründen. Am 11. Februar 1811 verheirathete er sich mit Bertha Therbusch, welche Ehe kinderlos blieb. In der denkwürdigen Zeit des Jahrs 1813 zeigte sich auch K. thätig und wurde Anfangs zum Hauptmann, späterhin zum Bataillonschef des in Berlin organisirten Landsturms ernannt. Bei der zunehmenden Altersschwäche des Professors und Bibliothekar Wippel ***) vom Kadettenkorps wurden K. vom damaligen Kommandeur der Anstalt, Generalmajor

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 572.
**) — — — 2. — — 1071.
***) — — — 12. — — 958.

von Brause *), die Geschäfte des Bibliothekars übertragen, wie er seit Wippels Tode, vom November 1834 an, dieses Amt selbst verwaltete. Im Jahr 1835 wurde er auf sein Ansuchen, nachdem er fünfundzwanzig Jahre lang das Sekretariat der Studiendirektion bei der allgemeinen Kriegsschule verwaltet hatte, dieses Amts entbunden. Als der Generalmajor v. Brause auf sein Ansuchen vom Kadettenkorps als Direktor der allgemeinen Kriegsschule versetzt wurde, hatte R. noch die Freude, in seinem neuen Chef, dem Generalmajor von Below, einen frühern ihm immer dankbar ergeben gebliebenen Zögling zu sehen, wie unter seine zahlreichen Schüler auch der Generalfeldmarschall von Diebitsch **) gehörte, welcher sich bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin seines vormaligen Lehrers freundlich erinnerte. So sah R. in einem rüstigen Greisenalter getrost den letzten Jahren des Lebens entgegen. In vier Jahren würde er sein funfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert haben. Er hatte sich für dasselbe eine eigenthümlich schöne Feier ausersehen, indem er nämlich das königl. Konsistorium bitten wollte, ihm als ehemaligen Kandidaten der Theologie zu erlauben, an jenem Tage noch einmal das Wort Gottes in der Gemeinde seines Geburtsdorfes zu verkündigen, wo seine Väter über zweihundert Jahre lang das Evangelium gepredigt hatten. Sein und aller seiner Freunde Wunsch ist ihm nicht erfüllt worden. Mitten in seiner Thätigkeit überraschte ihn die tödtliche Krankheit. Immer ein neues Uebel kam zu dem durch ärztliche Hülfe zum Weichen gebrachten hinzu, daß alle Sorgfalt und Pflege das Leben in dem geschwächten Körper nicht zurückzuhalten vermochte. So entschlief er nach dreiwöchentlichem schmerzlichen Krankenlager, fast immer freundlichen Phantasien hingegeben, ohne schweren Kampf, am Morgen des Palmsonntags, am Geburtstage seiner Gattin. Das Kadettenkorps, die hohen Vorgesetzten des Entschlafenen und viele seiner Kollegen und Freunde begleiteten die Leiche zu Grabe, welche auf dem Nikolaikirchhof ihre letzte Ruhestätte fand. — Er war ein gewissenhafter, ernster und milder Lehrer, ein liebender Freund, ein uneigennütziger Arbeiter, ein dienstfertiger Amtsgenosse, ein liebender Gatte.

---

*) S. N. Nekr. 14. Jahrg. S. 1012.
**) Dessen Biographie s. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 514.

126. Joseph Apollinar Honorat v. Theobald,

Generalmajor in Stuttgart, Kommandeur 1. Klasse des Militärverdienstordens &c.

geb. den 3. April 1772, gest. den 19. März 1837 *).

In v. Theobald verlor das deutsche Vaterland einen der gründlichst gebildeten Männer; einen der Wenigen, denen nicht blos eine Sphäre des menschlichen Wissens und Wirkens in ihrer ganzen Ausdehnung offen steht, sondern welche sich mit gleicher Gewandtheit und gleicher Tiefe in den verschiedensten Kreisen der Wissenschaft wie des Lebens durch Rath und That zu erproben vermögen; einen Theoretiker, bei welchen der lebendigste Sinn für die Praxis mit der Theorie Hand in Hand ging, freilich nicht für jene sogenannte Praxis, die unvermögend über 12 Monate hinaus zu sehen, die ewige Zerstörerin ihres eigenen Wirkens ist, sondern für jene großartige Orientirung in dem nothwendigen Weltgange, welche Menschenalter und Jahrhunderte mit in ihren Bereich zieht, zugleich einen der eigenthümlichsten und dem oberflächlichsten Blick am schwersten erfaßbaren Menschen, so daß selbst unter den Vielen, die sich seines näheren Umgangs erfreuten, nur eine sehr geringe Zahl sein dürfte, die behaupten kann, ihn von Grund aus gekannt zu haben und gewiß kein Einziger, der über die Gesammtheit der höchst verschiedenartigen Leistungen seines Geistes, die in der Regel ohne seinen Namen der Welt übergeben wurden, je eine befriedigende Andeutung von ihm erhalten hätte. Doch, wie er selbst noch vor wenigen Jahren am Grabe eines ausgezeichneten Waffengefährten die Versammlung anredete: „den Todten, die nicht hören, gebührt das Recht der lauten Anerkennung.“ — v. T., geboren zu Rastadt im Großherzogthum Baden, stammte aus einer angesehenen adeligen Familie, aus welcher sein älterer Bruder, der badische Geheimerath v. Theobald, noch am Leben ist. Während der ersten Jugend unter den Augen seines Vaters, der als Obrist bei dem damaligen schwäbischen Kreiskontingente stand, sorgfältig erzogen und sofort auf dem Gymnasium zu Straßburg nach einem sehr umfassenden Plan, vorzüglich aber in der Mathematik und den römischen Klassikern, in deren Sprache er sich bis zu seinem Tode

*) Allgemeine Zeitung 1837. Nr. 103, 104, 105.

mit seltener Gewandtheit und Reinheit auszudrücken vermochte, weiter herangebildet, bezog er, noch ziemlich jung, die damalige hohe Karlsschule in Stuttgart, wo er bald die Auszeichnung eines sogenannten Chevaliers erhielt und die besondere Aufmerksamkeit des Herzogs Karl auf sich lenkte. Nach dem Austritt aus dieser Anstalt, wo er sich den verschiedensten Studienzweigen, vor Allem aber seiner Lieblingswissenschaft, der Mathematik, gewidmet hatte, stand er einen Augenblick im Begriff, als Professor der Geometrie eine Stelle in Graubünden anzunehmen, die sofort durch ihre Verleihung an den jetzigen König der Franzosen eine Art geschichtlicher Bedeutung erhalten hat; allein die Neigung für den vom Vater her ererbten Beruf überwog in dem Jüngling und v. T., trat 21 Jahr alt, als sogenannter Stückjunker in das Artilleriekorps des schwäbischen Kreises, in welcher Eigenschaft er die Feldzüge von 1794, 95 und 96 gegen die junge französische Republik mitmachte. Aus den Diensten des schwäbischen Kreises trat er im Jahr 1800 als Lieutenant des Generalstabs in würtembergische über und bethätigte seine Brauchbarkeit unverweilt in dem Feldzug des genannten Jahrs. Nach Beendigung des Kriegs avancirte er zum Hauptmann in dem eben erwähnten Korps, worin er überhaupt die ganze Zeit seines aktiven Dienstes hindurch verlieb und für welches seine Natur im eigentlichen Sinne geschaffen war. Als Würtemberg sich im Jahr 1805 in Folge der eingetretenen Ereignisse genöthigt sah, sein Kontingent zur französischen Armee zu stellen, machte er die kurze glorreiche Kampagne jenes Jahrs mit und ward noch während derselben zum Major befördert. Nach dem Frieden wurde er als Generallandeskommissär in das große französische Hauptquartier beordert, von wo er kurz vor Ausbruch des preußischen Kriegs wieder einberufen, als Adjutant des damaligen würtembergischen Kriegsministers Herzogs Wilhelm *) (Bruder des verstorbenen Königs Friedrich) fungirte. Im Feldzug gegen Preußen in den Jahren 1806 und 1807 war er Chef des würtembergischen Generalstabs, stieg zum Obristlieutenant und Obrist auf und erhielt das Ritterkreuz des würtembergischen Militärverdienstordens, das noch während des Laufs des Kriegs in rascher Folge mit dem Kommandeurkreuz zweiter Klasse vertauscht wurde. Nach dem Feldzug ward ihm aufge-

*) S. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 971.

tragen, ein Felddienstreglement für die würtembergischen Truppen, auf dessen Nothwendigkeit er zuerst aufmerksam gemacht hatte, zu entwerfen, welches, von der hierzu niedergesetzten Kommission in allen Theilen genehmigt, alsbald gesetzliche Kraft erhielt. Im Jahr 1808, wo das würtembergische Armeekorps abermals mobil gemacht ward, avancirte er zum Generalmajor und Generalquartiermeister, wie auch zum Chef des corps des guides. Doch am bedeutendsten sollte für ihn der Feldzug von 1809 werden. Neben Beibehaltung seiner übrigen Chargen hatte er, kaum über 36 Jahr alt und der Mehrzahl seiner Mitgenerale in der Dauer der Dienstzeit bedeutend untergeordnet, als Generaladjutant und unmittelbarer Kommissär seines Königs bei dem Kommandanten des würtembergischen Armeekorps, die schwierige Pflicht, die Selbstständigkeit dieses Korps und die Autonomie seines Souveräns in dessen innern Angelegenheiten den französischen Feldherrn gegenüber zu wahren und hierüber mit dem König eine unmittelbare ausschließliche Korrespondenz zu unterhalten. Gleich beim Ausmarsch war diese Stellung v. T.'s von dem kommandirenden französischen General Vandamme sehr übel vermerkt, eine diesfalls vorgebrachte Remonstration jedoch von König Friedrich mit Festigkeit zurückgewiesen worden. Auch Napoleon selbst enthielt sich nicht, bei einer spätern Gelegenheit sein Mißfallen über ein solches Amt eines würtembergischen Offiziers durch ein paar zornige Worte deutlich zu erkennen zu geben, dachte jedoch klug oder großartig genug, das Verdienst an demjenigen, der das Amt bekleidete, anzuerkennen und ernannte v. T. noch im Lauf des Kriegs zum Mitglied der Ehrenlegion. Ueberhaupt entledigte sich dieser seiner Obliegenheit, die der würtembergischen Generalität gegenüber vielleicht eben so viel Klugheit und Zartsinn erforderte, als in Bezug auf den französischen Machthaber mit ausgezeichnetem Takt und zur vollkommenen Zufriedenheit seines Monarchen, der ihn nach der Schlacht bei Linz mit einem Ehrensäbel belohnte und bald darauf zum Kommandeur erster Klasse des Militärverdienstordens ernannte. Nach dem Feldzug erhielt v. T. neben seinen bisher bekleideten Stellen noch das Präsidium des Straßen- und Brükkenbaudepartements in Würtemberg und ward einige Zeit später zum wirklichen Staatsrath erhoben. Ueberdies fungirte er, seiner ausgezeichneten mathematischen Kenntnisse wegen, in den Jahren 1810 und 1811 als k.

Kommissär bei der mit der Krone Baierns vorzunehmenden Grenzberichtigung und brachte dieses Geschäft mit dem baierischen Geheimerath v. Gravenreuth *) glücklich zu Ende. Kurz vor Eröffnung des russischen Kriegs entwarf er eine Instruktion für den Felddienst des würtembergischen Generalquartiermeisterstabs, die sofort als Reglement eingeführt wurde. In dem Feldzug von 1812 diente er als erster Generaladjutant des Kronprinzen, jetzigen Königs von Würtemberg, dessen Gunst er sich im gleichen Grad, wie derjenigen seines erlauchten Vaters erfreute und hatte neben andern gelegentlichen Geschäften die offizielle Korrespondenz seines hohen Begleiters mit dem König zu besorgen. Schon in Preußen und Polen war v. T.'s Scharfblick der bevorstehende unglückliche Ausgang der riesenhaften Expedition nicht verborgen geblieben und er hatte nicht versäumt, seinen Souverän darauf aufmerksam zu machen. Als der Kronprinz in Litthauen tödtlich erkrankte, erhielt sein Generaladjutant Ordre, bei ihm zurückzubleiben und wurde, als ihn sofort das gleiche Uebel aufs gefährlichste ergriff, von ihm nach beider Wiedergenesung ins Vaterland mit zurückgenommen, was vorübergehende Mißdeutungen veranlaßte, denen zufolge er, ohne an den nächsten Feldzügen Antheil zu nehmen, eine Reihe von Jahren in ländlicher Zurückgezogenheit lebte, aus welcher er nur in momentanen Aufträgen der Regierung abberufen wurde, wie er sich z. B. im Jahr 1815 in Angelegenheiten, die sich auf die Verpflegung der durchziehenden Armeen bezogen, zum Feldzeugmeister Colloredo, zum Fürsten von Schwarzenberg, zum Fürsten v. Wolkonsky u. s. w. zu verfügen hatte. Später bekam er auf Antrag des Fürsten Schwarzenberg den Befehl, sich nach dem Schwarzwald zu begeben, um einen Plan zur Vertheidigung dieser Gebirgsgegend vorzulegen. Aus eigner Veranlassung entwarf er um jene Zeit eine Denkschrift über die Anlegung von Bundesfestungen im südlichen Deutschland, die von dem verstorbenen König Friedrich sehr gut aufgenommen wurde und dieselbe Idee enthielt, zu deren Ausführung sofort die militärische Bundescommission in Frankfurt zusammentrat. Reicher als für die praktische Thätigkeit ergaben sich jene Jahre der ländlichen Muße für das rein geistige Wirken und vielleicht wird es überraschen, wenn man vernimmt, welche Fächer der Mann, bei

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 4. Jahrg. S. 646.

welchem nach der bisher gegebenen Lebensskizze kaum für eine andere Wissenschaft, als diejenige des Kriegs, bedeutende Ausbildung vorausgesetzt werden dürfte, neben dieser bis zum Tode mit rastlosem Eifer verfolgten Scienz zu seinem Lieblingsstudium erwählte. Nichts zu sagen von der Mathematik, dem eigentlichen Brennpunkt seines Geistes, deren er sich auf ihren höchsten Sphären, wie der Analyse des Unendlichen u. s. w., im gleichen Grade wie auf ihren niedrigen Stufen bemeistert hatte, bildeten Staatswirthschaftslehre, Staatsrecht, Philosophie, Theologie und Medicin die Fächer seines eigentlichen Studiums, während Geschichte und Poesie zu seiner Erholung dienten. Für die beiden letztern stand ihm neben der deutschen die altrömische, die englische und französ. Literatur in ihrem vollen Umfang offen, wobei ihm sein außerordentliches Gedächtniß, vermöge dessen er Horaz, Virgil, Voltaire, Racine, Pope, Thomson noch im Greisenalter beinahe auswendig wußte, trefflich zu statten kam. In der Philosophie war Spinoza sein Ideal, von welchem er mit einer fast religiösen Verehrung sprach und wirklich zeigte seine eigene Geistesart mit diesem stillen milden Weisen, der, unbekümmert um Menschensekten und Menschenansichten, nur seinem Gott lebte, eine auffallende Aehnlichkeit. In der Medicin hatte er es so weit gebracht, daß er z. B. während jenes Landaufenthalts bei einer plötzlich eingetretenen nervösen Hirnentzündung seines jungen Sohnes so zweckmäßige Vorkehrungen traf, daß der später angekommene Arzt erklärte, das Kind verdanke lediglich diesen mit ebensoviel Umsicht als Geschicklichkeit angewandten Mitteln das Leben. In der Staatswirthschaftslehre oder richtiger ausgedrückt in der Theorie des Geldumlaufs wurden seine tiefen Ideen von den gewichtigsten Autoritäten anerkannt und ihm unter Anderm von dem bekannten französ. Ministerpräsidenten Villele für ein zugesandtes Memoire über Vereinfachung des Pensionswesens ein sehr schmeichelhaftes Schreiben zugetheilt. In Bezug auf seine allgemeine Denkweise sei hier nur noch bemerkt, daß er, der während Napoleons Macht der unverblendete und unbestechliche Durchschauer seiner die Freiheit Europas gefährdenden Herrschsucht gewesen, der erklärteste Bewunderer des gefallenen Helden wurde, jedoch blos der Bewunderer seiner Kraft und seines Feldherrngenies, das er seit Cäsar unvergleichbar in der Geschichte erklärte, nicht seines Geistes im allgemeinen.

Napoleons Mangel an Idealität, sein, wenn auch groß-artiger und durch eine schöpferische Phantasie überkleideter Materialismus fanden in v. T. stets einen erklärten Gegner. Also vorbereitet betrat v. T., im Jahr 1819 von der Stadt Eßlingen zu ihrem Abgeordneten bei der konstituirenden Versammlung Würtembergs gewählt, die parlamentarische Laufbahn und wurde sofort von den Landständen zu einem der sieben Kommissäre ernannt, welche mit dem Deputirten der Regierung in unmittelbare Verhandlung zu treten hatten. Nach Beendigung dieses Landtags ward v. T. von der Stadt Eßlingen für sich und seine Nachkommen mit dem Bürgerrecht beehrt und für die folgende Landtagsperiode, 1820 bis 1826, abermals zum Abgeordneten erwählt. Auf diesem wie auf dem folgenden Landtag (1826 — 1832), auf welchem er als Abgeordneter des Oberamts Tettnang erschien, bethätigte er sich als eines der eifrigsten und vielseitigst gebildeten Mitglieder. Seine Bemühungen, eine Versorgungsanstalt für die Hinterbliebenen sämmtlicher Staatsdiener durch die Hälfte der heimfallenden Pensionen zu begründen, seine Vorschläge für eine von Staatswegen zu errichtende Versicherungskasse, über die Verminderung des Staatsaufwands, über eine Modifikation des Rekrutirungsgesetzes zeigten ihn als eben so gewandten Redner, wie als ächten Freund des Volks. Eben so angelegen verwendete sich v. T. auf jenem Landtag, seinem Sinn für allgemeine Humanität gemäß, für die Emancipation der Juden und erwarb sich dadurch von Seite der achtbarsten in Stuttgart ansässigen Bekenner des Mosaismus die angelegensten Dankbezeugungen. Gleicher Dank wurde ihm auf schriftlichem Wege von einigen Gemeindevorstehern zu Theil, als er den Vorschlag gemacht hatte, die Zinsen der Staatsschuld auf 4 Procent herabzusetzen, ein Projekt, das der ständische Ausschuß später in Wirksamkeit brachte. Auch sprach er heftig gegen die Todesstrafe. Neben jener parlamentarischen Thätigkeit und schon vor derselben äußerte sich die literarische Wirksamkeit v. T.'s so vielseitig und vielfach, daß uns hier nur gestattet sein kann, dieselbe nach ihren äußersten Umrissen anzudeuten. — Seine meisten Schriften sind anonym erschienen und wir nennen von ihnen: Historischer Gedanke üb. d. Vertheidigungskrieg, im 7. St. d. Europ. Annal. von 1811; an diese Abhandlung erinnerte sich der Verstorbene mit besonderer Befriedigung, indem der Aufsatz ganz dieselbe Principien aufstellte,

die später Rogniat im 13. und 14. Kapitel der consideration sur l'art de guerre aussprach. — Der Volkskrieg, ein strategischer Versuch im November- oder Decemberheft der europäischen Annalen von 1813. — Militärische Beschreibung des Schwarzwaldes aus d. Franz. des Generals v. Guelleminot, mit einem von v. T. unmittelbar herrührenden Anhang über die Vertheidigung von Schwaben. Stuttg. 1815. — Strategische Studien. Ebend. 1817. — Bemerkungen über d. Feldzug v. 1796 in Deutschland im 1., 3. u. 6. St. d. europäischen Annalen von 1817, eine Schrift, d. unter dem militärischen Publikum bedeutende Aufmerksamkeit erregte; auch sie ist den dem Verf. damals noch nicht bekannten Grundsätzen Rogniats ganz entsprechend. — Entwurf einer Kriegsordnung f. d. Königr. Würtemb. Stuttg. 1817. — Die Legion in Deutschland. Ebend. 1818. — Die rechte Wehrverfassung. 1819, ein Vers. d. Legion Rogniats mit den Landwehrsystem in Einklang zu bringen. — Ueber d. Bedeutung von Mannheim u. Ulm in dem Vertheidigungssystem v. Deutschland. Ebend. 1819. — Die konstitutionelle Staatsverwaltung od. System d. brittischen Staatsverwaltung v. Karl Dupin; aus d. Französ. mit zahlreichen Anmerkungen. 1823, ohne Druckort. — Geschichte Napoleons u. d. großen Armee von Segür aus dem Französ. Ebd. 1825; „c'etait à moi à vous traduire" schrieb ihm der Verf. dieser Uebersetzung, „vos couleurs sont plus vives, vos expressions plus nerveuses que les miennes. De nos deux ouvrages c'est à présent le mien qui est la copie, le votre est devenu le modele." Wenn diese Worte auch nur Ausdruck der Höflichkeit sind und die etwa zu Grunde liegende Wahrheit mehr dem Charakter unserer Sprache an sich, als der Kunst des Uebersetzers zu Gute kommt, so beweisen sie wenigstens, mit welchem Dank der geistreiche Segür die Arbeit des ihm seelenverwandten Deutschen aufnahm. — Ueber die nächsten Ursachen der materiellen Erscheinungen des Universums von Sir Richard Philipps. Nach dem Engl. bearbeitet von Theobald u. Professor Lebret. Ebd. 1826. — Vollständiges Handb. der prakt. Nationalökonomie von Say; aus dem Französ. Ebend. 1829. — Zahlreiche Artikel in das seit einigen Jahren unter d. Redaktion von Rotteck und Welker erscheinende Staatslexikon, bald militärischen, bald staatsökonomischen Inhalts, wie z. B. Assekuranzen, Kongrevesche Raketen u. s. w. Nothig

ist es, hier noch zu bemerken, daß eine unter dem Namen v. T.'s erschienene Uebersetzung von Walter Scotts Napoleon, die wegen mehrfacher Verstöße gegen den Sinn des Originals getadelt wurde, mit geringer Ausnahme nicht von Theobald selbst, sondern von einem schon vor Jahren verstorbenen jungen Mann herrührt, welchem jener im Drange parlamentarischer Geschäfte die kaum begonnene Arbeit übergeben hatte und sofort durch die eben genannten Gründe verhindert blieb, die Uebertragung mit der Urschrift genau zu vergleichen. — Die ausgezeichnetsten militärischen Schriftsteller unserer Zeit, der französische General Pelet, der russische General Jomini, standen mit dem Verstorbenen in fortwährender Korrespondenz und beehrten ihn mit Zusendung ihrer verschiedenen Werke. — v. T. hatte sich im Jahr 1804 mit Jeanette, Freiin von Hügel vermählt, welche ihm zwei Töchter und einen nunmehr in östreichischen Kriegsdiensten stehenden Sohn gebar. Die eine Tochter ging ihm vor nahe drei Jahren in die Ewigkeit voran und der Schmerz um dieses durch hohe Talente ausgezeichnete Lieblingskind, verbunden mit einer seit dem russischen Feldzuge zurückgebliebenen Schwäche des Abdominalnervensystems, scheinen seinen am oben genannten Tag an einer Unterleibslähmung schnell und unvermuthet eingetretenen Tod langsam vorbereitet zu haben. Zwar hatte er den Verlust mit männlicher Resignation getragen und sogar vermieden, die Verstorbene nur zu nennen, allein die ihm auf seinem letzten Krankenlager entschlüpften Worte zeigten nur zu deutlich, wie nahe sie seinem Herzen fortwährend geblieben war und wie innig er an eine fortdauernde Seelenberührung mit derselben glaubte. Ueberhaupt war die dem oberflächlichen Beobachter entgehende Gemüthstiefe eines der bezeichnenden Merkmale bei T. Er, der vielleicht durch seine Unbeachtung äußerlicher Religionssymbole manchen Beurtheilern auffiel und dessen bei verschiedenen Gelegenheiten in diesem Sinn geäußerte Ansicht Manchen wohl schroff und kalt schien, war innerlich vom lebendigsten Glauben an eine Alles lenkende Vorsehung durchdrungen und wenn auf irgend jemand, paßte auf ihn das tiefsinnige Wort Schillers: „Welche Religion ich bekenne? keine von allen, die Du mir nennst! Und warum keine? Aus Religion!“ Eben so fest glaubte v. T. an eine fortschreitende Entwickelung der Menschheit zum Bessern und es war rührend,

wie er die Wissenschaft seines eigentlichen Berufs immer nur als die Bedingung zu einem einst ewigen Frieden ansah. Ein solcher Mann mußte denn, als vor sieben Jahren eine Regierung in Frankreich fiel, die sich in unglücklicher Verblendung den Rückschritt der Menschheit zum Ziel gesetzt zu haben schien, natürlich im Innersten ergriffen werden; nie aber kam ihm der Gedanke, als sei mit diesem Regierungswechsel die Zeit der Republik für Frankreich oder gar für Europa angekündigt und die kräftige Antwort, womit er einen Schwärmer dieses Glaubens zurechtwies, hat, so viel wir wissen, eine gerichtliche Notorität erhalten. Er hielt eine solche Staatsverfassung bei dem gegenwärtigen Zustand Europas für ein vollendetes Hirngespinnst, das, wenn es irgendwo das Unglück hätte in die Wirklichkeit zu treten, unausbleiblich in Anarchie oder Despotismus, zwei Extreme, die er in gleichem Grade verabscheute, übergehen müßte. Und so können wir denn diese Skizze mit den Worten schließen, in welche Alle, die den Verstorbenen kannten, mit uns einstimmen werden: Er war ein Mensch von edlem, liebevollen Herzen, von gesundem kalten Verstand und von reiner nie befleckter Ehre und klar und vollständig wird sein Wesen und sein Grundsatz von jenem alten Spruch in seiner Lieblingssprache ausgedrückt: Veritatem sequi et colere, tueri justitiam, aeque omnibus bene velle ac facere, nil extimescere. — Außer den schon oben genannten Werken sind noch anzuführen: Hauptmomente d. Kriegskunst, nach Venturinis System, m. steter Rücksicht a. d. Kriegsgeschichte. 2 Thle. Stuttgart 1803. — Die Kunst der großen Kriegsoperationen, nach d. besten Quellen frei bearbeitet. Ebend. 1820. — *Ueber Militärsysteme, von J. Th. Ebend. 1822. — Des Baron von Rogniat Beobachtungen üb. d. Kriegskunst rc. übersetzt v. Generalmaj. v. Theobald, vermehrt von M. S . . . . Ebend. 1823. — *Was wollen die Völker? Oder Vers. üb. d. individuellen Bürgschaften, wie der gegenwärtige Zustand sie fordert, von P. C. J. Daunon; a. d. Franz. u. s. w. v. J. Th. Ebd. 1823. — Die Lehre von den Zeitrenten, Leibrenten und Witwenrenten. Ebend. 1823. — Pelet Feldzüge d. Kais. Napoleon in Deutschland, Italien u. Polen im J. 1809, nebst d. Expeditionen von Neapel u. Walchern. Aus d. F. übers. 1 Bd. Ebend. 1824.

* 127. M. Christian Friedrich Stange,

Pfarrer zu Weißig bei Dresden;

geb. den 9. Dec. 1768, gest. den 20. März 1837.

Er war zu Hoyerswerda in der jetzt königlich preußischen Oberlausitz geboren. Seinen Vater, den Rektor an der dortigen Stadtschule, Joh. Fr. Christ. Stange, verlor er im December 1800 durch den Tod; seine Mutter war eine geborne Messerschmidt, Postmeisters Tochter aus Stollberg am Harz. Als achtjähriger Knabe wurde St. von seinem Vater nach Dresden gebracht und war nun daselbst 6 Jahre lang Kapellknabe in der evangelischen Hofkapelle. Noch in späten Jahren genoß er die herrlichsten Früchte dieser frühen und trefflichen Gesangübungen, indem er oft von seinen zahlreichen Kirchkindern wegen seines ausgezeichneten Gesangs bewundert wurde. Von Dresden aus begab sich St. auf die Fürstenschule Pforte bei Naumburg, wurde am 7. Mai 1790 auf der Universität Leipzig inskribirt und nachdem er daselbst 4 Jahre und 2 Monate Theologie studirt hatte, bestand er am 1. Oktober 1794 vor dem Oberkonsistorium zu Dresden das Kandidatenexamen und ertheilte nun zunächst den Kindern des Major von Sperl und anderer adeligen Familien in Eilenburg Unterricht. Doch schon im Jahr 1800 wendete er sich, versehen mit einem empfehlenden Zeugniß des damaligen Superintendent M. C. G. Heinrich in Eilenburg, nachdem er 1798 die Magisterwürde erlangt hatte, wiederum nach Dresden, wo er zunächst in vornehmen Häusern Unterricht ertheilte, am 23. März 1803 aber schon die Stelle eines Assistenzlehrers bei dem adeligen Kadettenkorps und im Jan. 1804 zu der Würde eines Adjunkts bei gedachtem Korps erhoben wurde, welches Lehreramt er mit gewissenhafter Pünktlichkeit verwaltete, bis er im September 1806 als Pfarrer zu Weißig bei Dresden vocirt wurde und dieses Amt noch im November desselben Jahrs antrat. Im Jahr 1808 verheirathete sich St. mit der jüngsten Tochter des gräfl. stollbergischen Gesandtschaftssekretär Steinbach zu Dresden. Das durch umsichtige Wahl einer edlen und liebevollen Lebensgefährtin begründete Glück seiner Ehe wurde aber nur allzubald getrübt, indem er den frühzeitigen Tod zweier Söhne und einer Tochter zu betrauern hatte und der jüngste Sohn (jetzt Stud. theol. zu Leipzig), auf den nun die Eltern ihre einzige Hoff-

nung setzten, durch anhaltende und bedeutende Krankheit in frühester Kindheit sehr viel leiden mußte. Fragen wir nun auch nach den Freuden, die ihm in seinem Familienleben zu Theil wurden, so nimmt unter andern die Ausbildung seines einzigen Sohns, der er sich mit allem Eifer ganz allein unterzog, wohl eine der ersten Stellen ein und außerdem gereichte es ihm auch zur innigsten Freude, daß er die Erziehung des ältesten Sohns (jetzigen Pastors zu Schwarzkollen und Tätschwitz bei Hoyerswerda) seines einzigen, noch zu Hoyerswerda als kön. Beamter lebenden Bruders von der zartesten Kindheit an übernehmen und ihn für die gelehrte Schule ebenfalls selbst vorbereiten konnte. Finden wir also den Verewigten auf der einen Seite in seinem Familienleben stets thätig und besorgt für das Wohl seiner Verwandten, so können wir ihn auch auf der andern in seinem amtlichen Wirkungskreise ganz in eben dieser Art beobachten und darstellen. Denn wie er sich im Allgemeinen, im regsten Eifer fürs Christenthum, als einer der gewissenhaftesten Lehrer in Kirche und Schule durch seinen ächt protestantischen Unterricht, bei dem ihm vorzüglich Reinhard als Muster vorschwebte, vor Vielen seiner Zeitgenossen auszeichnete, so hat er sich auch durch seine unermüdete Thätigkeit noch manches besondere Verdienst und manches dankbare Herz erworben. Denn er half so gern, wo er nur die Noth Leidender und Bedrückter in der Nähe und Ferne irgendwie erleichtern konnte. So hatte er denn auch, um wenigstens ein Beispiel anzuführen, die große Freude, nach den schweren Kriegsjahren, als von allen Seiten her Hülferufe und besonders aus dem Erzgebirge Bitten der Unglücklichen gehört wurden, durch sein Wort nicht nur in einem sehr großen Theile Sachsens, sondern selbst in einigen Städten Preußens, die Herzen der vom Geschick weniger hart Betroffenen für das Unglück jener armen Gebirgsbewohner zu gewinnen und durch sehr bedeutende Summen, die er an die verschiedenen hülfsbedürftigen Ortschaften einsandte, ihre Noth bedeutend zu mildern. Und wie gern sammelte er noch in seinen letzten Jahren für das Dresdner Taubstummeninstitut, wie war er bemüht und selten ohne günstigen Erfolg, Freunde für die Missions- und Bibelgesellschaft und ähnliche wohlthätige Zwecke zu gewinnen! Auch im engern Kreise zeigte sich dieser sein edler Sinn. Denn, obwohl er nie Vermögen besaß, so unterstützte er doch manches hülfsbedürftige Glied seiner

Kirchengemeinde und zeigte sich stets für gemeinnützige Zwecke thätig. Aber auch er mußte mit Tausenden seiner Brüder das Loos theilen, in seinen redlichen Bestrebungen sehr oft und mannichfach verkannt zu werden. In den letzten Jahren lebte er mehr nur in seinen amtlichen und häuslichen Kreis zurückgezogen, wozu er sich auch noch durch zunehmende Körperschwäche veranlaßt fühlte, wiewohl sein Körper und Geist außer im Jahr 1823 nie durch eine Krankheit geschwächt worden ist. Sein Ende erfolgte höchst unerwartet am oben genannten Tage durch einen Nervenschlag. — Seine Schriften sind: Unterredungen eines Vaters mit seinen Kindern üb. d. menschl. Seele. Leipzig 1801. — Was haben wir zu thun, wenn wir bei d. fortwährenden Theurung der Zukunft muthig und getrost entgegen sehen wollen? Eine Predigt über Luc. 16, 19—31. Oschatz 1805. — Diese Predigt erlebte (jetzt gewiß etwas Seltenes!) in d. Jahre ihres Erscheinens d. 2. Aufl. u. beweist hinlänglich, wie sehr sich St. auch als geistlicher Redner auszeichnete. — Ferner ließ er noch drucken: Der Diebstahl; eine Predigt mit Beziehung auf die vielen, seit einigen Jahren im Königreich Sachsen u. angränzend. Ländern vorgekommenen Feuersbrünste. Dresden u. Lpzg. 1833. — Außerdem lieferte er noch einen kurzen Aufsatz zur Vertheidig. d. Todesstrafe in die polizeil. Mittheil. Sachsens. — Endlich besitzen wir auch noch einige heiter-ernste, wohlgel. Gelegenheitsgedichte von ihm u. einiges aus d. Französ. Uebersetzte.

* 128. Andreas Friedr. Gottlieb Glaser,

Doktor der Theologie u. Magister der Philosophie, großherzoglich mecklenburg-strelitzscher Konsistorialrath, Superintendent und Hofprediger zu Neustrelitz;

geb. den 11. März 1762, gest. den 21. März 1837.

Er war geboren zu Schwäbisch-Hall, einem würtembergischen Städtchen am Kocherfluß, wo, wie verlautet, sein Vater derzeitig im geistlichen Amte gestanden haben soll. Daselbst auch theilweise vorgebildet und zum Dienste der Kirche bestimmt, bezog er im 19. Jahre die Universität Tübingen und lag hier in dem theologischen Stifte während einer geraumen Zeit dem theologischen und philosophischen Studium ob. Nach Zurücklegung der akademischen Jahre begab er sich nach Holland, woselbst er namentlich zu Haag längere Zeit lebte und schon damals durch mehrere literarische Arbeiten sich hervorthat

und Aufmerksamkeit in der Schriftstellerwelt erregte. Im J. 1798 zum Magister der Philosophie promovirt, wandte er sich sodann nach Helmstädt und übernahm daselbst im Jahr 1800 das Diakonat am St. Stephan, wurde aber schon daneben 1804, bei seiner Vorliebe für ein akademisches Lehramt, auch zum vierten ordentlichen Professor der Theologie an der dasigen Universität berufen und im Oktober 1806, als am Stiftungsfeste dieser Hochschule, honoris causa zum Doktor der Gottesgelahrtheit kreirt. Den 3. Mai 1809, nach dem Tode des Konsistorialraths D. A. G. Masch, erhielt er endlich von dem verstorbenen Großherzoge Karl den Ruf als Konsistorialrath, Superintendent und Hofprediger nach Neustrelitz und wurde in diesen Aemtern dort den 14. Mai desselben Jahrs feierlichst installirt. In allen denselben diente der Hingeschiedene dem Staat und der Kirche mit großer Treue, Geschicklichkeit und reichem Erfolge beinahe 29 Jahre lang. Er war überhaupt, so vielfach er auch verkannt worden ist, ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und ein humaner Examinator. Von ihm konnte man in einem — immer gründlichen — Examen wohl mehr lernen, als in einem halbjährigen Vortrage so mancher Professoren der Theologie. Indem wir hier nur das Wichtigste von allen dem, was er als Dirigent des Konsistoriums und des Oberschulkollegiums, Superintendent rc. geleistet, hervorheben wollen, machen wir zunächst auf den Antheil aufmerksam, den er auf die bessere und zweckmäßigere Einrichtung der großherzoglichen Bildungsanstalt für Küster und Landschullehrer und deren hernach im J. 1819 erfolgten Verlegung von Neustrelitz nach dem Schlosse zu Mirow, so wie der verbesserten Schuleinrichtung des ganzen Landes gehabt hat. Eben so beachtungswerth ist das, was er in geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten gethan; was er als Akademiker genützt hat, so beschränken wir uns blos anzuführen, daß die theologischen Disciplinen, über welche er Vorlesungen gehalten, hauptsächlich sind die Exegese des N. Testaments, Kirchengeschichte, Dogmatik u. s. w. Neben seinen theologischen Kenntnissen besaß er eine vielseitige Bildung, welche er sich auf seinen weiten Reisen und durch seine vielfachen Verbindungen mit gelehrten Männern erworben hatte. Er sprach und schrieb Holländisch und Englisch eben so fertig und korrekt und besaß nicht gewöhnliche Kenntnisse in der Natur- und Erdkunde. — Sein Tod erfolgte nach langen Körper-

leiden. Seine häuslichen Verhältnisse anlangend, so war er zweimal auf das glücklichste verheirathet, zuerst (seit 1805) mit Christiane Justine Friederike Cappel aus Helmstädt und nach deren am 13. April 1818 an einer Lungenentzündung in ihrem 48. Lebensjahr erfolgtem Ableben verband er sich zum andern Male zu Podewall den 29. Dec. 1819 mit J. J. H., geb. Binder, welche ihn überlebt hat. Nur aus der ersten Ehe hinterläßt er zwei Töchter, von denen die älteste, Henriette Wilhelm. Karoline, seit dem 26. Sept. 1825 an den Pastor J. C. L. Thiele zu Triepkendorf verehlicht und die jüngste, Dorothea Louise Auguste, seit dem 18. Jan. 1834 die Gattin des Predigers Wilh. Kracht in Woldegk ist. — Als Schriftsteller gab er heraus: Versuche im Predigten für gebildete Zuhörer. Lingen 1790. — Rechenschaft eines christl. Lehrers vor seiner Gemeinde, z. Beweise, daß er seine heilige Pflicht, ihren Wachsthum in der Erkenntniß unsers Herrn und Heilands Jesu Christi zu befördern, treu u. fleißig erfüllt habe: in einer Predigt üb. d. 3. Artikel der Augsburg. Konfession, abgelegt zu Amsterdam am Sonntag Abend den 26. Jan. 1791 von Joh. Chr. Baum. Aus dem Holländ. übers. Eine Beilage z. Gesch. d. jetzigen Spaltung in d. luth. Gemeinde zu Amsterdam. Ebd. 1791. — Konynenburg's Untersuch. üb. die Natur der alttestamentl. Weissagungen aus dem Messias. Eine aus d. Holländ. übers. Preisschrift. Ebd. 1791. — Homilien, Betrachtungen u. Charaktergemälde z. Beförderung christl. Weisheit u. Tugend, mit besonderer Hinsicht auf gebildete Leser u. auf die gegenwärt. Zeitbedürfnisse. 2 Th. Ebd. 1796—1803. (Der 2. Theil auch unter dem Titel: Auszüge aus einigen Predigten üb. wichtige Gegenst. der christl. Sittenlehre, mit besonderer Hinsicht auf d. Geist und die Gebrechen des Zeitalters.) — *Wie gut es sei, wenn durch Gottes Vorsehung Menschen v. Menschen getrennt werden. Braunschweig 1799. — *Der Herr ist nahe; eine Predigt bei der Feier des neuen Jahrh. Helmst. 1801. — Dissertatio exegetico-historica de Joanne Apostolo, Evangelii, quod ejus nomen praese fert, vero auctore, respectu recentiorum quarundam dubitationum atque criminationum. Helmstädt 1806. — Leben u. Regierung des Papstes Leo X., von Wilh. Roscoe. Aus d. Engl. übers. Mit Anmerk. v. H. K. T. Hencke. 3 Bde. Leipzig 1806—8. — Letzte Konfirmationsrede und Abschiedspredigt rc. Helmstädt 1809. — Antrittspredigt in Neustrelitz über Joh. 4, 24

in d. Hofkirche am erst. Pfingsttage 1809 gehalten. Neubrandenb. 1809. — Gedächtnißpred. auf das am 19. Juli 1810 zu Hohenzieritz erfolgte höchstselige Absterben Ihro Majest. d. regier. Kön. Louise v. Preußen, am 6. Sonntage nach Trinit. üb. Joh. 14, 28—29, in der Schloßkirche zu Neustrelitz gehalten. Neustrelitz 1810. — Einweihungspredigt bei d. Wiedereröffnung d. Marienkirche zu Friedland üb. 1. B. d. Kön. 8, 27—30, d. 14. Jan. 1810 gehalten. Neubrandenb. 1810. — De Joanne Baptista, insigni virtutum, quae doctorem evangelii ornant exemplari, quale imprimis Joannis cap. 1, 19—28 delineatur. Neustrelitz 1811. — Gedächtnißpredigt auf d. hochbetrübte Ableben Sr. kön. H. des allerdurchl. Großherzogs Karl Ludw. Friedr. v. Mecklenb.-Strelitz. Neustrelitz 1817. — Mehrere Aufsätze in Hencke's Archiv f. d. neue Kirchengeschichte, Band 4, 5 u. 6, in den Rintelschen theolog. Annalen u. s. w.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 129. Gottfried Bandhauer,

Baurath außer Dienst, in Roßlau (Anhalt-Köthen);

geb. d. 22. März 1791, gest. d. 22. März 1837.

Er stammte von geringen Eltern, lernte das Zimmermannshandwerk und zeichnete sich schon früh durch viele Anlagen, namentlich solche aus, welche in Beziehung auf das nachher von ihm gewählte Berufsgeschäft standen. Im Jahr 1809 ging er als Gesell seines erlernten Handwerks auf die Wanderschaft und seine Reisen vermehrten und erweiterten die vielfach von ihm erworbenen Kenntnisse. Von 1814 an studirte B. unter dem Oberbaurathe Moller in Darmstadt Architektur, wurde hier für die J. 1816, 1817 und zum Theil 1818 interimistisch und als Lehrer an der Bauschule angestellt und 1818 Diätarius zu Düsseldorf, wo er die große Kavalleriekaserne in der Neustadt ausgeführt hat. In dieser seiner Stellung ward er dem nun verewigten Herzog von Köthen *), dem Vorgänger des jetzt regierenden Herzogs, bekannt und jener stellte ihn 1820 als Baukondukteur in seinen Diensten an. Im J. 1822 ward er zum Bauinspektor und 1824 zum Baurath befördert. Den meisten Ruf schien B. anfänglich durch den Bau der Kettenbrücke bei Nienburg an der Saale zu gewinnen. Man

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 634.

war gespannt auf diese im nördlichen Deutschland bisher unbekannte Erscheinung. Viele zweifelten jedoch am glücklichen Erfolg; man besorgte und man spöttelte. Nach Beendigung des Baues ließ B. eine große Last, welcher er voranritt, über die Brücke fahren. Die damalige, jetzt verwittwete, Herzogin von Anhalt-Köthen befand sich zum Besuch in dem anmuthig gelegenen und schön geschmückten herzogl. Schlosse zu Nienburg a. d. Saale, wo sie öfters mit ihrem herzogl. Gemahle weilte. Der Herzog erfreute an jenem verhängnißvollen Tage seine Gemahlin durch einen Besuch. Die Bürgerschaft hatte beschlossen einen Beweis ihrer Anhänglichkeit an das regierende Haus zu geben und brachte dem Herzog und der Herzogin in einem Fackelaufzug ihr Lebehoch. Der Aktuarius Nagel in Nienburg hatte den Gedanken, es müsse einen schönen Anblick gewähren, wenn man sich auf die Kettenbrücke begebe und von dort die Fackeln in die Saale leuchteten. Der Rath ward angenommen. Eine sehr große Menge Menschen eilte auf die Brücke, die nun völlig angefüllt war und mehrere Musici begannen auf derselben zu spielen. Bald darauf, als die Brücke betreten wurde, brach plötzlich die linke Hälfte und alle, die auf dieser standen, stürzten in den Fluß, wogegen alle, die auf der rechten Hälfte sich befanden, sogleich sich retteten. Der erste herabstürzende Balken zerschmetterte den Kopf des Aktuarius Nagel, welcher unbewußt den Rath zu den Umständen seines Todes gegeben hatte. Die Musici stürzten noch blasend in die Saale. Das Krachen der zusammenstürzenden halben Brücke dröhnte durch ganz Nienburg, womit sich in demselben Augenblicke das gräuzenlose Wehe- und Jammergeschrei der Verunglückten verband. Es war ein dunkler Abend und die Fackeln verloschen theils im Strom theils leuchteten sie nicht völlig hinein in das unübersehbare Elend. Vierzig und einige Leichen wurden nach und nach aus dem Flusse gezogen. Die Zahl der Verstümmelten war noch weit größer. Wenige Familien waren ganz von dem Unglück verschont; Alle suchten die Ihrigen. Sehr viele von den Herabgestürzten wurden gerettet, zum Theil von fremden Schiffern, zum Theil von Einheimischen, z. B. dem Kaufmann Pichier, ein anderer Theil schwamm auf Bretern bis nach dem eine Stunde stromabwärts entfernten Wedlitz. An einem Tage wurden nachher die Ertrunkenen begraben und nur einige waren damals noch nicht aufgefunden. B. befand

sich zu jener Zeit in Köthen. Ueber die Konstruktion des Baues hat er sich nachher in einer Schrift zu vertheidigen gesucht: dem nicht hinreichend guten Eisen ist die Schuld des Bruchs beizumessen gestrebt worden. Späterhin erbauete B. in Köthen die katholische Kirche und bei diesem Baue verloren durch den Einsturz eines Gerüstes mehrere Arbeiter ihr Leben. Seine Vertheidigung ging dahin, daß er nicht die Einzelnheiten dieses Baues zu leiten gehabt habe. Seit geraumer Zeit war er außer Dienst und privatisirte in Roßlau. Einige Jahre vor seinem Tode gerieth er wegen eines von ihm in den Allgemeinen Anzeiger der Deutschen gelieferten Aufsatzes, in dem beleidigende Persönlichkeit angetroffen ward, in einen Proceß, welchen er verlor. Sein Wunsch, in eine erneute Anstellung zu treten, welcher vom Legationsrath Dr. Hennicke zu Gotha wohlwollend im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen mit Beziehung auf die wissenschaftliche Tüchtigkeit des Mannes unterstützt ward, ist nicht in Erfüllung gegangen. — Seine Werke sind: Drei Pläne von verschiedenen Baumeistern zu e. Baue, dem Hospital z. heil. Geist, mit dazu gehör. Oekonomiehofe in Köthen. Lpzg. 1826. — Ein Beitrag zur bürgerl. und Landbaukunst. Ebd. 1826. — Verhandl. üb. d. artistische Untersuchung des Baues der Hängebrücke üb. die Saale bei Mönchen-Nienburg. Ebd. 1827. — Kupfertafeln und Erläuterungen zu diesem Werke. Ebd. 1828. — *Theorie der Gewölbe und Kettenlinien. Ebd. 1831.

Dr. M. Schmidthammer.

* 130. Karl Gustav Himly,

Hofrath, ordentl. Professor der Heilkunst u. Direktor des akadem. Hospitals auf der Universität Göttingen; Ritter des Guelphenordens; ordentliches Mitglied vieler gelehrten Societäten und Akademien;

geb. den 30. Apr. 1772, gest. 22. März 1837;

Himly verlebte seine Jugend in seiner Geburtsstadt Braunschweig unter sehr glücklichen Verhältnissen, die ihm gestatteten, Alles zu erlernen, was er zu seiner Ausbildung nöthig zu haben glaubte. Die nicht genug zu lobende Anstalt, welche zur Vorbildung der Medicin Studirenden in Braunschweig errichtet ist, zählte auch ihn seit dem J. 1790 unter ihre Schüler. Während seines zweijährigen Aufenthalts in derselben waren besonders die anatomisch-chirurgischen Studien seine Hauptbeschäf-

tigung und nicht allein seine Komilitonen, sondern auch die Lehrer hatten Ursache, seine wirklich auffallenden Kenntnisse zu bewundern. Auf das Trefflichste ausgerüstet bezog er im J. 1792 die Universität Göttingen, wohin ihm der Ruf seiner nicht alltäglichen Kenntnisse schon vorangeeilt war. Mit Wohlwollen, ja selbst mit Zuvorkommenheit wurde er hier von den ausgezeichnetsten Männern aufgenommen, unter denen wir nur Richter, Blumenbach, Wrisberg, Beckmann, Lichtenberg nennen wollen. Vorzüglichen Einfluß übte jedoch Richter auf H., welcher als Direktor des akademischen Hospitals ihn schon am Ende des J. 1793 zum Obergehülfen an demselben bestellte. Im nächstfolgenden J. 1794 wurde ihm am 4. Juni von der medicinischen Fakultät der Preis über seine Schrift: „Commentatio praemio regio ornata: mortis historiam, causas et signa sistens" zuerkannt. Nach einem glänzenden Examen ward er zum Doktor der Medicin und Chirurgie ernannt und seine Dissert. inaugural. Observationes circa epidemiam huius anni dysentericam mit Beifall von der gelehrten Welt aufgenommen. Wenige Wochen nach seiner Promotion verließ er Göttingen, um sich während des Herbstes bei den preuß. Armeen am Rhein aufzuhalten. Im Winter ging er nach Würzburg, um die persönliche Bekanntschaft der ausgezeichneten Aerzte von Siebold Vater und Sohn zu machen. Während seiner Anwesenheit in der letzteren Stadt erhielt er den ehrenvollen Antrag, nach Braunschweig zurückzukehren und die medicinisch-chirurgische Professur an dem Kollegium Karolinum zu übernehmen. Wie fast alle junge Männer reizte ihn die Aussicht, recht früh eine Anstellung zu erhalten, so, daß er sich sofort dahin begab und noch im J. 1795 das ihm angetragene Amt übernahm. Später bereute er diesen Schritt, aber nicht etwa deswegen, weil ihm die Stelle selbst nicht angemessen schien oder weil ihm Widerwärtigkeiten begegnet wären, sondern nur aus dem Grunde, weil ihm dadurch seine Zeit zu sparsam zugemessen wurde und ihm die Gelegenheit abgeschnitten war, Reisen ins Ausland zu unternehmen und die großen Anstalten, wie die ausgezeichneten Männer fremder Länder in Person kennen und würdigen zu lernen. Seine Sehnsucht nach möglichster Vollkommenheit in seinem Fache, so wie seine angestrengtesten Bemühungen, immer Neues zu dem schon bedeutenden Schatze seiner Kenntnisse hinzufügen zu können, hielten ihn jedoch nicht ab, als praktischer Arzt aufzutreten und

auch andern jungen Männern das Studium der Arzneiwissenschaft zu erleichtern. Seine Bemühungen gingen daher vorzüglich darauf hinaus, an dem großen Krankenhause seiner Vaterstadt eine medicinisch-chirurgische Klinik einzurichten, was ihm auch endlich nach manchen nicht zu überwinden scheinenden Hindernissen gelang. Bis zum J. 1801 blieb er in dieser seiner Stellung, beständig darauf bedacht der leidenden Menschheit überhaupt, wie auch insbesondere seinem Vaterlande so viel zu nützen, als nur irgend in seinen Kräften stand. Für letzteres zu sorgen, war ihm noch besonders als Mitglied des herzoglichen Obersanitätskollegiums möglich. Etwas verschieden von dem in Braunschweig war sein Wirkungskreis in Jena, wo in dem genannten J. 1801 die durch Hufelands*) Abgang erledigte Stelle durch ihn wiederum ersetzt wurde. Als Professor der Arzneikunde und Mitdirektor der Klinik mußte nämlich seine Thätigkeit besonders auf die Medicin und die theoretischen Studien gerichtet sein, da sein früherer Wirkungskreis sich mehr auf die Praxis und die Chirurgie bezog. Durch seine Versetzung nach Jena wurde indeß seine schon früher in Göttingen und Braunschweig begonnene literarische Thätigkeit keineswegs aufgehoben, ja nicht einmal unterbrochen, vielmehr vollendete er hier das wichtige und besonders beachtungswerthe Werk, welches zu Bremen i. J. 1801 unter folgendem Titel herauskam: Ophthalmologische Beobachtungen und Untersuchungen oder Beiträge zur richtigen Kenntniß und Behandlung der Augen im gesunden und kranken Zustande. Nicht allein in Deutschland, sondern auch im Ausland erregte diese Schrift Aufsehen und überall hörte man den Wunsch, daß sie doch recht bald den Nichtdeutschen durch eine Allen verständliche Uebersetzung zugänglicher gemacht würde. Schon i. J. 1802 wurde dieser Wunsch erfüllt, indem ein gewisser Ehlers einen Theil des Werks übersetzte und unter dem Titel: Himly de la paralysie de l'iris occasionnée par une application locale de la belladonna zu Paris herausgab. Mißbilligen mußte H. freilich, daß der Uebersetzer hier als Heilmittel die Belladonna empfahl, da er doch das extractum hyoscyami angerathen, weil ersteres Mittel unsicherer und manche Uebelstände mit sich führend, statt des von ihm vorzugsweise empfohlenen und angewandten Hyoscyamusextrakts

*) Dessen Biographie s. im N. Nekrolog Jahrg. 14. S. 530.

durch nachtheilige Wirkung auf die retina die Entdeckung hie- und da unverschuldet in Mißkredit gebracht hatte. Während der Zeit seines Aufenthalts in Braunschweig waren von ihm mehrere, vorzüglich kleinere Abhandlungen erschienen, von denen einige immer allgemeines Interesse behalten, andere dagegen, da sie einen Gegenstand betreffen, von dem die Behauptung des Gegentheils gegenwärtig als lächerlich erscheinen würde, nur noch für die Geschichte der Medicin gebräuchlich sind. Zu den ersteren sind zu rechnen: Abhandlung über die Wirkung der Krankheitsreize auf den menschlichen Körper und die etwas größere Abhandlung über den Brand der weichen und harten Theile nebst einigen Grundzügen der medicinischen Theorie. H.'s bisheriger Wirkungskreis, sowohl in Jena, wie in Braunschweig schien aber nur eine Vorschule für seine ungemein vergrößerte Thätigkeit in Göttingen zu sein. Obgleich er auch in Jena alle nur mögliche Ehre genossen hatte (es war ihm hier sogleich bei seiner Ankunft der Charakter eines herzoglich weimarischen Hofraths verliehen und ihm auch nach Nicolai's Tode ein extraordinäres Assessorat in der Promotionsfakultät übertragen worden), so zog er doch vor, schon nach zwei Jahren alle seine hiesigen Aemter aufzugeben und dem Rufe nach Göttingen zu folgen. Er wurde in letzterer Stadt in demselben Range wiederum angestellt, nur mit dem Unterschiede, daß er hier sofort ordentlicher Direktor des akademischen Hospitals wurde. Mit großen Erwartungen wurde er auf der Georgia Augusta empfangen. Alle setzten unbedingtes Vertrauen in seine Kenntnisse und seinen Eifer. Sein Auftreten zeigte auch gleich, daß er die Hoffnungen und Wünsche Vieler realisiren werde. Vor H.'s Ankunft in Göttingen waren die Anstalten zur praktischen Ausübung und Erlernung der Medicin sehr dürftig. Es bestand zwar seit früheren Zeiten ein medicinisch-chirurgisches Hospital, welches von Zeit zu Zeit, namentlich 1787 wesentlich verändert und verbessert worden war, blieb aber doch immer noch eine sehr mangelhafte Anstalt. Obgleich es immer unter der Direktion eines berühmten Professors stand und demselben außerdem noch ein Hospitalarzt und ein Hospitalwundarzt vorgesetzt war, so hatte es doch so viel Unbequemes, daß es H. bei seiner Ankunft i. J. 1803 für nöthig erachtete, wiederum eine wesentliche Veränderung mit demselben vorzunehmen. Zu dem Ende wurde die bisher von dem Hospital getrennt gewesene so-

genannte Stadtklinik, die sich von demselben vorzüglich dadurch unterschied, daß zwar jeder Kranke, einheimische und fremde, zugelassen ward, aber nur in seiner Wohnung von den Praktikanten besucht wurde und freie Medicin und unentgeltliche Behandlung erhielte mit demselben vereinigt und die Zahl der Betten auf acht und zwanzig vermehrt, da es früher nur sechszehn enthalten hatte. Bei H.'s anerkannter Größe und besonders hervorstechendem Talente hinsichtlich der eigentlichen Medicin duldete er nur ungern eine von der seinigen abweichende Meinung und gerieth deshalb bei der eben angegebenen Einrichtung des akademischen Hospitals sehr bald mit dem bei demselben angestellten Wundarzte, jetzigen Hofrath und Professor der Anatomie und Chirurgie, Langenbeck, der bereits 1804 zum Professor ernannt wurde, in Zerwürfnisse, die zu manchen Unannehmlichkeiten führten. Langenbeck, als Anatom und Chirurg gleich ausgezeichnet und mit Recht den ersten und größten Männern Europas, wenn auch nicht gerade unbedingt bevorzugt, doch ohne Widerrede an die Seite gesetzt, konnte und wollte sich den Anordnungen H.'s nicht fügen. Um daher beide Männer nicht zu sehr zu entzweien und auch den Anforderungen der Zeit gehörig zu entsprechen, wurde das Hospital in das vormals Böhmersche Haus verlegt und Langenbeck bald erlaubt, neben seinem Wohnhause ein für sich bestehendes chirurgisches Hospital einzurichten. Das Hospital in dem Böhmerschen Hause war zwar nicht ausdrücklich und allein nur für die medicinischen Kranken bestimmt und den chirurgischen Patienten die Aufnahme versagt, aber es fanden sich wenige der Letztern, welche die Hülfe darin suchten, die sie besser bei Langenbeck finden konnten. Indeß war dennoch das Haus immer so gefüllt, daß nicht selten der Fall eintrat, daß Leidenden aller Art die Aufnahme in dasselbe versagt werden mußte. Was Himly als Arzt und sowohl in seiner Privatpraxis, wie auch in dem Hospitale wirkte, wird ewig unvergeßlich bleiben und sein Name noch lange fortleben. Die Zahl seiner Schüler und Zuhörer war zu allen Zeiten sehr groß und seine Vorlesungen bis zu den letzten Stunden seines Lebens gleich lehrreich, da er nicht auf dem Kreise seiner früheren Kenntnisse und Erfahrungen stehen blieb und sich gegen die neueren Forschungen in dem Gebiete seiner Wissenschaft abschloß, sondern mit der Zeit fortschritt. Besonders lehrreich wurde er auch dadurch seinen Schülern, daß er ihr

Selbstdenken anregte und ihrer eigenen Forschung überließ, was wohl mancher Andere für sich abgemacht hätte. Seine Vorträge am Krankenbette und das specielle Eingehen in jeden einzelnen Fall wird als vorzüglich interessant und lehrreich von allen geschildert, welche das Glück hatten, ihnen beiwohnen zu können. Die Zahl seiner Schüler war, wie schon bemerkt, immer sehr bedeutend und nahm selbst in den Jahren, wo die Universität Göttingen am wenigsten besucht war, wie in den kriegerischen Jahren von 1809, und 1810 nicht viel ab, denn es wurden noch immer über hundert Kliniker gezählt. In den Zeiten des Friedens und der Blüthe Göttingens stieg jedoch diese Zahl auf das Doppelte und Dreifache. Viele, welche sich rühmen, seine Schüler gewesen zu sein, haben sich als Aerzte und Schriftsteller der Mit- und Nachwelt bekannt gemacht, von denen wir unter vielen Andern nur einen Chelius, v. Sömmering, Pander, Pukhard, Osiander, Spangenberg, Wedemeier, Pott, Holscher, Heusinger, Stiebel und Gerson nennen wollen. Nicht minder verdient machte sich H. auch um die Augenheilkunde, in welcher sein Ruf so groß war, daß an Augenübeln Leidende aus den fernsten Gegenden Deutschlands, ja selbst aus Polen und Rußland nach Göttingen eilten, seine Hülfe zu suchen, auch machten die in dem Hospital behandelten Augenkranken im Vergleich mit denen an andern Uebeln Leidenden, immer die Mehrzahl aus. Dieser sein Ruf wurde nicht allein durch viele der schwierigsten aber dennoch glücklich vollendeten Kuren, sondern auch durch seine Schriften über Augenheilkunde hervorgerufen. Unter denselben sind besonders folgende zu bemerken: Ophthalmologische Bibliothek, im Vereine mit J. A. Schmidt in den J. 1803 bis 1807 herausgegeben. Aus derselben wurden drei Abhandlungen besonders abgedruckt und als eine Einleitung in die Augenheilkunde angehenden Aerzten empfohlen. In den Jahren 1809 bis 1814 gab H. diese Bibliothek mit Hufeland unter dem Titel: Bibliothek der praktischen Heilkunde heraus und zuletzt i. J. 1820 eine Einleitung in die Augenheilkunde, welches letztere Werk aber nur ausschließlich für seine Zuhörer als Handbuch bei seinen Vorlesungen bestimmt war. Außerdem ist das Lehrbuch der praktischen Heilkunde, allgemeinen Nosologie, Heilmittellehre und Therapie, welches auch als Handbuch bei seinen Vorlesungen gebraucht wurde, zu seinen größern Arbeiten zu zählen. Mit H.'s Rufe

von seiner Geschicklichkeit stieg auch natürlicher Weise sein Ansehen bei der Staatsregierung, zumal da er sich immer als eifriger Patriot und als treuer Anhänger des Guelphenhauses gezeigt hatte. Seine Verdienste erhielten deshalb zu wiederholten Malen öffentliche Anerkennung. So wurde er unter andern 1814 als erstes Mitglied der Universität bei der königl. Polizeikommission ernannt und ihm i. J. 1820 vom König Georg IV. der Guelphenorden verliehen. Höchst ehrenvoll und edel betrug er sich während jener unglücklichen den Göttingern ewig unvergeßlichen Tage im Frühjahr von 1831. Fern hielt er sich von jeder nur möglichen Theilnahme an den Unruhen, mit tiefem Schmerze sehend, wie so mancher Jüngling und Mann durch trügerische Hoffnung bethört und hingerissen durch die Lockungen einiger Schwindelköpfe, sich auf die unbedachtsamste Weise in Händel mischten, von denen sie weder Begriff noch Einsicht hatten. Erst als sich die Katastrophe ihrem Ende nahte und bei einigen nichtswürdigen Menschen der Gedanke aufgestiegen war, Göttingen und der ganzen gelehrten Welt den Schatz zu rauben, der immer den Ruhm der Universität erhalten wird, — erst hier trat er öffentlich auf, Jedem augenblicklichen Tod drohend, der es wagen würde die frevelnde Hand nach dem Heiligthume der Wissenschaft, nach der Bibliothek auszustrecken. Enthusiasmus erregte sein Beispiel. Hunderte von Studirenden und Bürgern drängten sich um das Gebäude, jeden Theil, ja jedes Fenster mit ängstlicher Sorgfalt beobachtend. Die Unmöglichkeit des Erfolgs und vielleicht auch das wieder erwachte Gewissen schreckte jetzt Jeden zurück, der nur irgend einen solchen Gedanken gehabt haben mochte und es wurde nicht der geringste Versuch gewagt, welcher jenes Gerücht bestätigt hätte. Manche wollten daher H. tadeln, indem sie ihm den Vorwurf der Voreiligkeit machten. Doch wer kann dieses mit einigem Rechte! Besser der That vorgebeugt und den Gedanken daran schon im Keime erstickt, als sie zur wirklichen Vollziehung kommen lassen, was jedesmal unberechenbare Nachtheile mit sich bringt. — H. erfreute sich anscheinend immer der besten Gesundheit und war bis an sein Ende stets heiter und froh. Umgeben von einer zahlreichen blühenden Familie, die dem Vater ähnlich schon früh anfingen, dem Staate ihre Dienste zu widmen; ausgestattet mit so viel Glücksgütern, daß er vollkommen unabhängig von der Welt und ihren Zufälligkeiten war;

geachtet und geehrt von Jedermann, ein wahrer Vater der Armen, mußten ihn alle nur als glücklich preisen. Und dennoch scheint er es nicht ganz, wenigstens in der letzten Zeit seines Lebens gewesen zu sein. Sein Tod bestätigt diese Meinung hinlänglich. Die wahre Ursache läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Vielleicht hatte das plötzliche Hinscheiden einer langjährig erprobten Freundin ihn zu sehr auf die Nichtigkeit des Lebens und aller irdischen Größe aufmerksam gemacht und sein Gefühl zu sehr ergriffen oder sein Geist war durch irgend eine in demselben wohl motivirte, aber dem Fremden schwer zu entdeckende Ursache auf solche Abwege geführt, wo er die Herrschaft über Gedanken und Vorstellungen verloren hatte oder es war irgend ein anderer Grund dazu vorhanden; Gewißheit wird uns nie darüber werden, da alle Nachrichten mangeln. An dem kalten nebeligen Morgen des oben genannten Tags hören Arbeiter in der Nähe der Leine einen dumpfen Fall ins Wasser, eilen darauf hinzu und erblicken einen Menschen, der ohne Bewußtsein noch einmal auftaucht und dann verschwindet. Seine Rettung ist bald vollbracht, ein hartherziger Weggelderheber will ihn nicht in sein Haus aufnehmen, erst nach längerer Zeit geschieht dieses von einer armen aber biedern Familie, die in der Nähe ein Häuschen bewohnt. Die herbeigerufenen Aerzte erkennen sogleich in dem Verunglückten ihren großen Lehrer. Einige Spuren des Lebens waren zwar noch vorhanden, indeß alle Bemühungen, ihn den Seinigen und der Wissenschaft zu erhalten, blieben fruchtlos. Auch Langenbeck vermochte es nicht, den Todesengel zu beschwören; zu fest hielt er seine Beute umarmt. Nur noch wenige Tage und seine sterbliche Hülle wurde nach einem feierlichen und seinen Verdiensten angemessenem Leichenbegängniß, auf immer den Blicken seiner traurenden Freunde entrückt. — Außer den oben genannten Schriften sind von ihm noch erschienen: *J. Longs See- und Landreisen. Aus d. Engl. Herausg. von Ebd. A. W. v. Zimmermann. Hamb. 1791. — Ueber d. Impfen der Kuhblattern. Frankf. 1801. — Ueber d. Zusammenkugeln d. Igels. Braunschw. 1801. — Ueber einige wahre und scheinbare Verschiedenheiten des ältern u. neuern Heilverfahrens. Ein Antrittsprogr. Ebd. 1801. — Verfassung der öffentl. medicin. chirurg. Klinik zu Göttingen. Gött. 1803. — De Caoutchouk ejusque Productis e destillatione sicca inter quae praecipue de Caoutchino novo quodam

corpore ex hydrogenio et carboneo composito. Ibidem 1835 — Gab heraus mit Zusätzen vermehrt: T. G. A. Roose, Taschenb. f. gerichtl. Aerzte; 4. verb. A. Frankf. 1811; 5. Aufl. Ebd. 1819. — Vorrede und Anmerk. zu J. Ware chir. Beobachtungen üb. d. Augen; a. d. Engl. von J. G. Runde (2 Bde. Gött. 1809.) — Lieferte Beiträge zu vielen Journalen.

131. Karl Christian v. Mann, gen. Tüchler,

k. baierischer Kämmerer u. Staatsrath, Kommandeur des Civilverdienstordens der baier. Krone, Mitglied der k. baier. Akademie der Wissenschaften, Herr auf Theuern, Salzburg, Querbach, Kempfenhausen, Haarkirchen u. Mannthal, zu München;

geb. den 9. Dec. 1773, gest. den 22. März 1837 *).

Zu Sulzbach geboren, genoß er eine musterhafte Erziehung. Der strenge Ernst seines Vaters und das sanfte Wesen der Mutter verfehlten nicht, an seinem jugendlichen Geiste und Herzen die glücklichsten Wirkungen hervorzubringen und da er überdies mit Talenten, die ihn vor Vielen auszeichneten, begabt war, so war es nicht anders zu erwarten, als daß er, nachdem er sich an verschiedenen Anstalten den Studien gewidmet hatte, glänzende Fortschritte in den Wissenschaften machen würde: — eine Erwartung, die der Erfolg in einem sehr hohen Grade rechtfertigte und wofür seine vielen Studienpreise die sprechendsten Zeugen sind. Als der hoffnungsvolle Jüngling kaum seine Studien vollendet und das 20. Jahr seines Lebens zurückgelegt hatte, wurde er schon, im besondern Vertrauen auf seine gründliche wissenschaftliche Bildung und seine treue Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, im Dienste des Staats angestellt. Sein unermüdlicher Fleiß, sein tiefgründliches Urtheil, seine unbestechliche Gerechtigkeit, seine ersprießlichen Dienste waren die Ursache, daß er von Stufe zu Stufe schnell emporstieg und schon in jungen Jahren zum Justizreferendar befördert wurde. In dieser Eigenschaft wurde er im Jahr 1808 der zur Berathung über das einzuführende Strafgesetzbuch niedergesetzten Kommission als Mitglied beigegeben. Am 26. Okt. 1812 verheirathete er sich mit Lukretie v. Lochner auf Hüttenbach. Im J. 1816 wurde er, in Anerkennung

*) Nach der Trauerrede am Grabe Sr. Exc. des hochwohlgeb. Herrn Karl Christ. v. Mann ꝛc., von Kaspar Deinl. Sulzb. 1838.

seiner treu und eifrig geleisteten Dienste, zum Präsidenten des Appellationsgerichts für den Isarkreis befördert. Als im Jahr 1826 das Appellationsgericht für den Isarkreis von München nach Landshut versetzt wurde, sollte er als Präsident dahin folgen, aber seiner Bitte entsprechend ernannte ihn der König, mit Beibehaltung seines bisherigen Rangs, zum zweiten Präsidenten des Oberappellationsgerichts. In dieser Stellung wurde er auch zum Staatsrath im außerordentlichen Dienst ernannt und ihm der Titel „Excellenz" verliehen. Doch — es war ihm noch eine andere Stufe der Ehre und des Rangs vorbehalten, indem er zum Staatsrath im ordentlichen Dienst ernannt wurde, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete. Schon vor vielen Jahren hatte der König ihn mit dem Ritterkreuze des baierischen Civilverdienstordens geschmückt und fügte später das Kommandeurkreuz dieses Ordens hinzu. In der letzten Zeit berief ihn das Vertrauen der adeligen Gutsbesitzer mit Gerichtsbarkeit im Isarkreis in die Deputirtenkammer der Ständeversammlung. Aber nicht lange mehr sollte er wirken: seinem thätigen Leben machte ein Lungenleiden ein Ende. Acht Tage darauf wurde sein Leichnam auf dem ihm gehörigen Gute Theuern beigesetzt. Er hinterläßt nebst seiner Gattin einen Sohn, Ludwig, Lieutenant im k. baier. Kürassierregimente Prinz Johann von Sachsen. — Seine Familie hat in ihm einen treuen Gatten und Vater, seine Untergebenen einen menschenfreundlichen Vorgesetzten, seine Grundholden den besten Herrn und die Künste und Wissenschaften einen ihrer wärmsten Verehrer verloren. Er besaß eine werthvolle Gemäldesammlung und war ein eifriges Mitglied und zuletzt Vorstand des polytechnischen Vereins, so wie Mitglied der baier. Akademie der Wissenschaften. — Seine Schriften sind: Archiv f. d. Staatskunde in Baiern. München 1804. — Kaiser Maximilian IV., genannt d. Baier u. Maximilian I., Kurfürst v. Baiern; eine histor. Parallele. Ebd. 1806. — Eos, Zeitschr. aus Baiern. Ebd. 1818.

* 132. Dr. Christian Bunsen,

Professor der Philosophie u. Unterbibliothekar in Göttingen;

geb. den 1. Apr. 1770, gest. den 24. (25.) März 1837.

Zu Frankfurt a/M. erblickte Bunsen das Licht der Welt. Nachdem er den ersten Unterricht in den Lehr-

anstalten seiner Vaterstadt erhalten und durch rastlosen Fleiß schnelle Fortschritte in seiner wissenschaftlichen Bildung gemacht hatte, eröffnete er 1787 seine akademische Laufbahn in Göttingen. Dort widmete er sich bis zum J. 1791 theologischen und philologischen Studien. Ein geistliches Amt zu bekleiden, lag nicht in dem Bereiche seiner Wünsche; er hielt daher, nachdem er 1795 Sekretär und zwei Jahre später Kustos der Göttinger Universitätsbibliothek geworden war (an der Bearbeitung des wissenschaftlichen Katalogs dieser Bibliothek nahm er thätigen Antheil), dort als Privatdocent Vorlesungen über Aesthetik und über die Kulturgeschichte der Deutschen bis zur Reformation, späterhin auch über physische Geographie, über die Theorie des deutschen Styls und des mündlichen Vortrags und über die italienische und spanische Sprache. Durch Vertheidigung seiner Dissertation: De eo, quod ad veterum Scandinaviorum poesin et mythologiam effingendam formendamque efficerit coelo terraeque natura (Gotting. 1798.) erwarb er sich den Grad eines Doktors der Philosophie. Außerordentlicher Professor derselben ward er 1805 und 1814 ordentlicher Professor der philosophischen Fakultät. In diesem Wirkungskreise bewegte er sich mit rastloser Thätigkeit bis zu seinem Tode, die Muße, welche ihm sein akademisches Lehramt gönnte, zu einigen literarischen Arbeiten benutzend, besonders zu Uebersetzungen aus neuen Sprachen. Nähere Angaben hierüber findet man weder bei Meusel, noch bei irgend einem andern Literator.

Dr. Heinrich Döring.

* 133. August Georg Freiherr v. Schele,

großherzogl. oldenburg. Kammerjunker und Regierungssekretär zu Oldenburg;

geboren den 27. Okt. 1807, gestorben den 24. März 1837.

v. Schele wurde in Eutin geboren, wo sein Vater Ludwig August Werner Ernst Albrecht Freiherr v. S. damals Schloßhauptmann war. Seine Mutter ist die noch lebende Oberhofmeisterin am großherzogl. oldenb. Hofe, Frau Charlotte v. S., geb. Gräfin v. Bothmer. Bis zum siebenten Jahre blieb er im väterlichen Hause und kam dann zu einem Oheim in Westphalen, mit dessen Sohne zugleich er auf eine so liebevolle als lehrreiche Weise erzogen wurde. Im Herbst 1819 bezog er das Gymnasium zu Rinteln und ging nach zwei Jahren

nach Bückeburg, wo er gleichfalls zwei Jahre die erste Klasse des dortigen Gymnasiums besuchte. Hier wurde er konfirmirt und ging darauf nach Halle, um vom Herbst 1823 bis 1825 auf dem dortigen Pädagogium seine Schulbildung zu vollenden. Mit vortrefflichen Vorkenntnissen ausgerüstet bezog er um Michaelis 1825 die Universität Göttingen, um sich durch das juristische und staatswirthschaftliche Studium zum Staatsdienste vorzubereiten und auch hier strebte er durch eifrigen und anhaltenden Fleiß nach der Erreichung seines Zwecks. Nachdem er beinahe einer heftigen Entzündungskrankheit erlegen wäre, nach welcher seine früher kräftige Gesundheit, nie ganz wieder hergestellt worden ist, begab er sich im Herbst 1828 nach Oldenburg, wo damals schon seit mehreren Jahren seine Mutter lebte. In der ersten Prüfung, der er i. J. 1829 sich unterzog, bekam er den zweiten Charakter mit Auszeichnung und erhielt darauf seinem Gesuche gemäß die Erlaubniß, als Accessist beim Amte Löningen sich in den Geschäften zu üben. Am 9. Januar 1830 wurde er zum Amtsauditor bei diesem Amt ernannt und am 20. Juli 1831 in derselben Qualität zum Amte Ganderkesee versetzt, auch später auf kurze Zeit dem Amte Oldenburg beigeordnet. Im J. 1832 unterwarf er sich der Hauptprüfung, wodurch ihm abermals der zweite Charakter mit Auszeichnung zu Theil wurde und am 18. Januar 1833 wurde er darauf zum zweiten Sekretär bei der Regierung zu Oldenburg und zum Sekretär des Militärkollegiums daselbst ernannt. Am 4. Okt. 1834 wurde der Titel eines Kammerjunkers ihm beigelegt. Durch anhaltende Geistesanstrengungen und einen Fleiß, welcher die Bedürfnisse des Körpers zu wenig beachtete, war sein Gesundheitszustand nach der Erschütterung, welche derselbe schon in Göttingen erlitten hatte, immer mehr verschlimmert und obwohl v. S. von dem Gebrauche der Bäder zu Ems in den J. 1834 und 1835 seine Herstellung gehofft hatte, sah er sich doch darin getäuscht. Es hatte sich die Auszehrung gebildet, indeß schien sich sein Zustand durch andere angewandte Mittel merklich zu bessern, als im Febr. 1837 ihn die Grippe befiel, der zu widerstehen sein Körper nicht mehr Kraft genug hatte und der er unterlag, nachdem er noch die Freude gehabt hatte, am 3. Febr. zum ersten Regierungssekretär befördert zu werden. — Sein liebenswürdiger Charakter hatte ihm viele Freunde erworben und seine Vorgesetzten, sehr zufrieden mit seinen

Leistungen, wurden durch dieselben zu den besten Hoffnungen von dem berechtigt, was sein Eifer und seine Thätigkeit im Dienste des Staats hätten wirken können, wenn nicht so früh seine Laufbahn abgeschnitten worden wäre.

* 134. Johann Heinrich Christian Barby,

Professor am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin;

geb. den 19. Nov. 1765, gestorben den 25. März 1837.

Ermsleben im Fürstenthum Halberstadt war der Geburtsort Barby's. Den Lehranstalten seiner Vaterstadt verdankte er seine wissenschaftliche Bildung. Neben dem fortgesetzten Studium der ältern Sprachen hatte die Erziehungswissenschaft viel Reiz für ihn. Bereits im J. 1790 war er zu Berlin Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen geworden. In den J. 1794—1797 bekleidete er die Stelle eines Oberlehrers an dem kön. Pädagogium der Realschule und das J. 1797 erhob ihn zum Professor an dem königlichen Friedrich-Wilhelmsgymnasium. In diesem Wirkungskreise blieb er rastlos thätig bis zu seinem Tode, den Ruhm eines tüchtigen Schulmanns und geachteten Philologen hinterlassend. Außer einer Ausgabe von Plutarchs Lebensbeschreibungen (Plutarchi vitae parallelae Themistoclis et Camilli, Alexandri et Caesaris. (Berol. 1797.) die blos ein vom Verleger veranstalteter Abdruck der von Jördens besorgten Ausgabe ist, zu welcher Barby einen lateinischen Index hinzufügte, um die Brauchbarkeit des Werks für Schulen zu erhöhen, hat er nachfolgende Schriften geliefert: Röm. Anthologie oder Samml. einiger latein. Gedichte, die gewöhnl. nicht in d. Schulen gelesen werden. Zum Gebrauche für Schulen. Berlin 1797. — Erzählungen, Fabeln u. Lieder, zum Gebrauche für die Jugend. Ebd. 1798. — Encyklopädie u. Methodologie d. humoristischen Studiums oder die Philologie der Griechen u. Römer. 1r Th. Ebd. 1805. — Sophoclis Philoctetes, cum commentario perpetuo. Ibid. 1805. — Sophoclis Antigona cum commentario perpetuo Ibid. 1806. — Sophoclis Oedipus Rex, cum commentario perpetuo. Ibid. 1807. — Ovids Metamorphosen im Auszug für Schulen, von G. K. J. Seidel, neu besorgt von Barby. Ebd. 1814. (Dies Werk hat als Schulb. blos d. Namen d. frühern Herausgebers behalten; der Auszug ist nach einem ganz andern Plane gemacht.) — Aurelius Victor, de viris illustribus urbis

Romae. Zum Gebrauch für Schulen, mit einem vollst. Wörter- u. Namensverzeichnisse versehen. Ebd. 1819.
Jena. Dr. Heinrich Döring.

* 135. Gellern,

k. preuß. Hauptmann u. Kantonbeamter zu Hausberge bei Minden, Ritter des rothen Adlerordens;

geb. i. J. ...., gest. d. 27. März 1837.

Gellern war der Sohn des Schullehrers Gellern zu Todtenhausen bei Minden, trat am 30. Jan. 1786 als gemeiner Soldat in das Regiment von Waldeck und schwang sich durch seine persönlichen Verdienste endlich bis zum Hauptmann empor. Am 30. Jan. 1836 feierte er sein 50jähriges Dienstjubiläum und erhielt viele Beweise der allgemeinen Liebe und Achtung. Durch eine langjährige ausdauernde Amtsführung im Civil zeichnete er sich nicht weniger aus. Auf seinem, oft nicht dornenlosen Wege leitete ihn sein Vertrauen auf Gott. Obgleich G. nach seiner imponirenden Gestalt und seinem gesunden Aussehen ein kräftiger Greis zu nennen war, so ließ er sich dennoch einige Jahre vor seinem Tode von seinen Dienstgeschäften entbinden, um ruhiger leben zu können. Er starb in der Kirche während des Gottesdienstes am Schlagflusse. Ein Sohn ist Gerichtsamtmann zu Petershagen. Arendt.

* 136. Gottfried Heinrich Bähr,

Wundarzt zu Alt-Döbern (Regbz. Frankf.);

geboren den 22. Sept. 1756, gestorben im März 1837.

Bähr ward geboren zu Radeberg bei Dresden, wo sein Vater Kantor und zweiter Lehrer an der Stadtschule war und das älteste unter 10 Kindern. Nach seiner Konfirmation ward er (1772) zu einem Stadtchirurgus in Dresden in die Lehre gethan und i. J. 1775 losgesprochen, blieb jedoch in diesem Verhältnisse noch 2 Jahre, um den Lehrstunden im damaligen kurfürstlich sächs. Collegio medico-chirurgico beizuwohnen. In dem darauf folgenden Jahre nahm er, nach vorhergegangener Prüfung bei jenem Kollegium, im kurfürstlich sächsischen Kavallerieregimente Prinz Albrecht als Kompagniechirurgus Dienste und hatte seine Garnison in der Stadt Lübbenau. Daselbst verheirathete er sich mit Johanne

Karoline Behnke, des Licentiaten Behnke in Calau ältesten Tochter, welche ihm nur ein Kind, einen Sohn gebar, der ihnen nach einem Jahre schon durch den Tod wieder entrissen ward. Nachdem er 9½ Jahre, während welcher Zeit er abermals auf ein Jahr im medicinisch-chirurgischen Kollegium in Dresden seine Kenntnisse erweiterte, gedient und einen ehrenvollen Abschied vom Regiment erhalten hatte, wurde er durch Begünstigung der medicinischen Fakultät in Wittenberg von dem Kreisphysikus D. Meyer in Luckau als Wundarzt geprüft und ließ sich im J. 1786 zu Altdöbern nieder. Im J. 1789 bestand er nach fleißiger Vorbereitung in Wittenberg vor der medicinischen Fakultät ein Examen für die innere Praxis und betrieb nun solche auch mit Glück. Mit der größten Gewissenhaftigkeit und Treue erfüllte er seinen Beruf und behandelte unzählige Arme und Nothleidende nicht nur unentgeltlich, sondern versah sie auch, trotz des Mangels an eignem Vermögen, mit den nöthigen Arzneimitteln. In den Kriegsjahren pflegte und wartete er ärztlich, ohne alle Entschädigung, verwundete sächs., französ. und preuß. Militärs und bei dem herrschenden Nervenfieber i. J. 1813 leistete er viele Dienste und ließ sich selbst durch die schmerzlichsten Erfahrungen des rohesten Undanks in seiner Pflicht- und Berufstreue nicht stören. Sein verdienstliches Wirken blieb auch den hohen Staatsbehörden nicht unbekannt. Im J. 1830, bei Gelegenheit seines Amtsjubiläums, das unter herzlicher Theilnahme vieler dankbarer Verehrer des Jubelpaars kirchlich gefeiert ward, ließ ihm der König das allgemeine Ehrenzeichen überreichen. Nachdem seine Lebensgefährtin am 22. Juni 1833 gestorben war, folgte er ihr, nachdem er mit der größten Seelenruhe sein Haus bestellt hatte, am oben genannten Tage in Folge eines Brustkrampfs.

* 137. Benjamin Christoph Gimmerthal,

Konsistorialrath u. Oberpfarrer zu Greußen;

geboren den 10. Okt. 1769, gestorben den 3. Apr. 1837.

Er war geboren zu Clingen, einem Marktflecken bei Greußen, wo sein Vater als Kantor und Knabenschullehrer angestellt war, aber ein Paar Jahre nach der Geburt seines Sohns als Prediger nach Jecha bei Sondershausen befördert wurde. Erzogen wurde er in dem Hause seiner Großmutter und Tante mütterlicher Seits, die ihn zärtlich liebte und ihm den Verlust der Mutter, die

gleich nach seiner Geburt an den Folgen der Niederkunft gestorben war, zu ersetzen suchte. Den ersten Unterricht in den Anfangsgründen der deutschen und lateinischen Sprache, in der Religion, im Rechnen und Schreiben ertheilte ihm der Lehrer an der Knabenschule zu Clingen und von seinem 12. Jahre an besuchte er von Clingen aus die Stadtschule zu Greußen. Im Jahr 1787 bezog er die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Hier besuchte er fleißig die theologischen Vorlesungen eines Döderleins, Eichhorns, Griesbachs, die philosophischen und philologischen eines Ulrichs, Schüz's und anderer berühmter Lehrer der Universität, um sich die für seinen künftigen Beruf erforderlichen Kenntnisse einzusammeln und sich auf einen höheren Grad der wissenschaftlichen Ausbildung zu erheben. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Jena bezog er die Akademie zu Göttingen, um seine auf ersterer Universität eingesammelten Kenntnisse theils noch mehr zu erweitern, theils fester zu begründen und wohnte auch hier, wie zu Jena, mit gleichem Eifer und Fleiße den Vorlesungen eines Plank's, Lichtenberg's, Heyne's und anderer berühmter Lehrer dieser Universität bei. Nach Beendigung seiner akademischen Studien kehrte er in sein Vaterland zurück und wurde bald darauf, nach rühmlichst bestandenem Examen, unter die Zahl der Kandidaten der Theologie aufgenommen. Von dieser Zeit an nahm er seinen Aufenthalt in Sondershausen, wo er sich einige Jahre mit Privatunterricht beschäftigte und später als Hauslehrer in die Familie des Geheimenraths v. Weise aufgenommen wurde. Als Kandidat setzte er seine theologischen Studien eifrig und fleißig fort und machte sich mit den besten und vorzüglichsten Schriften in diesem Zweige der Wissenschaft bekannt. Zu seiner Uebung arbeitete er oft Predigten aus und es fehlte ihm auch nicht an Gelegenheit, sie öffentlich vorzutragen. Sie fanden auch bald allgemeinen Beifall, denn sie waren gründlich gearbeitet, ächt christlich, praktisch und der Fassungskraft der Zuhörer angemessen. Dabei besaß er die Gabe eines gefälligen Vortrags; seine Aktion war lebhaft, ohne übertrieben zu sein und seine Stimme verständlich und sonor. Als daher im Jahr 1801 durch den Tod des Diakonus Torpe zu Sondershausen die dritte Predigerstelle an der dasigen Kirche erledigt worden war, fiel die Wahl des Magistrats und der Bürgerschaft fast einstimmig auf ihn, welche Wahl auch vom Fürsten genehmigt und bestätigt

wurde. Nachdem er 4 Jahre lang segensreich und zur völligen Zufriedenheit der Gemeinde in dieser Stelle gewirkt hatte, wurde er i. J. 1805 als Oberpfarrer nach Greußen versetzt und ihm einige Jahre später, in Anerkenntniß seiner Verdienste, das Prädikat eines Konsistorialraths ertheilt. Auch in dieser Stellung erwarb er sich bald durch treue gewissenhafte Erfüllung seiner Berufsgeschäfte, vorzüglich durch seine Religionsvorträge, so wie durch seinen biedern Charakter, seine Rechtlichkeit, Milldthätigkeit und freundliches Betragen im Umgange die allgemeine Liebe und Achtung seiner neuen Gemeindeglieder. Wohlgemuth lebte er seiner Pflicht und der Wissenschaft und nahm an dem Schicksal eines jeden seiner Gemeindeglieder den lebhaftesten, innigsten Antheil. Heller Geistesblick, Wahrheitsliebe, strenge Rechtschaffenheit, zuvorkommende Gefälligkeit, Bescheidenheit, rastlose Thätigkeit, stille Heiterkeit und ächte Religiosität waren unverkennbare Eigenschaften des Verstorbenen. Mit diesem Charakter verband er zugleich die seltene Gabe großer Leutseligkeit und der freundlichsten und gefälligsten Mittheilung. Er war ein Freund der Geselligkeit und seine Gastfreundschaft in der ganzen Umgegend bekannt. Auch als Prediger widmete er, obgleich seine Amtsgeschäfte einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch nahmen, seine Musestunden der Bekanntschaft mit den neuesten und schätzbarsten Werken im Gebiete der Theologie und anderer Wissenschaften. Als Theolog hing er nicht steif an dem alten Lehrsysteme, huldigte aber nicht sogleich jeder neu auftauchenden Lehre und Meinung; er pflegte vielmehr jede neue Ansicht einer genauen und scharfen Prüfung zu unterwerfen und aus der steten Fülle dessen, was die Zeit bringt, nur das zu entnehmen, was mit seinem gesunden Verstande, mit den Aussprüchen der Schrift übereinstimmte und was er als wahr, gut und nützlich erkannt hatte. Er kannte den hohen Werth und Nutzen des Austausches der Ideen und Ansichten und deshalb unterredete er sich gern mit wissenschaftlich gebildeten Männern über Gegenstände aus der Theologie und andern Wissenschaften, über merkwürdige literarische Erscheinungen und über die wichtigsten Angelegenheiten und Ereignisse seiner Zeit. Von Natur zur Heiterkeit und Fröhlichkeit gestimmt, nahm er gern Antheil an der Unterhaltung jüngerer, gutgesitteter, wenn auch nicht eben wissenschaftlich gebildeter Personen und wußte durch seine heitere Laune, durch

witzige Einfälle, treffende Bemerkungen und interessante Erzählungen und Anekdoten die Gesellschaft auf eine höchst ergötzliche Weise zu unterhalten, ohne jedoch jemals die Gränzen des Anstands zu überschreiten oder das Zartgefühl zu verletzen und der Würde seines Standes das Geringste zu vergeben. Mit seiner Stelle als Oberpfarrer war auch die Aufsicht über die Schulen in der Stadt Greußen verknüpft. Auch diesem wichtigen Theile seines Berufs suchte er nach Kräften zu genügen und seine Bestrebungen für Volksbildung und Verbesserung des Schulwesens wurden sowohl von der Oberbehörde, als auch der Gemeinde dankbar anerkannt. — Sein häusliches Glück wurde durch mehrfache traurige Ereignisse, durch schwere Leiden und Krankheiten oft getrübt und sein Muth und seine Standhaftigkeit hart geprüft. Von 6 Kindern mußte er 4 — unter diesen einen schon erwachsenen Sohn und eine ebenfalls schon erwachsene Tochter — in der Blüthe ihrer Jahre ins Grab senken sehen. Auch seine Gattin, die treue Gefährtin seines Lebens, mit welcher er eine Reihe von Jahren hindurch in glücklicher Ehe gelebt hatte, wurde ihm plötzlich und unvermuthet durch den Tod entrissen. Mit Ergebung und Standhaftigkeit ertrug er die so mannichfachen und harten Schläge des Schicksals, bis er am oben genannten Tage der Natur seinen Tribut zahlte.

* 138. August Otto Ernst v. Oertzen,

großherzogl. mecklenb.-strelitzscher Staatsminister u. Regierungs- und Kammerpräsident zu Neustrelitz, Ritter des k. preuß. rothen Adlerordens 1r Klasse u. Großkreuz des kurhessischen Ordens vom goldenen Löwen, Ehrenmitglied des mecklenb. patriot. Vereins, des Vereins für mecklenb. Geschichte u. Alterthumskunde rc.;

geb. d. 11. Sept. 1777, gest. zu Berlin d. 8. Apr. 1837.

v. Oertzen stammte aus einem sehr alten adeligen Geschlechte, welches Urkunden vom J. 1260 hat *). In

*) Der Name ist wahrscheinlich von dem altwendischen Worte Oert, Oertz, ein Ring, abzuleiten. Darauf führt auch das Wappen hin, wie schon 1270 (s. E. J. Westphalen monument. ineditor. Tom. IV. Tab. 18.) Thetwich de Oritz es gebrauchte: ein rother Schild, worin zwei blaue geharnischte Arme einen goldenen, mit einem Edelsteine gezierten Ring in die Höhe halten. Auch erinnert dieser Familienname an den Fluß Oertz im Lüneburgischen, welcher zwischen Winsen und Steden in die Aller fällt. Mit dem Geschichtsforscher Latomus den Ursprung der v. Oertzen in Ungarn zu suchen, dazu fehlen alle historischen Beweise.

Mecklenburg theilte sich dasselbe in zwei Hauptlinien, in die schwerinsche, auf Roggow und in die stargardische, auf Helpte. Aus der letztern, welche im 18. Jahrhunderte die gräfl. Würde erlangte, wozu der dänische Geheimerath Friedrich v. Oertzen († zu Kiel i. J. 1780) von dem Könige Christian IV. erhoben ward, die aber auch mit demselben wieder verloren ging, da der Stamm erlosch, war unser Verewigte hervorgegangen. Sein Urgroßvater, Georg Henning v. O., war Besitzer der Güter Leppin, Horn, Bagenz und Lauchstorf, stand zuerst nach einander in dänischen, schwedischen und kurbrandenburgischen Militärdiensten bis 1678, wohnte sodann eine Zeit lang auf Lauchstorf, sollte Obrist und Chef der mecklenb. Garde zu Pferde in Güstrow werden, schlug es aber aus und ging als Volontair nach Ungarn, wo er 1686 bei der Belagerung von Ofen sich rühmlichst auszeichnete und schwere Wunden davon trug, hierauf in sächsische Dienste trat und Generaladjutant, Obrist und zuletzt Generalmajor ward. Das Lehn von Leppin schenkte ihm Herzog Gustav Adolph von Mecklenburg-Güstrow. Er starb den 17. August 1715, 62 Jahr alt. Dessen Sohn, Arend Heinrich v. O., geb. den 10. Dec. 1695 und gestorben 1773, lebte dagegen ohne öffentliche Anstellung und besaß die Güter Kotelow, Klockow und Lübberstorf, welche noch jetzt auf die Familie vererbt sind. Des Unsrigen Eltern, Adolph Friedrich Theodor v. Oertzen, Vicelandmarschall des stargardischen Kreises, Erbherr auf Klockow, Kotelow, Lübberstorf und Witterborn und Ida Margarethe v. Dewitz aus dem Hause Gr. Miltzow, hatten acht Kinder, nämlich sieben Söhne und eine Tochter, in deren Reihefolge er das vierte war und auf dem Gute Klockow bei Friedland geboren ward. Sein Vater starb zu Neubrandenburg den 13. Okt. 1796, die Mutter aber erst späterhin. Er bestimmte sich durch eigene Neigung und durch den Willen seiner Eltern schon früh für eine wissenschaftliche Ausbildung, um sich durch sie für den Dienst des Vaterlands tüchtig zu machen. Nachdem er die Tage der Kindheit und Jugend im Vaterhause verlebt hatte, bezog er, mit Vorkenntnissen wohl versehen, die Universität Göttingen, wo auch vormals sein Vater den Rechtsstudien obgelegen hatte. Hier beschäftigte er sich vorzüglich mit den Studien des allgemeinen und vaterländischen Rechts und der deutschen Geschichte und Staatsverfassung, worin er schon in der Heimath einen guten Grund gelegt hatte.

Nach Ablauf der akademischen Jahre bereiste er einen großen Theil Deutschlands u. s. w. und trat demnächst, bei seiner Rückkehr ins Vaterland, in einem Alter von kaum erst 21 Jahren, den 23. Nov. 1798 als Kammerjunker und Auditor bei der Justizkanzlei zu Neustrelitz, in die Dienste desselben. Schon den 4. Juli 1800 rückte er daselbst zum wirklichen Kanzleirath auf und wurde gleichzeitig auch zum Referendar bei der herzogl. Landesregierung ernannt. Im J. 1804 ward er zum jüngsten Regierungsrathe befördert und im Okt. 1807 auch zum Lehnrathe bei der Lehnkammer berufen. Endlich den 24. Januar 1810 erfolgte seine Erhebung zum wirklichen Staatsminister und Regierungspräsidenten, mit Beilegung des Prädikats „Excellenz," so wie daneben im Mai 1831, nach dem Ableben des Geheimenraths v. Scheve*), zum Präsidenten des Kammer- und Forstkollegiums. In allen diesen Dienstverhältnissen bewährte sich nun jeder Zeit des Verewigten Vaterlandsliebe, Eifer und lebhafter kräftiger Geist. Er gehörte zu den edlen und hochbegabten Männern, deren jedes Jahrhundert nur wenige zählt. Mit einer eben so imponirenden, als liebenswürdigen Persönlichkeit verband er eine seltene, alles Große und Schöne umfassende Geistesbildung. Sein scharfer Blick durchschaute leicht alle Verhältnisse und erkannte mit Sicherheit, was zu thun sei. Jede Selbstüberhebung und eitle Anmaasung war ihm in der Seele zuwider; er wußte ihr meistens glücklich zu begegnen, nämlich sie zu vereiteln. Lebendige Eigenthümlichkeiten ließ er dagegen mit freundlicher Milde gewähren. Auch wußte er den Anfang jedes tüchtigen Beginnens als solchen zu ehren und hat ihn — selbst bei vorkommenden Mißgriffen — nie verachtet oder verdrängt, weil er noch nicht das Ende (die Vollendung) war. In der Erfüllung seines hohen und schwierigen Berufs zeichnete ihn besonders aus eine unvergleichliche, treue Hingebung an seinen Fürsten sowohl, als an das Land, stets beider Wohl wahrhaft und wesentlich fördernd. Und nicht in die engen Gränzen dieses Landes war sein Blick gebannt: ein ächter Staatsmann, erkannte er die göttliche Ordnung in dem großen, wie in dem kleinen Staat und es genügte ihm dennoch, während er für jede Zeit und für jeden Staat eine seltene Zierde gewesen wäre, in einem kleinen zu verwirklichen, was ihm als

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 381.

das Wesen und die Wahrheit desselben zum Bewußtsein gekommen war. Gerade in unserer Zeit aber bewährte er seine Tiefe und Gründlichkeit als erster Diener und als erster Beamter auf das Glänzendste. Mit weiser Umsicht, mit höchst liberaler Gesinnung, mit Festigkeit und Treue bewahrte er die wohl erworbenen Güter des Fürsten und der Stände; mit tiefer Einsicht in die geschichtliche Grundlage des Bestehenden beförderte er dessen gedeihliche Entfaltung; mit wachem Geist und klarer Vorsicht trieb er aus dem gesunden und festgewurzelten Stamm in allen Richtungen fröhlich sich verbreitende frische Zweige. So viel an ihm war, brachte er daher auch Alles, dem er angehörte, zu Ehren: — seinen Stand (einem solchen Edelmanne mochte jeder sich unterordnen), sein Amt (eine so sichere und förderliche Leitung erweckte Vertrauen und willigen Gehorsam), sein Haus, seine Freunde, den Hof seines Fürsten, ja das ganze Land. Denn wessen Mecklenburg-Strelitz seit etwa 30 Jahren sich zu rühmen hat — und es zeigen sich in der That glänzende Lorbeeren aus den Befreiungskriegen, wahrhaft vernünftige Fortschritte in der Gesetzgebung, gedeihliche Pflanzungen in der Administration, — daran hat dieses Land eben so viele dauernde Mahnungen der Dankbarkeit gegen den nun Verstorbenen, dessen leitende Einsicht, dessen belebender Wille in allen jenen Ergebnissen kräftig hervorleuchtet und zum Fortwirken in gleichem Geist ernst und dringend auffordert. — Wie er endlich das religiös-kirchliche Leben mit lebte, davon finden sich in dem neuen mecklenburg-strelitzschen Gesangbuche beachtenswerthe Spuren. Die beiden Lieder Nr. 392 und 621 sind in ihrer jetzigen verbesserten Gestalt von ihm gedichtet. — Eine so erfolgreiche Wirksamkeit erkannte daher auch lebhaft selbst das Ausland an, indem unter andern der König von Preußen ihm den rothen Adlerorden erster Klasse und der Kurfürst von Hessen das Großkreuz seines Hausordens vom goldenen Löwen ertheilt hatte. Eine außerordentliche Theilnahme genoß er nicht minder bei der Feier seines 25jährigen Ministerjubiläums, am 24. Jan. 1835, an welchem (s. Abendblatt, Nr. 841) alle Stände sich beeiferten, ihm ihre Huldigung und aufrichtigen Glückwünsche darzubringen. Aber leider war auch — vielleicht durch übermäßige Anstrengung — seine Gesundheit inzwischen sehr wankend geworden und er sah sich, da sein Zustand sich bald zu verschlimmern anfing, zu einer Reise nach Berlin

genöthigt, um dort durch die ärztliche Behandlung des Präsidenten D. Rust und später in einem Bade Wiederherstellung zu finden. Man hatte dazu allgemein volle Hoffnung, als durch ein höchst beklagenswerthes Ereigniß dieselbe vereitelt und sein Tod beschleunigt ward. Er hatte nämlich dort das Unglück, sich durch ein Kohlenbecken, das zu Einräucherungen gebraucht worden war und dessen Flammen, während er sich in diesem Augenblick eben ohne Bedienung befand, seine Kleidungsstücke ergriffen, auf das empfindlichste am ganzen Körper zu verbrennen. Hierzu gesellte sich bald die Hautwassersucht und so verschied er denn am oben genannten Tag in einem Alter von noch nicht vollendeten 60 Jahren. Seine Leiche wurde von Berlin nach Neustrelitz gebracht und am 7. April daselbst unter großen Feierlichkeiten beigesetzt *). — Ausgezeichnet, wie er als Staatsdiener und Mensch war, zeigte er sich auch in seinen häuslichen Verhältnissen. Schon am 8. Mai 1800 hatte er sich vermählt mit Charlotte Sophie Albertine v. Jasmund (geb. zu Kassel am 20. Aug. 1780), der einzigen Tochter des ehemaligen kurhess. Appellationsgerichtspräsidenten, Geheimenraths und Kammerherrn Ludw. Hellmuth Heinr. v. Jasmund **), der i. J. 1806 als Staatsminister in königl. würtemb. Dienste trat und im J. 1825 mit Tod abgegangen ist. Vertrauen und Liebe bezeichnete diesen Bund, der auch durch die Geburt eines Sohnes beglückt wurde. Die Gattin selbst verlor er jedoch leider schon am 12. Jan. 1818 am Nervenfieber, derselben Krankheit, in welcher sie wenige Wochen zuvor ihren einzigen sie besuchenden Bruder (den königl. preußischer Major des wittenberger Kreises, Karl v. Jasmund) treu gepflegt hatte, die aber für sie tödtlich wurde, in einem Alter von erst 38 Jahren. Ihr Verlust war unserm v. O. zu schmerzlich, als daß er je hätte versuchen sollen, durch eine zweite Gattin denselben zu ersetzen. Aber sie nahm auch unter den Frauen ihrer Zeit in jeder Hinsicht einen ausgezeichneten Platz ein, sowohl an hoher geistiger Bildung, wie an edler Herzensbildung und genoß deshalb

*) S. Reden am Sarge des Hrn. Staatsministers v. Oertzen, Excellenz, in der Stadtkirche zu Neustrelitz gehalten am 7. April 1837 von dem Konsistorialrathe Kämpffer und dem Hülfsprediger Ohl, Neustrelitz 1837 und Todtenfeier an der Gruft Sr. Exc. des Staatsministers v. O. etc., gedichtet von J. F. Bahrdt und in Musik gesetzt von G. F. M., Freiherrn v. Dittmer, großherzogl. Hofkapellmeister zu Neustrelitz u. s. w.

**) S. N. Nekr. 3. Jahrg. S. 1620.

in der doppelten Eigenschaft, die ihr sowohl ihr eigenes Verdienst als auch die Stellung ihres Mannes gaben, die Freundschaft und das besondere und theilnehmende Wohlwollen der Königin Louise von Preußen. So gehörte sie denn unter andern auch zu den engern Umgebungen der Königin, als diese ihren letzten Besuch bei ihrem Vater abstattete, von welchem sie (nach ihrem am 19. Juli 1810 zu Hohenzieritz, dem herzogl. Lustschlosse bei Neustrelitz, erfolgtem Ableben) nun als Leiche zu ihren trauernden Unterthanen zurückkehren sollte und es war ein besonderes Zeichen der Hochachtung, das ihr der königl. Wittwer sowohl als der tiefbetrübte Vater bewies, daß sie von beiden den Auftrag erhielt, die königl. Leiche am 25. Juli bis an die preuß. Gränze zu begleiten und sie dort dem königl. Hofstaate zu übergeben *). Späterhin (1814) folgte sie auch ihrem Gemahle nach Wien zu dem dortigen Kongreß und sah hier ebenfalls einen Cirkel um sich versammelt, in welchem sich die zum Theil angesehensten und ausgezeichnetsten Männer jenes Vereins gefielen.

Schwerin. Fr. Brüssow.

139. Dr. Friedr. Heinr. Christ. Schwarz,

Geh. Kirchenrath u. Professor der Theologie an der Universität zu Heidelberg, Kommandeur des großherzogl. badischen Ordens vom Zähringer Löwen und Ritter des preußischen rothen Adlerordens 3r Klasse;

geboren den 30. Mai 1766, gest. den 8. Apr. 1837 **).

Er war der Sohn des 1798 als Inspektor (Superintendent) in Alsfeld im Hessischen verstorbenen S., der sich früher in Gießen, wo er Professor war, als eifriger Vertheidiger der Orthodoxie gegen seinen damaligen Kollegen Bahrdt bekannt gemacht hat. Des Vaters strenger Kirchenglaube und der Mutter Frömmigkeit

*) S. den von ihr verfaßten und im „Morgenblatte," Jahrgang 1811, Nr. 105 u. 106 abgedruckten Aufsatz: Die letzten Lebenstage der Königin Louise von Preußen bei ihrem durchlauchtigsten Vater zu Neustrelitz und Hohenzieritz in Mecklenburg, vom 25. Juni bis 19. Juli 1810, an welchem letzten 19. Juli sie auch in Hohenzieritz endete. Auch besonders in mehreren Auflagen abgedruckt und als Beilage der von der Kammerherrin v. Berg, geb. Gräfin v. Häseler, herausgegebenen Schrift: Die Königin Louise, der preuß. Nation gewidmet. Berlin 1814.

**) Nach dem Konversat.-Lexikon d. neuesten Zeit u. Literatur und der Kirchenzeitung 1837. Nr. 66.

weckten schon frühzeitig den religiösen Sinn des empfänglichen Knaben und lockten ihn zur Vorliebe für die alten Formen des Glaubens hin. Den ersten Unterricht erhielt er abwechselnd in den Trivialschulen zu Alsfeld, wohin er in seinem siebenten Jahre mit seinen Eltern gezogen war und zu Nidda, wo er sich häufig bei seinen Großeltern von mütterlicher Seite aufhielt. Die damals sehr schlechte Beschaffenheit dieser Schulen ließ ihn wenig vorrücken, größern Einfluß auf ihn hatte seine verständig geleitete Privatlektüre, besonders von Gellert's Schriften, die ihn hoch begeisterten. Später erhielt er einige Jahre hindurch einen mehr fördernden Privatunterricht, an dem auch sein Vater Antheil nahm und in seinem 16. Jahre besuchte er auf ein Jahr das Gymnasium zu Hersfeld. Die lebhaft anregende Gemeinschaft mit seinen lernbegierigen Schulgenossen begünstigte die schnelle Entwickelung der glücklichen Gaben des Jünglings, so daß er schon im 17. Jahre, im Frühjahr 1783, die Universität zu Gießen beziehen konnte. Entschiedene eigne Neigung und der Wunsch seiner Eltern und Verwandten bestimmten ihn zum Studium der Theologie, das er hauptsächlich unter Rosenmüller's Anleitung mit Eifer betrieb. Daneben aber beschäftigte er sich sehr viel, eines Theils aus innerm Trieb, andern Theils um des Erwerbs willen, mit Unterrichtgeben. S.'s Studienzeit fiel gerade in jene Zeit des lebhaften Strebens nach Aufklärung und des neuen Erwachens des philosophischen Geistes, der durch die so eben beginnende Bekanntschaft mit Kant's Lehre angeregt ward und auch er wurde von dieser Richtung eine Zeit lang ergriffen. Seine Absicht war auf die akademische Lehrthätigkeit gerichtet, allein da sein Vater eines Gehülfen im Amte bedurfte, so begab er sich 1786 nach Beendigung seiner Studien nach Alsfeld in das väterliche Haus und wurde daselbst 1788 als Freiprediger ordinirt. In demselben Jahre starb sein Vater. S. dachte wieder an die Ausführung seines Plans, akademischer Lehrer zu werden, allein, um seine Mutter und Schwester unterstützen zu können, nahm er 1789 eine Pfarrstelle in Derbach bei Marburg an. Er wurde 1795 als zweiter Prediger nach Echzell in der Wetterau und 1798 als Pfarrer nach Münster bei Gießen versetzt. Neben seinem Predigerberufe widmete S. einen großen Theil seiner Thätigkeit einem Erziehungsinstitute, das er schon in Derbach errichtet hatte, in Münster aber vervollkommnete und

erweiterte. Zugleich hatte er sich durch mehrere theologische und pädagogische Schriften bekannt gemacht. Als Karl Friedrich von Baden die Universität zu Heidelberg neu organisirte, wurde er, bei seiner bekannten Vorliebe für orthodoxe Theologen, leicht für S. eingenommen, so daß dieser als ordentlicher Professor der Theologie 1804 dahin berufen wurde, nachdem kurz zuvor sein Freund Friedrich Creuzer als Professor der Philologie daselbst angestellt worden und sein Schwiegervater Jung-Stilling schon früher nach Heidelberg gezogen war und das Vertrauen Karl Friedrich's erworben hatte. In dieser Stellung wirkte S. seitdem als akademischer Lehrer und als Vorsteher des pädagogischen Seminars. Er wurde 1807 von der theologischen Fakultät zu Heidelberg zum Doktor der Theologie ernannt. Zu der 1821 in Baden eingeführten kirchlichen Union der beiden protestantischen Konfessionen wirkte er mit, indem er als lutherischer Abgeordneter neben Daub *) als reformirten Abgeordneten der Universität zuerst der vorbereitenden Zusammenkunft in Sinsheim und dann der Generalsynode in Karlsruhe beiwohnte. Seine schriftstellerische Thätigkeit hat sich hauptsächlich nach zwei Seiten hin gerichtet, nach der theologischen und pädagogischen. In dem Gebiete der Theologie hat sich S. weniger in der Sphäre der eigentlich gelehrten und wissenschaftlichen, als vielmehr in der populär philosophirenden und praktischen Theologie bewegt. Dahin gehören einige seiner ersten Schriften ascetischen Inhalts: „Der Geist der wahren Religion" (Marburg 1791); „Religiosität, was sie sein soll und wodurch sie befördert wird" (Gießen 1793) und mehrere Predigten und Gelegenheitsschriften. Der Hauptgegenstand der theologischen Schriftstellerei S.'s ist die Moral, über die er zu verschiedenen Zeiten Verschiedenes geschrieben hat. Schon 1793 gab er „Die moralischen Wissenschaften" (2 Bde., Lpzg. 1793. N. A. 1797) heraus und hier spricht sich noch freier die Anhänglichkeit an die Kantische Philosophie aus. Später trat diese Ansicht mehr und mehr gegen eine religiös-mystische Denkart zurück und diese ist in seiner spätern Bearbeitung der Moral „Evangelisch-christliche Ethik" (2 Bde., Heidelberg 1821, 3. Ausg. 1836), nicht eben zum Vortheil für die wissenschaftliche Wahrheit dieser Darstellung, ziemlich stark hervorgetreten. In diesem

*) Dessen Biogr. s. im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 731.

Sinn eines mystischen Supernaturalismus sind auch einige dogmatische Schriften gearbeitet: „Die Lehre des Evangeliums aus den Urkunden dargestellt" (Heidelberg 1808); „Sciagraphia dogmatices christianae" (Ebd. 1808) und deren deutsche Bearbeitung: „Grundriß der christl. protestant. Dogmatik" (Ebd. 1816). Als eifriger Verfechter einer mystisch-pietistischen Religionsansicht bewies sich S. außerdem durch die in den J. 1824—1827 von ihm herausgegebenen „Jahrbücher der Theologie und theol. Nachrichten," welche als Fortsetzung der Wachler'schen theologischen Annalen erschienen. Zu seinen theologischen Schriften, ebenfalls von praktischem Inhalte, gehören außerdem: „Der christliche Religionslehrer in seinem moralischen Dasein u. Wirken" (2 Bde., Gießen 1798—1800); „*Die Kirche in dieser Zeit" (3 Hefte., Heidelberg 1817); „Katechetik, oder Anleitung zu dem Unterricht der Jugend im Christenthum" (Gießen 1818). Bedeutender als in der Theologie war S.'s schriftstellerische Thätigkeit in der Pädagogik. Hier wird er unbestritten zu den besten Schriftstellern gezählt und offenbar hat er auch diesem Gegenstande schon von seiner Jugend an seine besten Kräfte gewidmet. Er ist hier nicht blos Theoretiker und wissenschaftlicher Forscher, sondern er hat selbst lange Zeit praktisch gewirkt durch seine Erziehungsanstalten. Sein Hauptwerk ist die größere „Erziehungslehre" (4 Bde., Lpzg. 1804—13, 2. Ausg., 3 Bde., 1829—30. 3 Aufl. 1835). Außerdem hat er in zahlreichen Schriften pädagogische Gegenstände abgehandelt: „Grundriß einer Theorie der Mädchenerziehung" (Jena 1792); „*Briefe, das Prediger- u. Erziehungsgeschäft betreffend" (Gießen 1793); „Die Bestimmung d. Menschen, in Briefen an erziehende Frauen" (Lpzg. 1802); „Lehrbuch der Pädagogik u. Didaktik" (Heidelb. 1805); Nachtrag dazu: „Grundriß der Lehre von dem Schulwesen" (Ebd. 1807). Die 2. Aufl. erschien unter dem Titel: „Lehrbuch der Erziehungs- u. Unterrichtslehre" (Ebd. 1817); „Die Schulen" (Lpzg. 1832); „Darstellungen aus dem Gebiete der Erziehung" (Lpzg. 1833). — Er war ein Mann voll aufrichtiger, gemüthlicher Theilnahme am Wohl und Weh Anderer, ein Christ in Gesinnung und That. War auch seine theologische Richtung keine streng wissenschaftliche, sondern mehr eine historisch-gemüthliche, auf das Erweckliche und Erbauliche gerichtete, so wirkte er damit doch, eben als praktischer Theolog, viel Segen; denn S. meinte es redlich und ernst und seine Persönlichkeit

war Liebe und Wohlwollen. Er gehörte, wenn man will, zu den Pietisten im edelsten Sinne des Worts, die da fromm sind aus Wahrheit oder weil sie es wirklich inwendig sind, die, fern von Verketzerungssucht und zelotischem Eifer, auch in Andersdenkenden den Christen und Bruder anerkennen, die, nicht eingerannt in Lieblingsmeinungen, ein Ohr für den Widerspruch und abweichende Ansichten haben, die ihren Glauben an die versöhnende Kraft des Erlösertodes durch Liebe und That beurkunden. Sein Leben war von vielen harten Prüfungen heimgesucht. Aber er kämpfte im Glauben und war treu bis in den Tod. — Außer den genannten Werken sind von ihm noch erschienen: Predigt über Sprüchwörter 14, 32. Biedenkopf 1790. — Rede bei d. Grabe d. M. H. D. Müller. Gießen 1797. — Rede bei dem Grabe und d. Leichname d. Hrn. R. T. Brodreich, Pfarrers zu Leidhecken. Burg Friedberg 1797. — Pestalozzi's Methode und ihre Anwendung in Volksschulen. Bremen 1803. — Gebrauch d. Pestal. Lehrbücher b. dem häusl. Unterrichte u. in Volksschulen. Gießen 1804. — Erster Unterricht in der Gottseligkeit, oder Elementarunterricht d. Christenthums für alle christl. Konfessionen. Ebd. 1804. — Einrichtung des pädagog. Seminariums auf der Universität zu Heidelberg. Heidelberg 1807. — Versuch e. zweckmäßigen Verfassung f. d. protestantischen Prediger- und Schullehrerstand zu entwerfen. 2 Theile. Düsseldorf 1807. — Pr. Commentatio de Rabano Mauro, primo Germaniae praeceptore. Heidelb. 1811. — Die Christfreude, als Hoffnung besserer Zeiten. Predigt. Ebd. 1818. — Gemeinschaftl. mit F. L. Wagner, A. J. d'Autel u. C. A. Schellenberg: Freimüth. Jahrbücher d. allgem. deutsch. Volksschulen ꝛc. 10 Bde. Darmst. 1819—30. — Unsere Nationalbildung. Leipzig 1834. (Aus den Darstellungen ꝛc. 2. Bd. besonders abgedruckt.) — Grundsätze d. Töchtererziehung f. d. Gebildeten. Jena 1836. — Das Leben in seiner Blüthe, oder Sittlichkeit, Christenthum und Erziehung in ihrer Einheit. Leipzig 1836. — Hausb. f. gebildete Christen. Heidelb. 1836. (Besondere Abdr. a. d. evangel.-christl. Ethik.) — Hausb. f. christl. Lebensweisheit. 3. Aufl. Ebd. 1837. Außerdem lieferte er noch Recensionen und Abhandlungen zu periodischen Schriften.

* 140. Christian Ernst Stölzel,

Kupferstecher u. Lehrer an der Kunstakademie zu Dresden;
geb. d. 10. Febr. 1792, gest. d. 4. Apr. 1837.

Er war der Sohn des Kupferstechers und Professors Christian Friedrich Stölzel zu Dresden. Sein Vater ertheilte ihm so wie seinem Bruder und seiner Schwester den ersten Schulunterricht; seine Geschwister faßten schnell, er jedoch hatte mehr Ernst und Eifer. Dieser Unterricht war ziemlich unregelmäßig, weil des Vaters Arbeiten ihm nicht genug Zeit zur ernsten Betreibung desselben ließen, doch lernte er leidlich schreiben, rechnen, Geographie, etwas Geometrie, etwas Französisch und ziemlich Geschichte der Griechen und Römer, verbunden mit allgemeiner Weltgeschichte und Religion. In seinem 15. Jahre sollte er nun das Tischlerhandwerk lernen, allein schon seit dem 10. Jahre zeigte er große Neigung zur Kunst, zeichnete alles ab, was ihm vorkam und malte alles an, was sich anmalen ließ; Kupferstiche und Bilderbücher waren seine größte Freude, dann erwachte die Neigung, selbst etwas zu schaffen, er zeichnete viel, malte es aus, am liebsten Soldaten und Kriegsscenen, wodurch er nach und nach eine ziemliche Uebung in Handhabung der Wasserfarben erlangte. Auch zwang ihn die Noth, schon damals um wenig Geld für Buch- und Kunsthändler zu koloriren. Im 16. Jahr endlich faßte er den Entschluß Kupferstecher zu werden. Das Mechanische der Kunst kannte er genau, brauchte es also blos zu üben und lernte es schnell. Zuerst stach er eine Venus nach Galzius, dann eine Frau mit einem Kinde nach Preißler, dann nach Seifert eine Statue eine todte Cleopatra, später eine halbe Figur nach Servic, die Dejanira, noch später eine Vignette nach einem Engländer. Dies ist fast Alles, was er nach Kupfern kopirt hat. Nun arbeitete er mancherlei, Vignetten, kleine Porträts in punktirter Manier, Umrisse verschiedener Gegenstände, Münzen und Fortifikationen, später Situationspläne &c. und zwischen durch wurde auch wohl noch kolorirt. Zu Anfang seines 16. Jahrs kam er zuerst auf die Akademie und zwar zum Hofbaumeister Hölzer, der ihm Unterricht in der Perspektive ertheilte. Im 17. Jahre besuchte er die Winterabende den Gypssaal und im 18. Jahre die Antikenkabinete. Bis dahin hatte er schon vielerlei gestochen, vielerlei gezeichnet, zum Theil auch

komponirt und viel noch kolorirt. Eine schwere Krankheit im J. 1812—1813, die damaligen schweren Zeiten und der Bannerzug, welchen er i. J. 1813 und 1814 mitmachte, kosteten ihm beinahe 3 Jahre, welche der Kunst fast ganz verloren gingen. Bald darauf zeichnete er die heil. Cäcilia nach Carlo Dolce in der Dresdner Gallerie, mit der Absicht, dieses Bild zu stechen. Diese Arbeit mußte jedoch liegen bleiben, weil Fertigung von Bücherkupfern seine ganze Zeit in Anspruch nahmen, auch stach er einige Situationsplatten zu Lehmanns Werke, welche unter die ausgezeichnetsten Arbeiten dieser Art gehören. In dieser Zeit überfiel den jungen Künstler eine schwere Hypochondrie und Augenkrankheit. Zwar wurde das Augenübel bald gehoben, allein sein Gemüth blieb düster, bis er am 25. August 1822 eine Reise zu Fuß nach Rom antrat und gestärkt an Geist und Körper dort ankam. Seine erste Beschäftigung war eine Platte zu Seilers Naturlehre des Menschen, welche Arbeit er noch in Dresden übernommen hatte. Die damalige Richtung der neuen deutschen Kunst in Rom sprach auch S. an; er studirte mit Eifer die alten Meister und gab, nachdem seine anatomische Platte beendigt war, in dieser neuen Richtung vier Platten heraus: Ein kleines Porträt nach Dräger, eine heil. Katharine nach Fiesole, ein Basrelief nach Thorwaldsen und einen Evangelist Johannes nach Fiesole. Inzwischen richtete er auch sein Augenmerk auf ein größeres Ziel: er begann die Zeichnung nach Raphaels Krönung der Maria im Vatikan und stach diese Zeichnung im Auftrage seines väterlichen Freundes, des Buchhändler Arnold in Dresden, in Kupfer. In Rom und der Umgegend fertigte er eine Menge landschaftlicher Studien, komponirte historische Gegenstände und setzte dabei den Stich seiner großen Platte rastlos fort, bis er i. J. 1828 (den 15. Mai) Rom verließ, nachdem er vorher zum Mitgliede der Akademie der bildenden Künste zu Perugia ernannt worden war. Nach Dresden zurückgekehrt, stach er nun zwar fleißig an der Krönung, jedoch oft unterbrochen durch kleine Arbeiten für den sächsischen Kunstverein zur Bilderchronik. Im J. 1830 wurde er bei der Dresdner Akademie der bildenden Künste als Zeichnenlehrer angestellt und verwaltete dieses Amt mit der größten Sorgfalt, beendigte endlich im Herbst 1832 zur vollen Zufriedenheit der Kenner seine große Platte nach Raphael und widmete die folgenden Jahre nur kleinen Platten, meist für den sächs. Kunst-

verein, worunter sich besonders die heil. Elisabeth nach H. Näke auszeichnet. Indessen nahmen die körperlichen Kräfte immer mehr und mehr ab, eine nach Prag, später nach München zur Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit unternommene Reise blieb ohne Erfolg, bis endlich ein Anfall von Grippe sein Ende beschleunigte und er am eben genannten Tage verschied. — S. war einer der redlichsten Künstler und unablässig bemüht, sich zu vervollkommnen. Seine Arbeiten auf Kupfer belaufen sich auf 100 Blätter. Die einzige fast vollständige Sammlung davon befindet sich im Besitze des k. hanover. Konsuls Claus in Leipzig. Sein Vortrag war in allen rein, sauber und überlegt, seine Zeichnungen auf das sorgfältigste, meist mit Bleistift gezeichnet, doch hat er auch schöne Zeichnungen in Wasserfarben und mit der Feder gearbeitet. Er zeichnete Landschaften so gut als die menschliche Figur. Auf dem Kupfer arbeitete er stets stehend und durch die Brille, alles aber auf dem Kissen, von welcher Methode er sich nie losmachen konnte. Ununterbrochen beschäftigte er sich mit Kompositionen, die er zu seiner Erholung ausführte und seine Zeichnungen und eigenen Arbeiten auf Kupfer sind von Kennern hoch geschätzt. Sein künstlerischer Nachlaß kam zur Auktion und betrug 494 Nummern. Auch wissenschaftlich arbeitete er viel und hat eine große Anzahl Tagebücher und Notizen hinterlassen, welche zum Theil interessante Bemerkungen enthalten. Er bildete mit dem glücklichsten Erfolge drei Schüler, nämlich: die Situationskupferstecher Hayeck und Fischer und den Landschaftskupferstecher Busse aus Hannover. — Von Gestalt war er mittelmäßig groß und sehr mager, sein Gesicht pockennarbig und roth, die Haare welche er gewöhnlich etwas lang trug, waren braun und voll, die Achseln herabhängend, die Brust eingefallen, seine Art sich auszudrücken, ernst und entschieden. Auf seine Kleidung hielt er wenig, oft zu wenig. Er war nie verheirathet und lebte seit seinem Aufenthalt in Rom merkwürdig regelmäßig. Die Hypochondrie hat ihn nie ganz verlassen, doch suchte er sie möglichst zu bekämpfen. Er war ein äußerst redlicher Mensch und seiner Mutter und Schwester eine treue Stütze.

* 141. Johann Heinrich Reinhard,

evangel. Pfarrer zu Städtfeld bei Eisenach;
geboren d. 18. (19.) Okt. 1753, gestorben d. 5. Apr. 1837.

Sein Vater war ein Leinweber zu Volterode im Kirchspiel Ifta, zum Fürstenthum Eisenach gehörig. In diesem Dörfchen herrschte ein stilles, fast patriarchalisches Leben und ein religiöser Sinn. Dies hatte auf den talentvollen Knaben einen segnenden Einfluß. Schon in seinem 5. Jahre, als er an der Blatternkrankheit gefährlich darniedergelegen, hatte er eine Verwandte an sein Bett gerufen und leise ihr geklagt: „Ach, liebe Pathe, ich wollte ein Pfarrer werden und muß nun sterben!“ Aber er starb nicht und erreichte sein Ziel, nachdem er auf dem Gymnasium zu Eisenach und auf der Universität zu Jena — wo er durch den damaligen Direktor Walch zum Mitgliede der latein. Gesellschaft ernannt wurde — und später zu Leipzig mit beharrlichem Eifer demselben zugestrebt; denn im Jahr 1781 wurde er vom Generalsuperintendent Küchler zu Eisenach als Pfarrer in Städtfeld eingeführt. Dort verlebte er freudige und traurige Tage, geliebt von den Seinen, denen er ein redlicher Versorger, geachtet von den Freunden, denen er wegen seiner hohen Bildung und freundlichen Biederkeit stets theuer, verehrt von der Gemeinde, welcher er länger als ein halbes Säkulum nicht blos Prediger und Seelsorger, der er Vater und Helfer war. Mit den drei Gattinnen, die er nach einander geehelicht und die vor ihm gestorben sind, hatte er zehn Kinder gezeugt, deren Erziehung ihm Gelegenheit gab, sich mit dem Unterrichte junger Engländer zu beschäftigen, die Jahre lang in seinem Hause reiche Geistes- und Herzensnahrung gefunden haben. Im Jahr 1831 genoß er das seltene Glück, sein Amtsjubiläum zu feiern und wurde bei dieser Gelegenheit mit der silbernen Verdienstmedaille des großherzogl. Hauses geschmückt. Erst 1836 fing er merklich an zu kränkeln und entschlief endlich am oben genannten Tag in dem seltenen Alter von 84 Jahren.

* 142. Eduard Ferdinand Geiseler,

Doktor der Medicin u. kön. preuß. Medicinalrath zu Danzig;
geb. in Stettin am 20. Sept. 1781, gest. d. 6. Apr. 1837.

Er war von 5 Geschwistern der dritte in der Reihefolge und der Vater, Theodor Geiseler, ein angesehener

Bürger und wohlhabender Kaufmann in Stettin, versäumte nichts, seinen Kindern einen guten Unterricht und eine anständige Erziehung geben zu lassen. Er fand es, aus Gründen, die nicht hierher gehören, angemessen, unsern G. nach den zurückgelegten ersten Kinderjahren ins großmütterliche Haus väterlicher Seite nach Pommern-Stargardt zur weiteren Erziehung zu bringen, woselbst er die Schule und das dortige Gymnasium besuchte und nach zurückgelegtem 14. Jahre nach Stettin zurückkehrte. G. sollte nun nach dem Wunsche seines Vaters sich dem Baufache widmen, allein seine Neigung für Pharmacie war überwiegend und er kam deshalb Ostern 1797 in die Zitelmann'sche Apotheke zu Stettin als Lehrling. Er ergriff seine Wissenschaft mit solchem Eifer, daß er schon in seinem 4. Lehrjahre Defektarius wurde, konditionirte seit Ostern 1802 in der Hofapotheke seiner Vaterstadt und ging im September desselben Jahrs als Gehülfe in die Hofapotheke nach Kopenhagen. Aber er fand hier keinen großen Gewinn für Bereicherung seiner Kenntnisse; zwar vermehrte er sein bereits mit vielem Fleiß angelegtes Herbarium vivum mit schönen nordischen Pflanzen und Cryptogamien, aber sonst sprach ihn das Geschäft zu wenig an, weil es mehr fabrik- und handelsartig als wissenschaftlich betrieben wurde, indem z. B. mehr denn 100,000 Flaschen Eau d'Cologne, Räucher- und Zahnpulver, Reglise rc. verpackt und an die Indienfahrer abgesetzt wurden. Er faßte daher den Entschluß, die Pharmacie zu verlassen und die Arzneiwissenschaften zu studiren. Zu diesem Behufe vervollkommnete er seine bereits gründlich erworbenen Kenntnisse in der lateinischen Sprache noch mehr, was nothwendig war, da damals noch alle Kollegia in Kopenhagen in dieser Sprache gelesen wurden. Er besuchte nun die Vorlesungen eines Callisen, Vahl, Hornemann und Steffens. Für sein Studium der Botanik fand er hier viel Nahrung bei Vahl, der eine ausgesuchte und sehr reichhaltige Pflanzensammlung besaß. Im Herbst 1804 verließ er Kopenhagen und setzte seine Studien in Göttingen bei Wrisberg, Richter, Strohmeyer, Gmelin und Blumenbach fort. Der um diese Zeit durch seine Fieberlehre und physiologischen Schriften in so hohen Ruf gekommene Professor Reil zog ihn im Herbst 1805 nach Halle. Hier schloß er sich sehr bald an Curt Sprengel an, wozu die gemeinsame Liebhaberei der Botanik Veranlassung war. Er hörte Kollegia bei Meckel, Gren und Reil und besuchte

das unter des Letztern Leitung stehende Klinikum sehr fleißig und mit großem Nutzen. Als nach der Schlacht bei Jena auch Halle (18. Okt. 1806) an die Franzosen überging, in Folge dessen die Universität aufgehoben wurde und sämmtliche Studirende in 48 Stunden die Stadt verlassen mußten, reiste G. über Leipzig und Dresden zu seiner ältern Schwester nach Berlin. Da er hier Muse hatte und Hülfsmittel fand; so entschloß er sich, hier sein Specimen inaugurale, unter dem Titel: „Crotonis monographia" zu schreiben, eine Arbeit, die er mit großer Liebe und vielem Fleiß unternahm und ausführte und welche auch ein ihr gebührendes, rühmliches Anerkenntniß fand. Nach Beendigung derselben kehrte er im Anfange des Monats März 1807 nach Halle zurück, um hier zu promoviren; denn wenn gleich die Universität in so fern nicht mehr existirte, als seit dem Oktober 1806 keine Studenten geduldet wurden, so waren doch noch beinahe sämmtliche Professoren dort anwesend, auf eine Reorganisation der Universität hoffend, welche fortwährend akademische Würden ertheilten. Nachdem er nun am 20. März 1807 das Doktordiplom erlangt hatte, begab er sich nach Göttingen, verheimlichte seine bereits erhaltene Doktorwürde und ließ sich am 2. Mai 1807 aufs Neue daselbst immatrikuliren, um noch Kollegia zu hören und das Klinikum zu besuchen. Im Oktober 1807 ging er nach Berlin zurück, um hier die große Staatsprüfung zu machen. Am 7. Apr. 1808 beendigte er den anatomischen Kursus unter Knape und am 27. April machte er das große Examen unter Formey, Rudolphi und Hecker. Noch ohne Entschluß, wo er sich als praktischer Arzt künftig niederlassen wollte, besuchte er seine Eltern und Verwandte in Stettin, Swinemünde und Pomm.-Stargardt und kam dann auch am 14. Septbr. 1808 nach Danzig, um hier seinen ältern Bruder und seine jüngere verheirathete Schwester zu besuchen. Sehr bald nach seiner Ankunft daselbst wurde er von einem bösartigen Nervenfieber befallen und genaß durch die gute Pflege im brüderlichen Hause, doch nur sehr langsam. Vielleicht gab dies Veranlassung, in Danzig, da die Verhältnisse, in denen sein Bruder und sein Schwager, die hier eine gemeinschaftliche Handlung hatten und in sehr enger Verbindung mit den damals hier anwesenden französ. Civil- und Militärbehörden standen, länger zu verweilen, da er unter solchen Umständen sehr bald eine recht gute Praxis erhielt. Als sein Schwager Audrieul

im J. 1811 nach Paris zog (sein Bruder hatte Danzig schon früher verlassen), so machte derselbe zuvor eine Schenkung von 20,000 Franken an das dasige Stadtlazareth, mit der Bedingung, daß unser G. nach dem Tode des damals noch lebenden Oberarztes an demselben, Professor D. Blech, welcher im Sommer 1812 starb, in der nämlichen Qualität und mit einem erhöheten Gehalt angestellt werden sollte. Nun war sein Entschluß fest, für immer in Danzig zu bleiben und dies um so mehr, als er seit vier Jahren als jüngster Arzt gemeinschaftlich mit Dr. Blech das Stadtlazareth besorgt und liebgewonnen hatte, indem er hier Gelegenheit fand, in der nicht unbedeutenden Anstalt, in welcher jährlich gegen 3000 Kranke aufgenommen werden, seine praktischen Kenntnisse zu erweitern. Auch wurde er i. J. 1811 als Hülfsarzt bei den französ. Militärlazarethen angestellt, wobei er bis zur Wiedereinnahme von Danzig durch Preußen am 2. Januar 1814 thätig war. In dem Belagerungsjahr 1813 erwarb er sich viel Ruf und eine größere Praxis durch seine Behandlungsweise der damals hier herrschenden Nerven- oder eigentlich Lazarethfieberepidemie, an welcher allein 3500 Menschen aus dem Civilstande starben. Da die meisten dieser Kranken mit reizenden und stimulirenden Medikamenten behandelt wurden, er aber die Behandlungsweise von Marcus anwandte, so machte er sehr viel glückliche Kuren. — Sehr bald nach seinem Hiersein beschäftigte sich G. aufs Eifrigste mit dem Studium und der Anwendung des thierischen Magnetismus als Heilmittel und leistete darin manches Auffallende und Interessante. Er setzte die magnetischen Kuren mehrere Jahre fort, gab sie aber auch auf, nicht aus Ueberzeugung vom Mangel ihrer Heilkräfte, sondern vorzüglich, weil sie bei seiner sehr zugenommenen Praxis zu zeitraubend waren und er seit dem Jahr 1815 an gichtischen Anfällen zu leiden anfing, welche immer häufiger und heftiger wiederkehrten. — Im Jahr 1812 kam ihm zufällig Hahnemanns Organon und dessen praktische Arzneimittellehre zu Gesicht; er las und fand darin Grundsätze aufgestellt, die ihm so zusagten, daß er sich bewogen fühlte, dem Studium der Homöopathie einen Theil seiner Zeit zu widmen. Er las alles darüber Erschienene, forschte und dachte darüber nach und erst nach einem 10—12jährigen Studium dieses Systems machte er die ersten Versuche homöopathischer Kuren, welche gelangen. Er blieb ein Anhänger

dieses Systems bis an sein Ende, wandte es aber nur theilweise an, denn er war unbefangen genug, wohl einzusehen, daß das Ganze noch nicht feststehe, daher er diese Kurart nicht überall und unbedingt anwandte. — Als im Juli 1816 die königliche Regierung von Westpreußen zu Danzig ihren Sitz nahm, wurde er bei dem damit in Verbindung stehenden Medicinalkollegium zum zweiten Medicinalrath erwählt, in welcher Eigenschaft er auch später, als dasselbe im Januar 1831 in eine Medicinalexaminationskommission umgeschaffen wurde, bis an sein Ende sehr thätig mitwirkte. Das ärztliche Geschäft im Stadtlazareth trieb er dabei immerfort, wie von Anfang an, mit großer Vorliebe und regem Eifer, indem er dadurch einen Schatz von Erfahrungen zu sammeln beflissen war und meinte, daß man nur in Krankenhäusern reine medicinische Erfahrungen und Beobachtungen zu machen im Stande sei. Seine öfteren gichtischen Beschwerden, die sich so sehr erweiternde Privatpraxis, die weite Entfernung dieser Krankenanstalt von demjenigen Theile der Stadt, wo er seine meisten Kranken zu besorgen hatte und endlich ein gewisser Verdruß, daß keiner seiner Anträge und Wünsche zur Verbesserung und Erweiterung der ihm anvertrauten Anstalt von den Behörden beachtet wurde, konnten ihn nur bewegen, im Jahr 1826 von derselben ganz abzutreten und seine ganze Zeit der Privatpraxis zu widmen. — Als am 29. Mai 1831 in einem benachbarten Dorfe von Danzig die asiatische Cholera ausbrach, wurde er mit dem Kreisphysikus und noch ein Paar Aerzten deputirt, diese Krankheit zu untersuchen und zu begutachten und als dieselbe sehr schnell um sich griff, hielt man für nothwendig, eine besondere Cholerasanitätskommission zu organisiren, von der er ebenfalls Mitglied wurde. Ein im J. 1832 nach Berlin zu seinen Jugendfreunden und Bekannten v. Gräfe, Wagner, Biedler, Hufeland *), Rust, Horn, Wolfart **) u. m. A. unternommene Reise hatte für seine Gesundheit die ersprießlichsten Folgen. Doch nach einigen Jahren fanden sich seine Leiden wieder ein und warfen ihn am 19. Nov. 1836 auf ein hartes Krankenlager, daß er erst nach fast 2 Monaten wieder verließ, hergestellt durch treue Pflege und die sorgsame Behandlung des Regimentsarztes Dr. Sinogowitz.

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 14. Jahrg. S. 530.
**) — — — — 10. — — 898.

Aber seine Genesung war nur Schein; sein guter Humor war verloren gegangen und blitzte nur selten auf, stets ermüdet und verdrüßlich, nicht wie sonst wirken zu können, Mangel der Theilnahme an dem, was ihn sonst sehr interessirte, Abspannung und Unfähigkeit, irgend etwas sein Fach Betreffendes vorzunehmen, oft Mangel an Worten oder verkehrter Ausdruck für das, was er sagen wollte, Mangel an Gedächtniß, sogar zuweilen eine auffallende Art sich zu benehmen, ließen seine Bekannten nur zu sehr fürchten, daß ein naher Sturm bevorstände, welcher denn auch am 17. März 1837 bei einem seiner Patienten wirklich eintrat, wo er starr und besinnungslos sitzen blieb. Nachdem er sich erholt hatte, war er doch im Stande nach Hause zu gehen. Von nun aber klagte er besonders über den Kopf, die Schmerzen in demselben stiegen bis zur größten Heftigkeit und er erlag, nachdem sich noch andere Leiden hinzugesellt hatten, am oben genannten Tage. Bei der Sektion fand man große Anomalien im Gehirn und Hirnschädel: eine bedeutende Verwachsung des erstern mit dem letztern, Auftreibung des Schädels nach innen, die aufs Gehirn gedrückt haben mußten, Ansammlungen von Wasser und hin und wieder etwas Eiter und stellenweise Verhärtung der Gehirnmasse selbst. Seine Leiche wurde nach 6 Tagen ohne Gepränge, unter Begleitung sämmtlicher Medicinalpersonen, aller derer, die ihn als Arzt benutzt hatten und vielen weinenden Armen, denen er unentgeldlich Hülfe geleistet hatte, zur Erde bestattet. — Als Arzt war G. wahrhaft ausgezeichnet und genoß allgemeines Vertrauen und Achtung. Er besaß einen scharfen Verstand, schnelle Auffassungsgabe, ein vortreffliches Gedächtniß und eine seltene Beobachtungsgabe, diese Eigenschaften, vereint mit seiner Ruhe und großen Besonnenheit, machten ihn zu einem sehr glücklichen und vorzüglichen Diagnostiker; er war in seinen Prognosen sicher, in seinem Heilverfahren einfach, gab wenig Medicin und seine Recepte waren kurz, aber kräftig. Er war sehr thätig und fleißig, las sehr viel und schrieb viel nieder, theils eigene Beobachtungen und Erfahrungen, theils Notizen aus dem Gelesenen, theils eigene Ansichten über die aufgestellten Theorieen und Bekanntmachungen. Den Beweis dafür liefert die große Masse der hinterlassenen Papiere. Außer dem Studium der Medicin beschäftigte er sich noch viel mit den Naturwissenschaften, vorzugsweise mit Chemie und Botanik. Nebenher stand er noch in einem großen

Briefwechsel, sowohl mit seinen Verwandten, als mit seinen auswärtigen Freunden. — Als Schriftsteller ist er nie öffentlich aufgetreten, jedoch geht aus den Konzepten seiner Briefe, wie aus den an ihn gerichteten Berichten hervor, daß er allerdings Mittheilungen in die medicinischen Zeitschriften an Rust, v. Gräfe, Horn, Wagner und Wolfart in Berlin, an Radius in Leipzig, an Hartlaub in Braunschweig und an Stapf in Naumburg gemacht hat, immer mit der Bemerkung, daß er es den Herausgebern anheimstelle, davon zu benutzen, was und wie sie es für gerathen hielten, dabei ihn aber nie zu nennen, allenfalls das Benutzte mit der Chiffer: G....r zu bezeichnen. Ausgearbeitete Aufsätze sind nicht unter seinen Papieren vorgefunden worden, nur Entwürfe, Fragmente, einzelne Gedanken, welche vorzugsweise den Magnetismus, den Weichselzopf und die trychomatischen Krankheiten überhaupt, auf deren Studium er viel Fleiß verwandte, die Cholera, den Gesichtsschmerz und die Homöopathie betreffen. Auch außer seinen vielen Kenntnissen in den medizinischen und naturhistorischen Wissenschaften war er kein Fremdling in andern Zweigen des Wissens, nur mußte alles rein scientivisch sein. In das Gebiet der Phantasie verstieg er sich selten; für Poesie und Musik war er wenig empfänglich; das Theater besuchte er nur auf Stunden, blos zu seiner Erholung, weniger die Vorzüge des Stücks und der Spielenden beachtend. Für Malerei und Skulptur hatte er zwar mehr Liebhaberei, doch ohne Kenner zu sein; bei den Oelgemälden und Kupferstichen, die er besaß oder sich anschaffte, sah er immer mehr auf den Gegenstand, als auf die künstlerische Ausführung derselben. Alles, womit er sich beschäftigte, mußte seine Intelligenz in Anspruch nehmen. — Als Mensch war G. höchst achtungswerth, von festem Charakter, in hohem Grade rechtlich und aufrichtig, konnte er keine Ungerechtigkeit oder Zweizüngigkeit leiden und sprach sich darüber frei und offen, ganz rücksichtslos, oft sogar derb aus. Er war treu und zuverlässig; was er versprach, hielt er unter allen Umständen, forderte dasselbe aber auch von Andern, besonders von seinen Patienten strenge Befolgung seiner Vorschriften; kamen sie denen nicht nach, so gab es wohl manchen Zank und sogar völlige Entzweiung. Er erfüllte seine Pflichten sehr glücklich und war in allen seinen Geschäften, zuweilen sogar bis zur Peinlichkeit, ordentlich. Sehr Ordnung liebend war auch sein ganzes Leben, stets sehr geregelt

und abgemessen. — G. war nie verheirathet, aber kein Feind von Frauen, mit denen er sich gern unterhielt. Ein Haus zu machen und Familienvater zu werden, hätte seine Ruhe und Ordnungsliebe gestört; überdies besaß er manche Eigenheiten, von denen er sich loszumachen schwer hätte überwinden können und die dann doch störend geworden wären. Zu diesen seinen Eigenheiten gehörte es unter andern, daß er nur sehr ungern außer seinem Hause bei guten Freunden und Bekannten irgend etwas genoß, wohl aber war er dabei, wenn auf gemeinschaftliche Kosten in Gasthäusern ꝛc. gezehrt wurde. Aufmerksamkeiten, die ihm erwiesen wurden, nahm er in der Regel kalt auf, ignorirte sie entweder ganz oder suchte sobald als möglich sich der dadurch entstehenden Verbindlichkeit auf irgend eine Weise zu entledigen; er mußte fordern und bezahlen können. Das Haus des Referenten war beinahe das einzige, wo er wöchentlich, oft mehrmals, ein- und ausging; er konnte kommen und gehen, wenn er wollte, forderte er etwas, so wurde es ihm gereicht, angeboten mußte nichts werden und so war es ihm recht. Er war von Natur freundlich, hatte stets eine heitere Miene, guten Humor und oft einen sehr treffenden Witz und obwohl selten ganz ohne Schmerzen, so war es doch auffallend, daß er bis an sein Ende ein frisches, gesundes rothes Aussehen, ein lebhaftes dunkles Auge und eine gehörige Körperfülle behielt. Als ein Charakterzug verdient noch bemerkt zu werden, daß er mitleidig gegen Arme war und gern und reichlich gab an solche, die es verdienten; dagegen hart gegen diejenigen sich zeigte, die ihn bestürmten oder gar getäuscht hatten. Er war oft mehr freigebig, als es angebracht war. Er liebte in seiner Kleidung wie in seinem Hausgeräthe die Reinlichkeit und Sauberkeit beinahe bis zu Eleganz und alles, was angeschafft wurde, mußte sehr gut sein, ohne dabei auf den Preis zu sehen. Auch seine Hausleute und alle diejenigen, deren Dienste er in Anspruch nahm, belohnte er reichlich, verlangte dagegen aber auch eine sehr treue und pünktliche Erfüllung ihrer Obliegenheiten. Wiewohl er sehr einsam und frugal lebte, zwar gern und gut aß, dagegen aber beinahe nichts als Wasser und Milch trank, so brauchte er doch für seine ganze Lebensweise verhältnißmäßig sehr viel. — Außer einer sehr guten und zum Theil kostbaren Büchersammlung, mehreren physikalischen Instrumenten, einer Gemälde- und Kupfersammlung u. s. w. hat er noch ein baares Vermögen hinterlassen, wovon er nöthigenfalls hätte ganz unab-

gig leben können! Seine Erben sind ein jüngerer Bruder, der Gutsbesitzer von Zoßen ist, eine ältere Schwester, die Witwe Haager, welche im Städtchen Zoßen bei Berlin wohnt und mehrere Geschwister Kinder, von denen einige in der Umgegend von Berlin und Potsdam wohnen, andere weit ab, in Neu-Orleans, Montpellier und Köln. Dr. H.

* 143. Johann Andreas Schorr,

Pfarrer zu Jüchsen und Neubrunn bei Meiningen;

geb. d. 19. Febr. 1761, gest. d. 6. April 1837.

Sein Vater, Johann Kaspar Schorr, war herzoglich sächs. koburg. Kommercienrath, Freisasse und Besitzer des Schrickels- oder Doktorhofes, wie auch Mitnachbar zu Jüchsen; seine Mutter, Maria Elisabethe, eine geb. Haack. Schon in den ersten Jahren seines Lebens zog er mit seinen Elten nach Bundorf in den Haßbergen, wo sein Vater das Rittergut des Freiherrn von Truchseß gepachtet hatte. Dort besuchte er die Schule bis zur Konfirmation, worauf ihm sein Vater in der Musik, der lateinischen Sprache und andern zu einer wissenschaftlichen Laufbahn vorbereitenden Gegenständen Privatunterricht ertheilen ließ, bis er das Lyceum zu Meiningen besuchen konnte. Mit den zum Studium der Theologie nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, bezog er die Universität Erlangen in den Jahren 1779 bis 1782, worauf er nach dem vor dem herzoglichen Konsistorium zu Meiningen wohlbestandenen Examen unter die Zahl der Predigtamtskandidaten aufgenommen wurde. Er verlebte sodann einige Zeit bei seinen Eltern, bis er die Stelle eines Hauslehrers bei dem damaligen Amtmann Petri zu Schwarza antrat. In diesen angenehmen Verhältnissen blieb er, bis er am 11. Mai 1787 den Antrag als Substitut des Pfarrers Christian Nathanael Wagner zu Jüchsen erhielt und bald darauf sein Amt daselbst antrat. Nach dem kurze Zeit darauf erfolgten Tode seines Vorfahren wurde er auf Ansuchen der beiden Gemeinden Jüchsen und Neubrunn als wirklicher Pfarrer bestätigt und eingeführt. Im Jahr 1791 (2. Febr.) verheirathete er sich mit Johanne Justine Sondermann († 1832), der zweiten Tochter zweiter Ehe des vormaligen Syndikus der reichsfreien Ritterschaft an der Baunach, Johann Philipp Sondermann zu Rügheim in Franken. Aus dieser Ehe entsproßten ihm 4 Töchter und

2 Söhne, von denen der ältere als Student der Theologie im Januar 1814 zu Jena starb. Im Jahr 1818, als ihm die Superintendentenstelle zu Wasungen angetragen wurde, beide Pfarrgemeinden aber dringend wünschten, daß er sie nicht verlassen möchte, benutzte er diese Gelegenheit, das ihm und auch vielen Gemeindegliedern längst verhaßte Beichtgeld in eine fixe Abgabe aus den Gemeindekassen zu verwandeln. Die Abnahme seiner Kräfte fühlend, bewog ihn seine Liebe zu den ihm und seiner Führung Anvertrauten, sich auf eigene Kosten seinen Sohn Franz Gottfried als Amtsgehülfen zu erbitten, damit sein vorgerücktes Alter keine Vernachlässigung in seinem ihm stets wichtigen und heiligen Beruf verursachen möchte; in den letzten drei Jahren aber überließ er die Verwaltung des Pfarramts seinem Sohn ganz. Obgleich in seinem Wirkungskreise als Prediger und Seelsorger bei zwei Gemeinden vielfach beschäftigt, ging er doch in wissenschaftlicher Bildung mit der Zeit fort, besonders in der theologischen Literatur. Aber auch außer seinen geistlichen Berufsverrichtungen stand er seinen Pfarrkindern in den mannichfaltigsten Lebensverhältnissen stets mit Rath und That zur Seite und sie schätzten und ehrten ihn als ihren treuesten Freund, ja wie einen liebenden Vater. Die Stunden seiner ländlichen Muße benutzte er auf eine sehr würdige und gemeinnützliche Weise. Eine von ihm verfaßte Dorfbeschreibung und Dorfchronik von Jüchsen und Neubrunn, nach der Anordnung des damaligen herzoglichen Konsistoriums (besonders nach der Idee des ausgezeichnet gelehrten und rastlos thätigen Präsidenten Ludwig Heim) ausgearbeitet, besteht in zwei Folianten und ist eine Musterarbeit, weshalb er auch ein besonderes Belobungsdekret erhielt. Den größten Fleiß und die gewissenhafteste Sorgfalt verwendete er auf den Unterricht der Konfirmanden; auch wirkte er durch sein eigenes Beispiel viel auf das äußere gesittete, wohlanständige Betragen seiner Gemeindeglieder. Schon sein ansehnlicher, großer und starker Körperbau flößten Achtung ein. Am 5. April 1837, als er eben sein Bette verlassen hatte, sank er, von einem Nervenschlag an der linken Seite gelähmt, bewußtlos nieder und obgleich die ärztlichen Vorkehrungen einen gewünschten Erfolg zu haben schienen, konnten sie doch die Genesung nicht bewirken. Er unterlag der erlittenen Erschütterung am folgenden Tage.

Meiningen. Dr. J. C. Ihling.

144. Dr. Johann Georg Lippert,

Gymnasialprofessor zu Hof;

geb. den 18. Juli 1801, gest. den 8. April 1837 *).

Lippert war zu Wunsiedel geboren, wo er auch die erste Schulbildung erhielt. Er ging darauf an die Studienanstalt zu Regensburg und bezog nach sechsjährigem Aufenthalt die Universität Leipzig. Hier besuchte er neben theologischen und andern wissenschaftlichen Vorlesungen auch die philologischen Kollegien Hermann's, Beck's und Spohn's und verließ erst nach drei Jahren Leipzig, um seine Studien in Erlangen fortzusetzen. Nach vollendeten Universitätsstudien wurde er im Jahr 1823 Vikarius bei dem Pfarrer Füssel in Gefrees, blieb aber nicht lange in dieser Stelle, weil er, nachdem er in Folge eines in München bestandenen Examens unter die Zahl der Kandidaten für das höhere Lehramt aufgenommen worden war, zum Verweser der unteren Progymnasiallehrstelle in Nürnberg im Juni 1824 berufen wurde. Im J. 1823 hatte er auch die theologische Aufnahmsprüfung in Ansbach rühmlich bestanden. Von der Lehrstelle in Nürnberg wurde er nach einigen Monaten abgerufen und zum Professor der V. Gymnasialklasse in Augsburg befördert. Nach einigen Wochen schon rückte er in die Professur der IV. Gymnasialklasse daselbst vor. Dieses Lehramt verwaltete er vier Jahre lang. Am Anfang des Studienjahrs 1828 bis 1829 trat er in die damals durch Versetzung des Professors Selling erledigte Lehrstelle der III. Klasse des Gymnasiums zu Hof ein. Als nach der Trennung der lateinischen Schulen von dem Gymnasium besondere Subrektorate für die ersteren bestellt wurden, wurde ihm das Subrektorat in Hof und die Lehrstelle der IV. Klasse an dieser Anstalt unter Vorbehalt seiner bisherigen Diensteigenschaft als Gymnasialprofessor übertragen. In diesem Lehramt wirkte er mit Thätigkeit und Segen, auch nachdem die Subrektorate wieder aufgehoben und mit den Gymnasialrektoraten verbunden worden waren. Im Jahr 1826 hatte er sich bei der Universität Erlangen die Würde eines Doktors der Philosophie erworben. — Die Stunden, welche er von seinen Amtsarbeiten erübrigen konnte, verwendete er eif-

*) Nach den Jahresbericht v. d. königl. Gymnasium u. d. lateinischen Schule zu Hof im Studienjahr 1836 bis 1837.

rig zu gelehrten Studien. Während seines Aufenthalts zu Augsburg gab er drei Broschüren, die Trennung des dortigen Gmnasiums betreffend, in Druck. In Hof lieferte er im Jahr 1830 ein lateinisches Programm über den Gebrauch der Präposition in und im Jahr 1835 erschien von ihm eine mit vielem Fleiß gearbeitete Ausgabe der Commentarien Cäsars über den gallischen Krieg mit historischen, kritischen und grammatikalischen Erläuterungen. Er ging darauf damit um, seiner Ausgabe Cäsars auch den 2. Theil de bello civili folgen zu lassen, aber der Tod machte seiner Thätigkeit ein Ende.

* 145. Gustav Ludwig Ferdinand Raabe,

Generalmajor und Kommandant des Artilleriekorps zu Dresden; geb. den 2. Oktober 1774, gest. den 8. April 1837.

Er war zu Dresden geboren und trat, noch nicht volle vierzehn Jahr alt, am 1. Januar 1788 als Unterkanonier mit Anwartschaft auf Avancement in die Dienste seines Vaterlands, in denen er, während seiner 49jährigen militärischen Laufbahn, durch alle Grade seines Standes bis zum Generalmajor und Kommandanten der Artillerie aufrückte. Gründlich unterrichtet in allen Zweigen der dem Anführer einer Truppe nöthigen Kenntnisse und Wissenschaften, verband er mit diesen einen bewundernswerth richtigen Blick, schnelle Uebersicht, durchdringenden Scharfsinn und richtete rasch seine Entschlüsse und Handlungen darnach ein. In den dringendsten Lagen trug bei ihm Alles den Stempel der Bestimmtheit, Ueberlegung, Zweckmäßigkeit und Ruhe. In den 5 Feldzügen, denen er beiwohnte und in den zahlreichen Schlachten und Gefechten, in denen er meistentheils als Befehlender auftrat, sah man ihm nie die entfernteste Verlegenheit oder Unentschlossenheit an. R. kommandirte im Feldzug 1806 die Regimentsgeschütze des Regiments Prinz Maximilian. Glänzender für ihn war der Feldzug 1809, wo er als Adjutant im Generalstab des mobilen Theils des königl. sächs. Korps placirt war. Dem damaligen Oberbefehlshaber, dem Prinzen von Pontocorvo, jetzigem König von Schweden, durch diese Stellung näher gebracht, ward er von diesem zu den wichtigsten Versendungen verwendet. Die ausgezeichneten Dienste, welche er in der Schlacht von Wagram leistete, zierten seine Brust mit den Kreuzen des königl. sächs. Militär St. Hein-

richsordens und der kais. franz. Ehrenlegion. Zurückgekehrt aus diesem Feldzug in das Vaterland, trat er 1810 als Hauptmann in das Artillerieregiment zurück, wurde aber kurze Zeit darauf wieder in den Generalstab versetzt und zur Belohnung für seine hier geleisteten ausgezeichneten Dienste im Jahr 1812 zum Major im Generalstab befördert. Im Februar 1813 übernahm er, zum Oberstlieutenant aufgerückt, das Kommando der unter den Befehlen des Generalmajor Regnier bei dem 7. Armeekorps stehenden sächs. Artillerie. Kritisch war die Lage, in welcher er dieses Kommando erhielt und namentlich nach dem Gefecht bei Kalisch. Allein hier bewies er, daß er auf seinem Posten stand, denn seinen Aufopferungen, seiner Thätigkeit und seltenen Umsicht verdankt man es allein, daß die sächs. Artillerie ohne bedeutenden Verlust den Hundspaß überschreiten und Glogau erreichen konnte. Als nach der Schlacht von Lützen die sächs. Truppen sich wieder mit dem 7. Armeekorps vereinigten, wirkte der Verewigte mit der durch ihn neuformirten Artillerie kräftig mit in der Schlacht von Bautzen und in den Gefechten bei Reichenbach und Markersdorf, wo er einen Schuß in den Unterschenkel erhielt. Von dieser Wunde noch nicht völlig hergestellt, übernahm er doch das Kommando der Artillerie während des Waffenstillstands in dem Lager bei Görlitz. Bei Wiedereröffnung des Feldzugs rückte das 7. Armeekorps mit der Nordarmee unter dem Marschall Oudinot gegen Berlin vor und als der Paß bei Wittstock am 22. August forcirt wurde, war es abermals der Verstorbene, welcher durch zweckmäßige Benutzung des Terräns, geschickte Aufstellung des Geschützes und persönliche Leitung des Feuers zu dem günstigen Erfolg dieses Tags mitwirkte. Auch bei dem unglücklichen Ausgang der Schlacht von Großbeeren, am 23. August, war er es, der durch seine Geistesgegenwart, kalte Besonnenheit und Festigkeit den Rückzug der Artillerie regelte und bei den so höchst ungünstigen Umständen doch Ordnung zu erhalten wußte. Als Napoleon am 9. Oktober bei Eilenburg die bekannte Revue über das sächs. Korps hielt, ertheilte er dem Verewigten öffentlich Beweise seiner Zufriedenheit über dessen in der Schlacht von Jüterbogk an den Tag gelegte Umsicht und Thätigkeit. Diese Thätigkeit entwickelte er aufs Neue, nachdem sich die sächs. Armee mit den Verbündeten vereinigt hatte, denn schon An-

fangs Februar 1814 war sie durch seine Bemühungen in den Stand gesetzt, in schlagfertigem Zustand den Marsch nach Frankreich antreten zu können. Für seine Leistungen im Jahr 1814, die er besonders bei der Einschließung und Beschießung der Festung Maubeuge entwickelte, ward er mit dem kais. russ. St. Annenorden 2. Klasse belohnt. Auch an dem zweiten Feldzug gegen Frankreich im Jahr 1815 nahm er Theil. Das war und das leistete der Verewigte als Militär in den Zeiten, wo ihn sein Beruf auf das blutgedüngte Feld der Schlachten rief. Allein auch in der Zeit des Friedens rastete er nicht und mit unerschütterlicher Thätigkeit verwendete er seine ganze Kraft auf die Vervollkommnung der ihm anvertrauten Waffe. Noch kurz vor seinem Ende fand er dafür die erfreulichste Anerkennung durch die ihm von dem Kaiser von Rußland ertheilte Dekoration des St. Stanislausordens 2. Klasse. Betrachten wir ihn nun als Mensch, so finden wir, daß hohe Biederkeit, strenge Gerechtigkeitsliebe und unermüdliche Sorgfalt für das Wohl seiner Untergebenen ihn zierten. Hohe Tugenden von ihm waren unverbrüchliche Treue gegen seinen König und unauslöschbare Liebe zu seinem Vaterlande, die er namentlich in dem für die sächs. Armee so verhängnißvollen Jahr 1814 rühmlichst an den Tag legte. Glänzende Anerbietungen wurden ihm vor der Theilung der sächs. Armee von mehreren Seiten gemacht, aber offen erklärte er, daß er seinem König und Herrn mit dem Eide der Treue verpflichtet sei und nur dann in fremde Dienste zu treten sich entschließen könnte, wenn sein König ihm zu erkennen geben sollte, daß er seiner Dienste nicht weiter bedürfe. Darum ward ihm aber auch die Achtung und das unbedingte Vertrauen seiner Untergebenen im höchsten Grade zu Theil. Wie groß die Verehrung war, die sich der Verewigte allgemein erworben hatte, bewies sich bei seiner Beerdigung. Der von dem Brigadier Generalmajor von Hausen geführte Leichenconduct bestand aus 4 Geschützen und 3 Linienbataillonen, außerdem folgte noch eine zahlreiche Menge. R. hinterläßt nebst seiner Gattin 6 zum Theil noch unversorgte Kinder.

* 146. Hans Ernst Bütemeister,

Oberamtmann zu Diepholz im Königreich Hanover, Ritter des Guelphenordens und Doktor der Rechte;

geb. den 24. August 1750, gest. den 10. April 1837.

Der Vater des Mannes, dessen Leben wir hier zu skizziren beabsichtigen, war Prediger in dem hanoverschen Dorfe Wulften unweit Northeim, hatte früher der gräflich v. Hardenbergschen Familie seine Dienste als Hauslehrer gewidmet und starb bereits wenige Jahre nach der Geburt Hans Ernst's, diesen und dessen jüngere Schwester der Pflege einer sorgsamen Mutter hinterlassend. Die Mutter, geb. von Hattorff, wohnte darauf mit den beiden Kindern zwei Jahre in dem benachbarten Flecken Nörten, worauf sie der Bruder des Vaters, derzeitiger Prediger in dem nahen Dorf Bühle, in sein gastliches Haus aufnahm, wo dieser treffliche und mildgesinnte Mann den Unterricht der Kinder persönlich besorgte (1756). Der siebenjährige Krieg fiel in diese Zeit und früh lernte der Knabe einsehen, was es heißt, mit Feinden des Vaterlands umgeben zu sein. 1766 bezog unser B. die lateinische Schule zu Zellerfeld am Harz und lernte eifrig unter der Anleitung des dortigen Rektors Retberg. Da während deß sein Oheim von Bühle nach Herzberg versetzt wurde, so konnte sich dieser des mit edlem Ehrgeiz fortstrebenden Jünglings noch kräftiger annehmen und Letzterer bezog denn auch 1769 die Göttingsche Akademie, woselbst er unter den Auspicien von Selchow, Böhmer, Pütter, Schlötzer, Beckmann ꝛc. bis 1773 die Rechte studirte und auch die Hörsäle Hollmanns, Ayrers und Beckmanns (des Oekonomen) fleißig besuchte. Er schloß hier innige Freundschaft mit dem Dichter Hölty, welcher ihn in die Gesellschaft jener Dichterverbrüderung seiner Kommilitonen einführte, welche später ihre Namen in unserer Literatur hinreichend manifestirt haben. Jeder dieser hochbegabten Jünglinge ging zwar im Frühlingssonnenschein der akademischen Freiheit seinen eigenen Weg, aber Alle waren in der Verehrung für Klopstock und für den hohen Geist, den idealen Schwung der Klopstockschen Poesie herzlich und enthusiastisch vereinigt und insofern hier von Schule die Rede sein kann, bildeten sie gewissermaaßen den Foyer der Klopstockschen Schule, welcher auch B. getreulich und immerdar zugethan blieb, so daß sein gutes Ge-

dächtniß ihm lange Stellen aus der Messiade aufbewahrte, die er mit Feuer und Salbung manchmal recitirte. Nach absolvirten Studien und einem Aufenthalt im Hause des Onkels wurde B. im Jahr 1774 examinirt und bei dem Amt Brunstein als Auditor angestellt, woselbst er sich das Wohlwollen des dortigen ersten Beamten, Reichshofraths v. Hugo nachhaltig erwarb. 1779 ward er zum Titularamtsschreiber ebendaselbst und 1780 zum Supernumeraramtsschreiber für das Amt Uslar ernannt, wo er denn bei wenig Gehalt und viel Arbeit einige Jahre zubrachte. 1783 ging er in voriger Eigenschaft und zugleich als Hoffornschreiber nach Celle, wo sich der Kreis seiner Bekannten und Freunde sehr vermehrte und wo er auch noch in den Nebenstunden mit der französischen und italienischen Sprache sich beschäftigte. Auch wurde er hier zum Zuchthauskommissär ad interim bestellt und man wußte nun schon, daß man in B. einen tüchtigen, grundredlichen und unermüdlichen Arbeiter besaß. 1786 wurde er als zweiter Beamter an das Amt Hoya versetzt, verheirathete sich mit Friedericke Luise Lodemann, der Tochter des Amtmanns L. zu Oldenstadt und diese seine Gattin, mit welcher er 20 Jahre in zufriedener Ehe lebte, gebar ihm im Laufe dieser Jahre sechs Töchter, welche ihn sämmtlich überlebt haben. Er genoß die Vaterfreude, vier seiner Kinder glücklich verheirathet zu sehen; einer der unvermählten Töchter aber wurde die schöne Bestimmung zu Theil, die sorgsame Pflegerin des Vaters am Spätabend seiner Tage zu werden. In Hoya nun verlebte B. stille, glückliche und arbeitvolle Jahre. 1792 wurde er nach Diepholz als zweiter Beamter berufen und 1797 daselbst zum Amtmann ernannt. Hier entwickelte er jene Thätigkeit, welche eigentlich den Kern seines Dienstberufs bildete und die ganz der Art war, wie seine Redlichkeit und Milde sich dieselbe in einem durch langen Frieden beglückten Lande nur wünschen mochte. Aber schon klang das Getöse der französ. Revolution, wie das Grollen eines fernen furchtbaren Donners, herüber in die norddeutsche Friedenstille. Die Zeit der französ. Invasion von 1803 bis 1813 war vorzüglich drangvoll für das Grenzamt Diepholz, so daß wohl schwerlich ein Ort des hanoverschen Landes mehr unter diesen Verhältnissen gelitten hat, als dieser weitläuftige, über 20,000 Einwohner zählende Bezirk. Anfangs befürchtete man, auf diesen weiten Sandebenen ein Dacapo der Schlachtentheater zu erblicken, die schon

so oft in der Vorzeit auf diesen unabsehbaren Haidestrecken Verderben und Schrecken verbreitet hatten. Die einrückenden Franzosen brandschatzten und marodirten und bezeichneten ihren Eintritt in das Hanoversche dadurch, daß sie ein Bauernhaus ansteckten. Unser B. hatte weder Tag noch Nacht Ruhe. Die Generäle Mortier, Berthier und Bernadotte — so wie früher Feldmarschall Graf Walmoden — lagen längere Zeit bei ihm im Quartier; sein Haus war Jahre hindurch der Sammelplatz fast aller militärischen Notabilitäten, welche der Krieg von dorther in Bewegung setzte und mancher historische Name wäre zu nennen, wollten wir die Kriegsmachthaber Alle bezeichnen, welche damals in das zur Beamtenwohnung dienende alte Diepholzer Grafenschloß den Einzug des für jetzt ohne Blutvergießen nahenden Siegers hielten und einquartierungsweise oft längere Zeit bei dem stets loyalen und zu jeder Aufopferung willigen Hauswirthe verweilten. Daß von Seiten des Letztern große Opfer von Zeit, Ruhe und Vermögen zu bringen waren, versteht sich von selbst. 1804 betrauerte B. den Tod seiner einzigen Schwester Eleonore, der Gattin des auch als Schriftsteller und Dichter bekannten Amtmanns J. A. Weppen zu Wickershausen. Da B. sich durch ein würdevolles, uneigennütziges und, wo es, wie bei fast allen französischen Offizieren, anwendbar war, auch feines Bezeigen die Achtung und Zuneigung der fremden Armeechefs zu erwerben wußte, so gelang es ihm fast immer, die Letztern für das Wohl von Diepholz günstig zu stimmen und unzählige Male wandte er durch muthige Fürsprache von den seiner Sorge anvertrauten Amtseinwohnern unberechenbaren Schaden und großes Kriegswehe ab, ein Hauptzug seiner amtlichen Wirksamkeit, welcher auch später nach der Restauration von seinen Vorgesetzten in ehrenden Ausdrücken anerkannt wurde. Aber nicht nur eine Schule der That und amtlicher Energie und Ausdauer, sondern auch mannichfacher Leiden und Entbehrungen wurden die Tage der französischen Occupation für B. Seine Liebe fürs Vaterland und seine ächtdeutsche treue Anhänglichkeit für das angestammte Fürstenhaus mußte harte Prüfungen bestehen! Die auf eine Militärdespotie abzweckenden französischen Einrichtungen und Verordnungen verletzten tief die Milde seines Wesens, die schamlose geheime Polizei bekümmerte den gerad- und edeldenkenden alten Staatsdiener unsäglich und hier besonders fühlte er zu-

gleich mit so manchem deutschen Herzen in tiefem Schmerz, wie empörend es sei, wenn geldgierige Renegaten und ehrlose Schurken und Horcher, denen feile Schergen auf dem Fuße nachfolgten, selbst in die Penetralien der Häuser eindrangen und den deutschen Mann, der unter dem Schutz der Laren der bekümmerten Brust Luft machte, vor die schonungslosen Tribunale der Zwangsherrscher schleppten. Dennoch war andrerseits B. auch nicht der Mann, der einseitig und philisterhaft verkannt hätte, daß manches Alte als morsch und verjährt vor dem dröhnenden Fußtritte der mächtig bewegten neuen Zeit von selbst in sich zusammensinken mußte. Geleitet durch Erfahrung, belehrt durch vieljährige Geschäftsroutine erkannte sein richtiger Verstand sogleich, daß jetzt der Zeitgeist mit eiserner Stimme ein unabweisbar Neues diktire und mit eben so sicherer als feiner Distinktionsgabe sah der vielgeprüfte Mann deutlich ein, daß unter den jungen politischen Ideen und Institutionen sich manches Gute hervorthue, welches unberechenbar in die ferneren Jahre fortwirken und auch das sociale Leben nachhaltig umgestalten müsse und werde. — Bekanntlich war die Grafschaft Diepholz dazumal ein Theil des sogenannten Königreichs Westphalen, erfuhr aber bald darauf die leidige Standeserhöhung, zu einer Provinz des französischen Kaiserreichs umgemodelt zu werden. B. verlor in Folge dessen 1810 alle seine früheren Bedienungen, wurde aber zur Dankbarkeit — westphälischer Maire ohne Gehalt. Es war Napoleonisches Princip, die Staatsdiener, anstatt mit Geld, mit Ehre zu salariren. Die schlaueren Beamten übersetzten sich diese Ehre durch: Bedrückung, Einfluß, Prunksucht und dadurch, daß sie kriechend gegen Vornehme und Vorgesetzte, hart und unmenschlich gegen Untergebene und Niedere, das Recht an den Meistbietenden verkauften: und diese Theorie rentirte sich „famösgut“ für sie, sollten wir denken! B. verstand diese Kunst nicht und nur die innere Ehre, das reine Bewußtsein des Ehrenmanns war ihm unveräußerlich und heilig. Bei solchen Grundsätzen konnte es nicht fehlen, daß damals die Bekümmerniß um das Nothwendige und die trübe Frage, wie er für sich und für die Seinigen das Ersprießlichste besorgen möge, seine alternden Tage verdüstern mußte, denn von jeher gehörte er zu denen, welche sichs in der Welt hatten sauer werden lassen. 1811 wurde er kaiserlicher Maire, 1812 Percepteur, legte aber noch vor dem Schluß der Usurpation

auch diese spätern Aemter nieder. Nun erschien der heißersehnte Tag der Befreiung aus jahrelangen Ketten durch die deutschen, englischen und russischen Waffen und erfüllte B., welcher in seine vorige Stelle als erster Beamter zu Diepholz wieder eingesetzt wurde, mit der höchsten Freude des Patrioten. Auch begannen von jetzt an für ihn wieder schöne Zeiten froh-getroster Berufsthätigkeit. 1821 ward er zum Oberamtmann ernannt und feierte 1822 sein 30jähriges Jubelfest als Diepholzer Beamter. 1824 beging er, unter herzlicher Theilnahme der Amtseinwohner (die ihn ihren Vater nannten) sein funfzigjähriges Dienstjubiläum und wurde mit dem Ritterkreuze des Guelphenordens beehrt, wie ihm denn auch gleichzeitig von der Universität Göttingen das Ehrendiplom als Doktor der Rechte übermittelt wurde. Und noch 13 Jahre lebte er, in jüngster Zeit Senior der hanoverschen Beamten, allverehrt, still und rastlos thätig, täglich 6 bis 8 Stunden seinen Berufsarbeiten obliegend, in voller Geisteskraft und auch körperlich nur wenig gestört, bis ins hohe Alter, ein gesegneter Greis im vollen Sinn des Worts. — B. war von hoher, hagerer, aber kräftiger Gestalt, seine Erscheinung war ehrwürdig und in gebildeten Kreisen insbesondere charakterisirte ihn eine gewisse anmuthige Beweglichkeit, die seiner Gegenwart etwas Behagliches und Jugendliches mittheilte. Wo er war, da verbreitete er Fried' und Freude um sich her und sein 40 Jahre von ihm bewohntes Zimmer mochte seinen Lieben als ein stiller Tempel, ein vom guten Geist geheiligter Ort erscheinen. Sein Herz war ewig offen für jeden reinmenschlichen Eindruck, sein edler Wille stets auf das Gute, Schöne und Beglückende gerichtet: und wenn man von diesem seltenen Menschen sagen kann, daß er in seinem langen Leben willentlich gewiß niemals irgend einem athmenden und fühlenden Wesen wehe gethan hat, so gehörte er dafür auch zu den Wenigen, über deren ächten Werth es nur Eine Stimme gab und gibt. Sein schöner, sanfter Tod war der eines von Gott Begnadigten. Und wäre darin nicht schon hienieden hoher Segen für hohe Treue und Güte zu erkennen? Mit Nachdenken wollen wir diese Betrachtung verfolgen; eingedenk wollen wir sein des schönen Gemüths, welches in der Freude Anderer die eigene höchste suchte und fand. — Der ernste Genius nahte leise dem kaum kränkelnden Greise; es schien, der Tod selbst habe Ehrfurcht vor dem reinen Sterbenden, über dessen Ant-

lit sich heiteres Lächeln ergoß, als wolle er sagen: es ist gut vollbracht! Und so wurde ihm die Auflösung im höchsten Lebensalter zu Theil, die einzige, die nichts Gewaltsames hat. Die Lebensuhr stand still, weil ihre Gewichte rein abgelaufen waren. Aber der Verklärte schlummerte nur: er war, — er ist nicht todt.

Dr. Friedrich Weppen

* 147. Karl Friedrich v. Jenisch,

Besitzer der v. Jenisch- u. Stage'schen Verlagshandlung zu Augsburg;

geb. d. 29. Juni 1771, gest. d. 11. Apr. 1837.

Er war zu Winterbach im Königreich Würtemberg auf dem Gute seines Vaters, Franz Karl v. Jenisch, königl. Oberförsters daselbst, geboren. Seine Mutter war eine geborne v. Ebensberger aus Waiblingen. Im Genuß einer tüchtigen Erziehung im elterlichen Hause, so wie des vorbereitenden Unterrichts durch einen Hofmeister, erreichte er das sechste Jahr und bezog sodann mit seinem ältern Bruder Ferdinand das Gymnasium zu Schorndorf. Unermüdlicher Fleiß, von trefflichen natürlichen Anlagen unterstützt, hob in mehrern Klassen ihn auf den ersten Platz. Aus besonderer Vorliebe für den Wirkungskreis eines Buchhändlers, trat er in einem Alter von 14 Jahren in die C. H. Stage'sche Buchhandlung in Augsburg in die Lehre und bewährte nun die Weise seines innern Berufs durch eine so rastlose, geschäftsfördernde, umsichtige Thätigkeit, daß er nach dem ausdrücklichen Willen seines sie wohlwollend anerkennenden Prinzipals nach dessen Tode, mit Umgehung älterer Gehülfen und ungeachtet der erst vor einigen Jahren beendigten Lehrzeit, Geschäftsführer der Handlung wurde. Ein so auszeichnendes Vertrauen suchte er, von dem edlen Ehrgeize beseelt, sich desselben würdig zu zeigen, durch die dankbarste Hingebung zu vergelten und das Glück krönte auch seine Mühen in einer viel schwierigeren Zeit, wo dem Buchhandel die zahlreichen Betriebsquellen unserer Tage noch nicht geöffnet waren, mit dem günstigsten Erfolge, so zwar, daß die von ihm geleitete Buchhandlung, namentlich auch durch seine persönliche Rechtlichkeit, sich bald in die Reihe derjenigen emporschwang, die den ersten Rang in Deutschland behaupten. Er war es auch, der zuerst in Deutschland die schönen Taschenwörterbücher in mehreren Sprachen einführte, welche auch jetzt noch, nach siegreichem Kampfe mit vielfachen Nachdrücken und Nach-

ahmungen, einen ehrenvollen Platz in der deutschen Literatur einnehmen. Das Jahr 1806 bedrohte ihn mit einem schrecklichen Geschicke. Der Buchhändler Johann Philipp Palm in Nürnberg versendete im Frühjahr 1806 eine an sich gehaltlose Flugschrift unter dem Titel: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung," die aber Napoleons Tyrannei und das drückende Schalten und Walten der französ. Truppen in Baiern mit der Wahrheit eines empörten Herzens schilderte, an die Stagesche Buchhandlung in Augsburg, jedoch, nach Palms Betheuerung bis zum letzten Hauche seines Lebens, nur als einen Speditionsartikel, dessen Inhalt er nicht kannte. Von der Stage'schen Buchhandlung wurde jene Flugschrift einem Geistlichen als Neuigkeit zugestellt, in dessen Hause sie französische Officiere, welche deutsch verstanden, zufällig zu sehen bekamen und sie als hochverrätherisch wahrscheinlich der französischen Regierung anzeigten. Angeklagt der Verbreitung dieser Flugschrift, wurde v. J. von französ. Gensd'armen verhaftet, — wie Palm in Nürnberg — und in einem wohlverwahrten Wagen, unter militärischer Bedeckung von sechs Mann, nach Braunau geführt, um von der kaiserl. französischen außerordentlichen Militärkommission daselbst gerichtet zu werden. Da fügte es sich, daß der Zug auf dem Wege von Augsburg dahin dem eben von München zurückkehrenden damaligen königl. Polizeidirektor von Augsburg, Freiherrn von Andrian begegnete, einem der achtungswürdigsten Staatsbeamten und hochherzigsten Menschenfreunde, zur Zeit Generalkommissär und Regierungspräsident vom Obermainkreis. Er kannte den Gefangenen, stellte ihn als Bürger von Augsburg unter seinen Schutz und zwang die Bedeckung durch die Gewalt des Worts und des persönlichen Muths, ihn nach München, anstatt nach Braunau zu führen. Nur dadurch wurde er vom Tode, der über ihn ausgesprochen war, gerettet, indem der König Maximilian Joseph *) seine Auslieferung standhaft verweigerte. Von sechs ausersehenen Opfern fiel nur der unglückliche Palm zu Braunau. v. J. brachte im J. 1813, nach dem Tode der Stage'schen Wittwe, die Buchhandlung und das Haus eigenthümlich an sich und fügte der alten Firma seinen Namen bei. Sein Verlag umfaßte deutsche, französische, italienische und englische Werke und zwar

*) Dessen Biographie s. im N. Nekrolog Jahrg. 3. S. 968.

nicht immer Artikel, die auf bedeutenden zweifellosen Absatz berechnet waren, sondern auch Werke, die er zunächst in patriotischem Sinne verlegte, obgleich er nur ein kleines Publikum erwarten durfte. Er war zweimal verheirathet und hinterließ drei Söhne und zwei Töchter. Bereits im Jahr 1830 übergab er seinem ältesten Sohne Karl einen Theil seines Geschäfts und behielt nur den Verlag für sich, welchen er unter der Firma: „v. Jenisch- und Stage'sche Verlagshandlung" bis an sein Ende fortführte und jährlich mit einigen neuen Werken vermehrte. Auch diese Verlagshandlung ist erbeigenthümlich übergegangen auf den eben genannten ältesten Sohn nach dem am oben genannten Tage schnell und unvermuthet erfolgten Tode unsers v. J. — Dekan Geuder hielt die Grabrede.

* 148. Dr. August Rinaldo Harseim,

Pfarrer in Leutenthal (im Weimarischen);

geb. den 25. Juni 1804, gest. den 12. Apr. 1837.

Seine Eltern waren der im Jahr 1821 zu Stadt-Bürgel im Weimarischen verstorbene Pfarrer und Adjunkt Wilhelm August Gottfried Harseim und Johanna Elisabeth Wilhelmine, geborne Hochdanz aus Weimar. Das Licht der Welt erblickte er in Jenaprießnitz, unweit Jena und hatte 6 Geschwister. Seine Knabenbildung, so wie den ersten Unterricht, empfing er im Vaterhause, aus welchem er nach der Konfirmation auf die Schule zu Eisenberg überging, welche er, 16 Jahre alt, mit dem Gymnasium zu Weimar vertauschte, sogleich in die erste Klasse desselben eintretend. Hier erwarb er sich durch seinen regen wissenschaftlichen Eifer, durch sein unbescholtenes Leben und durch seine Bescheidenheit bei Lehrern und Schülern gleiche Achtung und Liebe und zeichnete sich so aus, daß er nicht allein das vom Herzog Wilhelm Ernst für die 12 fleißigsten, fähigsten und gesittetsten Primaner gestiftete Stipendium, sondern auch eine der Prämien erhielt, welche jährlich an die 3 vorzüglichsten derselben vertheilt zu werden pflegen. Gründlich vorbereitet ging er als Primus des Gymnasiums auf die Universität Jena ab, studirte hier mit größtem Fleiße Theologie und Philologie und bestand sein Kandidatenexamen mit Auszeichnung. Da Unentschlossenheit einer seiner hervorstechenden Charakterzüge war, so konnte er sich lange nicht entscheiden, ob er Geistlicher oder Lehrer

werden wollte, bis endlich seine überwiegende Neigung zur Philologie und günstige Aussichten, welche er im Hanoverschen zu haben glaubte, ihn für das Lehramt entschieden. Sein ernstes Bemühen um ein solches bestimmte ihn, sich den Grad eines Doktors der Philosophie zu erwerben. Allein da sowohl jene Aussichten im Hanoverschen, als auch die von ihm gehegten Hoffnungen auf Erlangung einer Stelle am Gymnasium zu Weimar fehlschlugen, so kehrte er zur Theologie zurück und ergriff, um eine Anstellung in einem geistlichen Amte abzuwarten, das Hauslehrergeschäft, welches ihm aber, weil er ein besserer Lehrer als Erzieher war, nicht zusagte und bald wieder von ihm aufgegeben wurde. Hierauf privatisirte er einige Zeit in Jena, bis er i. J. 1835 als Pfarrer in Leutenthal, unweit Weimar, angestellt wurde, wo er sich nicht allein durch seine religiösen Vorträge, sondern auch durch seine specielle Seelsorge, so wie durch seinen musterhaften Wandel die ungetheilte Achtung und Liebe seiner Gemeinde erwarb. Hier verheirathete er sich im folgenden Jahre mit einer Tochter des ehemaligen Justizraths Große in Naumburg und führte mit ihr eine höchst glückliche Ehe, welche aber kaum nach Jahresfrist durch den Tod schon wieder getrennt wurde. Obgleich nämlich H. bei allem Mangel an einem kräftigen Aussehn und bei seiner mehr als mittelmäßigen, ziemlich hagern Statur von der Natur mit einer guten Gesundheit begabt war, so hatte diese doch durch seinen Aufenthalt als Hauslehrer an den feuchten Ufern der Weser merklich gelitten. Denn er wurde häufig vom kalten Fieber befallen, welches auf sein Nervensystem den nachtheiligsten Einfluß äußerte. Eine empfindliche Erkältung schlug sich dahin und ging in ein Schleimfieber über, welches am oben genannten Tage sein Leben endete. Das viele Gute, welches er während seiner kurzen Amtsführung als Geistlicher stiftete, macht seinen frühen Tod zwiefach bedauerlich. Aber auch die Wissenschaft verlor an ihm einen eifrigen Verehrer und fähigen Kopf, wie er selbst schon im J. 1829 durch eine zu Jena im Drucke von ihm erschienene Abhandlung über die Frage: „Quid concilium Spirense ad Sacrorum emendationem valuerit?“ auf das Deutlichste beurkundet hat. — H. besaß einen klaren und durchdringenden Verstand, welcher das Gefühl vollständig beherrschte. Daher war auch seine religiöse Denkart die rationalistische im edeln Sinne des Worts. Im prakti-

schen Leben aber erschien er stets als ein gemüthvoller und liebenswürdiger Mensch, der alles Gute mit edler Begeisterung ergriff und daher in jedem Kreise, in welchem er lebte und wirkte, schmerzlich vermißt wird.

C. Th. C. Saal,
Pfarrer in Oberweimar.

* 149. Johann Heinrich Gottlieb Heusinger,

ehemal. Professor am Kadettenhause zu Dresden;
geb. d. 1. Aug. 1766, gest. d. 13. Apr. 1837 *).

Er war zu Römhild im Hennebergischen Meiningen geboren, wo sein Vater Diakonus war. Nachdem er auf den Schulen zu Meiningen und Koburg einen soliden Grund für weitere Ausbildung gelegt hatte, bezog er im Jahr 1787 die Universität zu Jena, um sich dem Studium der Theologie zu weihen. Bald aber verließ er diese Fakultät und widmete sich ausschließlich dem Studium der Philosophie. Im Jahr 1789 nahm er die Stelle eines Hauslehrers bei einem Handelsherrn Salomon in Ronneburg an. Von da wendete er sich 1793 nach Dresden, wo er Privatunterricht ertheilte und sich auch verheirathete, begab sich aber alsdann 1797 nach Eisenach und leitete daselbst im Vereine mit André **) ein Erziehungsinstitut. Dresden zog ihn jedoch schon im folgenden Jahre wieder an sich und er verließ es auch seitdem nicht wieder. Als privatisirender Gelehrter hier lebend, arbeitete er mehrere Schriften für Schule und Leben aus, hielt vor gebildeten Kreisen viel besuchte Vorlesungen über Philosophie und beschäftigte sich mit Erziehung und Unterricht von Knaben geachteter Familien. So wirkte er eben so nützlich als anspruchslos und verheirathete sich nach dem Ableben seiner ersten Gattin im J. 1800 zum zweiten Mal. Eine Anstellung als Bücherauktionator von 1801 bis 1807 sagte ihm weniger zu. Er gab diese Stelle auf und trat im letztgenannten Jahre als Lehrer beim Kadettenkorps, 1808 beim Pagenhause und 1810 in die Militärakademie ein. Für den Unterricht sowohl an letzterm Institute, wo er Geschichte, Geographie, Encyklopädie und deutsche Sprache lehrte, als auch bei dem Kadettenkorps, wo ihm später der Titel als Professor ertheilt ward und als Religionslehrer beim Pagenkorps thätig, außerdem noch

*) Nach der Leipz. Zeitung 1837 u. Privatmittheilungen.
**) Dessen Biographie s. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 637.

in seinem Hause bei Pensionären und andern Knaben wirksam, ward ihm das Lob eines zweckmäßigen Unterrichts sowohl, als einer ächt pädagogischen Haltung zu Theil und nur seinen immer mehr vorrückenden Jahren war es zuzuschreiben, daß er im Jahr 1831 ehrenvoll emeritirt wurde. Er war ein treuer Anhänger seines Königs und in den verhängnißvollen Jahren 1813 und 1814 nährte er seiner Schüler Liebe zu ihrem rechtmäßigen Herrn auf alle mögliche Weise. Seine zweite Gattin war ihm bereits vorausgegangen, als er in den Armen seiner beiden ihn treupflegenden Töchter sanft entschlief. Das Gebiet, das er als Schriftsteller umfaßte, war reich. Denn er behandelte in seinen Schriften Aesthetik, Erziehungskunde, Geographie, Mathematik und Geschichte und zeigte in allen einen eben so geübten Blick als gesammelte Kenntnisse. Besonders waren es aber Geographie und Encyklopädie, womit er sich am liebsten beschäftigte und die er auch in den vorgenannten königl. Instituten-nebst der deutschen Sprache vortrug. Seine letzte, für praktische Anwendbarkeit sehr schätzbare Arbeit war „Die Allgemeine Geschichte, ein Lehrbuch für Jeden, welcher diese Wissenschaft in ihrer Allgemeinheit und ihren Haupttheilen kennen lernen will, besonders aber für das Bedürfniß der Lehrer und Lehrerinnen eingerichtet." (3 Abtheil. Dresden und Leipzig.) Dann war er noch und bis zu seinem Ende, mit einer Encyklopädie der Wissenschaften, nach einer von ihm eigenthümlichen Anordnung, beschäftigt. Seine Schriften sind: Mit C. F. André: Ulrich Flaming; ein lehrreiches Lesebuch f. Kinder, welche gern d. Geschichte erlernen möchten. Braunschw. 1790. — Gutwills Spaziergänge mit seinem Wilhelm, für junge Leser herausgegeben. Zittau u. Lpzg. 1792. — Beitr. z. Berichtigung einiger Begriffe über Erziehung und Erziehungskunst. Halle 1794. — Versuch eines Lehrbuchs der Erziehungskunst. Lpzg. 1794. — Versuch e. Encyklopädie d. Philosophie, verbunden mit einer prakt. Anleitung z. d. Studium d. krit. Philos., vorzügl. auf Universitäten. 2 Thle. Weimar 1796. — Rousseaus Glaubensbekenntniß. Neustrelitz 1796. — *Erzählungen in Stille'ns Manier und Absicht. Jena 1796. — Handb. d. Aesthetik, od. Grundsätze u. Beurtheilung d. Werke e. jeden schönen Kunst. 2 Bde. Gotha 1797—1800. — Ueber d. Benutzung des bei Kindern so thätigen Triebes beschäftigt zu sein. Ebd. 1797. 2. unveränd. Ausg. Ebend. 1799. — Die Familie

Werthheim; e. theoret.-praktische Anleit. z. einer regelmäß. Erziehung der Kinder, vorzügl. von dem 6. bis in das 14. Jahr. 5 Bde. Ebd. 1798—1809. — Die Kreuzzüge; ein angenehmes u. nützliches Leseb. f. d. Jugend. Dortmund 1799. — Ueb. das ideal.-atheistische System d. Hrn. Prof. Fichte in Jena. Dresd. u. Gotha 1799. — Meine Antwort auf Herrn Fichte's Erwiederung meiner Einwürfe gegen seine Religionstheorie. Gotha 1800. — Johann Traugott Plants Handb. e. vollst. Erdbeschreib. u. Geschichte Polynesiens od. d. fünften Erdtheils; fortgesetzt von Th. Fr. Ehrmann und J. H. G. Heusinger. 2r u. letzter Bd.: Mittel- u. Ostpolynesien. Leipzig und Gera 1799. — Handatlas über alle bekannte Länder des Erdbodens. Gotha 1810. —*Beleuchtung e. gegenwärtig in Dresden cirkulirenden Schreibens. Oschatz 1815. Nachgedr. zu Wien 1815. (Ward in Sachsen vom Generalgouvernement bei 100 Rthlr. Strafe verboten.) — *Aufruf e. Teutschen an d. Sachsen. 1815. — Die Geschichte d. Europäer, aus dem weltbürgerl. Gesichtspunkte dargestellt. Gotha 1825. — Die Elementargeographie, oder d. Topographie d. Erdbodens, als Grundlage jeder besondern Geographie dargest. u. zum Schul- und Selbstgebrauche eingerichtet. Nebst Atlas. Dresd. 1826. 2. Aufl. Lpzg. 1834. — Besuche bei Todten u. Lebenden. Leipzig 1834. — Bildungsbuch f. junge Männer bei ihrem Eintritt in die Welt. Verfaßt von J. G. Wenzel. 9. verb. u. verm. Aufl. v. Heusinger. 2 Bde. Ebd. 1834. Noch einige andere Schriften. Zur allgem. histor. Taschenbibliothek für Jedermann lieferte er (1826) das 3. und 4. Bdchn. (die Geschichte Englands von F. Bodin), so wie das 17. u. 18. Bdchn. (die Geschichte d. Kreuzzüge. Nach dem Franz. d. Hrn. v. Saint-Maurice). In der Teutschen Monatsschrift, Schmid's Magazin f. Psychologie u. dessen Journal f. Moralität, dem Allgemeinen Anzeiger, dem Allgemeinen Jahrb. der Universitäten, den von A. Hennings herausgegebenen Resultaten, Bemerkungen, Niethammers philosophischem Journal, der Leipziger gelehrten Zeitung rc. finden sich Aufsätze und Recensionen von ihm.

* 150. Sebastian Scharnagel,

Maler u. Zeichnenlehrer an der k. Studienanstalt, der landwirthschaftlichen und Gewerbsschule, an dem k. Schullehrerseminar und dem englischen Fräuleininstitute zu Bamberg, Mitglied mehrerer Vereine;

geboren den 4. Mai 1791, gestorben den 13. Apr. 1837.

In seiner Jugend besuchte Sch. die Zeichnungsschule in Bamberg und zeichnete sich so gut aus, daß der damalige Generalkommissär v. Stengel *), der nicht allein ein sehr großer Kunstkenner und Kunstsammler, sondern auch ausübender Künstler war, ein besonderes Augenmerk auf ihn richtete. Er brachte es dahin, daß unserm Sch. von dem Zeichnungslehrer Geibel die höhere Ausbildung in der freien Handzeichnung ertheilt wurde. Hierauf widmete sich Sch. unter J. Dorn's Anleitung mit großem Eifer der Malerei und brachte es darin innerhalb eines Jahrs so weit, daß er sich schon 1811 nach München auf die Akademie begeben konnte, wo der damalige Direktor Dillis und Prof. Schwab ihn durch besonderes Wohlwollen ehrten. Als Historienmaler hatte er eine besondere Vorliebe für Bataillenstücke; darum studirte er auch mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit die Anatomie der Pferde und die Temperamente der verschiedenen Raçen. König Maximilian von Baiern **), aufmerksam auf den Fleiß und das Talent Sch's, übertrug ihm 1813 die Fertigung eines Gemäldes, das den Moment enthält, wie die Jungfrau von Orleans, aus der Gefangenschaft entsprungen, das Kommando der Franzosen in der Schlacht übernimmt. Dieses Gemälde hatte sich mit Recht desselben Beifalls zu erfreuen, wie andere seiner Schlachtenstücke und Scenen aus dem Leben der Jungfrau von Orleans. 1815 kehrte Sch. nach Bamberg zurück und erhielt bald nach seiner Rückkehr vom verstorbenen Herzog Wilhelm ***) den ehrenvollen Auftrag, mehrere Gemälde für sein Schloß Banz zu fertigen. Besondern Beifall erhielt das Bild, welches den Herzog mit seinem Stallmeister und Gefolge zu Pferde, im Hintergrunde Banz, darstellt. Er fertigte auch einige große Altarblätter und mehrere andere Gemälde sowohl für Kirchen als Kunstliebhaber. Auch sind

*) Dessen Biogr. s. im 2. Jahrg. des N. Nekr. S. 675.
**) — — — 3. — — — — 908.
***) Dessen Biographie s. in dies. Jahrg. d. N. Nekr. S. 61.

mehrere Lithographien, Gegenden um Bamberg darstellend, von ihm. Da sein Unterricht im Zeichnen glücklichen Erfolg hatte, so widmete er sich dem Lehrfach und war hierin unverdrossen und unermüdet thätig bis zu seinem Tode. In den Ferienzeiten machte er meistens Reisen, besuchte Oesterreich, Böhmen, Sachsen, die Schweiz, um die Kunstschätze dieser Länder näher kennen zu lernen. Er legte eine Münzsammlung an und war bemüht, die Bamberger und Würzburger Münzen zur ziemlichen Vollständigkeit zu bringen. — Er blieb unverheirathet; sein nicht unbeträchtliches Vermögen wollte er den milden Stiftungen zuwenden und seine Münzensammlung zum allgemeinen Gebrauche für Kunstkenner, bestimmen: allein leider traf ihn ein Nervenschlag, welcher gänzliche Besinnungslosigkeit zur Folge hatte. Alle Vorschriften, welche Hufeland in seiner Makrobiotik gab, beobachtete er aufs Genaueste. So legte er nie, zurückkehrend von Besuchen oder von Dienstgeschäften, den Rock ab, bevor er ihn nicht mit Papier abgerieben hatte; denn er glaubte, es hänge sich an demselben immer ein Miasma. — Er war streng religiös und durch seinen in jeder Beziehung ausgezeichneten Charakter nicht nur bei seinen Zöglingen, sondern auch allgemein beliebt.

Bamberg. G. A. Thiem.

151. Dr. Karl Wilhelm Koppe,

Geh. Regierungsrath, ehem. preuß. Generalconsul in Mexiko, Mitgl. d. Ministeriums d. auswärt. Angelegenheiten zu Berlin;

geb. den 6. Juli 1777, gest. den 17. April 1837 *).

Geboren zu Göttingen, hatte er das Unglück, in einem Alter von 13 Jahren seinen Vater zu verlieren — einen allgemein geachteten Geistlichen, welcher 1790 als Hanoverscher Generalsuperintendent und Konsistorialrath zu Hanover starb. Mit ungemeinen Fähigkeiten ausgestattet, hatte der Jüngling schon in einem Alter von 16 Jahren seine Schulstudien beendigt und nachdem er auch die Universitätslaufbahn zurückgelegt hatte, ernannte die Universität zu Helmstädt ihn in einem Alter von 20 Jahren zum Doktor der Rechte. Als solcher fand er seine erste Anstellung im Staatsdienst als Garnisonsauditeur zu Hameln und in dieser Eigenschaft verband er sich mit seiner noch lebenden Gattin, die seitdem alle seine

*) Allgem. preuß. Staatszeitung.

Schicksale redlich getheilt hat. Diese hoben mit der Occupation des damaligen Kurfürstenthums Hanover durch die Franzosen an. Setzte jedoch die gänzliche Auflösung des hanoverschen Militärs, die eine nothwendige Folge dieser Occupation war, den jungen Familienvater in eine nicht geringe Verlegenheit, so wurde diese einigermaaßen dadurch gemildert, daß der Feldmarschall von Wallmoden ihn zunächst als seinen Privatsekretär mit sich auf seine Güter und, nicht lange darauf, nach Bückeburg nahm, wo der Feldmarschall, als Vormund des jungen Fürsten, die Angelegenheiten des Landes leitete. In Bückeburg machte K. die erste Bekanntschaft des nach dem Hintritt des Herrn von Struensee zum preußischen Staatsminister und Chef des Accise-, Zoll- und Fabrikendepartements ernannten Freiherrn vom Stein *), der bekanntlich ein Schwiegersohn des Feldmarschalls Wallmoden war. Durchdrungen von der Brauchbarkeit K.'s, gewann der neue Minister ihn für den Eintritt in den preußischen Staatsdienst und nach Verlauf von wenigen Monaten fungirte K. zu Berlin als Assessor bei der königlichen Bank und Seehandlung, nicht ohne von seinem Vorgesetzten für andere eben so wichtige Dienste in Anspruch genommen zu werden. Dies geschah in dem verhängnißvollen Jahr 1806. Im Jahr 1807 verließ Herr vom Stein den preußischen Dienst und K. faßte auch diesen Entschluß, weil ihm Alles daran gelegen war, nicht in dem Licht eines nur mit sich selbst beschäftigten Beamten zu erscheinen. Der Friede von Tilsit beendigte diese peinliche Lage. Als Premierminister nach Königsberg (dem damaligen Wohnsitz der Regierung) berufen, begab Herr vom Stein sich dorthin; ihm folgte K., in dessen Klugheit der Minister ein unbedingtes Vertrauen zu setzen begonnen hatte. Dieses Vertrauen war auch die Veranlassung, daß K. bald darauf mit geheimen Aufträgen nach Deutschland abgefertigt wurde. Gleich nach seiner Ankunft in Berlin aber wurde er auf Anordnung der französischen Polizei gefangen genommen und nach Frankreich geführt, wo er ein Jahr lang auf dem Fort de Joux an der Grenze der Schweiz unter Entbehrungen aller Art in strengstem Gewahrsam gehalten wurde, bis nach der Vermählung des französischen Kaisers mit Maria Louise seine Versetzung nach Dijon erfolgte, wo er das nächste Jahr (1810) unter minder harten Bedin-

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 572.

gungen verlebte und im Umgang mit gefangenen Spaniern, so wie in der ihm gestatteten Wiedervereinigung mit seiner Familie allen Trost fand, der sich für einen zum Handeln berufenen Mann mit dem Verlust der Freiheit verträgt. Am 10. November 1810 erfolgte endlich K.'s Freilassung, an die sich jedoch die Bedingung knüpfte, daß der Befreite nach Hanover zurückkehren sollte, um in dieser Provinz des Königreichs Westphalen, — denn dazu war das Kurfürstenthum seit einigen Monaten gemacht worden — fern von seinen früheren Verbindungen zu leben. Angelangt in seinem Vaterland, fühlte K. nur allzu tief, daß er, als Unterthan des Königs Hieronymus, mit sich selbst in Widerspruch gesetzt war. Um sich gegen dies Gefühl zu betäuben, blieb ihm kein anderes Mittel, als sich in Studien zu vertiefen, welche ihm in bessern Verhältnissen fremd geblieben sein würden. Dahin gehörte das Studium der spanischen Literatur, die er zu Dijon im Umgang mit seinen spanischen Mitgefangenen lieb gewonnen hatte. So verstrich für ihn das Jahr 1811 auf eine erträgliche Weise. Das nächstfolgende verlebte er wie unter anhaltender Gewitterschwüle, sobald der Krieg mit Rußland seinen Anfang genommen hatte. Im Allgemeinen war ihm der Ausgang desselben keineswegs zweifelhaft, nur daß die großen Begebenheiten, die diesem Ausgang ihr Gepräge aufdrückten, sich nicht vorhersehen ließen. Sobald nun der Rückzug der Franzosen und ihrer Verbündeten entschieden war, fühlte sich K. von einer Unruhe befallen, die für ihn zu einer um so ärgern Marter wurde, je bestimmter er wußte, daß man ihn mit Argusaugen bewachte. Schwierigkeiten aller Art mußten überwunden werden, ehe es ihm gelang, über die Elbe zu kommen und das Hauptquartier des Generals Tettenborn zu erreichen, von wo er nach Berlin ging, um sich zu equipiren und den Feldzug als freiwilliger Jäger mitzumachen. Als solcher wohnte er den Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz bei und wurde den 17. Oktober auf dem Schlachtfeld vor Leipzig zum Offizier ernannt. Zwei Tage darauf war seine militärische Laufbahn beendigt: denn während des Sturms auf Leipzig erhielt er einen so zerschmetternden Schuß durch den rechten Arm, daß er mehr als einmal in Gefahr war, denselben durch Amputation gänzlich zu verlieren. Zwar unterblieb die Amputation, doch die Lähmung war nicht zu hintertreiben und wollte er nicht für den ganzen Ueberrest seines Le-

bens unbrauchbar sein, so mußte er mit der linken Hand schreiben lernen: eine Eigenschaft, welche in einem Alter von 37 Jahren gewiß nicht ohne große Anstrengung und ungemeine Willenskraft zu erwerben ist. Er blieb in Leipzig bis zum Februar 1814. Seinen nächsten Wirkungskreis fand er als Polizeidirektor in Halberstadt: doch sah er sich, wenige Monate darauf, durch den Minister vom Stein aus demselben abberufen, um zu Aachen als Gouvernementsrath zu fungiren. Diesen Posten vertauschte er im Jahr 1816 gegen den eines Regierungsraths in Minden, wo er bis zum Jahr 1828 blieb, vielfach mit außerordentlichen Aufträgen beehrt, unter welchen die Weserschifffahrtskommission ihn anhaltend und lebhaft beschäftigte. Im Sommer des Jahrs 1828 nach Berlin berufen, erhielt er zunächst die Bestimmung, die Elbschifffahrtskommission in Dresden zu übernehmen, doch wurde dies Geschäft aus mancherlei Gründen verschoben. Sehr bald nun fand sich für den Unbeschäftigten eine zweite Bestimmung, für deren Erfüllung es nicht leicht einen Nebenbuhler gab, weil dieselbe Kenntniß der spanischen Sprache voraussetzte. So wie die übrigen Mächte Europas Handelsverbindungen mit den frei und unabhängig gewordenen Bewohnern des spanischen Amerikas anzuknüpfen suchten, so wollte auch Preußen in dieser Beziehung nicht zurückbleiben. Für ein so wichtiges Geschäft war schwerlich irgend Jemand mehr geeignet, als K., sowohl in seiner Eigenschaft als Staatswirth, als wegen seiner hauptsächlich in Dijon erworbenen Kenntniß der spanischen Sprache. Mit Freuden übernahm er dasselbe und da ihm drei Jahre zu seinem Aufenthalt in Amerika bewilligt waren, so trat er ohne Zeitverlust die große Reise an. Ueber den Erfolg derselben haben wir hier nichts weiter zu bemerken, als daß er für Preußen nicht anders ausgefallen ist, als für die übrigen Mächte Europas. Den 1. August 1832 kehrte K. in seine Heimath zurück, doch mit tief erschütterter Gesundheit, der natürlichen Wirkung nicht gewohnter Lebenweise. Ruhe war von dieser Zeit an sein größtes Bedürfniß. Zwar wurde sein Wunsch erfüllt; doch an völlige Wiederherstellung war schwerlich mehr zu denken. Im Herbst des Jahrs 1835 zeigten sich nach asthmatischen Beschwerden und heftigen Brustkrämpfen alle Symptome einer ausgebildeten Brustwassersucht. Das Uebel zu heben, thaten die Aerzte, was in ihren Kräften stand, ohne dadurch ein anhaltendes Nervenfieber abwenden zu können.

Dieses wich erst im Juli des Jahrs 1836, doch war die Aussicht, welche hierdurch auf völlige Wiederherstellung gewonnen wurde, nur allzu schnell vorübergehend; denn schon im November traten Rückfälle ein und nach einem fünfmonatlichen Leiden endigte er seine mühselige Laufbahn mit einer Standhaftigkeit und Ergebung, die Bewunderung verdient. Die Tugend dieses achtbaren Mannes offenbarte sich aber auch darin, daß er, selbst in der Periode seines zunehmenden Verfalls, nicht aufhörte, sich nützlich zu machen; dies geschah durch eine Reihe lehrreicher Aufsätze in der Staatszeitung, worin er Aufschluß gab über die Fortschritte des Handels in sämmtlichen europäischen und nicht-europäischen Staaten. Nie verkannt, wird sein Verdienst unstreitig um so allgemeiner gerühmt werden, je mehr die nächste Zukunft, der Wirklichkeit nach, den Wünschen entspricht, die er bis zum letzten Athemzug für Preußen genährt hat. — Seine Schriften sind: Die Stimme eines preuß. Staatsbürgers in d. wichtigsten Angelegenheiten unserer Zeit. Köln 1815. — Bemerkungen üb. Verfassung. Hamm 1816. — Briefe in d. Heimath geschrieben, zwischen Oktober 1829 u. 1830 während einer Reise über Frankreich, England u. d. vereinigten Staaten v. Nordamerika nach Mexiko. Stuttg. 1835. — Mexikanische Zustände in den Jahren 1830 — 1832. 2 Bde. Ebend. 1836 — 1837. — Außerdem finden sich mehrere Aufsätze von ihm im hanoverschen Magazin.

152. Johann Samuel Wenzel,

königlich preußischer Major zu Frankfurt an der Oder;

geb. den 24. Dec. 1759, gest. den 17. April 1837 *).

Wenzel wurde zu Züllichau geboren und verlebte auch hier seine ersten Jugendjahre. Kaum 15 Jahre alt, trat er am 16. Februar 1774 in das dort garnisonirende Infanterieregiment v. Arnstedt (nachher v. Natalis) ein, avancirte nach einiger Zeit zum Gefreiten, später zum Korporal und wurde 1781 zum wirklichen Fähnrich ernannt. Bald nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. (1787) wurde das Regiment von Natalis nach Burg versetzt, dort aufgelöst und an die Regimenter der Magdeburger Inspektion zur Bildung der dritten Bataillone vertheilt. Ein günstiges Geschick führte W.

*) Frankfurter patriotisches Wochenblatt 1837. Nr. 17.

zum dritten Bataillon des Regiments Herzog v. Braunschweig. Im folgenden Jahr 1788 zum Sekondelieutenant befördert, erhielt er nach wenigen Jahren den 18. Februar 1794 das Patent als Premierlieutenant und wurde noch im Laufe desselben Jahrs (den 8. Juli) als Kapitän von der Armee und Platzmajor nach Magdeburg versetzt. Mit gewohnter Pflichttreue stand er diesem Posten bis Ende des Jahrs 1801 vor und wurde, nachdem er zum Major von der Armee avancirt war, von dem König als Kommandeur und Kompagniechef ins dritte Bataillon des Infanterieregiments Alt- von Larisch nach Crossen versetzt. Im Unglücksjahr 1806 befand sich W. bei dem Besatzungskorps der Festung Stettin und als diese Feste in Feindes Hand gerieth, traf auch ihn das herbe Schicksal, französischer Gefangener zu werden. Auf sein Ehrenwort entlassen, begab er sich nach Frankfurt a. d. O. und lebte dort als Privatmann, bis er in Folge des Tilsiter Friedens als Etappenkommandant nach Ziebingen berufen wurde. Vier Jahre stand er diesem schwierigen Amt vor, aber Krankheit nöthigte ihn, auf Entbindung von seinen Geschäften anzutragen. Nach seiner Ablösung, Ende August des Jahrs 1809, kehrte er nach Frankfurt zurück und fühlte sich durch die gewonnene Ruhe bald wieder so gekräftigt, daß er aufs Neue seine Dienste dem Staate widmen konnte und so am 14. September 1810 die Stelle eines Wasser- und Zollinspektors übernahm. Als indeß im Jahr 1813 Preußen Frankreich den Krieg erklärte, erhielt er vom Militärgouvernement zu Berlin den Befehl, sein Civilamt niederzulegen, um die Militär- und Oberlazarethkommandantur in Frankfurt zu übernehmen. Nach Abschließung des ersten Pariser Friedens kehrte er in seine frühere Stellung zurück, wurde alsdann 1816 als Zolldirektor nach Neuhaus am Friedrich-Wilhelmsgraben versetzt und verwaltete, obgleich schon in vorgerücktem Alter, mit jugendlicher Kraft dieses Amt, bis ihn im J. 1827 sein Alter nöthigte, ins Privatleben zurückzukehren. Drei Jahre früher, im Jahr 1824, beging der Vollendete seine funfzigjährige Dienstjubelfeier, die von Seiten des Königs durch Verleihung des rothen Adlerordens dritter Klasse ihm verschönert wurde. In größter Stille und Eingezogenheit verflossen ihm die wenigen Jahre, die er in Frankfurt, geliebt und geachtet von Allen, zubrachte, bis ihn wenige Monde vor seinem Hintritt der harte Schlag traf, seinen hoffnungsvollen Enkel, den Lieute-

nant W., auf eine jedes Gemüth tief verletzende und empörende Weise zu verlieren *). Mit welcher Ergebung er auch die bittere Erfahrung trug, so wirkte doch dieser Unfall auf seinen durch vieljähriges Wirken angegriffenen Körper höchst nachtheilig ein. Er kränkelte seit jener Zeit mehr als sonst und verschied am oben genannten Tage. Er hatte alle seine nächsten Angehörigen überlebt. Seine Frau, eine Tochter des Majors v. Jeeger, im Arnstedtschen Regiment, war 1825 zu Neuhaus gestorben. Der einzige Sohn aus dieser Ehe, Hauptmann im Ingenieurkorps, folgte nach einigen Jahren seiner Mutter. — Die Hauptzüge seines Charakters waren Biederkeit, sittlicher Ernst, Bescheidenheit, große Pflichttreue und ein heiterer Sinn.

153. Jean Pièrre Frédéric Ancillon,

wirklicher Geheimer Rath, Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten und Chef des königl. Departements für die Angelegenheiten des Fürstenthums Neufchatel und Valangin, Ritter des rothen Adlerordens 1r Klasse mit Eichenlaub, 2r Klasse mit Stern und Eichenlaub und 3r Klasse, Ritter des eisernen Kreuzes 2r Klasse am weißen Bande, des russ. St. Annenordens 1r Klasse, Kommandeur des königl. schwed. Nordsternordens u. des kurfürstl. hess. Löwenordens, Großkreuz des Civilverdienstordens der baier. Krone, Ritter des königl. poln. Stanislausordens. Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, zu Berlin;

geb. den 30. April 1767, gest. den 19. April 1837 **).

Ancillon ward geboren zu Berlin, wo sein Vater (Louis Frédéric Ancillon) Prediger bei der französischen Kolonie war. Dessen Vater (Charles Ancillon), ein Rechtsgelehrter, der in Metz, zur Zeit des Widerrufs des Edikts von Nantes, lebte, war seinem Vater, dem Ministre du Saint Evangile, David Ancillon, nach Berlin gefolgt und hier zuerst mit der Leitung der Koloniegerichte beauftragt, dann zum Ambassaderath und Historiographen des Königs ernannt und zum Chef der franzö-

*) Der Portepee-Fähndrich Emil Otto Friedr. Alex. v. Arnstedt aus Ballenstedt glaubte ungegründeter Weise von ihm eine unverdiente Zurechtweisung erfahren zu haben und tödtete ihn deshalb am 5. Dec. 1836 im Gange der Kaserne durch einen Pistolenschuß. v. Arnstedt wurde in Folge dieser That am 25. April 1837 in Frankfurt a. d. O. öffentlich enthauptet.

**) Intelligenbl. d. Allgem. Literaturz. 1837 Nr. 31, Allgem. Preuß. Staatsz. 1837 Nr. 167, Berl. Nachricht. 1837 Nr. 100, Gelehrtes Berlin 2c.

sischen Erziehungsanstalten befördert worden. Alle diese Mitglieder der Familie haben sich durch schriftstellerische Arbeiten und eine seltene Wirksamkeit in ihren Amtsverhältnissen ausgezeichnet. Unter den Augen seines geistreichen Vaters ausgebildet, gewann A. eine besondere Vorliebe für historische Forschungen und diese steigerte sich noch mehr, als er nach einer damals zur theologischen Ausbildung als unerläßlich angesehenen Reise nach Genf, Paris besuchte, wo die Revolution im Ausbrechen begriffen war. A. wohnte den ersten Scenen dieses ungeheuern Dramas bei, das nach 45 Jahren, Ueberraschungen und Katastrophen aller Art, der eigentlichen Lösung noch entgegensieht. In dem durchaus deutschen, d. h. tiefen Gemüth des jungen Reisenden konnten diese Belehrungen durch den ewigen Uebergang in die Extreme nichts anders, als einen tiefen Eindruck hinterlassen und gerade sie sind höchst wahrscheinlich die Veranlassung gewesen, daß A. sich mit allem Eifer daran machte, die Wurzeln des Uebels zu erspähen, an dem ihm augenscheinlich die menschliche Gesellschaft zu leiden schien. Verhältnisse brachten ihn mit Mallet du Pan zusammen und durch ihn wurde dem Verblichenen ein Blick in das innere Treiben der Parteien gestattet, der ihn ganz die Sache erkennen lehrte, welche jene gleisnerischen Menschen, unter dem Deckmantel der Menschenliebe und dem Köder der unausführbaren „Menschenrechte," eigentlich verfochten. Sein klarer Geist mußte den Abgrund erkennen, dem solches Treiben nur zuführen konnte, zugleich aber, daß mit Gewalt gegen dasselbe nicht anzukämpfen ist und daß man nur durch Festhaltung des Rechts und unbeugsame Festigkeit gegen alle Ankämpfe des Bösen dem Uebel entgegenzuwirken vermag. So leitete ihn die Erfahrung in die Bahn der Mäßigung und einer seltenen Gleichheit, die man oft als Willenlosigkeit und Schwäche verschrien hat, ohne zu berücksichtigen, daß mehr Charakterstärke dazu gehört, um, trotz aller Anreizungen, mäßig und fest zu bleiben und durch Ausdauer das vorgesteckte Ziel zu erreichen, als mit der Macht und unbekümmert über die Folgen, gegen den Unverstand anzukämpfen. A. wurde bei seiner Rückkehr als Ministre du St. Evangile bei der Friedrichs-Werderschen Kirche angestellt und bald darauf, im Jahr 1791, zur Einsegnung des ehelichen Bundes des Herrn v. A. und der Frau v. K. nach Rheinsberg beschieden, ein Umstand, der hervorgehoben werden muß, weil seine

ganze Laufbahn, vielleicht, durch denselben bestimmt wurde. Bis dahin hatte er sich nämlich nur den Ruf eines beredten Kanzelredners erworben, doch hätte es lange dauern können, ehe diese Rednergabe, welche der Verstorbene in so hohem Grade besaß, höheren Orts bekannt geworden wäre; der Einsegnungsrede wohnte aber der Prinz Heinrich, Bruder Friedrich des Großen, bei, nach wenigen Minuten fand sich der ergraute Held so innig bewegt, daß er, zu dem jungen Redner hingezogen, ihm nicht allein wohlwollender Gönner ward, sondern ihm sogar in seine intimste Gesellschaft zuließ. A. vereinte nämlich in seiner Kanzelberedtsamkeit Eigenschaften, die ihn vielleicht höher stellen, als die berühmtesten französischen Kanzelredner, Bourdaloue und Massillon, ja Bossuet nicht ausgenommen. Seine Sprache war höchst gewählt, sein Vortrag wohlklingend und ergreifend, seine Art der Darstellung scheinbar ganz ungekünstelt, daher ungemein klar; was aber alles übertraf, war das rege Gemüth, das den Zuhörer bis ins Innerste ergriff, ihn fortriß und eine Ueberzeugung weckte, die nur durch innere Klarheit und Ueberzeugung des Redners selbst erzielt werden kann. Dies, unterstützt von seiner würdigen und imponirenden Persönlichkeit, so wie von den gemüthlichen Zügen seines Antlitzes, das lebendig sprechende Augen noch ausdrucksvoller machten, konnte die Wirkung nicht verfehlen. Auch ist es nicht zu leugnen, daß seine Wirksamkeit als Seelsorger vom höchsten Segen begleitet war und Viele noch heute dankend so mancher Rede sich erinnern, die ihrem Streben zum Guten die Richtung gab. So oft er sprach, war die freilich an sich nicht große Kirche so übermäßig gefüllt, daß man aus Vorsicht Nothträger einzuziehen sich veranlaßt sah. Doch genügte dieser Thätigkeitskreis weder dem Staate, der ihn nun kennen gelernt, noch ihm selbst und so wurde ihm der ehrenvolle Auftrag, in der Academie militaire, einer Schule, aus welcher Preußen seine Feldherrn und Diplomaten hervorgehen lassen wollte, einen Lehrstuhl als Professor der Geschichte einzunehmen. Immer mehr drängten sich inzwischen über Europa die Ereignisse, immer klarer traten hervor die konsequenten Folgen der großen in Frankreich von ihm studirten Umwälzung. A. fühlte nun auch das Bedürfniß, auch mit der Feder dem Bösen zu begegnen und im Jahr 1794 trat er daher als Schriftsteller in eine neue Laufbahn, die ihm so große Erfolge, zugleich aber

auch die Dornenkrone bringen sollte, welche sie nur denen bietet, deren Bestrebungen heilsam und auf die Dauer der Zeit berechnet sind. Sein blühender Styl erregte eine allgemeine Aufmerksamkeit, die Gründlichkeit seiner Auseinandersetzungen überzeugte und somit war jedes Werk, das er der Oeffentlichkeit übergab, der Gegenstand vielfacher Prüfungen, die der Wahrheit immer mehr Bahn brachen. Der Baron Dacier in Paris sieht sich in seinem Bericht über die Fortschritte der Geschichte und der Literatur seit 1789 an den Kaiser der Franzosen 1808 (20. Febr.) zu folgendem Eingeständniß gezwungen: „Ancillon setzt die Kette fort, dessen erster Ring Leibnitz war. Ein würdiger Erbe eines so großen Namens, zeigt er durch sein Beispiel, daß der Zweck der wahren Philosophie dahin geht, die Wahrheiten zu vervielfältigen, nicht sie zu zerstören; daß sie ihre Hauptkraft aus dem Verein des Gemüths mit den Grundsätzen schöpft und daß sie gern ihre ersten Eingeweihten unter den erhabensten Geistern sucht." So fanden A.'s Bestrebungen die ihnen nicht allein zukommende, sondern die der Menschheit so heilsame allgemeine Anerkennung. Eine so merkwürdige Erscheinung mußte besondern Grund haben und dieser ist nicht schwer aufzufinden, wenn man weiß, daß dem bewährten Manne nie die Person, immer nur die Sache bei allen seinen Auseinandersetzungen vorschwebte; daß daher eine eigene Milde, auch wo er tadeln mußte, obwaltete; daß Niemand bereitwilliger, auch in dem, was er allgemein verwarf, das Gute anerkannte; daß er, uneigennützig im höchsten Grade, zugleich in seinen Ansichten die unbeschränkteste Selbstständigkeit bewahrte und daß ihm daher nie der bitterste Neid einen unedlen Beweggrund unterzuschieben vermochte. Wo es dennoch versucht wurde, hat oftmals das Schicksal es gewollt, daß gleich die That seine Vertheidigung übernahm und wenige Menschen haben daher wie er nur ihren Verdiensten die Auszeichnungen zu verdanken gehabt, welche ihn aufsuchten. Schon seit dem Jahr 1803 war er zum Historiographen des preuß. Staats ernannt worden und im Jahr 1804 erwählte ihn die Akademie zu ihrem Mitglied in der philosophischen Klasse, deren Sekretär er von 1804 bis 1814 war, wo ihn überhäufte Geschäfte, wie gleich ersichtlich werden soll, zum Niederlegen letzterer Stelle nöthigten. Von 1803 bis 1805 gab er in Berlin sein großes Werk heraus: „Tableau des révolutions du Système politique de l'Europe depuis la fin du

quinzième siècle," das unbedenklich eine der bedeutendsten Emanationen der Zeit ist, an welcher mehrfache, unter den Augen des Verfassers nöthig gewordene Ausgaben die Theilnahme der Mitwelt bekundeten, das aber Ancillons Namen auf die späteste Nachwelt bringen wird. Merkwürdig genug hatten die zu dem Werke nöthigen Studien in Ancillon die, auch in der tiefsten Unglücksperiode Preußens, nie schwankend gewordene Ueberzeugung geweckt, es müsse und werde dereinst anders werden. Er bewies aber in demselben einen so richtigen und tief eindringenden Blick in die Gebrechen der menschlichen Gesellschaft, eine so klare Einsicht in Alles, was Noth thut, um die ihr geschlagenen Wunden zu heilen, eine so innige Ueberzeugung, auf Thatsachen gegründet, daß nicht Institutionen die Wohlfahrt der Völker gründen können, sondern allein die zum Handeln berufenen Menschen, deren lebendes Eingreifen das heilsame Fortschreiten auf der Bahn der Erkenntniß und des Rechts zu allen Zeiten feststellte, daß das Staatsoberhaupt, den überall nur das Wohl seiner Völker beseelt und der stets mit bewundernswürdigem Takt das Richtige zu erkennen weiß, aus freiem Antrieb und auf Veranlassung der hochseligen Königin, ihn für den Mann erkannte, der allein die Erziehung des Thronerben zum Heil seiner Unterthanen leiten könne, zu der er daher Ancillon im Jahr 1810 berief und der dieser, bis zum Jahr 1818 vorstand. Hier tritt ein Abschnitt in seinem Leben ein, der uns den Verewigten in ganz neuen Verhältnissen zeigt und seine ganze Kraft in Anspruch nahm, weshalb er denn auch aus seiner stillen und segensreichen Wirksamkeit hervortrat, um die Weltbühne zu beschreiten. Ancillon fühlte ganz die Wichtigkeit seines neuen Berufs und die ungeheure Verantwortung, die er übernahm. Der Verfasser des Emil war in der Praxis gescheitert; A. lag ob, durch die That zu beweisen, daß seine Theorie auf richtigen Prämissen ruhete und daß seine Lehren nicht leere Hirngespinnste, wie die des berühmten Genfers, waren. Er fühlte zugleich, daß die Folgen seines Wirkens für Millionen noch in die späteste Nachwelt hinausreichen würden und daher die Ergebnisse der Folgezeit von der Entwickelung der Regententugenden seines erhabenen Zöglings unzertrennlich waren. Ancillon umfaßte den ihm anvertrauten Königssohn mit der ganzen Liebe, deren sein Herz in so unerschwinglichem Grade fähig war, er lehrte ihn den Menschen lieben und ach-

ten und fand einen empfänglichen Boden für den ausgestreuten Samen. Die natürliche Folge konnte nicht ausbleiben, daß nämlich das Herz seines Zöglings sich dem besonders zuwendete, der ihn für die Liebe zum Menschen so empfänglich gemacht hatte. Auch gestaltete sich die Zuneigung und das Vertrauen des Schülers bald zur Freundschaft des Mannes und wahrlich ehrend für beide so innig verwandte Gemüther war es, den Thronerben Preußens seinen bejahrten Erzieher auf dem Sterbebette pflegen, der letzten Ruhe übergeben und mit verweintem Angesichte die erste Hand voll kühler Erde auf den Verblichenen werfen zu sehen. Die durch dies Verhältniß natürlich eingeleitete nähere Berührung mit dem Könige mußte dazu beitragen, die vielseitige Brauchbarkeit und die Gründlichkeit der Ansichten des Verblichenen um so mehr erkennen zu lassen, als sie in der Mäßigung des Monarchen Anklang fanden; daher sehen wir auch schon 1814, während seine Stellung zum Thronerben fortdauert, A. zum wirklichen Geheimen Legationsrathe bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ernennen, wo er bald einen großen Einfluß ausübte, der mit jeder Stunde um so mehr zunahm, als ihn, bei seiner seltenen Uneigennützigkeit und Freimüthigkeit, das allgemeinste Vertrauen umgab, wenn gleich jene Zeit gerade die war, wo er am meisten den Angriffen der zügellosen Presse ausgesetzt war, denen er jedoch, wie schon gesagt, nur Thaten entgegensetzte. Der verstorbene Staatskanzler Fürst Hardenberg hatte den ganzen Werth A.'s erkannt und diesem besonders wurde daher die Aufsicht über das Treiben der Zeit anvertraut. Von A. ging, nach der hohen Einsicht des Monarchen, die weise nachsichtige Milde theilweise aus, die die auswärtigen Verhältnisse Preußens leitete und das Versöhnende aller Maasregeln, welche die allmälige Beruhigung der Gemüther zum Resultate hatte. Eben so war er es, dessen viel benutzte Feder, die unter den schwierigsten Verhältnissen, alle Reibungen und Spaltungen durch richtige Vermittlung zu beseitigen wußte. Die später eingetretene Krankheit des Ministers Grafen v. Bernstorff *) erweiterte A.'s faktische Befugnisse, ohne im Gange der Politik etwas zu ändern, eben weil der Chef mit vollsten Vertrauen seinen Rath beehrte und mithin in allen Maasregeln die größte Einheit herrschte.

*) Dessen Biographie s. im N. Nekrolog Jahrg. 13. S. 330.

So wurde denn der definitive Uebergang des Portefeuilles in die Hände des nunmehrigen Ministers A. so natürlich eingeleitet, daß jener nicht in den Geschäften bemerkbar war. Aber auch hierbei bewährte der Verblichene seine seltene Anspruchslosigkeit, seine Gewissenhaftigkeit und seine Uneigennützigkeit. Was Andere als eine ehrende Auszeichnung für den Minister mit Eifer zu erstreben suchen, das lehnte A., als mit seiner jetzigen Stellung nicht mehr vereinbar, ab. Er legte nämlich sein wissenschaftliches Amt, als wirkliches Mitglied der Akademie, nieder, um nunmehr ganz und ausschließlich sich der praktischen Wirksamkeit zu widmen. Auch waren die Ereignisse allerdings von der Art, seine große Thätigkeit in Anspruch zu nehmen. Welchen Antheil er an der Führung der europäischen Angelegenheiten genommen, wie sehr seine festen und doch milden Ansichten, seine stets weise Mäßigung zur Erhaltung des europäischen Friedens beitrugen, gehört der Geschichte an und muß daher hier übergangen werden. Doch darf nicht verschwiegen bleiben, daß die ehrende Anerkennung seiner Verdienste, welche A. von seinem verehrten Könige, wie von allen Seiten zu Theil wurde, durchaus den Menschen in ihm nie veränderte und daß er, trotz seiner hohen Würden, trotz seines großen Einflusses, trotz aller Umstände, die sonst wohl auf die Stimmung des Mannes Einfluß haben, stets der warme, theilnehmende, anspruchslose Freund seiner Freunde blieb, stets ein nachsichtsvoller, gerechter Vorgesetzter, weßwegen auch die Thränen, die an seinem Grabe flossen, die des aufrichtigen Schmerzes um seinen Verlust gewesen sind. Wie wenig er aber auch seine Ansichten zu ändern veranlaßt wurde, wie beharrlich er seine Ueberzeugung festhielt, beweisen seine letzten Werke, die er, so zu sagen, als ein Vermächtniß und als Resultat seiner Lebenserfahrung der Nachwelt wenige Jahre vorher und gleichsam als Schluß seiner literarischen Thätigkeit übergab, nämlich die „Pensées“ und das in 2 Bänden, der letzte 1831 (2. Aufl. 2 Bde. 1838.), erschienene größere Werk: „Ueber die Vermittelung der Extreme in den Meinungen,“ womit er den Schlüssel zu seinen Bestrebungen niedergelegt hat und worin er entwickelt, wie er das versöhnende Prinzip mit dem nöthigen Kampfe gegen das Böse zu vereinen bemüht war. — A.'s Privatleben bietet noch ein höheres Bild der innigsten Gemüthlichkeit, die sich schon in so hohen Grade in seinem

öffentlichen Leben, wie in seinen Schriften, ausspricht, dar. Wie ihm in der flüchtigsten Unterhaltung, im schnellsten Niederschreiben von selbst und ungesucht die treffendsten, anziehendsten Antithesen entfielen, eben so bildete auch sein nur von Wenigen richtig gewürdigter persönlicher Charakter ähnliche Gegensätze. Mit einem unerschütterlichen, man möchte sagen, eisernen Willen verband er die Weichheit des Herzens eines Kindes. Er mußte sich Zwang anthun, um bei der Erzählung irgend eines Unglücks, der Schilderung der Lage irgend eines hart Bedrängten seine Thränen zurückzuhalten; wogegen man, wenn etwa von einer Pflichtverletzung die Rede war, oft von der Strenge seines Urtheils überrascht wurde. Bei seinem Achtung gebietenden Aeußeren, seiner hohen fast athletischen Gestalt, seinem würdevollen Benehmen erschien er Manchen als stolz und hochmüthig. Jene Haltung galt indessen blos seiner amtlichen Stellung. Im heitern Kreise seiner Freunde oder bei den ihnen begegnenden Widerwärtigkeiten zeigte er sich ganz anders und Fremde, die nur den Staatsmann in ihm kennen lernten, würden sich gewiß nicht wenig gewundert haben, wenn sie ihm hier in traulichen Gesprächen zugehört hätten. Bei dem überwiegenden Hang seiner Seele zum Wohlthun und ihrer nie versiegenden Empfänglichkeit für die Drangsale Anderer, bei der großartigen Einfachheit der in seinen politischen, geschichtlichen und philosophischen Schriften niedergelegten Ansichten, bei dem Ernst und der hohen Wichtigkeit seiner täglichen Beschäftigungen hätte man meinen sollen, daß er auch wohl nur an ähnlichen Unterhaltungen gern Theil nehme. Und doch hat es vielleicht wenige Männer gegeben, denen in solchem Maase wie ihm die glücklichsten Zusammenstellungen, die scharfsinnigsten Unterscheidungen, die sinnreichsten Einfälle, kurz alle Waffen des anziehendsten, treffendsten Witzes augenblicklich zu Gebote standen. Bei dem Allen hat A. nicht ein einziges Mal in seinem Leben von diesen Waffen gegen die Tadler seiner Schriften, wie leicht auch solches ihm gewesen wäre, Gebrauch gemacht. Dies hing mit einem anderen Gegensatz in A.'s Charakter zusammen. Er liebte es nicht, von sich reden zu lassen und Andere mit sich zu beschäftigen und wenn er auch, aus Grundsatz, in seinen Schriften seinen Namen nicht verschwieg, so vermied er es doch stets, für seine Person Aufsehen zu erregen und die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Auch

hat er niemals eine Beförderung oder Auszeichnung für sich nachgesucht; mehrere aber hat er abgelehnt und wo er ihnen nicht ausweichen konnte, da schien er jedesmal in ihnen weniger eine äußere Ehrenbezeugung, als die Anerkennung einer Pflichterfüllung zu erblicken. Nie war eine Spur von Groll, noch weniger von Haß in seiner Seele zu finden; dagegen war die Freundschaft ihm stets und unter allen Umständen heilig. Er war für seine Untergebenen ein zugleich milder und gerechter Chef, welcher von ihnen die gewissenhafteste Erfüllung ihrer Pflichten verlangte, der aber auch die Treue, den Diensteifer, den guten Willen sowohl in den unteren, als in den höheren Stufen zu erkennen und zu erhalten wußte. Der Nepotismus war ihm bis in die tiefste Seele zuwider, so daß seine Verwandten und Freunde niemals amtlich von ihm bevorzugt wurden. In den Staatsausgaben befleißigte er sich der Sparsamkeit, was keinen geringen Gegensatz zu seiner persönlichen Freigebigkeit bildete. Auch diese Erscheinung findet ihre Lösung in dem bereits gethanen Ausspruche, daß er nicht sich, sondern Anderen lebte. Obgleich er keinen Luxus weiter kannte, als denjenigen, den seine Mildthätigkeit ihm zuzog, so hielt er doch auf Eleganz, bei welcher indessen weniger der innere Werth, als der Geschmack vorherrschen sollte und auch wirklich vorherrschte. Für die ihm von der arbeitenden Klasse geleisteten Dienste zahlte er immer mehr, als den gewöhnlichen oder verlangten Lohn und das von ihm ererbte bescheidene Vermögen, das man bei seiner amtlichen Einnahme, bei der grundsätzlichen Beschränkung seiner persönlichen Ausgaben, noch mehr aber bei den vielen Unterstützungen, die er den Empfängern oft unbewußt gewährte, für bedeutend halten mußte, hat sich nach seinem Tode, eben in Folge seiner großen Freigebigkeit, vermindert gefunden. Pünktlicher Gehorsam gegen die Staatsbehörde und genaue Befolgung der gesetzlichen Ordnung, andererseits aber kräftige Vertheidigung derselben, wo sie irgend bedroht sein möchte, betrachtete A. als durchaus unerläßliche Pflichten, weßhalb denn auch seine politischen Ansichten, besonders in früherer Zeit, oft gemißdeutet und falsch ausgelegt worden sind. Wenn A. der feste, unerschütterliche, entschiedene Verfechter der bestehenden Ordnung war, so erwies er sich nicht minder als der feste, unerschütterliche, entschiedene Freund und Beförderer der Freiheit, wenn sie nur auf gesetzlichem Wege nachgesucht

wurde. Das Ergebniß dieser Gegensätze und Charakterzüge, denen sich noch leicht andere hinzufügen ließen, mußte in dem hochgestellten Mann ein Gleichgewicht der Ansichten und Gesinnungen hervorbringen, welches kaum erklärlich sein würde, hätten sich seine so sehr über das gewöhnliche Maaß erhebenden geistigen Fähigkeiten einzeln in ihm vorgefunden. Eines blieb indessen in ihm bis zu seinem letzten Lebenshauche vorwaltend, nämlich das seltene Herz über den seltenen Geist. Was aber sein Herz füllte und leitete, war das religiöse Gefühl, der lebendige, ergreifende Gedanke, daß jeder Mensch, so gering er in der großen gesellschaftlichen Verkettung auch erscheinen mag, immer als ein von der Vorsehung in allgütiger Absicht der Erde anvertrautes Wesen betrachtet werden müsse, dessen Seele einer höheren Zukunft entgegengeht, in welcher ein Jeder von uns Rechenschaft über seine Thaten ablegen wird. Auch in seinen letztwilligen Verfügungen ist sich A. treu geblieben: anspruchslos und still sollte seine Hülle, zu den Füßen seiner Eltern, der Erde übergeben werden. Sein Wille ist geschehen, doch durfte da die Liebe nicht zurückbleiben und sie hat auf dem Kirchhofe diejenigen zusammengeführt, die im Gepränge der Welt nicht so frei ihren Thränen hätten den Lauf lassen können. — A. war dreimal vermählt, das erste Mal mit Marie Henriette Baudouin, das zweite Mal mit Louise Ferdinandine Molierà und seit dem J. 1836 mit Marie Flora, Marquise von Verquignieul, Hofdame im Haag, die ihn überlebt hat. Eine Nachkommenschaft sollte ihm nicht zu Theil werden, was ihn oft auf das Schmerzlichste berührte. — Seine Schriften sind: Discours prononcé à Rheinsberg en présence de S. A. R. Mgr. le Prince Henri, pour la bénédiction du mariage de Mr. d'A... et de Mme de K... Berlin 1791. — Sermons sur l'amour de la patrie, prononcés dans le Temple du Werder, à l'occasion des événemens politiques actuels. Ibid. 1793. (Von diesen Predigten, welche zwei an der Zahl waren, betraf die eine den Sieg bei Pirmasens und die andere: Sur les caractères de l'amour de la patrie, ist in den weiter unten angeführten, i. J. 1818 erschienenen 2 Bänden Predigten wieder abgedruckt worden.) — Oraison funèbre de S. A. R. le Prince Louis de Prusse. Ibid. 1797. — Mélanges de Politique et de Philosophie morale. Enthaltend: Aphorismes de droit naturel et de politique, und: Pensées détachées sur toutes sortes de sujets de

Philosophie morale. Ibid. 1801. — Considérations générales sur l'Histoire, ou Introduction à l'Histoire des révolutions du Systéme politique de l'Europe pendant les trois derniers siècles. Ibid. 1801. — Sermon sur le Jubilé séculaire de la Monarchie prussienne, prononcé dans le temple du Werder le 1er Janvier. Ibid. 1801. — Discours prononcé à l'occasion de Jubilé de Mr. Erman, Conseiller intime au Consistoire supérieur et Pasteur de l'Eglise du Werder. Ibid. 1804. — Discours prononcé au Château de Belle-Vue devant leurs Altesses Royales le Prince et la Princesse Ferdinand de Prusse, à l'occasion de leur Jubilé de cinquante ans de mariage, le 27 Septembre. Ibid. 1805. — Essai sur les grands Caractères. Lu à la séance publique de l'Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres de Prusse, le 7 Août. 1806. Ibid. 1806. — Mélanges de Littérature et de Philosophie. Paris 1809. 2 Bände. — Oraison funèbre de Louise, Reine de Prusse. Berlin 1810. — Eloge historique de J. B. Mérian, Secrétaire perpétuel de l'Académie des Sciences de Prusse. Lu dans l'assemblée publique du 24 Janvier 1810. Et Précis de ses Mémoires. Ibid. 1810. — Einige akadem. Gelegenheitsschriften: Denkschrift auf Ernst Ferdinand Klein, vorgelesen am 3. Juli 1812 in d. öffentl. Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften. — Etwas über die Philosophie d. Gesetzgebung, in derselben Akademie bei Gelegenheit der Aufnahme d. Hrn. v. Savigny in dieselbe vorgelesen. — Ueber wahre Größe, vorgelesen in der öffentl. Sitzung d. benannten Akademie am 24 Jan. 1812, z. Feier d. Geburtstags Friedrich II. Ebd. 1815. — Ein Bd. — Ueber Souveränität und Staatsverfass. Ein Versuch zur Berichtigung einiger polit. Grundbegriffe. Ebd. 1815. 2. Aufl. 1816. — Essais philosophiques, ou nouveaux Mélanges de Littérature et de Philosophie, damit verbunden sind: Elémens de Philosophie, ou Tableau analytique des développemens du moi humain. Paris et Genève 1817. 2 Bde. — Sermons de Fréderic Ancillon, prononcés dans l'Eglise réfugiée de Berlin. Berlin 1818. 2 Bde. — Ueb. d. Staatswissenschaft. Enthaltend: der Zweck d. Staats; die Form d. Staats; die bewegenden Principien des Staats. Ebendas. 1820. — Ueber Glauben u. Wissen in d. Philosophie. Ebend. 1824. — Nouveaux Essais de Politique et de Philosophie. Angehängt: Principes de droit politique sur le but, les formes et les ressorts du gouvernement. Paris 1824. 2 Bde. — Ueb. d. Geist der Staatsverfassungen und dessen Einfluß auf die

Gesetzgebung. Berlin 1825. — Essais de Philosophie, de Politique et de Littérature. 4 Vol. Paris 1832. (Enthalten die in den Mélanges de Littérature et de Philosophie, den Essais philosophiques und den Nouveaux Essais de Politique et de Philosophie befindl. Aufsätze von Neuem durchgesehen und verbessert.) — Die zwei größten amtlichen Reisen, die er in Begleitung seines ehemaligen Zöglings unternahm, waren die Feldzüge von 1813 und 1814. Am 20. Septbr. 1828 trat er als Begleiter des Kronprinzen die Reise nach Italien bis Neapel an. Er hatte eine ausführliche Beschreibung dieser letzteren angefangen, wurde aber an der Fortsetzung derselben durch überhäufte Geschäfte gehindert. Die Beschreibung seiner Reisen in den J. 1813 und 1814 fand sich hingegen in seinem Nachlaß in einem höchst anziehenden und lehrreichen Briefwechsel mit seiner ersten Gattin vor. Dieser für die Geschichte jener bewegten denkwürdigen Zeit so kostbare Schatz hat aber leider, so wie seine ganze Privatkorrespondenz nach des Verewigten ausdrücklichen Willen den Flammen geopfert werden müssen. Außerdem lieferte er Beiträge zum Journal littéraire de Berlin.

* 154. Dr. Michael v. Erdelyi,

der Arzneikunde Doktor, ordentl. Prof. der Anatomie u. Physiologie am k. k. Thierarzneiinstitute zu Wien, Mitglied der medicin. Fakultät das. u. mehrerer gelehrten Gesellschaften;

geb. d. 9. Juni 1782, gest. d. 21. Apr. 1837.

Wien ist sein Geburtsort. Sein Vater Franz Jos. v. Erdelyi war Doktor der Heilkunde und dem ungarischen Adel einverleibt, seine Mutter, Maria Anna, eine geborene Permittinger. Den ersten Unterricht erhielt er i. J. 1792 in der Josephstädter Hauptschule, vollendete in den J. 1793 — 1795 seinen Gymnasialkursus und begann das Studium der Philosophie im J. 1798 an der k. k. Universität zu Wien, wo er von dem Prof. Franz. Döttler und v. Metzburg den Unterricht in der Mathematik und Physik, von T. S. Larpe in der theoretischen und praktischen Philosophie, von Joseph Mayer in der Naturgeschichte und von Fr. Hammer in der Philologie erhielt. Nach glücklich zurückgelegten öffentlichen Prüfungen und erhaltenen guten Fortgangszeugnissen begann er i. J. 1801 das ärztliche Studium, das er i. J. 1811 beendigte und am 3. Juni 1813 die medicinische Doktorwürde sich erwarb. Durch die obersten medicinisch-

chirurgischen Studienbehörden hatte der Kaiser schon im J. 1812 verordnet, daß das k. k. Thierarzneiinstitut mit der Universität vereinigt werde und dieses so wichtige und für das Studium der Thierheilkunde in der österreichischen Monarchie höchst günstige Ereigniß ließ eine bedeutende Erweiterung dieser Lehranstalt hoffen. Da nun eben zu dieser Zeit der Professor H. F. B. Vietz, E.'s Lehrer der medicinischen Polizei- und gerichtlichen Arzneikunde, Direktor dieses Instituts war, so faßte E. den Entschluß, sich mit allem Eifer auf diese in alle ökonomischen Staatsverhältnisse eingreifende Wissenschaft zu legen und erhielt auch i. J. 1811 die Stelle eines k. k. Pensionärs. Durch volle drei Jahre unterzog er sich den angestrengtesten Studien dieser weit umfassenden Wissenschaft und zwar mit solchem Erfolge, daß ihm i. J. 1814 die Correpetitionen über die Anatomie und Physiologie übertragen wurden. Nun betrieb er mit noch erhöhterem Eifer dieses Studium und insbesondere die Zootomie und Zoophysiologie, daher er auch i. J. 1818 die Lehrkanzel der Anatomie und Physiologie der Hausthiere erhielt, welcher Stelle er bis zu seinem am oben genannten Tag erfolgten Tode vorstand. Sein Hang zur häuslichen Ruhe und Ordnung bewog ihn, sich im Jahr 1828 eine Gattin, geborene Dion zu wählen. — Als Schriftsteller finden wir ihn schon seit dem J. 1813 thätig, wo er seine Schrift: „Ueber d. Drüsenkrankheit, den Rotz u. Wurm des Pferdes" herausgab, von der i. J. 1834 eine 2. Auflage erschien. Im J. 1819 erschien: „Grundlinien der Knochenlehre d. Pferdes mit Berücksichtigung der Abweichungen bei den übrigen Haussäugethieren." Mit 3 Kupfertaf., das Zahnalter darstellend; davon erschien i. J. 1834 eine 2. Auflage. In den J. 1819—20 gab er seine „Grundlinien der Eingeweidelehre, Gefäß- und Nervenlehre der Haussäugethiere u. besonders des Pferdes heraus. Eine 2. Aufl. i. J. 1831. Sodann erschien „Versuch einer Zoophysiologie des Pferdes u. der übrigen Haussäugethiere" i. J. 1820 und eine 2. Aufl. im Jahr 1830. Dieses Werk wurde besonders von den meisten größern Thierheil- und Unterrichtsanstalten des Auslandes als Lehrbuch benutzt. Im J. 1827 erschien seine „Beschreibung der einzelnen Gestüte des österr. Kaiserstaates, nebst Bemerkungen über Hornviehzucht, Schafzucht und Oekonomie." Im Jahr 1829 folgte „die Muskellehre" und auch hiervon wurde eine 2. Aufl. im J. 1837 nöthig. Im J. 1831 erschienen seine „Beiträge

zur Beurtheilung d. äußeren Umrisse oder des sogenannten Exterieurs beim Pferde, nebst Berücksichtigung der Racen desselben. Dann über die Haut, Haare, Farben und Abweichungen beim Pferde, mit einer kolorirten Kupfertafel; dann eine Skizze des k. k. Thierarzneiinstituts in Wien und mit einer lithograph. Tafel, die Doberische Beschlagsmaschine darstellend." Hierauf erschien i. J. 1832 die von ihm veranstaltete „Umarbeitung der Pathologie u. Therapie" von Waldinger in 2 Bdn. Endlich i. J. 1835 „Anleitung zur Pflanzenkenntniß od. Botanik für den Landwirth und Thierarzt, Aerzte und Wundärzte," 2 Theile mit 2 Steindrucktafeln. Außerdem lieferte er zahlreiche Aufsätze zu den medicin. Jahrbüchern des k. k. österr. Staats. Einen großen Antheil endlich nahm der Abgeschiedene noch überdies an der Bereicherung des über 3000 Nummern starken anatomisch-physiologisch- und pathologischen Museums an dieser Lehranstalt, welches von jedem Kenner theils der Reichhaltigkeit, theils der Seltenheit wegen der daselbst aufgestellten Präparate mit größter Aufmerksamkeit besehen wird. Endlich wurde ihm auch im Jahr 1828 die Auszeichnung zu Theil, sich zum Mitgliede des landwirthschaftlichen Vereins des Großherzogthums Baden und im Jahr 1829 zum Mitgliede der schweizerischen Eidgenossenschaft ernannt zu sehen.

A. L. Buchmüller.
Doktor der Medicin u. Prof.

155. Günther Friedrich Carl,
Fürst von Schwarzburg-Sondershausen;

geb. den 5. Dec. 1760, gest. auf dem Jagdschloß „zum Possen" bei Sondershausen den 22. April 1837 *).

Er war der älteste Sohn des Fürsten Christian Günther und seiner Gemahlin Charlotte Wilhelmine, Prinzessin von Anhalt-Bernburg. Sein Körper war kräftig aber seine geistigen Anlagen wurden ganz vernachlässigt, denn seine Erziehung geschah — gelinde ausgedrückt — ohne alle Sorgfalt. In jenen Tagen hielt man es freilich für hinreichend, wenn ein Prinz, besonders der Erstgeborne, dessen Karriere sich von selbst

*) Nach dem Regentenalmanach, dem Conversationslexicon der neuesten Zeit u. Literatur u. d. Hanov. Zeitung. 1837. Nr. 118.

machte, in den gewöhnlichen Dingen unterrichtet war; denn das Regieren war damals, wo Staatskonstitutionen, Volksvertretung, Budget, Civillisten und dergleichen aus neuerer Zeit hervorgegangene Wörter und Begriffe unbekannte Laute waren, kein schweres Geschäft. Der Prinz wuchs auf, sich meistens selbst überlassen, umgeben von Personen, die eben nicht geeignet waren, seine Ausbildung zu fördern, seiner Denkungsart eine gute Richtung zu geben. Nur in sich selbst gebildeten und eben nicht gebildeten Cirkeln bewegte er sich, was sein ganzes Leben hindurch ihm anhing. Denn unter höhern, unter geistigen Menschen gefiel es ihm nie, wenn es ihm auch an richtigem Blick und scharfer Urtheilskraft nicht fehlte, welche herrliche Naturgaben bei sorgfältiger Ausbildung ihn höchst anziehend hätten machen können. Außerhalb Landes gefiel er sich eben so wenig, daher er sich auch niemals weiter als bis Leipzig entfernt hat. Nur im Umgang mit Einwohnern seines Wohnsitzes fühlte er sich behaglich, dutzte Jeden und genirte sich dabei eben so wenig, als er verlangte, daß Andere sich geniren sollten. Ein solches Benehmen eines Erbprinzen mußte in jener Zeit dem großen Haufen gefallen, um so mehr, da der Vater streng auf Etiquette und fürstliche Hoheit hielt. Herablassend benahm sich dieser zwar immer, wie man damals freundlich ertheilte Blicke gegen Niedere nannte, dabei aber stets sehr gemessen. Sein Hof umgab Glanz, erhöht durch eine zahlreiche Familie, von drei Prinzen, drei Prinzessinnen und der Familie seines Bruders, die, fast eben so stark, auch in Sondershausen lebte. Aber Alles das sagte dem Erbprinzen nicht zu. Er entfernte sich gern von dem Hofe des Vaters, der mißtrauisch und eingenommen gegen ihn war und lebte mehr für sich. Bald nach seiner Konfirmation wählte er zu seiner Wohnung ein in der Nähe des Schlosses liegendes Gartenhaus und zog nachher auf ein kleines Landgut in der Nähe von Sondershausen, Schersen genannt, dessen ländliche Einfachheit und Einsamkeit freilich einem an Glanz und Weichlichkeit gewöhnten Prinzen nicht genügt haben würde, dem unsrigen aber eben deswegen zusagte, da er daselbst, von den väterlichen Kritiken entfernt, Spielraum für seine aus Geschäftslosigkeit entspringenden Neigungen fand. Bei dem spärlichen Jahrgehalte, der ihm von seinem ökonomischen Vater ausgesetzt worden war, gerieth er oft in Verlegenheit und wurde dadurch mit den Sorgen bekannt, die einen Pri-

vatmann oft drücken, wenn die Einnahme nicht zur Dekkung der wirthschaftlichen Bedürfnisse zureichen will. So, ehelos und ungenirt ins beste Mannsalter eingerückt, kam er zur Regierung im J. 1794. Seine ersten Maasregeln erweckten günstige Erwartungen, da er die Mißbräuche, die unter der vorigen Regierung so viele Beschwerden veranlaßt hatten, sogleich aufhob. Während früher durch den Hofjuden Herz offenkundig der schamloseste Aemterhandel war getrieben worden, zeigte der Fürst gleich beim Antritt seiner Regierung, daß er nur dem Verdienst Anspruch auf Beförderung zugestehen wollte. Im Uebrigen bewirkte der Regierungsantritt keine Veränderung bei ihm, wie dies gewöhnlich in Hoffällen geschieht. Das gewohnte Leben wurde fortgeführt und den zugethanenen Neigungen in größerer Ausdehnung gehuldigt. Sein liberales, ohne Zwang und zutraulich sich hingebendes Benehmen blieb das bisherige und gewann ihm die Herzen aller Bürger. Weniger behagte dies dem hohen Adel, der sich unter des Vaters Regierung behaglich in den Strahlen der ihn belebenden Hofsonne gefühlt hatte und jetzt, wo es eigentlich gar keinen Hof mehr gab, seine ganze Unbedeutendheit ohne Hof bitter fühlte. Von den Regierungsgeschäften ließ der junge Fürst sich nicht drücken. Einige gute Köpfe besorgten das. Es war ja überhaupt vor einem halben Jahrhundert wenig dazu nöthig, solch kleines Land zu regieren, das nur aufgezogen zu werden brauchte wie eine Uhr, um im alten Gleise ruhig fortzugehen. Als der Fürst zur Regierung kam, waren noch zwei Brüder und ein Vetter von ihm da. Von den Ersten lebt noch jetzt, in Arnstadt, der Jüngere, ein Prinz, der sich unter seinen Brüdern von jeher durch Bildung, feines und sittiges Benehmen auszeichnete. Der Stamm des Hauses hatte daher noch drei kräftige Nebenzweige. Dessenungeachtet drangen Gutgesinnte in den Fürsten, sich zu vermählen und nach dem Wunsch des Landes die scheinbare Freiheit des ehelosen Standes mit dem des glücklichen Hausvaters zu vertauschen. Lange vergebens, benutzten diese endlich ein Schisma, das in seinen bisherigen häuslichen Verhältnissen entstanden war und der Fürst wurde durch Zureden erstarkt, sich plötzlich und in größter Schnelle diesen zu entreißen und seine Bereitwilligkeit zu einer legitimen Vermählung zu erklären. Mit möglichster Eile wurde die Ausführung dieses höchst erwünschten Entschlusses betrieben und kaum waren acht Tage

verflossen, so führte der Fürst, als seine Gemahlin, eine Prinzessin von Rudolstadt dem hocherfreuten, jubelnden Sondershausen zu. Der Jubel des Landes verdoppelte sich, als dem Fürsten eine Tochter — die jetzige Fürstin zur Lippe — und steigerte sich zur höchsten Freude, als im September 1801 ein Sohn — der jetzige Fürst — ihm geboren wurden. Hiermit schloß sich aber leider auch das so sehnlich herbeigewünschte und glücklich begonnene Familienleben des Fürsten. Die Mutter beider Kinder verließ mit diesen Sondershausen, nahm ihren Wohnsitz zuerst bei ihren Verwandten in Rudolstadt, seit 1816 jedoch in dem zu diesem Behufe neu eingerichteten Schlosse zu Arnstadt, kam nie mehr nach Sondershausen zurück und lebt noch jetzt in Arnstadts Mauern, geliebt und hochgeachtet von Jedem. Zu dieser Trennung gaben wiederkehrende frühere Verhältnisse, die den Fürsten von Neuem umgarnten, mit denen zarte Weiblichkeit sich aber nicht einen konnte, die Veranlassung und der schöne Traum einer neuen sittigen Aera, der dem Jubeleinzuge der Fürstin wie eine Lichtwolke überschwebte, zerrann. Der Krieg hemmte seit 1806 vielfach die Fortschritte der angefangenen Verbesserungen der Verwaltung. Das Land hatte gleich nach der Schlacht bei Jena schwere Drangsale zu erdulden und nach dem Beitritte zum Rheinbunde mußte seit 1808 der Fürst, wie mehrere kleinere Bundesfürsten, sein Kontingent, das zuerst nach Spanien geschickt wurde, mehrmals ergänzen. Im November 1813 entsagte er dem Rheinbund und nahm alsbald Theil an dem Kampfe gegen Frankreich. Nach der Stiftung des deutschen Bundes gelang es dem Fürsten, die lästigen Lehensverhältnisse, in welchen das Land früher mit den sächsischen Häusern stand, durch einen Vergleich mit Preußen, das durch die Erwerbungen von Thüringen in die Rechte des Königreichs Sachsen getreten war, völlig zu lösen. Für die innere Verwaltung wurde, besonders seit dem Frieden, durch die persönliche Mitwirkung des Fürstens viel Erfreuliches geleistet. Die Verbesserungen der kirchlichen Angelegenheiten, bei welchen vorzüglich der Superintendent Cannabich wirkte, wurden mehr durch vorbereitende Belehrung eingeführt, als durch Verordnungen befohlen und sie haben viele wohlthätige Früchte für das kirchliche Leben in dem kleinen Lande getragen. Wie 1821 aus dem Kirchengebete die herkömmlichen Titel des Fürsten und alle belobenden Beiwörter entfernt wurden, so

ward auch der Wortschwall des steifen Kanzleistyls verbannt und die Sprache der Gerichte gereinigt. Die Rechtspflege wurde verbessert, die Finanzverwaltung strenger Aufsicht unterworfen und der Staatshaushalt so gut geordnet, daß die Landesschulden, die sich (mit Ausschluß der Kammerschulden) 1815 auf mehr als 273,000 Rthl. beliefen, nach zehn Jahren bis auf ungefähr 45,000 Rthl. getilgt waren. Auf die Verbesserung der Landwirthschaft wirkte das Beispiel der musterhaften Bewirthschaftung der Kammergüter. Die Geschlechtsvormundschaft der Frauen wurde 1826 aufgehoben. Die neue Gesindeordnung zeichnete sich vor den Gesetzen vieler andern Länder aus. Für die Verbesserung der Schulen, die schon vor dem Kriege begonnen hatte, wurde in neuern Zeiten durch die Errichtung einer Schulkommission gesorgt. Die Armenpflege wurde seit 1820 durch Anlegung von Armenkassen in allen Gemeinden erleichtert. Die Waisen wurden den Waisenhäusern entnommen und in Familien untergebracht. Wie der Fürst schon in jüngern Jahren gern an Volksfesten Theil nahm, so verlor sich auch nach seinem Regierungsantritt diese Neigung nicht. Im Genusse dieser und der Freuden der Jagd, des Schießens nach Zielen und später des Theaters durchlebte er nun seine Zeit. Das Vogelschießen in Sondershausen erhob er mit großer Freigebigkeit zu hohem Glanz und Feste für die ganze Umgegend. Die musikalischen Unterhaltungen in einem unter dem Schlosse liegenden Walde, Loh genannt, waren berühmt, denn selbst großer Musikfreund, selbst Ausübender auf mehreren Blasinstrumenten, hatte er ein treffliches Musikkorps. Aus nah und fern zog dieser öffentliche, kostenfreie Musikgenuß vielen Besuch herbei und fröhlich war der Fürst, wenn die Menschenmasse recht groß war, unter der er sich, sein Pfeifchen dampfend, stets ungenirend und ungenirt bewegte. Eben so liberal spendete er den Genuß des Theaters. Der Eintritt war frei für jeden Bewohner des Landes. Sein Liberalismus gestattete Anfangs sogar Jedem, die Freuden des Theaters rauchend zu genießen, was jedoch späterhin, wegen zu großen Mißbrauchs, wegfiel. Leider wurde der Genuß des Theaters, den er sich klüglich für das Alter aufgespart, in den unruhigen Fieberanfällen neuester Zeit, die das Ländchen auch mitmachte, ihm bitter zerstört. Er war genöthigt, es aufzulösen. Die Hauptursache der Unzufriedenheit lag in dem Mangel einer landständischen Ueberwachung.

des Staatshaushalts und es waren die Bürger zu Arnstadt, die im September 1830 jener Unzufriedenheit Worte gaben. Der Fürst machte darauf bekannt, daß er, eingedenk seines fürstlichen Worts und seinen bei dem Eintritt in den deutschen Bund übernommenen Verpflichtungen, beschlossen habe, Landstände zu bilden und alsbald zusammenzuberufen. Im November 1830 verfügte eine Verordnung die Ausarbeitung des Entwurfs einer Verfassungsurkunde; doch genügte der dargebotene Entwurf nicht den Erwartungen, die jene Erinnerung an die 15 Jahre früher übernommenen Verpflichtungen erwecken mußte, da den Ständen keineswegs die Rechte gewährt wurden, welche die damaligen Verhandlungen als das Mindeste bezeichneten, das Landständen gewährt werden sollte. In Folge einer erneuerten unruhigen Bewegung in Sondershausen trat der Fürst (1835) ab vom Schauplatz und überließ die Regierung seinem Sohn. Tiefer in die Geschichte dieser Tage der Leidenschaften und des aufgeregten Interesses einzugehen, möchte hier der Ort nicht sein. Wohl allen dabei Thätigen, wenn kein innerer Vorwurf am Sarge des Erblichenen sie drückte, wenn nicht leise eine Stimme ihnen zurief, Pflichten ganz bei Seite gesetzt zu haben, welche dem guten Menschen die heiligsten sein sollen und müssen, „so lange er lebt auf Erden.“ Ueberhaupt ward dem Fürsten in seinen letzten Lebensjahren kein Dank für die großen Wohlthaten, mit denen er Viele, sehr Viele, man kann sagen: überschüttete; nicht wurde er ihm für Förderung, für Emporheben, für Beweise von Herzensgüte und Gnade, wie er es erwarten konnte. Es ging ihm, wie allen gutmüthigen Herzensmenschen, die gern geben, gern erfreuen, lieber für zu gut als für zu schlecht die Mitmenschen halten und am Ende sich getäuscht sehen und nur Undank erhalten. Er zog sich zurück auf ein kleines Schloß, drei Stunden von Sondershausen, bei dem Orte Ebeleben gelegen, wo er früher schon stets gern weilte. In stiller, ja, wohl einsamer Abgeschiedenheit lebte er hier, von einigen Dienern nur umgeben, kränkelnd an Altersschwäche und fühlend, daß Alles eitel sei und Undank nur am Abend seines Lebens ihm werde. Wer möchte es ihm verdenken, daß er nun niemals wieder nach Sondershausen kam, nie wieder den Ort, wo er das Lebenslicht erblickte, wo er der Freuden Viele gespendet hatte, sehen wollte, selbst wenn er auch überzeugt war, daß dort Mancher noch im Stillen treu und ergeben ihm blieb, sehnsüch-

tig ihn zurückwünschte. Auch nicht seine Hülle sollte hier ruhen bei den Ahnen des Hauses, auch diese sollte Sondershausen nicht wiedersehen, so beschloß er in jenen unruhigen Tagen und nahm dem Sohne das Wort ab, ihn dereinst in der Gruft unter der Kirche Ebelebens nieder zu legen, wie auch geschah. Von allen Genüssen und Freuden des Lebens begleiten allein die geistigen, die, welche wissenschaftliche Ausbildung verschaffen, den Menschen bis ans Grab, während Andere früher schon ihn verlassen und wohl dem Manne, der im Laufe heiterer Tage für die spätern oft sehr umtrübten solchen Nahrungsstoff sammelte. Leider konnte der Fürst sich solcher Genüsse nicht erfreuen, denn nie hatte man sie ihn in der Zeit der Bildung kennen gelehrt und ein günstiger Umstand war es noch für ihn, nicht zu wissen, was er an ihnen entbehrte. Seine Zeit verbrachte er in Einförmigkeit, machte nur kleine Jagdpartieen um Ebeleben und sah zuweilen seine drei kleinen Enkel bei sich, was ihm immer große Freude war. Im Jahr 1837 begab er sich von da weg nach dem Jagdhause „zum Possen," das eine Stunde von Ebeleben mitten im einsamen Walde liegt und bei welchem sich der in weiter Ferne sichtbare Possenthurm erhebt. Hier erreichte er das Ziel seiner Tage. Sonnabends am 22. April, früh um 2 Uhr, entschlummerte er ganz ruhig im Beisein des Arztes und eines Kammerdieners. Schon Tags darauf wurde die Leiche nach Ebeleben abgeführt, begleitet von Gendarmerie, drei Stallmeistern und einigen Herrn des Hofs. In den Dörfern, durch deren Fluren der Weg führte, ertönten die Glocken von den Thürmen und Landmiliz war aufgestellt. Mittags war der Zug in Ebeleben. Ueber die Zugbrücke wurde der Sarg von zwölf Grenadieren in das Schloß getragen und hier in dem dazu dekorirten Zimmer auf einem Katafalk niedergesetzt, den ein Baldachin mit des Erblichenen Bild überragte. Montags Abends war es dem Publikum einige Stunden lang vergönnt, die Leiche zu sehen, der zur Seite die Oberhofchargen standen. Auch noch Dienstags Morgens geschah dies. Von Sondershausen hatten sich indessen die Mitglieder des Ministeriums, die aller Oberbehörden, einige Vasallen, der Stadtrath, der Bürgervorstand, der ganze Hofstaat, die Bürgergarde und die Hofjägerei eingefunden. Als um 10 Uhr auch der regierende Fürst angekommen war, erfolgte die Beisetzung. Dem Sarge voran gingen die Mitglieder der Kollegien und die obe-

ren Hofchargen. Den Sarg trugen, so hatte es der Entseelte selbst gewollt, 24 Grenadiere. Zur Seite gingen der Arzt, der Magistrat und die Stadtverordneten von Sondershausen. Das Ministerium, die Vasallen, Offiziere der Bürgergarde, die Forstbedienten und die Hofdienerschaft folgte dem Sarge. Gendarmerie und die Landmiliz von Ebeleben war aufgestellt. Am Haupteingang des Schlosses trat der tief trauernde Sohn, dem Sarg unmittelbar folgend, in den Zug, der sich nun durch das im äußern Schloßhof aufgestellte Linienmilitär unter Trauermusik und dem Geläute der Glocken nach der Kirche des Orts bewegte. An der Thür des Gotteshauses geleitete die Geistlichkeit den Sarg auf den da aufgerichteten Katafalk. Ein Lied ward gesungen, dann vom Prediger des Orts Worte der Liebe und des Andenkens über den Erblichenen gesprochen und nun bei sanfter Begleitung der Orgel der Sarg in die Gruft hinabgeleitet. Tiefe Stille ruhte auf den von Schmerz und Trauer ergriffenen Gegenwärtigen, deren Gefühle Thränen nur kund gaben, Thränen um den, der bei allen Schwächen doch ein guter, braver und im Andenken Tausender fortlebender Regent war.

156. Christian Friedrich Kuffler,

Stadtforstrath, Instrumentmacher und Messerschmiedemeister zu Frankfurt an der Oder;

geb. den 1. Juli 1778, gest. den 24. April 1837 *).

Er war in Frankfurt an der Oder geboren, wo sein Vater Messerschmiedemeister war. Seine Bildung erhielt er in der dasigen Oberschule und kam in seinem vierzehnten Jahre zu einem Buchbindermeister in die Lehre. Doch als nach einem Jahre sein älterer Bruder starb, hatte er demselben auf dem Sterbebette versprechen müssen, des Vaters Handwerk zu erlernen, um demselben bei heranrückendem Alter Erleichterung und Hülfe leisten zu können. So trat er denn nun an der Stelle seines Bruders in das Geschäft des Vaters. In seinem achtzehnten Jahre reiste er nach Berlin, um sich in der Werkstatt des Hofmesserschmiedemeisters für seinen Beruf noch mehr zu befähigen. Von hier ging er nach Dresden, wo er jedoch nicht lange verweilen konnte, weil eine schwere Krankheit des Vaters ihn zur schleunigen

*) Frankfurter patriotisches Wochenblatt 1837. Nr. 18.

Rückkehr nach Frankfurt nöthigte. Hier stellte er sich an die Spitze des Geschäfts und Hauswesens seines Vaters, der noch einige Jahre lebte. Von 10 Kindern war unser K. das Einzige, das den Vater überlebte. Im J. 1801 verheirathete er sich mit Sophie Büttner, Tochter des dasigen Bürgers und Handschuhmachermeisters Büttner, die ihm vier Kinder gebar, welche aber alle im zarten Alter gestorben sind. Sie folgte zweien ihrer Kinder im Jahr 1805 in die Ewigkeit. Da ihm sein Geschäft, das sich durch Fleiß und Betriebsamkeit sehr ausgebreitet hatte, nicht gestattete, das Hauswesen mit der gehörigen Sorgfalt zu leiten, so verheirathete er sich im Jahr 1808 zum zweiten Mal mit Charlotte Sommer, der Tochter des Maurermeisters Sommer zu Zielenzig. In dieser Ehe wurden ihm 9 Kinder geboren, von welchen noch fünf am Leben sind, ein Sohn, der des Vaters Geschäft fortsetzt und 4 Töchter, von welchen die älteste an den Justizaktuarius Schulz in Küstrin und die zweite mit dem Subrektor Kutschbach zu Landsberg a. d. W. verheirathet ist. K. zeigte sich bei einem innigen und tiefen Gefühl in allen Lagen seines Lebens ruhig, gefaßt und voll kindlicher Ergebung in Gottes Willen. Das bewies er besonders im Jahr 1805, das für ihn ein böses Jahr wurde, denn in demselben starben ihm sein Vater, seine Gattin und die beiden einzigen Kinder, welche die Mutter überlebt hatten. Dann kam die traurige Zeit der französischen Invasion, in welcher er alle Lasten, Sorgen und Bedrängnisse einer verhängnißvollen Zeit mannhaft trug. Sein biederer, rechtlicher Sinn, sein heller Verstand und sein praktisches Talent hatten ihm das Vertrauen und die Achtung seiner Mitbürger erworben und seine Thätigkeit wurde schon früh bei verschiedenen städtischen Angelegenheiten in Anspruch genommen. Nach der Einführung der Städteordnung ward er 3 Jahre lang Armenpfleger, dann Stadtverordneter, Mitglied der Schuldeputation, 12 Jahre lang Forstdeputirter und seit 1830 städtischer Forstrath. Dieser Stelle widmete er fast alle Zeit und Kräfte mit einer Treue und Hingebung, die auf die eigene Wohlfahrt gar keine Rücksicht nahm. Als seine Gesundheit schon sehr angegriffen war und ein verdächtiger Husten auf sein Brustübel hindeutete, verweilte er doch noch Tagelang in den Forsten, auch bei nasser, kalter und stürmischer Witterung. Dadurch ward die Schwindsucht beschleunigt, die so früh seinen Tod herbeiführte.

157. Gottfried Konrad Hecht,

Geh. Regierungsrath in Potsdam;

geb. den 12. Juni 1771, gest. den 25. Apr. 1837 *).

In Halberstadt geboren, genoß er den Unterricht des damals schon berühmten Gymnasiums; seine Erziehung wurde jedoch erst in Hamburg vollendet, wo er einen Oheim, den königl. preuß. Geheimenrath und Residenten v. Hecht beerbte. Ihm waren die Schranken einer einseitigen, zunächst auf einen bestimmten Berufskreis gerichteten Ausbildung zu enge. Aber so sehr ihn auch seine günstige Lage und die Organisation seines Geistes und Körpers in den Stand setzte, seinen Durst nach Weltanschauung zu befriedigen und die Freuden der Jugend und des Lebens zu genießen, so war ihm Kenntniß der Natur, der gesellschaftlichen Institutionen der Völker und ihrer Leistungen in Wissenschaft und Kunst doch immer ernster und höherer Zweck, nach welchem er trachtete. Ein freies und heiteres dahin gerichtetes Streben ist bis an seinen Tod die Grundlage seines Lebens geblieben. Nach Beendigung der Universitätsstudien in Halle und Göttingen begann H. seine geschäftliche Laufbahn im November 1794 als Referendarius bei der damaligen kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer in Berlin. Seine Kenntnisse, die er unablässig zu vermehren bemüht war und sein schnell sich entwickelndes praktisches Talent würden ihm in dieser Laufbahn den Weg zu schnelleren Fortschritten gebahnt haben, wäre es ihm mehr darum zu thun gewesen und hätte er sich nicht, mit seltener Resignation und Uneigennützigkeit eine freiere Stellung und einen größeren Spielraum der Bewegung zu erhalten gesucht. Seine Neigung, fremde Länder und Völker zu besuchen, vermochte ihn schon als Referendarius, daß er sich im J. 1802 dem damaligen Landrathe, jetzigen Oberpräsidenten v. Vincke, auf dessen Geschäftsreise nach Spanien, um die dortige Schafzucht kennen zu lernen und die inländische durch Veredlung spanischer Schafe zu verbessern, als Freiwilliger anschloß, wo er nichtsdestoweniger sich für den amtlichen Reisezweck, dem die preußische Landwirthschaft einen so großen Impuls und so wohlthätige Folgen verdankt, auf das Eifrigste interessirte und nützlich machte. Im J. 1804

*) Außerord. Beilage zur Allgem. Zeitung. 1837. Nr. 386. 387.

wurde er nach bestandener Prüfung als Assessor bei der kurmärkischen Kammer angestellt und im Jahr 1809 bei der neuen Organisation dieser Behörde, als Regierung, in Potsdam zum Rath und Mitgliede derselben befördert. Von nun an war es sein Wunsch und Wille, nur diesem Kollegium, welches ihm als Schule seiner Entwickelung und durch engere freundschaftliche Verhältnisse zu vielen seiner Mitglieder lieb geworden war, ferner anzugehören und dieser Wille bewährte sich dadurch, daß er i. J. 1816 bei der damals errichteten, späterhin wieder aufgelösten Regierung in Berlin zum ersten Rath ernannt, schon in demselben Jahre diese Stellung und eine damit verbundene Gehaltsverbesserung aufgab, um wieder in die frühere zurücktreten zu können. Was er in seinen Amtsverhältnissen durch strenge Gewissenhaftigkeit und Ordnung, durch unerschütterliche Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit, durch fördernde Arbeitsamkeit und überhaupt durch den Einfluß seines hellen Geistes, seiner vielseitigen Bildung und seines wohlwollenden Herzens gewirkt hat, beruht in der Erinnerung derer, die ihm nahe gestanden haben, ist aber auch höheren Orts gewürdigt und dankend anerkannt worden, indem er 1825 von dem Könige zum Geheimen Regierungsrath ernannt und ihm im Jahr 1832 der rothe Adlerorden 3r Klasse verliehen wurde. Angeregt durch jede neue Entdeckung und Erweiterung des menschlichen Wissens, durch jede größere Erscheinung des sittlichen und politischen Lebens, für seine intellektuellen Bedürfnisse und Erholungen kein Opfer scheuend und die Kunst verstehend, selbst weite Reisen mit Hülfe der zugenommenen Erleichterung der Kommunikationsmittel in das kürzeste Zeitmaas zusammenzudrängen, wußte er es ohne Hintansetzung seiner Dienstpflichten möglich zu machen, daß er fast jährlich einen Ausflug in das Ausland unternehmen konnte, von dem er mit Erfahrungen und Beobachtungen bereichert und neu gestärkt wieder zurückkam. So ist von Spanien bis zu den slavischen Ländern, von Sicilien bis nach Lappland und den Orkneyinseln hin kein europäisches Land ihm fremd geblieben, viele hat er mehrmals besucht und sich auch die Hauptsprachen derselben zu eigen gemacht. Diesen Reisen, deren Ausbeute noch durch eine umfassende Belesenheit vermehrt wurde und seinen Kenntnissen, besonders in der Botanik, verdankt er eine ausgebreitete Bekanntschaft mit den bedeutendsten Repräsentanten dieses Fachs

und andern namhaften Männern, nicht blos in Deutschland, sondern auch in England, Frankreich und andern Ländern. Seine Vorliebe für die Botanik schrieb sich schon von Hamburg her. Ohne je darin Unterricht genossen zu haben, erlernte er diese Wissenschaft durch Selbststudium aus Büchern, vorzüglich aber durch den Umgang mit Botanikern und durch Naturanschauung. Wenn er auf seinen Reisen in eine Stadt kam, war die erste Frage: ob ein botanischer Garten vorhanden sei und wenn dies der Fall war, richtete er seinen ersten Gang dahin. Kein botanischer Garten, meinte er, sei so unbedeutend, daß man nicht etwas daraus lernen könnte. Sein offenes, heiteres, freundliches Wesen machte ihn, nebst seiner Sachkunde, bei allen Botanikern, die ihn kennen lernten, beliebt und erwarb ihm Hochachtung und Theilnahme, selbst bei Männern vom ersten Rang in der Wissenschaft, wie Rob. Brown und Hooker. Ohne auf botanische Gelehrsamkeit Ansprüche zu machen, hatte er sich doch einen treffenden Blick erworben, erkannte rasch und schnell eine Menge Pflanzen. Der Dr. Klotsch hat ihm zu Ehren eine Pflanzengattung aus der natürlichen Ordnung der Bromeliaceen Hechtia genannt und sagt im Anfang ihrer Beschreibung (Otto's und Dietrich's Gartenzeitung, 3. Jahrg. 1835. p. 401.): „er widme diese Pflanze dem Geheimen Regierungsrath H., einem Manne, der seine Mußestunden lediglich der Botanik geweiht, eine Anzahl botanischer Expeditionen unterstützt, selbst fast ganz Europa aus Liebe zur Botanik bereist habe und dadurch zu einem ausgezeichneten Herbarium gelangt sei, aus welchem er mit der größten Liberalität mittheile und so indirekt mehr für die Botanik thue, als Viele auf direktem Wege vermögen.“ Mehrere in- und ausländische Gesellschaften und Vereine hatten ihn als Mitglied aufgenommen und bis zum letzten Jahre seines Lebens nahm er, wenn es der Zustand seiner Gesundheit irgend verstattete, Theil an den jährlichen Versammlungen der Naturforscher. Was er wußte, gab er einem Jeden her, welchem damit gedient war; die Beobachtungen und Ergebnisse seiner Reisen legte er in den Briefen an seine Freunde nieder oder sparte sie für die mündliche Unterhaltung auf, die mit ihm dadurch um so anziehender wurde. Daß er durch Geist, Gewalt über die Sprache und Stoffreichthum gleich dazu befähigt, dennoch nie als Schriftsteller aufgetreten ist, liegt in der großen Bescheidenheit, mit der

er sich selbst und seine Leistungen beurtheilte und daß ihm alle Sucht, sich vorzudrängen und zu glänzen, auch im schriftstellerischem Wege von ganzer Seele zuwider war. Der vorwaltende Charakter seiner Natur bestand in heiterer behaglicher Empfänglichkeit für alles wahre Gute und Schöne, wie sie nur aus dem glücklichen Gleichgewichte bedeutender intellektueller Kräfte und des reichsten Gemüths hervorgehen konnte. Selbst unter dem Drucke körperlicher Leiden, bei anscheinender Verstimmung und Abspannung erlosch diese Empfänglichkeit nicht. Sie bürgerte ihn, wenn er auch den ehelosen Stand für sich selbst vorzog, in die Familien seiner Angehörigen und Freunde ein mit der wärmsten Theilnahme für Alt und Jung und benahm ihn jene Schroffheit, die den Einzelnstehenden im Alter häufig abstoßender zu machen pflegt. Bei einem so seltenen Vereine von Eigenschaften des Verstandes und Herzens, die ihn als Beamten und Menschen gleich achtungswerth machten, war er eine Zierde des Kollegiums, dem er angehörte und ein Kleinod für seine Freunde.

158. Leopold Engelke Hartwig *) v. Plessen,

großherzogl. mecklenburg-schwerinscher Geheimerathspräsident und Staatsminister zu Schwerin, des kaiserl. österr. Leopold- u. des königl. dän. Danebrogordens Großkreuz, Ritter des königl. preuß. rothen Adlerordens 1r Kl. in Diamanten rc.;

geb. den 21. Jan. 1769, gest. den 25. Apr. 1837 **).

v. Plessen ward geboren zu Raden unweit Güstrow, einem der Güter seines Vaters, Hauptmann v. Plessen. Seine Mutter (später in zweiter Ehe dem Landrathe v. Vieregg auf Steinhausen vermählt) war gleichfalls eine geborne v. Plessen und somit gehörte er von mütterlicher wie von väterlicher Seite einer eben so alten, als verdienstreichen Familie an, deren namentlich die mecklenburgische Geschichte schon auf ihren frühesten Blättern oft und ehrenvoll Erwähnung thut. Mit seinen Geschwistern (drei Brüdern und drei Schwestern, unter welchen er der dritte an Alter war) empfing er seine erste Bildung durch Hauslehrer und konnte schon in einem Alter von $16\frac{1}{2}$ Jahren unmittelbar aus dem

*) Gewöhnlich bediente sich der Verstorbene nur des ersten und des dritten dieser Vornamen.
**) Freimüthiges Abendblatt 1838. Nr. 1008.

Vaterhause zum akademischen Studium übergeben. Es war die Universität Rostock, auf welcher er dasselbe begann und wo er, der philosophischen Fakultät durch deren Dekan H. V. Becker als „bonarum artium et linguarum studiosus" zugeschrieben, von Michaelis 1785 bis Ostern 1787 die geeigneten Vorlesungen besuchte. Hierauf begab er sich (im April 1787) nach Göttingen. Dort hörte er unter andern bei A. L. Schlözer Statistik, Politik und ein Zeitungskollegium; bei G. F. v. Martens europäisches Völkerrecht, Staatsrecht der europäischen Reiche und praktische, mit Lieferung von Aufsätzen verbundene Vorlesungen über das Völkerrecht; bei J. S. Pütter Reichsgeschichte und deutsches Staatsrecht, wie er auch an den praktischen Lehrstunden desselben durch Uebung in mündlichen Vorträgen und schriftlichen Relationen Theil nahm. Gab sich einerseits in der Wahl dieser Lehrer und Lektionen schon damals seine Neigung für die publicistische und diplomatische Laufbahn, auf welcher er später einen so großen Ruhm ernten sollte, mit Entschiedenheit zu erkennen, so bezeugen auch andererseits die Zeugnisse jener berühmten Docenten, daß er ein nicht minder entschiedenes Talent für dieselbe schon damals beurkundet und mit dem rüstigsten Fleiße, mit dem günstigsten Erfolge die nöthigen Vorbereitungsstudien betrieben habe. Nach Vollendung eines vierjährigen Universitätskursus suchte er eine Anstellung bei der königl. kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer in Berlin nach. Dieselbe erfolgte unterm 5. Januar 1790 und es fehlt nicht an Zeugnissen, daß der junge Referendarius seinem Titel durch mannichfache Arbeiten Ehre zu machen wußte. Indessen, mochte nun doch die specielle Beschaffenheit dieses Wirkungskreises ihm bei näherer Bekanntschaft nicht zusagen oder trieb es ihn, noch weitere, freiere Bildungswege zu durchmessen, ehe er überhaupt innerhalb fester, bestimmter Verhältnisse sich begränzen ließe; oder richtete vielleicht die Liebe zur Heimath den Blick seiner Wünsche auf den vaterländischen Staatsdienst: genug, wir sehen unmittelbar von Frankfurt aus, wohin er, wie mehrere andere junge Männer von Stande, im Gefolge der preuß. Gesandtschaft zur Krönung Kaiser Leopold's II. (im Herbst 1790) sich begeben hatte, seine Entlassung aus preuß. Diensten erbitten und erwirken. Nachdem er sodann einige Zeit auf Reisen zugebracht hatte, ließ ihn sein Eifer, im deutschen Staatsrecht und für die Diplomatie sich aus-

zubilden, einen längeren Aufenthalt in Regensburg machen, welches zu der Zeit für diese Art von Bildung eine treffliche, viel besuchte Schule war. Das J. 1793 aber führte ihn in den Dienst seines Heimathlandes ein, indem er unterm 11. März von dem Herzoge Friedrich Franz *) als Auditor bei der Kammer mit dem Charakter eines Drosten angestellt ward. Dieser Anstellung folgte am 10. Sept. 1796 die Ernennung zum herzogl. Kammerherrn, nachdem er in demselben Jahre bei der Theilung des väterlichen Nachlasses das Gut Vogelsang erworben hatte, welches er jedoch verpachtete und auch später immer in Pacht ließ, bis er kurz vor seinem Tod es verkaufte. Gleich nach Empfang des Kammerherrnpatents trat er eine größere Reise durch England, Frankreich, das stürmisch bewegte, und Oesterreich an. Die Rückkehr erfolgte im Jahr 1798 und nunmehr hielt sich v. P. meistentheils am herzogl. Hoflager auf, weil schon damals der Herzog eine besondere Zuneigung für ihn zeigte, weshalb er seinen fürstlichen Gönner auch auf mehreren Reisen, z. B. nach Schlesien, begleiten mußte: eine Zuneigung, welche allmälig zu einer wahren, zwischen Herrschern und Dienern so seltenen, alle Wechselfälle der Zeiten treu überdauernden Freundschaft sich entwickeln sollte. Allein diesen, wenn gleich angenehmen und freundlichen, doch engen und beschränkten Verhältnissen ward er zu einer umfassendern, großartigern Wirksamkeit durch das Jahr 1802 entführt. Das Vertrauen seines Fürsten berief ihn nämlich unterm 15. Mai zu dem eine Zeit lang unbesetzt gewesenen Posten eines herzogl. Komitialgesandten bei der Reichsversammlung zu Regensburg, eine Stelle, welche bei der damaligen politischen Konstellation mehr als je nicht blos Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit des Charakters, sondern auch klare Einsichten und besonnene Umsicht dringend in Anspruch nahm. Zugleich ward ihm vom strelitzischen Hofe dessen Vertretung bei der Reichsversammlung übertragen. Ehe er aber den neuen Schauplatz seiner Thätigkeit betrat, gründete er sich ein häusliches Glück durch seine am 24. Mai desselben Jahrs vollzogene Vermählung mit der Baronesse Sophie v. Campenhausen, einer Tochter des kaiserl. russ. Civilgouverneurs von Liefland, welche als Hofdame der Großfürstin Helena Paulowna mit dieser nach Mecklenburg gekom-

*) Dessen Biographie s. in diesem Jahrg. d. Nekr. S. 152.

men war. Zu Anfang des Augustmonats ward der neue Gesandte in die Versammlung der deutschen Staatenvertreter feierlich introducirt. Als Legationssekretär der mecklenburgischen Gesandschaft fand derselbe den Regierungsrath Becker und den Hofrath Gumpelzhaimer, nebst einem Legationskanzellisten Keller, in Regensburg vor. Von dem Eifer, womit er nun nicht blos den eigentlichsten und nächsten Pflichten seiner gegenwärtigen Stellung sich widmete, sondern auch ferner liegende Interessen in den Kreis seiner Bestrebungen zog, ist mehr als ein Zeugniß vorhanden. So gab er zwei für das Staatsrecht und die Geschichte Mecklenburgs wichtige Aktenstücke in Druck, welche die Entschädigungsansprüche des herzogl. Hauses Mecklenburg-Schwerin wegen der durch den westphälischen Frieden ihm zu Theil gewordenen, durch Ludwig's XIV. Gewalt und die rechtlosen Rechtssprüche der berüchtigten Reunionskammer von Breisach ihm wieder entrissenen zwei Kanonikate zu Straßburg, so wie die vom strelitzischen Hof in Anspruch genommene Theilnahme an solcher Entschädigung, betreffen: das eine hatte er als strelitzischer, das andere als schwerinscher Gesandte der Reichsdeputation übergeben *). Eben so wird seine anderweitige, über die Gränzen des vaterländischen Partikulärinteresses hinausreichende kräftige Theilnahme an den Verhandlungen der Reichsversammlung durch ein Danksagungsschreiben (d. d. Nürnberg am 14. Apr. 1803) beurkundet, welches das Direktorium der „unmittelbar freien Reichsritterschaft in Franken, Orts am Steigerwald," an den „kräftigen und patriotischen" Sprecher für deren Rechte, bei den Deliberationen in der Reichsfriedenssache, ergehen ließ. Ein höchst ehrenvoller Auftrag seines Hofes entfernte ihn auf einige Zeit von Regensburg: er ward nämlich unterm 12. Mai 1803 angewiesen, als außerordentlicher Gesandte mit einer speciellen Mission (Unterhandlungen wegen Erlangung der Kurwürde für Mecklenburg-Schwerin) nach Wien an das kaiserl. Hoflager zu gehen. Im August desselben Jahrs nach dem Sitze der Reichsversammlung zurückgekehrt, widmete er sich wieder mit gewohnter Thätigkeit den öffentlichen An-

*) Zwei Aktenstücke aus den Deputationsprotokollen vom Jahr 1803 (Ziffer 307 und 308), die herzogl. mecklenburgischen Domherrnstellen in Straßburg betreffend, als ein Beitrag zum mecklenburgischen Staatsrecht besonders abgedruckt und mit einer genealogischen Tabelle vermehrt. (Regensburg) 1803.

gelegenheiten in ihrer zunehmenden Verdüsterung und Verwirrung. Als aber im Frühjahr 1805 die wichtigeren Berathungsgegenstände erledigt waren und für einige Monate keine neuen zu erwarten standen, begab er sich mit Urlaub seines Hofes für den Sommer nach Mecklenburg. Hier ward er mittelst Patents vom 25. Juni 1805 von seinem Landesherrn zum Geheimenrath ernannt und zu dieser Beförderung kam mit dem Anfange des folgenden Jahrs eine Gehaltszulage. Nachdem v. P. auf seinem Posten wieder angelangt war, setzte er, neben seinen übrigen Geschäften, mit besonderem Eifer auch die schriftstellerischen Arbeiten fort. Namentlich lieferte der Anfang des Jahrs 1806 das Werk „Ueber die reelle Grundlage eines nothwendigen Papiergeldes," wofür ihm, wie für die schon 1805 vollendete Schrift verwandten Inhalts, „Ueber die Cirkulation des Papiergeldes," durch den damals in Wien anwesenden Freiherrn F. H. v. Hügel*) im Namen des kaiserl. Kabinets die schmeichelhafteste Anerkennung bezeugt ward. Die prohibitiven Maasregeln, welche damals von mehreren Seiten auf die Ausschließung oder doch möglichste Beschränkung des englischen Handels gerichtet wurden und die häufig dabei an den Tag gelegten falschen oder unklaren und verworrenen Begriffe veranlaßten in demselben Jahre die Herausgabe der Denkschrift „Ueber das natürliche Verhältniß und die Beschränkungen des Handels &c.," bei deren Uebersendung an den Herzog Friedrich Franz der Verfasser unter anderm schrieb: „Was bleibt in diesen Zeiten der Gewalt dem Einzelnen zu thun übrig, als wenigstens für Wahrheit und Recht zu sprechen?" Wohl empfand auch seine Brust so tief, so lebhaft, wie nur eine, jene patriotische Trauer über des deutschen Reichs derzeitige Zerrüttung, Entkräftung und Entwürdigung, jene trübe Stimmung, welche von der sicheren Erwartung herannahenden noch größern Unheils und von dem Bewußtsein des Unvermögens, demselben zu wehren, über alle Vaterlandsfreunde ausgegossen ward; allein weit entfernt, sich durch diese Stimmung in eine verzagte Unthätigkeit, in ein hoffnungsloses Schweigen versenken zu lassen, stand v. P. auf der Seite der energischeren Männer, welche es für heilige Pflicht erkannten, den verengten und umdüsterten Wirkungskreis mit desto größerer Kraft und Treue, mit desto größerer eigenen Klarheit in Wissen und Wollen

*) S. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 1634.

auszufüllen und dem Unrechte, welches man zu hindern wenig Aussicht hatte, mindestens doch die Protestation eines freimüthigen Wortes, die unentmuthigte Stimme des Rechts zu hören zu geben. Er ließ sie hören, als schon der Boden seiner bisherigen Stellung unter seinen Füßen schwankte. Bald sollte dieselbe gänzlich verändert werden. Denn nachdem durch die Stiftung des Rheinbundes der deutsche Reichsverband faktisch aufgehoben und durch die bekannte Erklärung des bisherigen Reichsoberhauptes (4. Aug. 1806) der Reichstag förmlich aufgelöst worden war, erloschen natürlich auch v. P.'s Komitialfunktionen. Vier Jahre hatte er, an dem letzten deutschen Reichstage der letzte mecklenburgische Gesandte, auf diesem wichtigen Posten seine Kräfte geübt: als er von demselben abtrat, begleiteten ihn unverkennbare Zeichen und Zeugnisse der allgemeinen Hochachtung, welche er durch unermüdlichen Eifer für die Rechte und Vortheile seines Fürsten und Landes, wie durch hochherzige Hingebung an das gemeinsame Wohl des ganzen deutschen Reichs, durch hervorragende Fähigkeit, Einsicht und Gewandtheit in seiner öffentlichen Wirksamkeit, wie durch die Tugenden und anziehenden Eigenschaften seines Privatcharakters sich erworben hatte und die günstige Meinung, welche er sich hier in Regensburg unter den Diplomaten begründete, bereitete ihm ohne Zweifel wesentlich die ehrenvolle Aufnahme, das freundliche Entgegenkommen, die ausgezeichneten Erfolge vor, deren er später in Frankfurt, in Wien, an allen Punkten seiner nachherigen diplomatischen Laufbahn sich zu erfreuen haben sollte. Indessen verweilte er noch einige Zeit nach der Auflösung der Reichsversammlung an seinem bisherigen Aufenthaltsorte; er blieb nämlich bei dem ehemaligen Kurerzkanzler, nachherigem Fürst Primas, mit welchem der mecklenburgische Hof wegen der auf die Rheinoktroy ihm angewiesenen Rente in fortdauernder Verbindung stand, accreditirt und es ward (durch Reskript vom 2. Sept. 1806) ihm freigestellt, mit Beibehaltung seines bisherigen Gehalts in jener Eigenschaft vor der Hand und bis dahin in Regensburg zu verbleiben, daß „Serenissimus Gelegenheit finden würden, von seinen ausgezeichneten Talenten und bewiesenem Diensteifer auf andere Art Gebrauch zu machen. Solche Gelegenheit aber, auf andere Weise seine treue Anhänglichkeit an die Person seines Fürsten zu beweisen und in anderer Stellung seine Fähigkeiten zum Besten seines Vaterlands in Ausübung zu bringen, fand

sich bald. Als im Winter 1806 Mecklenburg von den Franzosen okkupirt ward, eilte v. P. auf den heimischen Boden zurück, um in unmittelbarer Nähe seinem bedrängten Herrn sich nützlich zu machen. Dem folgte er auch, als die unrechtmäßigste Gewalt dem Nachkommen Adolph Friedrichs ein gleiches Loos wie diesem bereitete, nach Altona. Und welche Dienste er hier demselben leistete, das sagen am besten des dankbaren Herzogs eigene Worte: „Auch eröffne ich," so schrieb dieser am 9. Juli 1807 von Altona aus, „daß ich bei der frohen Gelegenheit, wo ich in mein geliebtes Vaterland wieder zurückkehre, den Geheimenrath von Plessen, welcher mir seither so treulich in meiner unglücklichen Lage mit Rath und dem angestrengtesten Diensteifer beigestanden hat, zum wirklichen Geheimenrath und dritten Minister ernannt habe, wobei ich ihm für jetzt die Direktion meines Kabinets anvertrauen werde. — Meine Hauptabsicht bei dieser Ernennung ist, mir die Geschäfte zu erleichtern und um obgedachtem Geheimenrath von Plessen einen Beweis der Dankbarkeit für die mir bewiesene Anhänglichkeit zu geben." Die Bestallung ward unterm 13. Julius, während der Anwesenheit des Herzogs in Schwerin, vollzogen. So sah sich denn v. P. in einem Alter von 38 Jahren auf einen sehr hohen, ehrenvollen und einflußreichen, aber auch vielfach schwierigen Standpunkt, in die unmittelbare Nähe des Throns, in den Mittelpunkt der öffentlichen Angelegenheiten und gleichsam an das Herz seines Vaterlands gestellt, eine Stellung, welche durch sein im Jahr 1808 erfolgtes Aufrücken in die Würde eines zweiten Ministers keine wesentliche Veränderung erlitt, da er nach wie vor Chef des herzoglichen Kabinets blieb und in welche er auch nach kürzeren oder längeren Entfernungen immer wieder als in eine kaum dadurch unterbrochene, wenigstens nicht aufgehobene oder anderweitig unterdessen besetzte zurückkehrte. Was er aber auf diesem Standpunkte während eines Zeitraums von fast 30 Jahren erstrebt und geleistet, wie er einerseits die inneren Angelegenheiten des Fürstenhauses und des Landes in stetiger, gedeihlicher Thätigkeit mitgeleitet, andrerseits beider Beziehungen nach außen rühmlich vertreten und von Zeit zu Zeit in die allgemeinen deutschen, ja in die europäischen Verhältnisse kräftig, mit dem Lohn allgemeiner deutscher, ja europäischer Anerkennung eingegriffen hat; davon lassen sich hier nur einzelne hervortretendste Momente erfassen

und zur Darstellung bringen. Als mit dem Anfang des Jahrs 1813 von Norden her über das lange geknechtet gewesene Europa das Morgenroth der Freiheit heraufzog; als die Nachricht von dem siegreichen Vorrücken der russischen Heere und von dem Anschlusse Preußens an diese Macht den Glauben an die Möglichkeit einer Wiedergeburt Deutschlands zu erwecken begann: da war Friedrich Franz von Mecklenburg der erste Rheinbundsfürst, welcher das Joch, das seine Schmach und Schwere unter dem Namen eines Bundes allzuwenig verbarg, kühn abzuschütteln, mit Rußland und Preußen gemeinschaftliche Sache zu machen und alles an die Wiederherstellung eines ehrwürdigen, selbstständigen Vereins sämmtlicher deutschen Staaten zu setzen beschloß. Noch erschien jene Möglichkeit nur als ein schwacher Schimmer und viel sicherer, viel näher die Gefahr, welcher das kleine Land durch seinen Abfall von dem immer noch gewaltigen Napoleon sich aussetzte; eben erst (28. Febr.) war das Schutz- und Trutzbündniß zwischen Rußland und Preußen geschlossen, des Letztern Kriegserklärung gegen Frankreich aber, so wie der kalische Aufruf an die deutsche Nation noch nicht erlassen: da ging schon (am 15. März), nachdem unter dem Obersten Tettenborn die ersten Kosaken, die ersten Herolde der herannahenden Befreiung, nach Ludwigslust gekommen waren, v. P. als herzoglicher Bevollmächtigte zur Verhandlung und Abschließung des Bündnisses mit jenen beiden Mächten von diesem Orte ab. Denn ihm, der gewiß nicht ohne Einfluß auf die hochherzige Entschließung seines fürstlichen Herrn gewesen war, übertrug derselbe nun auch deren Ausführung und wie er dem Verscheiden und der Grablegung des alten deutschen Reichs beigewohnt hatte, so war ihm auch bei der Wiedererweckung und Erneuerung desselben eine bedeutende Rolle zugedacht. Zuerst also begab er sich nach Berlin zu dem General Grafen Wittgenstein und von hier aus weiter nach Kalisch in das Hauptquartier des russischen Kaisers, dem er in besonderer Audienz am 1. April ein Schreiben seines Herzogs übergab; die Rückreise machte er wieder über Berlin und beschloß dieselbe am 9. April, wo er in Ludwigslust eintraf. Aber schon am 24. desselben Monats ward er beauftragt, sich aufs neue in das Hauptquartier des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen zu verfügen. Der Zweck dieser Reise bestand in näheren Unterhandlungen mit den beiden alliirten

Mächten, die theils Mecklenburgs Stellung und Verhältniß zu dem jetzigen Kriegsbunde und zu dem künftigen Reichsbunde, dem letzten Ziel aller Wünsche und Bestrebungen des hochsinnigen Herzogs, theils die von demselben zu leistende Beihülfe für den großen Kampf betrafen. In beider Hinsicht empfing v. P. ausgedehnte auf „seine Treue, seine Umsichtigkeit und seinen geraden Sinn" basirte, andrerseits von dem großartigen Gesichtspunkt, unter welchem sein Fürst die ganze Angelegenheit betrachtete, rühmlichst zeugende Vollmachten. Und in beider Hinsicht wußte er dem Zweck seiner Mission auf's Vollständigste zu genügen, indem er für Mecklenburg nicht blos eine würdige, selbstständige Stellung in dem gegenwärtigen Bunde und die Zusicherung einer nicht minder ehrenvollen in dem künftigen deutschen Reiche erwirke, sondern auch die Anfangs sehr hoch gestellten Forderungen von Truppen und andern Lieferungen bedeutend herunterzustimmen verstand. Das Jahr 1814 brachte ihm eine fernere wichtige Mission in derselben großen Angelegenheit. Unterm 2. Januar ward er bevollmächtigt, zur Abschließung von Allianztraktaten mit den Kaisern von Rußland und von Oestreich und dem König von Preußen, behufs einer gemeinschaftlichen Verfechtung der allgemeinen Sache, mit Garantirung der Souveränetät und der Besitzungen des Herzogs, in das Hauptquartier der drei Monarchen sich zu begeben; zum Begleiter erhielt er den Legationsrath Gumpelzhaimer. Am 15. Januar in Frankfurt a. M. eingetroffen, geht v. P. bald darauf nach Basel, trifft hier mit dem Minister v. Oertzen *) aus Strelitz zusammen, folgt mit diesem dem großen Hauptquartier der Verbündeten nach Frankreich und schließt dort, mit Oestreich zu Troyes den 22. Februar, mit Preußen zu Chatillon sur Seine den 23. und mit Rußland ebendaselbst den 24. Februar, die gewünschten Traktaten ab, worauf er sofort nach Mecklenburg zurückkehrt. Wie günstig diese Unterhandlungen ausfielen und welcher bedeutende Antheil an diesem glücklichen Erfolge der Geschicklichkeit des Unterhändlers beizumessen war, darüber sprachen sich Fürst und Land mit einstimmiger Entschiedenheit aus. Ersterer sagt in dem Reskripte (d. d. 26. März), in dessen Begleitung jene Traktaten dem engeren Ausschuß zugesandt wurden: „solche sind durch die geschickten und eifrigen Bemühungen des rc. v. Plessen nach den obwaltenden Um-

*) Dessen Biogr. s. in dies. Jahrg. d. N. Nekr. S. 896.

ständen äußerst vortheilhaft für Uns und Unsere Lande ausgefallen." Der engere Ausschuß aber, in dem an Serenissimum gerichteten Danksagungsschreiben vom 5. April, erklärt es für eine „angenehme Pflicht, das große Verdienst des abgeordneten verhandelnden Ministers anzuerkennen, der in der That die treue Anhänglichkeit an seinen Fürsten und an sein angeborenes Vaterland nicht besser beurkunden konnte, als durch diese so sehr gelungenen Bemühungen;" dieselbe Anerkennung wird in einem an v. P. erlassenen Schreiben des E. A. ausgesprochen, welches ihm am Schlusse das edelste Lob beilegt, das ein öffentlicher Beamter erstreben und erreichen mag: „Wohl dem Land, wo der vaterländisch gesinnte Minister mit dem Zutrauen seines gnädigsten Fürsten auch die Liebe und das Vertrauen aller Einwohner vereinigt!" Nach dem siegreichen Ausgang des Befreiungskampfs und nachdem mit dem erstrittenen Frieden und mit der Entfernung des großen Friedenstörers die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer Regeneration Deutschlands, so wie einer durchgreifenden Regelung der stark verwirrten europäischen Verhältnisse gegeben war, erhielt v. P. unterm 15. Junius 1814 den Auftrag, dem Wiener Kongreß, welcher die Lösung dieser Aufgabe versuchen sollte, als mecklenburg-schwerinscher Bevollmächtigter beizuwohnen, um bei den dortigen Verhandlungen seines Fürsten und Vaterlands Interesse wahrzunehmen, besonders aber dazu beizutragen, „daß das gesammte deutsche Reich ein einziges und unzertrennliches Ganze bleibe." Da jedoch die Eröffnung des Kongresses sich verzögerte, ging v. P. zunächst zum Gebrauch einer Badekur nach Karlsbad, worauf er am 7. September in Wien eintraf. Hier nahm er den lebhaftesten, wirksamsten, anerkanntesten Antheil an den Berathungen und Beschlüssen jener Versammlung von europäischen Herrschern und Ministern, indem seine Persönlichkeit das Ansehen seiner Stimme weit über das Maas derjenigen Autorität hinaus erhöhte, welche nach Größe und Rang des von ihm vertretenen Landes ihm zuzukommen schien. Insbesondere übte er auf das Zustandekommen der deutschen Bundesakte und auf deren Inhalt einen sehr bedeutenden Einfluß. (Auch die Schrift: „Grundzüge zu einem künftigen deutschen Gesammtwesen und einer Nationaleinheit" stammt aus dieser Zeit.) Mit solchem Antheil an den Verdiensten jenes großen Friedens- und Organisationswerkes, welches, wenn es auch manche Wünsche unerfüllt ließ, immer doch ein sehr heilsames

und wohlthätiges genannt werden darf (denn es gewährte das dringenst Nothwendige), ein glorreiches sogar und bewundernswerthes (denn es leistete, in Berücksichtigung der zu besiegenden ungeheuern Schwierigkeiten, das Mögliche), kehrte v. P. zu Ende des Junius 1815 in sein Vaterland zurück, welchem er in Folge des Artikels 35. der Wiener Kongreßakte die großherzogliche Würde mitbrachte. Auch diesmal fanden seine Dienste die ehrendste Anerkennung, wie dort, wo sie geleistet waren, so in dem Lande, welchem sie zu Gute kamen. Da nun wohl niemand geeigneter erscheinen konnte, von Seiten Mecklenburgs den neuen Organismus des deutschen Reichs in Bewegung setzen und seine ersten Lebensäußerungen vermitteln zu helfen, als derjenige, welcher, so wirksam bei der Schöpfung desselben, eine so genaue Kenntniß von dessen innerer Beschaffenheit und Zusammensetzung, von den Bedingungen und den Tendenzen seiner Thätigkeit haben mußte: so ward unterm 7. Oktober 1815 v. P. zum Gesandten und bevollmächtigten Minister bei der deutschen Bundesversammlung, gemeinschaftlich für beide Mecklenburg, ernannt. Im April 1816 kam er nach Frankfurt. Auch hier wußte er, wie einst in Regensburg und jüngst in Wien, eine ansehnliche, einflußreiche Stellung unter den Vertretern der deutschen Staaten einzunehmen und die Achtung immer mehr zu steigern, welche er in der diplomatischen Welt bereits sich erworben hatte. Namentlich auch gewann ihm seine besondere Neigung und Geschicklichkeit, überall freundlich vermittelnd aufzutreten, viel Bewunderung und Dank und als er Frankfurt verließ, war es das Hinwegfallen seiner „Conciliation," was seine dortigen Kollegen seinen Abgang vorzüglich schmerzlich empfinden ließ. Doch nicht auf die unmittelbaren Arbeiten und Verhältnisse des Bundestags beschränkte sich während der Dauer dieser seiner Gesandtschaft v. P.'s Thätigkeit. Als im Sommer 1819 zu Karlsbad Ministerialkonferenzen gehalten wurden, veranlaßt durch die Besorgnisse vor den demagogischen Verbindungen und revolutionären Umtrieben, wohnte auch er diesen Berathungen bei. Und als der Bundestag beschlossen hatte, daß über die angemessene Auslegung und Erläuterung des 13. Artikels der Bundesakte, die Einführung landständischer Verfassungen in allen Bundesstaaten betreffend, im Sinn des monarchischen Princips und zur Aufrechthaltung des Bundes weitere Verhandlungen gepflo-

gen werden sollten (wobei indessen, auf v. P.'s Vorstellung, ausdrücklich erklärt ward, daß die auf Verträgen, bestehenden Einrichtungen und Rechten beruhende landständische Verfassung Mecklenburgs von Bundes wegen eine Abänderung in Bezug auf ihre Grundsätze oder ihren Bestand nicht zu gewärtigen haben könne): ward v. P., der eben auf Urlaub in Ludwiglust sich befand, vom schwerinschen (27. Oktober 1819) und vom strelitzischen Hof (30. Oktober) berufen, an diesem Ministerkongreß in ihrem Namen Theil zu nehmen. Auf die vom Wiener Kabinet gemachte Anzeige, daß der Beginn des Kongresses, für welchen „auf v. P.'s persönliche Mitwirkung vertrauensvolle Aussicht gehegt werde," auf den 20. November angesetzt sei, langte derselbe am 19. November in Wien an. Hier ward er an die Spitze der mit der Führung des Protokolls beauftragten Kommission gestellt, in welcher sich außer ihm der preußische und der baierische Gesandte befanden. So kam unter seiner wesentlichen Mitwirkung die „Schlußakte der über Ausbildung und Befestigung des deutschen Bundes gehaltenen Ministerialkonferenzen, d. d. Wien den 15. Mai 1820," zu Stande, worauf er schon am 16. desselben Monats Wien verließ, am 26. nach Ludwigslust und bald darauf nach Frankfurt zurückkehrte. Für wie verdienstlich und ausgezeichnet aber seine Theilnahme an diesem Kongreß, namentlich von dem östreichischen Hof erkannt wurde, bezeugte das unterm 20. Junius desselben Jahrs ihm verliehene Großkreuz des kaiserlichen Leopoldordens; eben so erhielt er gleich nach dem Schlusse und wohl nicht minder in Folge der Wiener Konferenzen den königl. preuß. rothen Adlerorden erster Klasse. (Das Großkreuz des Danebrogordens war ihm bereits früher, bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Charlotte mit dem Prinzen von Dänemark im Jahr 1806, verliehen worden.) Eine andere Auszeichnung empfing er einige Zeit vorher von der vaterländischen Universität, welche bei Gelegenheit ihrer vierten Säkularfeier ihn honoris causa zum Doktor der Rechte creirte; fast gleichzeitig hatte der mecklenburgische patriotische Verein ihn zu seinem Ehrenmitglied ernannt *). Indessen

*) In späterer Zeit trat v. P. auch der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen als außerordentliches und dem Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, um welchen er sich vielfach verdient machte, als Ehrenmitglied bei.

mochte sein Landesherr den bewährten Rathgeber und Diener nicht länger in seiner Nähe vermissen und beschloß deshalb, v. P. vom Bundestag zurückzurufen. Schon unterm 3. Februar 1820 ward eine hierauf bezügliche Verfügung erlassen, indem allerhöchsten Orts befohlen ward, daß dem bisherigen Bundestagsgesandten, zum Beweis der Erkenntlichkeit Serenissimi „für alle demselben aufgetragenen und so treu und eifrig betriebenen Geschäfte," von dem Zeitpunkt seiner Zurückkunft auf seinen Ministerposten an, sein früherer Gehalt von jährlich 2000 Rthl. verdoppelt werden solle. Kaum aber war diese beabsichtigte Zurückberufung in Frankfurt und Wien kund geworden, so richtete der Präsidialgesandte im Auftrag des östreichischen Kabinets an den Großherzog die dringende Bitte, daß v. P. noch länger, mindestens noch ein Jahr, in seinem bisherigen Wirkungskreise gelassen werden möge, „weil er in dem gegenwärtigen entscheidenden Momente gar nicht ersetzt werden könne." Allein dieser Wunsch ward nicht erfüllt und nach einer mit Strelitz dahin getroffenen Vereinbarung, daß der dortige Minister v. Pentz v. Plessen's Stelle am Bundestag einnehmen solle, kehrte dieser, auf glänzende von andern Seiten her ihm gemachte Anerbietungen verzichtend, im November 1820 nach Mecklenburg zurück. Wenn gleich es nun nicht gelungen war, v. P.'s unmittelbare Theilnahme dem Bundestage zu erhalten, ward doch seine Mitwirkung für die Konsolidirung der Bundesverhältnisse auch ferner noch in Anspruch genommen. Namentlich als die Bundesversammlung am 5. December 1822 bis zum 1. Februar sich vertagt hatte, welche Ferienzeit das östreichische Kabinet zu Besprechungen über den künftigen geregelteren Gang der deutschen Angelegenheiten zu benutzen wünschte, empfing er in einem Schreiben des Fürsten Metternich, d. d. Venedig den 20. December 1822, die dringende Einladung, den zu diesem Zweck für den Januar 1823 anberaumten Konferenzen seine Anwesenheit zu schenken. In Folge dessen begab er sich am 8. Jan. auf die Reise nach Wien, von wo er in der Mitte des Märzmonats mit einem Schreiben des Kaisers Franz *) an den Großherzog Friedrich Franz zurückkehrte, welches diesem „den lebhaftesten Dank für die Bereitwilligkeit ausdrückt, womit derselbe dem Minister v. Plessen die Reise nach Wien zu gestat-

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 13. Jahrg. S. 227.

ten beliebt habe. Dieser habe dem rc. Metternich neuerlich die überzeugendsten Beweise von seinen tiefen Einsichten und vortrefflichen Gesinnungen gegeben; die feste Begründung der Bundesverhältnisse in Deutschland werde zuverlässig diese gemeinschaftlichen Bemühungen krönen." Während seiner diesmaligen Anwesenheit in Wien erneuerten sich verstärkt die schon früher gemachten Versuche, ihn für den Dienst anderer Staaten zu gewinnen. So ward ihm gleich in der ersten Konferenz, welche er mit dem Fürsten Metternich und dem preußischen Minister Grafen von Bernstorff *) hatte, von beiden vorgestellt, daß mit der Präsidialgesandtschaft am Bundestage eine Veränderung vorgenommen werden solle und daß man diesen Posten nicht besser wieder zu besetzen wisse, als indem man ihm denselben antrage. Allein v. P. erklärte fest und entschieden, wie er sich gegen seinen Landesherrn persönlich anheischig gemacht habe, ein Dienstverhältniß, in welchem derselbe ihn mit seinem nähern Vertrauen und seiner Gnade beglücke, auch für die Dauer seines Lebens nicht zu verlassen. Ein späterer Versuch des Fürsten Metternich, ihn umzustimmen, hatte keinen andern Erfolg; eben so lehnte er den wiederholt gemachten Antrag, die Stelle eines preußischen Bundestagsgesandten zu übernehmen, mit derselben ehrenwerthen Entschlossenheit ab. Doch ward ihm vor seiner Abreise von dem Fürsten Metternich erklärt, daß man immer noch auf die Erfüllung der in Bezug auf ihn gehegten Absichten rechnen werde, zumal für den Fall, daß die Verhältnisse sich ändern und er durch keine Zusage weiter sich gebunden fühlen sollte. Eine so treue, so starken Versuchungen gegenüber siegreich gebliebene Anhänglichkeit an die Person seines Fürsten mußte ihm denn auch wohl die Freundschaft, die Erkenntlichkeit desselben in immer höherem Grade zuwenden. Bald nach seiner Rückkunft wurden ihm hievon die sprechendsten Beweise gegeben. Ein Kabinetsschreiben vom 18. Juli bezeugte ihm das „innigste Wohlgefallen über die Anhänglichkeit, mit welcher er Serenissimo zugethan sei und die ihn die vortheilhaftesten Anträge, in kaiserliche und königliche Dienste zu treten, habe ablehnen lassen: Serenissimus sei durch dieses Benehmen äußerst gerührt worden und werde noch Gelegenheit nehmen, ihm besondere Beweise Seiner Achtung und Dankbarkeit zu geben."

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 13. Jahrg. S. 330.

Letztere Andeutung fand ihre nähere Erklärung und ihre Erfüllung in einem schon unterm 22. desselben Monats ertheilten „Anwartschaftsbrief für den wirklichen Geheimenrath und Minister v. Plessen auf das zuerst eröffnet werdende Lehn," mit welchem sein fürstlicher Gönner ihn überraschte und der von einem höchst huldvollen Handschreiben desselben begleitet war. Doch sollte er die wirkliche Eröffnung eines Lehns, welche ihm hierdurch in Aussicht gestellt war, nicht erleben. Dagegen nahm er um Johannis 1824, nach getroffener Vereinbarung mit seinen Brüdern, das Gut Dolgen an, welches er zu einem unveräußerlichen und unverschuldbaren v. Plessen'schen Fideikommiß erhob. Hier brachte er von dieser Zeit an alljährlich einen Theil des Sommers zu, gewöhnlich von dem nicht fernen Doberan aus und hier sah man den hochgestellten Mann, den Träger so vieler Geschäfte und Sorgen, im Kreise seiner Familie, im Genusse der Natur, in der Verschönerung seines Gartens, in allen den kleinen und doch so lohnenden Verrichtungen des Landlebens freundlich und anspruchslos walten, ohne doch auch hier den öffentlichen Pflichten die nöthige Zeit und Thätigkeit zu entziehen. Von jetzt an durfte v. P. sich längere Zeit hindurch ausschließlich den inneren Angelegenheiten des Landes widmen. Nur einmal noch erfuhr diese heimische Wirksamkeit eine bedeutendere Unterbrechung. Als nämlich im Herbst 1833 Oestreich und Preußen die Aufforderung zu einer Vereinigung sämmtlicher deutschen Kabinetschefs in Wien hatten ergehen lassen, um über die Gefahren, von welchen man einzelne deutsche Staaten sowohl, als den Bund in seiner Gesammtheit durch die revolutionären Tendenzen bedroht glaubte, in nähere, sorgfältigere Berathung zu treten, ging v. P., für beide Mecklenburg bevollmächtigt, am 18. December über Strelitz und Berlin nach Wien ab. In den am 13. Januar beginnenden Konferenzen ward derselbe wieder mit dem preußischen und baierschen Gesandten zur Protokollführung erwählt; nach ihrer Beendigung kehrte er ungesäumt ins Vaterland zurück, wo er am 21. Junius wieder anlangte. Ueber den wesentlichen Antheil, welchen er auch an den aus diesen Ministerialkonferenzen hervorgegangenen Beschlüssen hatte, spricht sich ein bald darauf ihm zugefertigtes Schreiben seines persönlichen Gönners und Freundes, des Fürsten Metternich, in den unzweideutigsten Worten aus. Nachdem somit in ununterbrochenem Zusammenhang die haupt-

sächlichsten Momente aus P.'s diplomatischer, vorzugsweise nach außen und auf Allgemeineres gerichteter, wenn auch immer wieder auf die innern und speciellen Verhältnisse Mecklenburgs einflußreich zurückwirkender Thätigkeit angedeutet worden sind, wäre es an der Zeit, auch seiner unmittelbaren Wirksamkeit für diese inneren Angelegenheiten seines Vaterlands, seit seiner Erhebung zum Minister und besonders seit der Heimkehr aus Frankfurt, die Betrachtung zuzuwenden. Allein hier ist nicht blos eine Darstellung des Ganzen dieser Wirksamkeit unmöglich, weil eine solche nicht viel weniger als eine Geschichte der gesammten Entwickelung Mecklenburgs während eines langen Zeitraums sein müßte, sondern auch, bei der großen Masse des gleich Bedeutenden und bei dem genauen Ineinandergreifen der einzelnen Theile, ein Auszeichnen und Hervorheben des Wichtigsten weit schwieriger, als auf jenem andern Gebiete. Wir begnügen uns deshalb mit dem gewiß von niemand bestrittenen Zeugniß, daß v. P. auf diesem Felde dieselbe Anhänglichkeit an die Person und das Haus seines Fürsten, dieselbe treue Liebe zum Vaterland, mit derselben Geschicklichkeit, mit demselben rastlosen Eifer und mit demselben glücklichen Erfolg, welche in den Fürstenkongressen und Ministerversammlungen so gerechte Auszeichnung ihm erwarben, an den Tag gelegt hat. Nichts von allem, was in den verschiedenen Theilen der Staatsverwaltung angeordnet und gewirkt, zeitgemäß verändert oder neu geschaffen werden sollte, konnte die Berührung mit ihm, als nächstem, das volle Vertrauen des Regenten besitzendem Rathgeber, umgehen; seine Regsamkeit, seine Unverdrossenheit und sein guter Wille ließen ihn solcher Theilnahme auch nie sich entziehen; seine allgemeine Einsichten, seine reichen Erfahrungen und seine genaue Kenntniß der vaterländischen Verhältnisse waren wohl geeignet, diese immer geforderte und nie verweigerte Theilnahme auch zu einer wirksamen und ersprießlichen zu gestalten. Und so zeigen alle die zahlreichen, beträchtlichen Fortschritte, welche Mecklenburg in neuerer Zeit in Bezug auf materielle wie auf geistige Interessen gemacht hat, mehr oder minder stark, immer aber unverkennbar die Spuren von dem klaren Geist und dem patriotischen Sinn v. P.'s und von dem gerechten Dank, welchen das Land Friedrich Franzens gesegneter Regierung zollt, gebührt ein nicht geringer Antheil ihm. Einen vorzüglich wichtigen und fruchtreichen Zweig dieser Wirksamkeit v.

P.'s im Land für das Land bildet (damit wir wenigstens doch ein Einzelnes hervorheben) seine Thätigkeit bei den Versammlungen der vaterländischen Stände. Einer Menge derselben hat er als schwerinscher landesherrlicher Kommissär beigewohnt, nämlich den Landtagen im Herbst 1818, im Frühjahr und im Herbst 1821, im Herbst 1822, 1823, 1824, 1825, 1826, im Frühjahr und Herbst 1828, im Herbst 1829, 1830, 1832, 1834 und 1835; beim Konvokationstage zu Schwerin im Mai 1823 waren beide Minister (v. Brandenstein *) und v. Plessen) großherzogliche Kommissarien, bei dem zu Rostock im September 1827 v. P. allein. Und wenn irgendwo, ist gewiß gerade in dieser Stellung seine Individualität von entschieden günstigem Einfluß gewesen: das Vertrauen der Stände, welches er unter alten und neuen Titeln fortwährend besaß, seine ausgezeichnete Geschäftsgewandtheit und Verhandlungskunst, so viele intellektuelle und moralische Gaben, die sich in ihm vereinigt fanden, mußten nicht allein die Ausübung dieser eben so wichtigen als in mancher Beziehung schwierigen Funktionen ihm sehr erleichtern, sondern konnten auch auf deren Erfolg, auf die Erhaltung der Einträchtigkeit zwischen Regierung und Ständen, auf die Ausgleichung einzelner Differenzen, auf die Förderung gemeinschaftlicher Maasregeln zum Besten des Landes nicht anders als wohlthätig einwirken. So lebte und strebte v. P. kräftig, heiter, in Segen fort. Da schlug seinem Glück der am 21. September 1835 erfolgte Tod seiner Gattin eine schwere, unheilbare Wunde. Sie starb in Doberan, wo sie Hülfe gegen eine mehrjähriges Uebel gesucht hatte. Auf dem freundlichen Gottesacker unweit der schönen Kirche daselbst ist ihr Grab, neben welchem der trauernde Gatte zugleich das seinige sich bereiten ließ. Bald darauf griff ein anderer Todesfall auf andere Weise verändernd in seine bisherigen Verhältnisse ein: am 12. April 1836 verloren Fürst und Land den hochverdienten ersten Minister &c. v. Brandenstein und an seiner Statt ward nun v. P. unterm 5. Mai zum Geheimenraths- und Regierungspräsidenten, so wie unterm 4. Junius zum Präsidenten der Schuldentilgungskommission ernannt. Von jetzt an theilte er, mit wechselndem Aufenthalt in Ludwigslust und in Schwerin, seine Thätigkeit zwischen den Geschäften der neuen Aemter und zwischen denjenigen,

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 14. Jahrg. S. 894.

welche ihm als Chef des großherzoglichen Kabinets zu besorgen verblieben. Doch nur noch kurze Zeit sollte das letzte Verhältniß dauern. Die schon lange gehegten, durch anhaltende Krankheit nur allzu stark genährten Besorgnisse um das Leben des Landesvaters fanden am 1. Februar 1837 ihre traurige Erfüllung: Mecklenburg weinte um seinen Friedrich Franz. Zu denen aber, welche am unmittelbarsten, am schmerzlichsten von diesem Todesfall berührt wurden, gehörte in vorderster Reihe v. P. Was der Verblichene ihm und was er jenem gewesen während einer langen Reihe von Jahren, davon gab ein nachgelassenes Schreiben seines fürstlichen Freundes an dessen Enkel und Nachfolger das beredteste, rührendste Zeugniß. Der hierher gehörige Abschnitt dieser schönen Reliquie lautet also: „Meine gesammten Diener höhern und niedern Standes empfehle ich angelegentlich Deiner weitern Fürsorge; hierunter vorzüglich diejenigen, welche mir durch vieljährige treue oder ausgezeichnete Dienste ihre Anhänglichkeit bewiesen, sie haben sich dadurch gerechte Ansprüche erworben auf angemessene Versorgung und Pension, wenn sie nicht länger dienen zu können glauben. Ich mache Dir hiebei insbesondere meinen Freund den Minister von Plessen namhaft; Dir sind die Verhältnisse bekannt, worin derselbe zu mir gestanden und welche vortheilhafte Anerbietungen, die ihm wiederholt von mehreren Seiten gemacht sind, er ohne Vergeltung ausgeschlagen, um mich nicht zu verlassen. Ich glaube es ihm daher noch vor andern schuldig zu sein, hierdurch festzusetzen und Dich um die Erfüllung zu ersuchen, daß Du denselben in einen solchen Geschäftskreis und in ein Dienstverhältniß setzest, wie er es selbst für sich angemessen finden wird. Sollte er aber früher oder später es gerathen finden, sich zurückzuziehen und den Dienst zu verlassen, so habe ich schon auf diesen Fall ihm sein jetziges fixes Gehalt, ohne Emolumente, von 4000 Rthl. N⅔. als lebenslängliche Pension bestimmt und Du wirst diese Entschädigung noch von meinetwegen zu leisten haben und gewiß übernehmen." Indessen bedurfte es nicht erst einer so ehrenvollen, warmen Empfehlung von Seiten eines Todten, um den hochverdienten Minister auch den Ueberlebenden theuer zu machen: sein Werth war längst zu allgemein anerkannt, als daß seine Dienste nicht auch der neuen Regierung höchst erwünscht hätten erscheinen sollen. Und v. P. seinerseits, wie tief auch erschüttert durch den Verlust seines viel-

jährigen Herrn und Freundes, fühlte doch noch zu viel rüstige Kraft in sich, empfand noch zu sehr das Bedürfniß zu wirken und besaß eine zu lebhafte Liebe zum Vaterland, eine zu innige, auch auf den neuen Regenten willig übertragene Anhänglichkeit an das Herrscherhaus, als daß er schon jetzt von den Geschäften sich hätte zurückziehen mögen. So blieben denn seine Stellung und seine Verhältnisse im Wesentlichen dieselben, nur daß er jetzt seinen bleibenden Aufenthalt in Schwerin nahm. Und so durfte der durch seine kräftige Gesundheit verstärkten, durch seine Jahre nicht geschwächten Hoffnung Raum gegeben werden, daß Fürst und Land noch lange seiner bewährten Thätigkeit sich zu erfreuen haben würden. Anders aber war es im Rathe der Vorsehung beschlossen. Eine Unpäßlichkeit, die anfangs gar keinen Grund zu ernstlichen Besorgnissen bot, gestaltete sich nach vier Tagen plötzlich zur Todesquelle: am oben genannten Tage machte eine Lungenlähmung diesem schönen Leben sanft und schmerzlos ein Ende. Je allgemeiner und aufrichtiger die Anerkennung, das Vertrauen, die Zuneigung war, welche man dem Lebenden zollte; je unerwarteter, unvorbereiteter die Nachricht seines Todes kam: desto ungetheilter, desto lebhafter war auch der Schmerz, welchen dieselbe durch das ganze Land, am Throne wie im Volk, erweckte und selten mag auf eines Ministers Sarg ein reicherer Kranz von unbestochenem Lobe, von ungeheucheltem Dank, von warmen Thränen niedergelegt sein, als auf den seinigen. Schön und feierlich sprach sich diese Stimmung besonders auch bei dem am 28. April stattfindenden Leichenbegängniß aus: nicht blos die Kollegien und Behörden, alle Stände sahen sich durch eine zahlreiche, freiwillige Theilnahme an dem Gefolge repräsentirt, an dessen Spitze, sich selber nicht minder als den Gestorbenen ehrend, der Großherzog einherschritt und welches dem Leichenwagen bis zur Bischofsmühle, der Grenze des Stadtgebiets, das Geleite gab. Von hier aus setzte dieser auf derselben Straße, welche die kaum noch verwischten Spuren jenes andern Trauerwagens mit der Fürstenleiche trug, seine einsamere Fahrt fort: denn nach Doberan, nach eben dem Ort, wo der geliebte Herr vor zwei Monaten seine letzte Ruhestätte gefunden, folgte jetzt der treue Diener seines Herrn und zur Seite der vorausgegangenen Lebensgefährtin senkte man seinen Leichnam in die schon bereitete Gruft, an welcher drei Kinder (eine Tochter und zwei Söhne),

aber nicht allein, um den zu früh Verlornen trauern. — v. P. besaß alle Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes: sein angebornes Talent hatte er auf den Kongressen, der hohen Schule der Diplomatie, vortrefflich ausgebildet. Diese ausgezeichnete Durchbildung war in jeder Geschäftsberührung mit ihm nicht zu verkennen. Er verstand die schwere Kunst gut zu hören, d. h., er hörte aufmerksam und ohne Ungeduld an, was ihm vorgetragen wurde, wenn es auch mit seinen Ansichten nicht übereinstimmte. In der Diskussion ging er auf die Meinungen des Gegners ein, suchte denselben aus dessen eigenen Anführungen zu widerlegen und trug zum Schluß die Gegengründe klar und einfach vor. Auch ging er in der Verhandlung nicht weiter, als die Sache gerade erforderte, vermied sorgfältig alle Abschweifungen und wußte mit glücklichem Scharfblick und Takt das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu sondern. Selbst wenn ihm der Gegenstand der Verhandlungen etwas fremd war, fand er mit großer Geistesgewandtheit und mit eigenthümlichem Scharfsinn bald die wesentlichen Punkte heraus, gab in den Nebensachen leicht nach und erreichte so oft Allen unerwartet das Ziel. Er war im Besitz der nicht minder großen Kunst, guten Rath von Andern anzunehmen. Daher sprach er viel und gern mit Leuten aus allen Klassen, wodurch er sich vor einseitigen Ansichten bewahrte und zu einer umfangreichen Kenntniß der Personen und Sachen gelangte, die ihm eine richtige Anschauung und Uebersicht aller Verhältnisse gewährte. Eigener hoher Verstand, mannichfache Kenntnisse und langjährige Erfahrung bewirkten es, daß er aus den ihm vorgetragenen Ansichten das Wahre und Angemessene herauszufinden wußte, so daß fremde Meinungen nicht nachtheilig auf ihn einwirkten. Allen Extremen abgeneigt, hielt er sich im Staatsleben an das praktische Bedürfniß, ehrte das historische Recht, suchte das Bestehende zu verbessern und auszubilden, nicht umzustoßen, und strebte nur nach dem erreichbaren Guten, das Bessere kommenden Zeiten überlassend. — In seinem Gemüthscharakter und moralischen Wesen bildete einen der Grundzüge ein echt religiöser Sinn, um so ehrenwerther, tiefer und aufrichtiger, als derselbe nicht in einem bloßen unbewußten Nachhall empfangener Jugendeindrücke und früherer Erziehung bestand, sondern ein erst später erworbenes, selbstbewußt und selbstthätig errungenes Gut war, da seine Jugend in die Zeit einer kalten Aufklä-

rungssucht fiel und vorzüglich erst aus dem frommen Gemüth seiner Gattin der warme, belebende Strahl des Glaubens in seine Seele drang. Hiermit verband sich eine hohe Uneigennützigkeit und unverbrüchliche Rechtlichkeit; eine Milde, die in jedem Urtheile über Menschen und Thaten sich kund gab; eine Humanität, die allem Schroffen und Harten, aller Lust, das Gewicht einer höhern Autorität dem Untergeordneten ohne Noth drückend, fühlbar zu machen, aufs äußerste feind und fremd war, wie sorgfältig auch andrerseits v. P. auf die begründeten Rechte und Attribute seiner Stellung zu halten wußte; endlich eine Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit, die ein Ohr hatte für jede Noth, die jedem Hülfesuchenden, auch dem niedrigsten und geringsten, zugänglich war, die theilnehmend mit Hören wie mit Fragen in die kleinlichsten Verhältnisse einging und die selbst dann herzgewinnend blieb, wenn sie, um niemand ohne Trost und Hoffnung hinweggehen zu lassen, wohl zuweilen günstigere Erwartungen in Bezug auf den Gegenstand des Gesuchs erwecken mochte, als die Umstände zu erfüllen gestatteten. Seine äußere Erscheinung war voll einfacher Würde, das Auge ein Spiegel der Seelengüte, das Benehmen offen, herzlich und bieder, das Ganze eben so anziehend und ermuthigend für den Nahenden, als gewinnend und wohlthuend für den Genahten. — Außer den genannten Schriften erschien noch von ihm: * Grundzüge z. Verbesserung des Kreditwesens, insonderheit auf ritterschaftlichen Gütern in Mecklenburg. 1804.

* 159. D. Gustav Heinr. Wolf v. Strauch,

fürstl. reußischer Kammerrath u. Kabinetssekretär zu Schleiz;

geb. d. 5. Mai 1806, gest. d. 25. Apr. 1837.

Er war zu Schleiz geboren, wo sein Vater Oberforstmeister war; seine Mutter war die Tochter des 1814 zu Dresden verstorbenen königl. sächs. Geheimenrath und Hofmarschall v. Tümpling. Nach dem Tode der Letztern wurde er im Hause seines Großvaters väterlicher Seits erzogen, wo er Privatunterricht erhielt und den Grund zu seiner spätern wissenschaftlichen Bildung legte. Von 1821 an besuchte er die Landesschule in Gera unter dem Direktor Rhein und damaligen Professor, jetzigen Superintendent und Konsistorialrath Dr. Behr, bezog im Herbst 1824 die Akademie Leipzig und später Jena und Göttingen, machte auf letzter Universität im Frühling

1828 sein Examen, in dem er die erste Censur erhielt, erwarb sich die juristische Doktorwürde und kehrte im Herbst 1828 in sein Vaterland zurück, wo er als Advokat und als Kammerassessor und Kabinetssekretär angestellt wurde, während er zugleich seinen Oheim den damaligen Chef der Kammer und des Kabinets, Geheimen Rath v. Strauch*), bis zu dessen am 11. Juni 1833 erfolgtem Tod assistirte. Zum Kammerrath ernannt, stand er den Kabinets- und Gera'schen gemeinschaftlichen Angelegenheiten vor und wohnte als Abgeordneter den Erfurt'schen Handelsvereinskonferenzen bei. Im Febr. 1837 kehrte er krank von dort zurück und starb an einem organischen Fehler des Herzens am oben genannten Tage.

* 160. Ludwig August von der Wense,

königl. hanov. Forstjunker zu Celle;
geb. den 7. Aug. 1803, gest. 25. Apr. 1837;

Er war der jüngste Sohn des Staatsministers und Präsidenten des Oberappellationsgerichts von der Wense **) in Celle und ward bis zu seinem 17. Jahre durch Hauslehrer und nächstdem durch die hohe Schule in Celle ausgebildet; dann erlernte er bei zwei sehr geschickten Forstmännern in Lautenthal und Erzen am Harz und in der Umgegend die Forstwissenschaft, setzte dies Studium auf der damaligen Forstschule in Fulda und nachher zu Göttingen fort und trat im Winter 1823 nach wohl zurückgelegtem Examen als Oberforstamtsauditor beim Celleschen Oberforstamt in königl. Dienste, ward nach einem zweiten Examen zum Forstjunker ernannt und widmete sich in Celle mit unermüdetem Fleiß und bestem Erfolge der praktischen Ausübung seiner in seinem Fach erworbenen ausgezeichneten Kenntnisse und Erfahrungen. Erst am 8. Decbr. 1834 verließ er Celle, um zu Lamspringe im Hildesheimschen in einen noch bedeutendern Wirkungskreis einzutreten. Die blühendste Gesundheit ließ langes Leben hoffen. Doch die Vorsehung rief ihn nach dreimonatlicher Krankheit am oben genannten Tage im mütterlichen Hause in Celle an einem Lungenübel zum bessern Leben ab. Sein Wirkungskreis war vorzüglich die Natur. Viele ausgedehnte wichtige königl. Forsten im Fürstenthume Lüneburg und manche Privatforsten bekunden schon jetzt durch ihren schönen Bestand den zweckmäßigen von ihm eingeleiteten Betrieb und

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 11. Jahrg. S. 939.
**) — — — — — 10. — — 453.

mit vollem Rechte kann ihm nachgerühmt werden, daß er sich durch die praktische Ausübung seiner ausgezeichneten forstwissenschaftlichen Kenntnisse wichtige Verdienste um sein Vaterland erworben hat. Die rastlose Thätigkeit und sein hohes Pflichtgefühl ließen selbst eine Hintansetzung seiner Gesundheit nicht achten und die großen körperlichen Anstrengungen, denen er sich in den bergigen Gegenden seines letzten Wirkungskreises unterzog, mögen in Verbindung mit einer im Jahr 1828 bei Gelegenheit der mit eigener Lebensgefahr ausgeführten Rettung eines in dem hochangeschwollenen Allerstrome versunkenen jungen Mannes sich zugezogenen schweren Erkältung den Grund zu dem Lungenübel gelegt haben, welches seinem Leben ein so frühes Ende brachte.

* 161. Ernst Fried. Christoph Brückner,

Doktor der Rechte, großherzogl. mecklenburg-schwerinscher Hofrath und Justizkanzleiadvokat zu Neubrandenburg;

geboren i. J. 177., gestorben d. 26. (16.) Apr. 1837.

Der Verewigte gehörte zu den ausgezeichnetsten mecklenburgischen Rechtsgelehrten und Geschäftsmännern und hatte sich während einer langen Reihe von Jahren, die er im Tempel der Themis gearbeitet, durch die Fülle seiner theoretisch-praktischen Kenntnisse in der Jurisprudenz und andern Wissenschaften einen bedeutenden Namen erworben. — Von seinem äußern Leben ist uns jedoch nur bekannt, daß er zu Neubrandenburg geboren, daselbst auch seine Schulbildung erhalten, hierauf in Göttingen, wo er seine Studien als Jurist vollendete, das Doktorat in dieser Wissenschaft angenommen und im nächstfolgenden Jahre (1794) von der Justizkanzlei zu Neustrelitz sich als Advokat und Prokurator hat immatrikuliren lassen, hernach seine Praxis in der Vaterstadt unausgesetzt betrieben hat und in der Folge mit dem Charakter eines mecklenburg-schwerinschen Hofraths begnadigt worden sei. Er starb nach einer kurzen Krankheit und hinterließ eine Wittwe, Johanne, geborene Funk und zwei Söhne, wovon der älteste, Dr. Friedrich Gustav B., gegenwärtig die zweite Bürgermeisterstelle in Neubrandenburg bekleidet. — Als Schriftsteller hat er blos geliefert: Commentatio inaugural. jurid. ad Art. XII. J. P. O. de compensatione Ducibus Megapolitanis facta. Göttingae 1793.

Schwerin. Fr. Brüssow.

162. Johann Heinrich Ludwig Schmelka,

Mitglied des Königsstädtschen Theaters zu Berlin;

geb. d. 1. Dec. 1777, gest. zu Pankow d. 27. Apr. 1837 *).

Wenige Schauspieler verdienen wohl eine so originelle Grabschrift, wie sie ein Franzose dem deutschen Bühnenkünstler Fleck setzte, als er auf die Nachricht von dessen Tode ausrief: O das is ewik schade, daß der lustik Mann sein Tod — unser lieber Errgott wird sich sein tausend Spaß mit ihm habe!" Zu den wenigen aber gehört unstreitig S., dessen originelle und natürliche Komik viele Tausende seiner Landsleute erheiterte und den Deutschland mit Recht zu seinen beliebtesten Künstlern zählte. Geboren zu Schwedt, ist er der Sohn einer Sängerin des ehemaligen markgräflichen Hoftheaters daselbst, Nanette Bütner und eines Herrn H. v. Sch . . . ., der als Officier bei dem Haak'schen Infanterieregiment in Stettin stand. Nach seiner Geburt heirathete seine Mutter den Theatermaler Schmelka, welcher das Kind adoptirte. Seine früheste Kindheit verlebte S. bei seinen Eltern, theils in Dresden, theils in Prag und Leipzig, welche beiden letzten Orte die Dresdner Hoftheatergesellschaft ebenfalls besuchte. Im J. 1784 folgte er seinen Eltern nach Riga zur Theaterdirektion Meyrer und Koch, wo er sich, nachdem er an den erstgenannten Orten bereits in Kinderrollen die Bühne betreten hatte, unter Anleitung seines Vaters nur der Theatermalerei widmete, auf deren Erlernung er sieben Jahre seines Lebens verwandte. Seine Mutter hatte während dieser Zeit einen vortheilhaften Ruf zum königl. Hoftheater nach Dresden erhalten, wohin sie sich allein begab und den Sohn bei seinem Vater zurückließ. In seinem 19. Jahre wurde plötzlich die Lust zum Theater in ihm so stark, daß er Riga verließ und zu Fuße nach Dresden zu seiner Mutter ging, um sie zu bitten, ihm bei irgend einer Bühne eine Anstellung zu verschaffen. Die Mutter, mit der Veränderung seiner Laufbahn durchaus unzufrieden, gab ihm 10 Thaler und den Rath, nach Gefallen sich selbst ein Unterkommen zu suchen, wozu der lebensfrohe Jüngling auch unverzüglich Anstal-

*) Nach der Abendzeitung 1837. Nr. 131, dem Morgenblatt 1837. Nr. 120 und einem andern gedruckten Aufsatze.

ten traf. Daß er ein solches jedoch nicht sogleich und ohne Schwierigkeiten fand, bedarf wohl keiner Versicherung und nicht unwahrscheinlich ist, was hie und da behauptet wurde, daß er in dieser Periode seines Lebens, von der er selbst nicht gern sprach, ein Engagement bei einer Kunstreitergesellschaft angenommen, vielleicht nur um seine Existenz zu fristen. Wir dürfen dieser Behauptung um so mehr Glauben schenken, als S. auf seiner spätern Laufbahn bis in sein Alter eine merkwürdige Geschmeidigkeit des Körper, in seinen Leistungen oft sogar eine equilibristische Geschicklichkeit und Kraft offenbarte. Das erste Engagement, welches er bei einem Theater fand, wurde ihm von einem Schauspieldirektor, Namens Locke, der mehrere kleine Städte in Sachsen bereiste, angeboten. Nach einem kurzen Aufenthalte bei demselben ging er nach Gera zur Gesellschaft des Direktors Medor, wo er einige Jahre blieb. Mehrere Bekannte seiner Mutter, welche ihn hier spielen gesehen hatten und seines Lobes voll waren, versicherten dieselbe, daß ihr Sohn werth sei, auf einem besseren Theater zu agiren. Sie ließ ihn auf diese nachdrückliche Empfehlung zu sich kommen und verschaffte ihm ein Engagement in Prag. Der damalige, jetzt verstorbene Direktor der Prager Bühne: Liebich, holte ihn persönlich von Dresden ab, nicht vermuthend, daß sein Debütant sehr bald ein Liebling des Prager Publikums werden würde, welches S. 13 Jahre lang ununterbrochen blieb. Eine Uebereilung veranlaßte nach dieser Zeit seinen Abgang: er hatte einen Kollegen während der Vorstellung hinter der Scene ein Paar Ohrfeigen gegeben und weigerte sich deshalb Abbitte zu thun. Nicht ohne Wehmuth verließ er Prag, wo er so viele frohe Tage verlebt und begab sich zu dem Baron v. Zienick, welcher mit seiner Gesellschaft in Baden bei Wien spielte. Sein Ruf als Komiker stand bereits fest, als er von hier aus auch Wien besuchte, wo er Hasenhut sah, der von nun an sein Vorbild wurde. Rührend ist die wahre Anekdote welche man von Beiden erzählt. Als nämlich Hasenhut in spätern Zeiten als Gast auf dem königl. Theater in Berlin spielte und ausgepfiffen wurde, weil das Publikum die Späße des Wiener Lokalkomikers nicht verstand, befand sich S. im Parterre, welches er weinend verließ. Eine genaue Kenntniß des Wiener Dialekts, welche er sich während seines Aufenthalts in Baden erworben hatte, kam ihm bei seinem Rollenfach sehr

zu statten, namentlich in der Glanzparthie des weltbekannten Staberl, den er gern und immer mit dem köstlichsten Humor spielte. Nach zwei Jahren erhielt S. einen Ruf nach Breslau, wo man ihm beim Stadttheater ein sehr vortheilhaftes Engagement mit Pension anbot. Jene Zeit war offenbar die kräftigste und schönste Periode des Schmelka'schen Künstlerlebens. Zehn Jahre blieb Sch., bis er dem ehrenvollen Rufe nach Berlin folgte, in Breslau und noch auf seinem Sterbebette dachte er nur mit inniger Rührung an den Aufenthalt in jener Stadt zurück. Er glänzte hier nicht allein als Komiker, sondern trat auch in der Tragödie auf, indem er unter andern den Franz Moor und den Mephistopheles, selbst Hamlet mit Beifall spielte. Solche Rollen sagten ihm freilich nicht so gut zu als komische, aber er bewährte sich in ihrer Darstellung stets als einen verständigen, seine Aufgabe durchdringenden Künstler. Ausgezeichnet gelang ihm auch die Darstellung treuherziger Natursöhne. Ein Lieblingsrolle von ihm, in welcher ihn das Breslauer Publikum nicht oft genug sehen konnte, war der Schneider Crispin in dem komischen Singspiel „der Schwestern von Prag;" nächst dieser gefiel er außerordentlich als Rochus Pumpernikel, als Truffaldino in „der Diener zweier Herren," als Schneider Kakadu oder als Tischlerjunge in dem Singspiele: „die musikalische Tischlerfamilie" und man mußte ihn in diesen Stücken gesehen haben, um zu begreifen wie weit die Laune, der Muthwille, die Kraft und Ausdauer eines Menschen reichen können; da war keine Faser, keine Fiber an seinem ganzen Leibe, die nicht mit gearbeitet, nicht mit gewirkt hätte, nicht durch den ganzen Abend in der heftigsten Aufregung gewesen wäre. Als Beweis, daß sein Eifer, seine Lust auf der Bühne keine Schranken, keine Gränzen kannten, daß er durch nichts gestört, durch nichts aus der Fassung und aus seiner Rolle gebracht werden konnte, mag die Erzählung eines tragisch-komischen Ereignisses dienen, welches sich in Breslau begab. Er spielte den Rochus Pumpernikel. Als er die mit Tanz begleitete Arie sang, tanzte er mit solchem Feuer, mit solcher Wuth, daß er die Berechnung des Terrains der Breslauer Bühne vergaß, sich zu weit in den Vordergrund wagte und endlich durch einen faux pas unter einem lauten Angstruf des überfüllten Hauses in das Orchester stürzte. Die Sache hätte sehr tragisch enden können, sie endete aber komisch und mit lautem

Beifallsstürmen, denn einige Musiker und andere Personen, die sich im Orchester befanden, empfingen den Stürzenden mit geöffneten Armen und spedirten ihn, mittelst eines glücklichen Wurfes, eben so schnell, als er gekommen war, auf die Bühne zurück, woselbst er, ohne aus dem Takte zu kommen und so, als ob gar nichts vorgefallen wäre, den unterbrochenen Tanz fortsetzte. Den Jubel, welcher sich erhob, als man den Verschwundenen und Todtgeglaubten frisch und munter auf der Bühne erblickte, beschreibt keine Feder. In eben diesem Stück ereignete sich einst ein anderer sehr komischer Auftritt. Am Schlusse des ersten Akts, wo die vorgebliche Frau des Rochus Pumpernikel ihm 12 Knaben, alle als Pumpernikel gekleidet und einer immer größer als der andere, als seine Kinder vorstellt, die er aber nicht anerkennen will, hatte Sch. sich einen Spaß arrangirt, der nie seine Wirkung verfehlte. Er stieß nämlich, als die Knaben wie die Orgelpfeifen der Größe nach vor ihm aufgestellt waren, den kleinsten an, daß dieser auf den nächsten und sofort einer auf den andern fallen mußte, bis die ganze Reihe in einem Haufen auf dem Boden lag, dann stellte er sich auf den größten, den gewöhnlich ein dortiger Hausstatist, Namens Wißmann, spielte und indem er von oben herab triumphirend auf die Besiegten blickte, mußte der Vorhang fallen. Das Schicksal wollte, daß Wißmann eines Tags kurz vor der Vorstellung des Pumpernikel erkrankte und seine Rolle ein eben auf der Bühne gegenwärtiger kürzlich erst angestellter Statist übernehmen mußte. Die Zeit war zu kurz, um den Stellvertreter, welcher das Stück noch nie gesehen hatte, von Allen zu unterrichten, man vergaß sogar Sch. mit dem Neuling, einem ehemaligen Färbergesellen, bekannt zu machen. Die Schlußscene kam und Sch. wollte wie gewöhnlich sich auf den größten der Pumpernickelknaben schwingen, aber der Färbergeselle ein vierschrötiger Kerl, der gewohnt war, in allen Faustkämpfen Sieger zu bleiben, setzte sich tapfer zur Wehre. Sch. gerieth in Wuth, doch vergeblich, denn nach langem Ringen sah er sich überwunden; er unterlag der Kraft des Statisten, welcher zur Verwunderung des Publikums diesmal den Pumpernickel zu Boden streckte. Als der Vorhang gefallen war und der Färbergeselle sein Opfer losließ, wiederholte sich der Kampf hinter den Koulissen, doch das Blatt hatte sich gewendet, denn jetzt prügelte Sch. den Statisten derb durch, der verblüfft und erschrocken

dastand, indem er glaubte, seine Sache recht gut gemacht zu haben. Wenige Minuten später, als er in seiner Garderobe war, legte sich Schmelka's Wuth, er mußte jetzt selbst über das Vorgefallene lachen, suchte seinen Gegner auf, bat ihn um Verzeihung und schenkte ihm für die empfangenen Prügel einen Thaler. Dergleichen Uebereilungen kamen hinter den Koulissen bei Sch. oft vor, aber sein Zorn währte nie lange, schon nach 5 Minuten war er der freundlichste, herzlichste Mensch, der Alles that, um seinen Fehler, selbst gegen den geringsten Untergebenen wieder gut zu machen. Eben so konnte er leicht ärgerlich werden, wenn einer seiner Kollegen in einer Scene mit ihm applaudirt wurde. Der Neid, an dem leider so viele Künstler laboriren, war auch ihm nicht fremd; nur kam er schnell wieder zur Vernunft, während Andere in ihrem Dünkel dieselbe gewöhnlich ganz verlieren. Hatte er in irgend einer komischen Scene einen Nebenbuhler gefunden, so überhäufte er diesen, sobald sie die Bühne verlassen, mit Tadel und Vorwürfen, bis ihn plötzlich sein Betragen reuete und er nun seinem Rival aufrichtig Glück wünschte, ihn zuletzt sogar freundlich belehrte, wie er, wenn er die Scene wieder spielen würde, es noch besser machen und Dies und Jenes zusetzen könne, um den Effekt noch zu steigern. Von manchen seiner Kollegen ist er auch häufig getadelt und ihm zum Vorwurfe gemacht worden, daß er zu gern spielte, daß er rollensüchtig sei und man hat ihm das als eine Hauptschwäche, auch als ein Verbrechen angerechnet, sich aber dadurch in den Augen der Verständigen und Unbefangenen lächerlich und verächtlich gemacht. Ist es schon Jemand eingefallen, Paganini zu tadeln, daß er den ganzen Tag die Violine in den Händen hält oder der unübertrefflichen Klara Wiek übel zu nehmen, daß sie Stunden am Piano sitzt? Kann ein Virtuos gedacht werden, der nicht sein Instrument über Alles liebt und kann man Virtuos werden, ohne rastlos mit Feuer und ganzer Seele sein Instrument vom Morgen bis zum Abend zu bearbeiten? Sollte ein Schauspieler ein Künstler werden können, ohne sein Instrument, die Breter, nicht aus voller Seele zu lieben und sollte das „à force de forger on devient forgeron," nicht auch dem Schauspieler gelten? Daß Sch., in dessen Brust alle Leidenschaften heftiger tobten, der da lichterloh brannte, wo andere sich gemüthlich wärmten, auch in seiner Kunstliebe in der Zärtlichkeit für sein Instrument weiter ge-

ben mußte als Andere und zuverlässig nicht geklagt haben würde, wenn man von ihm gefordert hätte, täglich drei der stärksten angreifendsten Rollen zu spielen, ist zu begreifen; die Bühne war seine Welt, Alles außer ihr Nebensache, keiner Beachtung werth. Sch.'s Triumphe auf der Breslauer Bühne konnten natürlich in der deutschen Theaterwelt nicht unbekannt bleiben. Man hatte in Berlin, wo früher schon Sch. als Gast mit Beifall aufgetreten war, viel von den Fortschritten des talentvollen Komikers gehört und der damalige Generalintendant der kön. Bühne, der kunstsinnige Graf v. Brühl *) versuchte es zuerst, i. J. 1817 Sch. nach Berlin zu ziehen. Im Nachlasse des verstorbenen Künstlers fanden sich 12 Briefe des Grafen v. Brühl, aus denen sämmtlich hervorgeht, wie sehr man Sch.'s Engagement in Berlin wünschte. Unterdessen war es der Direktion des von einem Aktienverein i. J. 1822 neu begründeten und am 4. Aug. 1824 eröffneten Königsstädtischen Theaters gelungen, Sch. nach Berlin zu ziehen, wo er 13 Jahre bis zu seinem Tode blieb. Sch. war der erste Künstler der die neue Bühne betrat, auf welcher er seit jenem Tage viele Tausende erheiterte, die alle in ihm ihren Liebling verloren. Am 26. Juni 1824 nahm Sch. vom Breslauer Publikum Abschied. Die Direktion hatte ihm die letzte Vorstellung zur Benefizeinnahme bestimmt. Er trat an diesem Abend in zwei von ihm selbst geschriebenen Lustspielen auf: „Die Arsenikbüchse, nach einer Oper von Göthe **) bearbeitet (gedruckt in Oettingers dramatischen Desserts) und: „Wenn nur der Rechte kommt!" (gedruckt in Holtei's Jahrbuch deutscher Nachspiele) Zwischen beiden Stücken gab er eine von ihm arrangirte komische Scene und am Schlusse der Vorstellung erschien er im Kostüm des Schneidergesellen Crispin, aus „die Schwestern von Prag" und sang nach der Melodie: Ich bin der Schneider Kakadu einige Abschiedsverse. Als Sch. Breslau verließ, trennte er sich auch, nach ihrem Wunsche, von seiner Frau, einer Schwester des kürzlich in Prag verstorbenen Schauspielers Alram, welche ein Engagement beim Stadttheater in Leipzig annahm und mit der er sich unglücklicherweise schon in seinem 20. Jahre verheirathet hatte. Unbekannt, ohne Ruf, seine theatralische Laufbahn eben beginnend, machte er ihre

---

*) Dessen Biogr. s. in dies. Jahrg. d. N. Nekr. unterm 9. Aug.
**) Dessen Biogr. s. im 10 Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

Bekanntschaft und wurde durch den eben genannten Bruder derselben, der das, was zwischen seiner Schwester und dem jungen Manne vorläufig sich begeben hatte, durchaus nicht billigte und das gewöhnliche Mittel, dergleichen Begebenheiten in Ordnung zu bringen, vorschlug, an den Traualtar gebracht. Die Natur hatte der Demoiselle Alram an Geistesgaben ersetzt, was sie ihr an andern Gaben versagt hatte; Madame Schmelka war eine verständige, gebildete Frau, kränkelte aber häufig und war daher verblüht, als ihr Gatte in das kräftige und begehrliche Mannesalter trat. In diesem Alter, am Theater, wo die Gelegenheiten, das Herz zu beschäftigen, vulgo Seitensprünge zu machen, doch häufiger und lockender sind, als in dem gewöhnlichen Leben, mit seinem Feuer in der Brust — qui sine peccato est, primum lapidem in illum mittat. Doch trotz seiner Nachahmungen des guten Königs, welcher seinen Bauern am Sonntage ein Huhn in den Topf stecken wollte, war er ein trefflicher Haus- und Familienvater, wandte seine ganze Sorge auf die Erziehung seines Sohnes, welcher aber in seinem 12. Jahre starb und brachte die bedeutenden Opfer, welche die Krankheiten seiner Frau erforderten, gern und ohne Klagen. Ein Freund begegnete ihm einst in Breslau, als er mit einer großen Arzneiflasche in der Hand nach Hause eilte. Da jener wußte, daß seine Frau eben von einer schweren Krankheit genesen sei, so fragte er, wie es zu Hause ginge. „Meine Frau," rief er mit trocknem Tone, welcher auf und außer der Bühne von unfehlbarer Wirkung war, „ist heraus, aber ich stecke darin." Seine Frau starb 4 Jahre nach seinem Sohne. Sch. würde seinen Abschied von Breslau, wo ihm so außerordentliche Beweise von Huld und Liebe zu Theil geworden, nicht so leicht verschmerzt haben, wenn er in Berlin nicht sofort Beschäftigung und eine überaus glänzende Theilnahme gefunden hätte. Während seines Aufenthalts in Berlin lebte Schmelka sehr eingezogen und mäßig. Man fand ihn nur auf der Bühne, auf der Jagd oder in seiner Behausung. Kein Freund gesellschaftlicher Vereine, schlug er jede Einladung zu irgend einem Feste bescheiden aus und Niemand konnte ihn bewegen, in einem frohen Cirkel zu erscheinen, noch weniger in demselben den Lustigmacher zu spielen. Kein Jahr verfloß, wo er nicht zu Gastrollen von auswärtigen bedeutenden Bühnen eingeladen wurde, allein er ging nicht auf die ehrenvollen Anerbietungen

ein, weil Reisen nicht seine Sache war und er sich in Berlin vollkommen glücklich fühlte. Nur zwei Mal gastirte er von hier aus und zwar in Prag und Breslau, wohin ihn wohl hauptsächlich die Erinnerung an manche frohe Stunde rief. Im geselligen Leben erschien Sch. menschenscheu, kalt und abstoßend, nur in der Nähe von zwei oder drei Freunden wurde er warm und dann war er der jovialste, herzlichste Mensch. Besondere Neigung hatte er, wie schon erwähnt, zur Jagd, welcher er jede müßige Stunde widmete und der zur Liebe er sich auch Pferd und Wagen hielt, um täglich, besonders während seines zehnjährigen Aufenthalts zu Breslau, seinem Vergnügen nachgehen oder nachfahren zu können. Unter diesen Umständen konnte auch plötzlich schlechtes Wetter eintreten, Sch. war dennoch pünktlich um 5 Uhr im Theater, kleidete sich an und spielte die anstrengendste Rolle, ohne daß er nur eine Spur von Müdigkeit oder Anstrengung blicken ließ. Man erinnert sich nicht eines Falls, wo er zu spät ins Theater gekommen wäre oder seinetwegen hätte gewartet werden müssen, denn — die Bühne war seine Welt. — Auch erinnert sich keiner seiner Freunde, ihn jemals in einem Zustande gesehen zu haben, der einen übermäßigen Genuß geistiger Getränke verrathen hätte. Er lebte höchst einfach und mäßig, aß oft, aber immer nur wenig und erfreute sich deshalb bis kurz vor seinem Tode der besten Gesundheit. — Sch. war schlank gewachsen und in seinen Bewegungen außerordentlich gewandt und behende, weßhalb er gern als ein Mann von großer Körperkraft gelten wollte, von der er nicht selten bei seiner augenblicklichen Heftigkeit Gebrauch machte und auch wirklich meistens den Sieg davon trug. Alles, was er that, geschah mit einer gewissen Heftigkeit, seine Unternehmungen mußten stets schnell ausgeführt werden, er handelte, ohne sich lange zu bedenken und daher gar oft zu seinem Nachtheil. — Ein schöner Zug seines Charakters war die Bereitwilligkeit, mit welcher er Unglücklichen beistand; obgleich sonst nicht freigebig, schenkte er oft verschwenderisch, wenn er sich persönlich von der Noth seines Mitmenschen überzeugt hatte. Er war stets der Erste, wenn es galt, einen bedeutenden Beitrag zur Kollekte für einen armen Kollegen zu spenden. — Auch seine Pferde und Hunde behandelte er mit großer Sorgfalt; sobald ein Pferd im Dienst unbrauchbar wurde, verkaufte er es nicht, sondern ließ es lieber tödten, damit das Pferd von seinem

künftigen Herrn im Alter nicht noch gemartert werden sollte. Er war ein durchaus rechtlicher Mann mit dem besten Herzen. Wissenschaftliche Bildung hatte er nicht, konnte er nicht haben, da er sich schon in frühester Jugend der Bühne gewidmet und durch mehrere Jahre ein Nomadenleben geführt hatte. Indeß besaß er einen gesunden Verstand, ein richtiges Urtheilsvermögen, er las gern und viel und wußte das Gelesene auch zu verdauen. Eine seiner schönsten und in unsern glücklichen Tagen seltensten Eigenschaften war, daß er Leuten, welche mehr wußten, als er, Gerechtigkeit widerfahren ließ, ihnen unzweideutige Beweise seiner Achtung gab. Wenn in unserer Zeit jeder flache Mensch es sich zum Geschäfte macht, jeden mehr Wissenden, jeden höher Stehenden zu mißhandeln, zu begeifern, so hörte man aus dem Munde Sch.'s, der freilich selbst auch etwas war und daher auch Gefühl für den Werth Anderer hatte, die Worte: „Es ist ein verfluchter Kerl!“ durch welche er seine Bewunderung, seine Achtung an den Tag legte und welche aus seinem Munde, von einem Blicke des sprechenden Auges, von seinem belebten Mienenspiel begleitet, kräftiger wirkten, als die zierlichste Lobhudelei eines verschrobenen, modernen Genies. Doch freigebig war er mit seinen Lobsprüchen keineswegs; der Mann, welchem „ein verfluchter Kerl“ zugetheilt werden sollte, mußte wirklich eine seltene, ungewöhnliche Erscheinung sein. Wenn er von Ludwig Devrient *), vor welchem er die größte Ehrfurcht hatte, sprach, eine seiner Darstellungen analysirte, so schloß die feurige Rede, die wie ein reißender Bergstrom von seinen Lippen brauste, stets mit dem kräftigen: „Es ist ein verfluchter Kerl!“ Führte Jemand eine Stelle Schillers an, so blieb „der verfluchte Kerl“ nicht aus und es ist zu glauben, daß Schiller selbst, wenn er sonst seinen Mann gekannt hätte, dieses Lob nicht übel genommen haben würde. Wollte man gerade behaupten, daß sich auch andere Phrasen finden ließen, um Bewunderung und Ehrfurcht auszudrücken, so kann das nicht in Abrede gestellt, doch bemerkt werden, daß Sch. nun einmal zu den kräftigen Naturen gehörte, daß er kräftig war in Allem, was er that und sprach und daß, was hier wohl die Hauptsache sein dürfte, Worte, die in dem Mund eines Andern durchaus nicht angenehm gelautet hätten,

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 870.

in seinem Munde mit der erwähnten Begleitung recht wohl sich hören ließen. Merkwürdig ist sein Widerwillen gegen Zöpfe, er eiferte gegen dieses Requisit vieler Komiker, wo er nur konnte, selbst wenn der Zopf durchaus zur Rolle gehörte, entschloß er sich nur nach langem Widerstreben, einen solchen zu tragen. In dem Grade, wie er die Zöpfe haßte, liebte er seltene Tabacksdosen und alte Taschenuhren, deren letztern Konstruktion je künstlicher sie war, je mehr ihn erfreute. Es gewährte ihm ein großes Vergnügen, alte Uhrwerke aus einander zu nehmen, um sie dann wieder zusammen zu setzen. Dies war auch seine letzte Beschäftigung, bevor die Uhr seines Lebens abgelaufen. — Mit einer seltenen Rüstigkeit und Kraft gehörte Sch. noch in seinem 60. Jahre der Bühne an; erst kurze Zeit vor seinem Tode bemerkte er eine Abnahme seiner Kräfte, welche jedoch sein immer reger, fast jugendlicher Geist zu ersetzen strebte. Ein Magenübel, das sich erst im Alter bemerkbar machte, war der Keim seines Todes. — Am 2. April 1837 trat er als Herr v. Papendeckel in dem komischen Singspiel: „Die Schwestern von Prag" zum letztenmal auf. Er spielte diese Rolle noch mit dem besten Erfolg und zur größten Zufriedenheit des Publikums, nur seinen Kollegen entging nicht, daß sich seiner eine ganz besondere innere Aufregung bemächtigt hatte. Bei einer kurz darauf angesetzten Wiederholung des Stücks meldete er sich unwohl, erbot sich jedoch — falls seinetwegen die Vorstellung abgeändert werden sollte — seine Rolle zu spielen. Hätte sein Direktor, der Kommissionsrath Cerf, dem Sch.'s krankhafter Zustand bekannt war, bei schriftlicher Versicherung, daß für seine Zukunft gesorgt sei, ihn nicht auf zwei Monate zur Stärkung seiner Gesundheit beurlaubt, er würde sich gewiß bald todt zum Theater geschleppt und auf der Bühne seinen Geist ausgehaucht haben. Zwei Tage vor seinem Tode bat er: man möge ihm nur seine Rollen nicht nehmen! — Am 27. April, Abends gegen 7 Uhr, also kaum 4 Wochen nach seinem letzten Auftreten starb Sch. nach einem kurzen aber schmerzhaften Krankenlager zu Pankow bei Berlin, wo er sich vor einigen Jahren angekauft, treu gepflegt von einer Freundin, der jungen Gattin des vor einigen Jahren verstorbenen berühmten Schauspieler Scholz *).

*) S. N. Nekr. 12. Jahrg. S. 1270.

den er in seiner hülflosen Armuth unterhalten und gepflegt hatte. Die feierliche Beerdigung seiner Leiche fand am 1. Mai früh um 9 Uhr in Pankow statt. Das gesammte Personal des Königsstädtischen Theaters, mit Inbegriff der Orchestermitglieder, bis zu den untersten Comparsen und Thürstehern herab, hatte sich eingefunden, dem Dahingeschiedenen die letzte Ehre zu erweisen. Seinen speciellen Kollegen hatten sich einige Mitglieder der königl. Bühne und eine so große Menge von Freunden und Verehrern angeschlossen, daß das Trauerhaus sie nicht alle aufzunehmen vermochte. Der mit Kränzen geschmückte Sarg wurde daher auf dem Platze vor dem Hause, welcher mit Tausenden von Zuschauern angefüllt war, aufgestellt und hier war es, wo der Regisseur Genée dem Andenken seines Freundes und Kollegen einige tief ergreifende Worte widmete, in welchem er besonders des Verlustes gedachte, den die Kunst durch sein Dahinscheiden erlitten. Zwölf Mitglieder der Königsstädtischen Bühne trugen hierauf den Sarg nach dem Kirchhofe, wo der Geistliche des Orts die Leiche empfing, um ihr den Segen der Kirche zu ertheilen. Nach dieser Feierlichkeit ertönte eine von dem Kapellmeister Franz Gläser komponirte und vom Orchester und dem Chore des Theaters ausgeführte Trauerkantate, bei deren Schlußvers der Sarg in die Erde gesenkt wurde. Die weiblichen Mitglieder der Bühne warfen ihm Kränze und Blumen in die Gruft. Eine Todtenfeier ganz eigener, wahrhaft rührender Art war dem entschlafenen Künstler durch Rott (Mitglied des Ständischen Theaters zu Pesth) am Tage vor der Beerdigung im Königsstädtischen Theater bereitet. Als das zahlreich versammelte Publikum das von ihm im Raimundschen „Verschwender" vortrefflich vorgetragene Hobellied da Capo verlangte, sang er auf jene tief ergreifende Melodie folgende zwei vom Herrn v. Holtei gedichtete Verse:

Da rufen s' mich auf's Land hinaus,
Ja Pankow heißt der Ort;
Da tret ich in ein Trauerhaus,
Ein'n Sarg, den brauchen s' dort;
Ein Sarg schreckt sonst den Tischler nicht,
Doch diesmal thut mir's wehe;
Und schwer wird mir die ernste Pflicht,
Wenn ich den Todten sehe.

Er war in diesem heit'ren Haus
So lange gern gesehen;
Halb sterbend erst ging er hinaus.
Nun ist's um ihn geschehen.
Tod wär' nun, der so oft erstrebt,
Was Ihre Gunst ihm bot?
Nein, wer in Ihrem Herzen lebt.
Nein, nein, der ist nicht todt.

* 163. P. Eberhard Zobel,

Kapitular u. Senior des Benediktinerstifts zu Fiecht in Tyrol; geb. zu Schwatz den 14. Apr. 1757, gest. den 27. Apr. 1837.

Sein Vater war ein allgemein geschätzter Arzt, der seinen 3 Söhnen eine sorgsame Erziehung angedeihen ließ; er selbst unterrichtete sie auch in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache. Alle 3 widmeten sich dem geistlichen Stande; der eine starb als kaiserl. Hofprediger in Wien; der andere war Domprediger in Brixen, zuletzt Regierungsrath in Linz. Eberh. Z. trat 1773 in das Benediktinerstift zu Fiecht, wurde dort am 19. Febr. 1780 zum Priester geweiht und dann auf Stiftspfarreien in der Seelsorge und einige Zeit auch im Lehrfach als Professor am Gymnasium zu Meran verwendet. — Von Jugend auf zeigte er eine große Vorliebe und ein sehr glückliches Talent für zeichnende Künste und verwendete einen großen Theil seiner freien Stunden zur Uebung im Zeichnen und auch im Malen; dabei war er, so weit es seine beschränkten Kräfte zuließen, ein sehr fleißiger Sammler von Kupferstichen, Handzeichnungen und Gemälden. Aber er suchte nur Erholung und reines Vergnügen, ohne den mindesten Anspruch auf den Namen eines Künstlers zu machen. Dafür hat er sich aber durch fortgesetztes Studium und durch sorgfältiges Beobachten und Vergleichen zu einem sehr gründlichen Kenner und Beurtheiler in Kunstsachen gebildet. — Als unter der baier. Regierung nebst andern auch das Stift Fiecht aufgehoben wurde, übertrug er einen großen Theil seiner Kunstsammlungen nach Schwatz, wo sie bei dem großen Brande dieses Marktes 1809 verbrannten. So tief ihn dies schmerzte, hielt es ihn doch nicht ab, wieder von vorn anzufangen und sein Sammeln, so viel er es vermochte, fortzusetzen. Als nach dem ersehnten Wiedereintritte der österr. Regierung das Stift wieder hergestellt wurde, trat er in dasselbe zurück und widmete sich

dann neuerlich und zwar bis 1820 auf dem Lande der Seelsorge, worauf er in demselben Jahre wegen seines vorgerückten Alters und seiner öftern podagraischen Krankheitsanfälle in das Stift zurückberufen wurde, das er dann bis zu seinem Tode nicht wieder verlassen hat. Was uns diesen Mann besonders merkwürdig macht, ist der Unterricht und die Anleitung, die er mehreren Jünglingen unentgeltlich gab, bei denen er gute Anlagen zur Kunst entdeckte. So hatte ihm der rühmlich bekannte Bildschnitzer Joseph Hell die ersten Begriffe von Kunst und den ersten Unterricht zu verdanken, er war der erste Lehrer des allgemein geschätzten Historienmalers Joseph Arnold. Zu seinen Schülern gehörten ferner der Maler Johann Arnold zu Stans, der Maler Johann Entfelder zu Schwatz, der Landschaftszeichner Jos. Centner nun zu Wien, der Maler Joseph Hoheneck, dermalen an der Akademie zu München, der hoffnungsvolle, leider zu München nach kurzem dortigen Aufenthalte verstorbene Johann Pirkl und der Bildhauer Huber zu Kuefstein. — Diese seine Schüler unterrichtete er auch in der Art, alte und beschädigte Gemälde mit gehöriger Vorsicht zu reinigen, worin er sehr erfahren und glücklich war und womit er sich zum Zeitvertreibe gern beschäftigte. Sein nun im Stifte Fiecht aufbewahrter Kunstnachlaß besteht aus einer kleinen Anzahl von Gemälden, unter denen besonders einige altdeutsche und altitalienische Stücke sich auszeichnen. Auch sind darin einige frühere Stücke von seinem Lieblingsschüler Joseph Arnold. Dazu kommt eine Sammlung von Kupferstichen, von Holzstichen Albrecht Dürers, mehrere Handzeichnungen und eine Sammlung von verschiedenartigsten Gipsabgüssen.

G. A. Thiem.

* 164. Andreas Christian Müller,

Doktor der Medicin und Chirurgie zu Hadersleben;

geb. im Jahr 1811, gest. den 28. April 1837.

In der schleswigschen Stadt Hadersleben erblickte unser M. das Licht der Welt. Früh einen nach wissenschaftlicher Ausbildung strebenden Geist zeigend, ward er dem Gelehrtenstande bestimmt und besuchte daher die Gelehrtenschule seiner Vaterstadt. Auf der Universität zu Kiel widmete er sich der Medicin und Chirurgie und zwar mit solchem Eifer, daß er dadurch seine Gesundheit schwächte. Im Jahr 1836 ward er dort mit vielem

Lobe zum Doktor creirt und kehrte nun nach Hadersleben zurück. Aber leider wurde er hier bald ein Opfer seiner übermäßigen Anstrengung. Er verschied schon am oben genannten Tage, umgeben von seinen Eltern und einer liebenden Braut, wenig über 26 Jahre alt. Der Titel seiner Inauguraldisputation ist uns nicht bekannt geworden.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

* 165. Karl Ludwig Neuhauß,

Rentmeister in Offelten bei Oldendorf (Westphalen);

geb. d. 30. Jan. 1762, gest. d. 28. April 1837.

N. hatte sich der Oekonomie gewidmet und nachdem er mehrere Jahre Verwalter gewesen war, verheirathete er sich am 28. Febr. 1788 mit Sophie Wilhelmine Alhausen aus Hoya. Nun verwaltete er mehrere adelige Güter in dem Regierungsbezirk Minden und war zuletzt Rentmeister zu Waghorst. Vor mehreren Jahren gab er indessen das Gut ab und zog zu seinem Sohn, der Rentmeister zu Offelten bei Oldendorf ist. Hier beschloß er auch ruhig sein Leben. Seine Gattin, mit der er in einer wahrhaft glücklichen Ehe lebte, und welcher fest 10 Jahre älter als er, mußte ihn scheiden sehen. — N. war trotz seines Alters noch immer thätig und unterstützte seinen Sohn auf jede Weise, so daß er noch am Tage vor seinem Krankenlager für denselben die Gutsrechnung anfertigte. Der andere noch lebende Sohn ist Oberbauinspektor in Stargard und leitet jetzt vorzüglich den Bau der Eisenbahn von Potsdam. Die einzige an den Kreissekretär Heidsick zu Lübbecke verheirathete Tochter starb einige Jahre vor unserm Neuhaus. Arendt.

166. Wilhelm Schumacher,

Schriftsteller und Redakteur des Dampfboots zu Danzig;

geb. den 3. Jan. 1800, gest. den 28. April 1837 *).

Schumacher lehrt uns durch sein Beispiel, was der Mensch unter den widrigsten Lebensverhältnissen ohne Beihülfe aus sich selbst und durch sich selbst werden kann; insofern ist er eine höchst merkwürdige Erscheinung. Er war zu Danzig geboren und der Vater, damals ein Fuhrmann, lebt noch jetzt als Regierungsbote und wird we-

*) Danziger Dampfboot 1837. Nr. 52.

gen seiner Treue und Unverdrossenheit von seinen Vorgesetzten geliebt. Leider konnte ihm derselbe nicht die Ausbildung geben, welcher seinem Geiste zusagte; hätte unser S. einen zeitigen und zweckmäßigen Schulunterricht genossen und das Schicksal ihn in seinem Jünglingsalter zum Studium die Sorgenfreiheit verliehen, wie sie die Entwickelung seiner Phantasie, sein Gedächtniß und seine Auffassungsgabe heischten, so würde er vielleicht einen europäischen Namen zu Grabe tragen. Sein Vater lehrte ihn lesen, einiger Privatunterricht hat ihm etwas Französisch, Polnisch und Landcharte beigebracht, ein halbes Jahr hat er eine Freischule besucht, dieses ist sein ganzer Unterricht gewesen. Unter Pferden und Straßenjungen wuchs er auf; als dreizehnjähriger Knabe zwang ihn die Noth der Belagerung aus der Stadt und er trieb sich bis zu deren Einnahme unter Bauern und Kosaken umher. In diesem der Entwickelung seiner Talente nicht günstigen Jugendleben leuchtete doch seine Phantasie und sein warmes Gefühl oft hervor; als Kind machte er schon Verse, erfand wunderliche Geschichten und erzählte Mährchen aus dem Stegreif. Seine Kinderjahre bezeichnen viele Unfälle, die seinem Leben Gefahr drohten. Er kam mit einem ungestalteten Kopf und Gesicht zur Welt, welches erst mühsam nach und nach in eine ovale Form gedrückt ward; im sechsten Jahre zerschmetterte ein Fall auf eine scharfe Wagenaxe ihm den vordern Theil des Schädels, die Narbe hiervon nahm er mit ins Grab, im achten Jahre fiel er drei Stock hoch aus dem Fenster, bald darauf versank er in einen riesenhaften Heuhaufen und ward nur mit Mühe gerettet, ehe er erstickte und zweimal ward er wunderbar aus den Wogen der Ostsee gerettet. Die Lektüre der Bibel und der treffliche Religionsunterricht des Superintendenten Ehwalt legten bei ihm den Grund zu dem reinen religiösen Sinn, welcher ihn beseligte und ihn über den Anhauch der Zeit, die Giftnebel der Lüste und die Stürme des Schicksals in spätern Jahren siegen ließ. Von seiner Mutter ist wahrscheinlich der himmlische Funke des Genies auf ihn vererbt, denn sie war nach ihrem Stande belesen, liebte das Theater und pflegte bei S. das aufflackernde Lämpchen der Poesie. Nach ihren Wünschen sollte er als die Belagerung beendigt war, den versäumten Elementarunterricht nachholen und späterhin Theologie studiren, aber sie starb, die Vermögensumstände des Vaters hatten sich verringert und S.

mußte zu einem Sattler in die Lehre. Um 5 Uhr an den Nähkloben, öffnete sich erst Abends 10 Uhr seine Schlafkammer; dennoch besiegte der Geistestrieb, welcher jetzt erwachte, seine Müdigkeit. Wo er ein Buch habhaft werden konnte, schleppte er es in seine Zelle, las bis tief in die Nacht hinein und verwandte nicht selten sein geringes Frühstücksgeld zum Ankauf des Lichts. Nach Beendigung der Lehrjahre diente er bis zum 21. Jahre als Soldat und besuchte die so höchst wohlthätigen Soldatenschulen, seine dienstfreien Stunden widmete er dem Selbststudium. Das Morgenroth fand ihn oft bei demselben Buch, wo das Abendroth ihn verlassen hatte; er las viel, besonders Geschichte und vaterländische Dichter. Hierauf ging er als Sattlergesell auf die Wanderung. Als Soldat erwachte seine poetische Ader und auf seiner Wanderung erwarb er sich in Breslau durch ein Gelegenheitsgedicht das Wohlwollen des Fürsten P., in dessen Gefolge er die östreichischen Staaten durchreiste und dabei den Unterricht und die Belehrung seines Hofmeisters genoß. Nach zwei Jahren kehrte er zu seiner Vaterstadt zurück, wo ihn gleich eine Nachricht empfing, die den tiefsten Eindruck auf sein Gemüth machte: einer seiner Brüder hatte sich Tags vorher in einem Anfall von Wahnsinn eine Kugel durch den Kopf gejagt. Es war unserm S. unmöglich, zum Nähkloben zurückzukehren, sein Geist hatte sich schon zu sehr ausgebildet; er schrieb daher Gelegenheitsgedichte, die ihm oft mit 5 bis 10 Sgr., oft auch wohl mit einem Thaler und einmal sogar mit drei Thalern honorirt wurden. Noch einmal faßte er den Entschluß, dem Wunsch seiner verstorbenen Mutter nachzukommen und Theologie zu studiren, aber der Mangel an allen Mitteln und sein vorgerücktes Alter hielten ihn davon zurück, doch erkaltete sein Streben nach Erweiterung seines Wissens nicht und dankbar erkannte er oft die Güte des Direktor Löschin an, der seinen Durst nach Belehrung aus den Schätzen seiner Bibliothek stillte. Mit einem unsäglichen Fleiß machte er Auszüge, schrieb Bemerkungswerthes ab und eignete sich aus allen Fächern des Wissens so viel an, wie er vermochte. Ohne Mittel, ohne kenntnißreiche Rathgeber, ohne verständigen Freund schritt er vorwärts, ermüdete oft, verzweifelte und ward wieder durch eine innere Stimme gekräftigt und angetrieben, fortzuarbeiten; hätten Umstände sein Studium begünstigt, hätte er Lehrer gehabt, hätte er auch nur in Berlin, Wien oder Paris

gelebt, wer weiß, zu welcher Stufe ihn sein eiserner Fleiß, seine Auffassungs- und Erfindungsgabe, sein Gedächtniß und seine Phantasie erhoben hätten. Er heirathete im 23. Jahre, aber mit der Ehe traten auch die Nahrungssorgen ein, er konnte durch literarische Arbeiten nicht so viel erschwingen, wie er bedurfte, ließ sich daher in kleine Handelsspekulationen ein, verlor, von Freunden getäuscht, Alles und mußte zuletzt sogar auf dreiviertel Jahr in den Schuldthurm, wo er denn freilich Muße genug hatte, zu studiren; Kant, Herder, Lessing, Seume, Voltaire leisteten ihm freundlich Gesellschaft und seine Freundin, die Bibel, flüsterte ihm stillen Trost und Hoffnung zu. Die Ankunft der Dem. Sontag gab ihm Gelegenheit zu einigen humorisch-satyrischen Schriftchen und Gedichten. Hierdurch und durch die Herausgabe eines Adreßbuchs (letzteres freilich eine trostlose Arbeit für einen Dichter) befreite er sich aus dem Gefängniß. Jetzt gestalteten sich seine pekuniären Verhältnisse besser, er arbeitete für fremde Zeitschriften und gab einige Romane heraus; dabei war er Danziger Gelegenheitspoet, schrieb (wie er selbst sagt): Gevatter- und Liebesbriefe, Bitt- und Impertinenzschreiben, Vermählungs- und Empfehlungsgedichte, Stammbuchsaufsätze, Rundgesänge und Trauerklänge, kein Konditor fabrizirte so verschiedenartige Waare. Doch bald trat die Cholerazeit ein und mit ihr die Zeit des Mangels und der Noth, denn Niemand dachte jetzt an Gedichte und Manuskripte konnten undurchlöchert nicht versandt werden: da schrieb er seine witzigen Cholerasatyren, welche in Tausenden von Exemplaren vervielfältigt und ins Englische und Dänische übersetzt wurden und so mußte ihm die böse Krankheit Mittel geben, sich zu erhalten; denn er selbst gab den Gewinn durch diese Satyren auf 600 Thaler an. Noch größer war der Gewinn für die Menschheit, indem er der Sache eine bessere Seite abzugewinnen wußte, die Gemüther beruhigte, der Furcht entgegenwirkte und das Motto seiner Satyre: „Nur nicht ängstlich" ward der allgemeine Feldruf gegen die Krankheit. Nach dem Abzug derselben schrieb er den kleinen historischen Roman: „Zacharias Zappio," zum Besten der Familie eines entschlafenen Freundes und Beiträge zu Taschenbüchern und Zeitschriften, wozu er vielfache Aufträge erhielt. Im Jahr 1831 gründete er das „Danziger Dampfboot." Er versprach: daß es eine Zeitschrift für Geist, Humor, Satyre, Poesie, Welt- und Volksleben, Korre-

spondenz, Kunst, Literatur und Theater sein sollte und hat redlich Wort gehalten; sein Geist und sein Humor waren unerschöpflich zu nennen, wenn man bedenkt, daß er es sechs Jahre leitete, fast stets mit eigenen Aufsätzen füllte und nur selten einen Mitarbeiter fand. Das Publikum hat dieses anerkannt, denn mit 300 Subskribenten lief es vom Stapel und mit mehr als 900 ward das Verlagsrecht desselben am Schluß des Jahrs 1836 an die Gerhardsche Buchhandlung übertragen. Aber es hat nicht blos unterhalten, sondern auch genützt. Manchem Edlen, Nützlichen und Vaterländischen stand es als Verfechter vor; es war ein Feind des Schlechten und Argen, die Mucker und Finsterlinge stöberte es aus ihren Eulennestern ohne alles Erbarmen hervor, es war ein geheimer Richterstuhl im Dienste des Lichts, der Redlichkeit und der Moral; manchen Schurken ließ es zittern, manchem Thoren zeigte es sein Bild und führte ihn zur Erkenntniß, mancher dumme und mancher schlechte Streich ist unterblieben, weil man S.'s öffentliche Stimme mehr fürchtete, wie diejenige der Justiz. — S. war ein gemüthlicher Mensch, ein treuer Freund seiner Freunde, er konnte mit ihnen oft sehr heiter sein, er liebte und beförderte das Gute, wo er wußte und konnte, er war ein Feind des Schlechten, wogegen er mit aller Macht sich auflehnte, er war, wie ihn ein Epigramm benannte, „ein Ritter des Lichts“ und Feind der Finsterlinge; seine Kämpfe mit Oelsnitz, mit Woike, seine „Finsterlinge im Reiche des Lichts“ sind bekannt genug. Er war ein enthusiastischer Verehrer seines Königs, des königlichen Hauses und ein ächter Preuße. Der Monarch hat seine Treue, aber auch sein Talent durch die Verleihung der Medaille für Kunst und Wissenschaft und der Kronprinz und dessen Gemahlin durch gnädige Handschreiben anerkannt. Er war religiös im wahren Sinn des Worts, dieses zeigen seine Gedichte, die nicht einen bloßen Klingklang enthalten, sondern sichtbar aus dem Innern des Gemüths hervorgegangen sind. Als Dichter hob er sich doch über das Gewöhnliche; es ist auch nicht das kleinste Gelegenheitsgedicht von ihm anzutreffen, welches nicht ein neuer Gedanke oder eine hübsche Wendung auszeichnete und wir können viele Gedichte von hoher poetischer Schönheit von ihm aufzeigen. Seine Erfindungsgabe, sein Witz, sein Humor sind oft trefflich, die Geisel seiner Satyre scharf, aber auch hierbei leuchtet immer eine gewisse Gemüthlichkeit hervor. Gern bereute er und

machte es öffentlich wieder gut, wenn er unwissend und selbst getäuscht Jemand verletzt hatte. Das Vorgefühl eines frühen Todes begleitete ihn stets und spricht sich in vielen Gedichten aus. Die unendlichen Anstrengungen des Geistes, das Nachtwachen hatten die Maschine aufgerieben, er bekam im Winter die Grippe, welche in eine förmliche Schwindsucht überging. In dem ersten Stadium seiner Krankheit prophezeit er: „daß er fallen würde, wenn die Bäume auszugrünen anfingen“ und er hat Wort gehalten. Er schilderte sein Aeußeres selbst: „ich bin groß 5 Fuß 3½ Zoll Berliner Maas, stehe mit meinem Gemüth zwischen Schaf und Löwe, neige mich aber mit meiner Physiognomie mehr dem erstern zu; mein Angesicht gehört zu denen, welche überall gleich bekannt werden und Eingang finden und als ein Empfehlungsbrief der Natur zu betrachten sind, ich bin gerade gewachsen, gehe aber etwas krumm, doch weiß ich nicht was mich drückt.“ — Außer den oben genannten Werken sind von ihm noch erschienen: Die Erstlinge. Eine Sammlung Erzählungen, Gedichte und Charaden. Danzig 1826. — Weibl. Scham u. Entartung od. d. Ursachen d. gegenw. Mangels an brauchb. weibl. Dienstboten, so wie Bemerk. üb. d. Mißbrauch mit d. weisen Gesetz, welches d. Vater e. unehel. Kindes verurtheilt, d. Verpflegungsgelder f. dasselbe an d. Klägerin zu zahlen rc. Ebd. 1826. — Schellenklänge. Scherze, Schwänke, Glossen und Satyren. Graudenz 1828. — Momus. Taschenbuch f. Freunde d. Scherzes u. d. Satyre Ebend. 1828. — Lustgedränge u. Harfenklänge. Eine Samml. Erzählungen, Balladen u. Gedichte. Ebd. 1828. — Die Eroberung v. Varna durch d. Russen im J. 1828. Gelegenheitsschauspiel in Versen, mit Prolog, Gefechten u. Evolutionen rc. Danzig 1829. — Maiblumen u. Bergfrüchte oder vermischte Schriften in Poesie und Prosa. Ebend. 1836.

* 167. Friedrich Ludwig Otto Mozer,

vormal. Subrektor am Gymnasium Fridericianum zu Schwerin;

geb. den 4. Junius 1764, gest. den 29. April 1837.

Er war geboren zu Sulz, einem Salinenstädtchen im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, wo sein längst verstorbener Vater, Johann Mozer, die Bürgermeisterstelle bekleidete. Seinen ersten Unterricht genoß er hier theils in der kleinen Stadtschule, theils von ei-

nem Privatlehrer, bis er im Jahr 1777 auf das Gymnasium zu Greifswald kam und dann, hinreichend vorbereitet, seinen theologischen Kursus in Rostock machte. Unmittelbar nach den Universitätsjahren konditionirte er als Hauslehrer an verschiedenen Orten, zuletzt bei dem Amtsverwalter Evers zu Hirschburg, von wo aus er den 28. November 1790, in welchem Jahr er sich auch pro licentia concionandi hatte examiniren lassen, auf gut Glück über Berlin nach Böhmen ging und, nach manchen auf der Reise gehabten Drangsalen, schon 1791 daselbst von der deutsch-evangelischen Gemeinde im Dorfe Haber, bei Lieteschütz, im leibmeritzer Kreise zum Prediger erwählt ward. Da gerade es sich so traf, daß deren bisheriger Seelsorger eben zu einer andern Pfarrei abgegangen war. Sehr lästig und drückend war jedoch hier seine Lage, da die Gemeindeglieder, welche sich zu einem Bethause hielten, auf mehrere Dörfer zerstreut waren und auch den katholischen Ortspfarrern Gebühren bezahlen mußten. Wiewohl er sich nun hier in kurzer Zeit die größten Verdienste erwarb und auch seine Gemeinde sehr mit ihm zufrieden war, so gefiel er sich doch in diesem Verhältnisse keineswegs und er gab daher die Stelle im Jahr 1793 freiwillig wieder auf und kehrte nach Mecklenburg zurück. Nach vielen, auch im Vaterland verlebten trüben Jahren, während er, ungeachtet mehrfacher Anforderungen, immer ohne eine Wiederversorgung geblieben, wie man sagt aus dem Grund, weil er sich gleich anfangs die Ungunst eines Mannes, von dem damals die Besetzung fast aller Pfarr- und Schulstellen im Lande wesentlich abhing, zugezogen habe, erhielt er endlich, da er als Privatlehrer zu Wittenberg lebte, die Vokation zu einer Kollaboratur an der Domschule, dem jetzigen Gymnasium Fridericianum, in Schwerin, woselbst seine Einführung im November 1809 erfolgte und er den 20. April 1814 ins Subrektorat aufrückte. Neujahr 1832 bestimmten nicht allein höhere Jahre, sondern auch eingetretene Kränklichkeit ihn, mit Genehmigung des Scholarchats durch Vereinbarung mit einem Gehülfen, den er der Schulbehörde stellte, die nothwendige Ruhe zur Wiederherstellung einstweilen zu gewinnen. Die mittelbare Verbindung, in welcher durch diese Einrichtung der Verewigte einstweilen mit der Anstalt blieb, an der er 23 Jahre hindurch mit eigenthümlicher und um ausgesetzter Lebendigkeit des Geistes, besonders die neuern fremden Sprachen in den obern Klassen, so wie

das Lateinische und die Geschichte in den mittlern Klassen gelehrt hatte, ward jedoch Johannis 1833 gänzlich aufgehoben, da ihm die erbetene völlige Ruhe bewilligt ward, worauf er am oben genannten Tage nach einem dreiwöchentlichen Krankenlager verschied. — Der Verewigte war ein sehr vielseitig gebildeter Mann und ein großer Schatz von Kenntnissen und Lebenserfahrungen machten ihn zu einem guten Gesellschafter, der durch Witz und immer gute Laune, selbst durch harmlose Satyre, jedermann anzog. Auch zeichnete er sich durch manche andere vorzügliche Eigenschaften, durch strenge Rechtlichkeit, Wohlthätigkeit, Biedersinn und eine scharfe gesunde Urtheilskraft aus. Von frühester Zeit an jedoch gewohnt, seinen Umgang auf Wenige zu beschränken, sah man ihn nie an öffentlichen Gesellschaften Theil nehmen, wogegen er zu Hause gern Besuche annahm und dann im höchsten Grade gastfrei war. Zu Schwerin beschäftigte er sich, außer seinem eigentlichen Berufe, mit Privatunterricht, besonders im Französischen und Englischen, welche beide Sprachen er ganz inne hatte; auch nahm er oft Gymnasiasten in seine häusliche Aufsicht. — Verheirathet hatte er sich schon als Privatlehrer zu Wittenburg mit Henriette Schaller, einer Tochter des daselbst am 26. Januar 1772 verstorbenen Predigers Joh. Heinr. Schaller, mit welcher er bis an sein Ende höchst glücklich, jedoch kinderlos lebte. — Gedruckt hat man von ihm: Ueber seine Führung nach Böhmen zu einer evangelisch-lutherischen Gemeinde, über seine vormal. dortigen Verhältnisse u. Lagen als Prediger, nebst d. Gründen seiner Rückkehr in sein Vaterland u. einigen in demselben nachher gemachten Erfahrungen, in d. neuen Monatsschrift von und für Meklenburg. 1800, H. 9 und 1801, H. 3.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 168. Karl Joseph Stein,

Curatus zu Rothenburg an der Tauber;

geb. den 28. Januar 1806, gest. den 29. April 1837.

Stein wurde am 28. Jan. 1806 zu Bamberg auf einem Stein gefunden, von dem er auch seinen Namen hat und einer armen, aber sehr braven Witwe zur Erziehung gegeben. Frühe schon entwickelten sich in ihm vortreffliche Anlagen. Menschenfreunde nahmen sich darum seiner thätig an und ließen ihn studiren. In al-

len Schulen erhielt er fast immer die ersten Preise. Während seiner Studienjahre lebte er wieder von den Wohlthaten, die ihm reichlich zuflossen und von Stipendien. Nach seiner Aufnahme in das Klerikalseminar ward er am 25. Februar 1833 zum Priester geweiht und kam bald darauf nach Pottenstein als Kooperator, hierauf nach Priesendorf als Pfarrverweser, dann nach Kiensberg als Lokalkaplan und endlich nach Rothenburg als Curatus. Er suchte auf diesen Posten Allen Alles zu werden und hat sich das Lob eines tüchtigen Katecheten, eines guten Predigers, eines theilnehmenden Freundes und die Achtung der Katholiken und Protestanten in gleich großem Grade erworben. Seine hochbetagte Mutter pflegte er bis an seinen Tod. Er starb, als Opfer seines Berufs, an den Blattern und hinzugetretenem nervösen Fieber; denn die Providirung eines Blatterkranken war die nächste Veranlassung seiner tödtlichen Krankheit.

Bamberg. G. A. Thiem.

169. Karl Wünsch,

Kammergerichtsrath in Berlin;

geb. den 4. März 1793, gest. den 29. April 1837 *).

Wünsch wurde zu Frankfurt a. d. O. geboren, woselbst sein Vater an der damaligen dortigen Universität die Stelle eines Professors der Mathematik und Astronomie bekleidete. Er besuchte das dasige Gymnasium und ging im Jahr 1810 mit dem vortheilhaftesten Zeugniß zur Universität seiner Vaterstadt über, doch schon im folgenden Jahre zog ihn der größere Glanz der neugegründeten Universität Berlin an. Hier legte er hauptsächlich den Grund des lebhaften Interesses für Wissenschaft und Kunst, das ihn, als ein unumgängliches Lebenselement, neben den Arbeiten seines Berufs begleitet hat. Im Jahr 1813 wurde er Auskultator zu Frankfurt, 1816 Referendarius am Kammergericht zu Berlin, 1819 Assessor daselbst, 1822 Oberlandsgerichtsrath zu Naumburg und 1825 wurde er in gleicher Qualität nach Frankfurt versetzt. Diese Stelle hat er aber nicht angetreten, denn auf der Durchreise durch Berlin erhielt er den ehrenvollen Beruf, an der Kommission zur Revision der

*) Allgem. preuß. Staatszeitung. 1837. Nr. 142. u. Frankfurter patriotisches Wochenblatt. 1837. Nr. 25.

Gesetzgebung Theil zu nehmen; später (1828) trat er zugleich als Hülfsarbeiter bei dem Geheimen Obertribunal ein. Aber kaum hatte er das ihm aufgetragene Pensum für die künftige Gesetzgebung vollendet, als auch seine Gesundheit schon so weit gelitten hatte, daß die Aerzte eine längere Ruhe von Geschäften und eine Reise in südlichere Gegenden für dringend nöthig erachteten. Mit Mühe riß er sich von einem Geschäftskreis los, dessen Wichtigkeit er erkannte, desto leichter aber wurde es ihm, auf Aussichten Verzicht zu leisten, die sich ihm gerade damals eröffnen wollten. Nachdem ihm zuvor die Bestallung als Kammergerichtsrath geworden, richtete er seinen Weg nach Italien, wohin ihn zugleich seine Liebe für klassische Literatur und Kunst, so wie auch für alte Kirchenmusik zog. Aber weder die Erfüllung eines lang sehnlichst gehegten Wunsches, noch auch das mildere Klima konnten ihn mehr heilen; nach einer Abwesenheit von 14 Monaten trat er, wiewohl wenig gestärkt, seinen neuen Wirkungskreis an; sein verdoppelter Eifer konnte anfangs die schwindende Kraft ersetzen, mußte sie aber nur noch schneller aufzehren. In seinem vorletzten Lebensjahre fungirte er zugleich noch als Vorsitzender der Kommission des Oberappellationssenats für das mündliche Verfahren. In allen diesen Stellungen bewies er Fleiß, Treue und Tüchtigkeit. Neben gründlicher Rechtskenntniß war ihm ein seltener Scharfblick und die noch seltenere Gabe eigen, verwickelte und verworrene Fälle von Grund aus ins Klare zu bringen und sie zugleich lichtvoll, einfach und anziehend darzustellen. Den Stoff geistig beherrschend, mit Ausscheidung alles Unwesentlichen den Streitpunkt hinzustellen, mit logischer Schärfe Alles bequem um denselben zu ordnen und zu gruppiren und diese Ordnung auch in dem sprachlichen Ausdruck durchsichtig und leicht hervortreten zu lassen, dies war die Aufgabe, auf die er ein unermüdliches Studium verwandte und worin er sich nie genug zu thun glaubte, wie sehr auch der Erfolg bereits anerkannt wurde. Seine Darstellungen pflegten die Aufmerksamkeit zu fesseln und gewährten immer eine schnell übersichtliche, sichere Grundlage für die Entscheidung; von seinen jüngeren Kollegen sind sie deshalb als Muster der Behandlung gesucht und gelesen worden; aber auch über den Geschäftskreis hinaus hätten sie in den sich innerlichst durchdringenden Vorzügen der knappen und oft kühnen Kürze, der geistreichen Klarheit und einer fast architektonischen Schön-

heit ihrer Anlage als Kunstwerke gelten können. Was den Werth seiner Arbeiten bei der Revision der Gesetze betrifft, wo ihm das Eherecht und die Gesindeordnung zugetheilt war, so läßt sich hier nichts andeuten, weil die Berathungen darüber im Schooß der hohen Behörden noch nicht geschlossen sind. Nur kurz, aber ausgezeichnet war seine Leitung des summarischen Prozesses. Wenn hier das Amt des Richters in unmittelbare Beziehung zu den rechtenden Parteien tritt, so erhielt W.'s großartige Weise, zu denken und zu sein, in diesen mündlichen Verhandlungen reiche Gelegenheit, gegenüber den Parteien, Sachwaltern und Zuhörern, sich zu entfalten und geltend zu machen. Durchdrungen von dem Zweck und Geist dieses neuen Rechtsinstituts, wußte er die ihm anvertraute Funktion mit seltenem Geschick zu handhaben und sie zugleich mit der Schönheit richterlicher und menschlicher Würde zu umgeben. Wenn er seinen Vortrag geschlossen hatte, schien nichts unentschieden gelassen und man konnte zweifeln, was mehr zu bewundern sei, ob der durchdringende, Alles zurechtlegende Verstand oder, bei oft widerstrebendem Gegenstand, die edle, beinahe künstlerische Form. — Denen, die den Hingeschiedenen näher kannten, wird er noch unvergeßlicher sein durch die Charaktereigenschaften, in denen seine Fähigkeit wurzelte und durch das Herz, aus dem sein Geist Nahrung zog. Ueberall gewissenhaft und streng gegen sich selbst, war er desto nachsichtiger gegen Andere; er traute Anderen stets mehr zu, als sich und seine Ueberlegenheit fühlte er selbst am wenigsten. Nicht gewöhnlich in der That ist der Verein so trefflicher Gaben mit so großer und so aufrichtiger Bescheidenheit und mit so stiller, völlig neidloser Zufriedenheit. Bei seinem jugendlichen Feuer im Ergreifen eines Gegenstands besaß er zugleich ein reichliches Maas von männlichem Gleichgewicht in der Durchführung und bei seinem zersetzenden Verstande war er von einer überfließenden Herzensgüte, die den weichsten Rührungen offen stand. So sorgenvoll er seine eigenen Arbeiten hegte, die ihm Tag und Nacht nicht Ruhe ließen, so nahm er, eifrigst fördernd, zugleich an denen seiner Freunde Theil und suchte sich mit Hingebung in dieselben hineinzuleben. Wechsel der Beschäftigung war die einzige Erholung, die sein rastloser Geist kannte. Diese fand er vornehmlich in Kunst und Wissenschaft. In den letzten Jahren seines Lebens trat eine alte, von seinem Vater ererbte Liebe

zur Astronomie hervor und er ergriff diese Wissenschaft mit um so größerem Eifer, als er wohl fühlte, daß sein Geist sich bald zu höheren Welten aufschwingen werde. Auf seiner letzten Reise hatte er mehrere Sternwarten besucht und aus München sich einen schönen Frauenhofer und viele andere astronomische Instrumente mitgebracht. Auch die Musik wurde wieder sehr fleißig geübt und manche schöne Abende im Kreise kunstliebender Freunde gar angenehm verlebt. Händel, Gluck, Mozart und Cherubini waren die Meister, deren unsterbliche Werke seinem gediegenen Kunstgeschmack am meisten zusagten. Doch vermochte sein durch zunehmendes Nervenleiden geschwächter Geist bald die Harmonieen größerer Musikstücke nicht mehr zu fassen. Noch an seinem Todestage mußte ihm sein Freund Busold eine Arie aus Glucks Iphigenie unter Klavierbegleitung singen. Unter schönen Harmonieen und unter den freudigen Hoffnungen einer gläubigen Seele schied er von seinen trauernden Freunden. Am 31. März 1821 hatte er sich mit Caroline Louise Raabe, Tochter des zu Düsseldorf verstorbenen Stallmeister August Raabe, verheirathet. Die Ehe blieb kinderlos. — Oeffentlich bekannt geworden ist nur eine seiner literarischen Arbeiten, die Uebersetzung des „Sophokleischen Philoktet" (Berlin 1830). Es schwebte ihm dabei der Gedanke vor, den reinen dichterischen Gehalt, abgesehen von buchstäblicher Wörtlichkeit und spezieller Färbung, dem Deutschen frei anzueignen in der Art der Goetheschen Dramen und das Stück zugleich den Bedingungen der neueren Bühne anzupassen. Wenn sich auch über das Princip streiten läßt, so werden billige Urtheiler doch die eigenthümlichen Vorzüge der Uebersetzung nicht verkennen, namentlich wo es den Ausdruck von Seele und Gemüth gilt. Im Nachlaß findet sich noch Elektra vollendet und Antigone ist begonnen.

* 170. Wilhelm Birett,

Antiquar zu Augsburg;

geb. d. 7. Juli 1793, gest. d. 30. Apr. 1837.

Birett, geboren zu Amberg, Sohn eines königlich baier. Raths und Advokaten am Appellationshofe des Regenkreises, besuchte in seiner Geburtsstadt das dortige Gymnasium bis zum J. 1808 und berechtigte seine Eltern zu den erfreulichsten Hoffnungen. Aber ein widriges Ereigniß, wobei er der Sehkraft seines rechten Au-

ges beraubt wurde, bestimmte seine Eltern, ihn dem Merkantilgeschäfte zu widmen. Mit den besten Zeugnissen seines Lehrhauses zu Ansbach versehen, begab er sich nach München und von da nach Augsburg. In beiden Städten widmete er sich mit der beharrlichsten Ausdauer und unermüdetem Fleiß allen in seinen Handelszweig einschlagenden Geschäften. Im Jahr 1825 indessen bestimmte ihn seine vorzugsweise Neigung für die Wissenschaften unter thätiger Aufmunterung des Direktors und Bibliothekars Dr v. Beyschlag *) zur Gründung einer alle Branchen der Literatur umfassenden Antiquariatshandlung. Seine Erfahrung und seine reichen Kenntnisse in allen Gegenständen des menschlichen Wissens, sein rastloser Fleiß und seine fast unglaubliche Thätigkeit, seine Umsicht und richtige Würdigung der Bedürfnisse der Zeit in literarischer Beziehung, so wie seine unerschütterliche Rechtlichkeit setzten ihn in den Stand, seine Antiquariatshandlung in dem kurzen Zeitraume von 12 Jahren zu den geachtetsten Deutschlands zu erheben, ja selbst in Amerika die Achtung der berühmtesten dortigen Buchhandlungen sich zu erwerben. Es ward ihm dadurch das seltene Glück zu Theil, mit den ersten Gelehrten der meisten civilisirten Länder, so wie mit hochgestellten Freunden der Wissenschaft in stetem und freundschaftlichen Briefwechsel zu stehen. Jedoch nicht allein sein Beruf erwarb ihm Freunde und Gönner, auch von seinen Mitbürgern ward ihm Vertrauen und Liebe zu Theil: sie ehrten ihn mit dem ehrenvollen, aber mühereichen Amt eines Armenpflegschaftsraths und Gemeindebevollmächtigten und er genügte auch hier seinen Pflichten aufs Beste. Im J. 1830 wurde er, in Anerkennung seiner Verdienste um geschichtliche Literatur, Mitglied und am 12. Nov. 1835 Ausschußmitglied des historischen Vereins des Oberdonaukreises des Königsreichs Baiern. So sah er also vielfach seine Thätigkeit und Menschenliebe belohnt und lebte der frohen Hoffnung einer glücklichen Zukunft; allein ein bedenkliches Brustleiden — wohl die Folge seiner rastlosen Anstrengungen — überfiel ihn und ein Lungenblutfluß entriß ihn plötzlich und unvermuthet seiner trauernden Familie, seinen Mitbürgern und seinem Berufe.

---

*) Dessen Biographie s. im N. Nekrolog Jahrg. 13. S. 146.

* 171. Christian Friedrich Gotthold Hesse,

Doktor der Medicin u. Chirurgie, praktischer Arzt und Geburtshelfer zu Schkeudiz (Sachsen);

geb. den 7. Dec. 1776, gest. den 30. Apr. 1837.

Der Verstorbene genoß seinen ersten Unterricht von seinem Vater, der ein geachteter Landprediger zu Neukirchen war und kam nach zurückgelegtem 14. Lebensjahre nach Berlin, um daselbst die Apothekerkunst zu erlernen. Hier jedoch zog er sich durch eine heftige Erkältung die Gicht in so hohem Grade zu, daß er als unbrauchbar wieder entlassen werden mußte. Ob nun gleich die unermüdliche Pflege seiner Eltern und der spätere Gebrauch der Bäder Lauchstädt, Töplitz und Karlsbad den wohlthätigsten Einfluß auf seine Gesundheit äußerten, so wurde die Krankheit doch nicht vollständig gehoben und Gichtanfälle, oft sehr schmerzhaft und langwierig, haben ihn im Leben nie verlassen. Nach Wiederherstellung seiner Gesundheit wurde er von seinem Vater zum Studiren bestimmt. Die nöthigen Schulkenntnisse erwarb er sich auf dem damals in großem Rufe stehenden Waisenhause zu Halle, bezog nach überstandener Maturitätsprüfung die dortige Universität, um sich den medicinischen Wissenschaften zu widmen, welche damals durch die Professoren Reil, Sprengel, Meckel u. A. ganz besonders blühten und für welche er von je eine besondere Vorliebe geäußert hatte. Durch seinen vorzüglichen Fleiß wurde er auch diesen drei berühmten Männern bald bekannt, von ihnen bevorzugt und unterstützt und hatte hierbei die beste Gelegenheit, sich auch in praktischer Hinsicht auszubilden. Im Jahr 1800 promovirte er als Doktor, blieb einige Zeit bei Meckel als Famulus, prakticirte sodann bis 1802 in Merseburg als Arzt, von wo er mehrfacher Aufforderungen zufolge sich nach Schkeuditz begab, wo damals ein geschickter Arzt fehlte und hat diesen Wirkungskreis bis an seinen Tod nie verlassen. Bescheiden in seinen Ansprüchen und stets zufrieden mit dem oft kärglichen Loose, was ihm zu Theil geworden, suchte und fand er sein Lebensglück in der gewissenhaften Ausübung seiner Kunst und im Kreise seiner Familie und ob er gleich oft bittere Kränkungen erfuhr, so konnten doch diese, weder seinen Glauben an die Menschen, noch seinen Eifer, dem Wohle derselben seine ganzen Kräfte zu widmen, im

Geringsten wankend machen. Zwar hat er nie versucht durch literarische Arbeiten seinem Namen allgemeineres Ansehen zu verschaffen, die verdiente Anerkennung kann ihm aber nicht fehlen, daß er als vielseitig und praktisch gebildeter Arzt, durch die gewissenhafteste Erfüllung seiner Pflichten, segensreich auf seine Umgebungen gewirkt hat.

* 172. Louise Eleonore,

verwittwete Herzogin z. Sachsen-Meiningen, geborene Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg;

geb. d. 11. Aug.. 1763, gest. d. 30. Apr. 1837.

Louise Eleonore, unter 7 fürstlichen Kindern das zweite und zwar die älteste Tochter des am 4. Juli 1789 verstorbenen Fürsten Christian Albrecht Ludwig von Hohenlohe-Langenburg und dessen am 28. Mai 1796 verewigten Gemahlin Karoline, einer Prinzessin von Stolberg-Gedern, war geboren zu Langenburg und wurde in ächter Frömmigkeit zur Religion und Tugend erzogen. Außer den am Hofe für die fürstlichen Kinder eigens bestimmten Lehrern ertheilten ihr auch die beiden damaligen Geistlichen zu Langenburg den gründlichsten und umfassendsten Unterricht, ohne Rücksicht auf Schöngeisterei und Prunk mit gelehrten Kenntnissen. Vorzüglich aber erfreute sie sich der sorgfältigsten Pflege und Erziehung ihrer edlen Mutter, welche in der Beschränkung einer kleinen Residenz im Kreise ihrer fürstlichen Familienglieder, besonders aber in der Umgebung ihrer hoffnungsvollen Kinder das schönste und höchste Erdenglück fand. So verlebte Louise Eleonore die Tage ihrer Kindheit und Jugend fern vom Geräusche der großen Welt in dem freundlichen Langenburg und den reizenden Naturumgebungen an der Jaxt und bewahrte und nährte im Heiligthum ihrer Seele die Keime jener herrlichen Eigenschaften und vortrefflichen Charakterzüge, welche sich nachher zu bewundernswürdiger Anmuth entfalteten. — Es war i. J. 1782, als Herzog Georg zu Sachsen-Meiningen nach dem so schnell zu Sonnenberg erfolgten Tode seines für Aufklärung und Religiosität eifrigst besorgten Bruders Karl *) Alleinregent geworden

*) Ihm verdankt die Loge zu den drei Nelken in Meiningen vorzüglich ihre Existenz, so wie das lange Zeit damit in naher Verbindung gestandene Landschullehrerseminar und die Waisenhausschule (Logenschule).

war und im Spätherbste desselben Jahrs, wo er eine Reise in das südliche Deutschland antrat, sich mit der ältesten Prinzessin des Fürstenhauses zu Langenburg verlobte. Am 27. Nov. fand daselbst die Vermählungsfeier statt und in den Ehepakten war zugleich die höchstwichtige, für das Land so wohlthätige und gleichsam die Zukunft vorhersehende Bestimmung getroffen, daß die den Herzog überlebende Gemahlin auf den Fall daseiender minderjähriger fürstlicher Kinder Obervormünderin und Landesregentin werden sollte. Herzog Georg stand damals in seinem 21. Lebensjahre und seine junge Gemahlin hatte das 19. angetreten. Innig war die Freude der Bewohner des meiningischen Landes über diese glorreiche Verbindung und überall kam man der Landesregentin mit Ehrfurcht und Liebe entgegen. Aber des Landes Hoffnung auf einen Erben und Nachkommen blieb lange unerfüllt, bis sie endlich nach 9 Jahren am 13. Aug. 1792 durch die Geburt der Prinzessin Adelhaid, jetzigen Königin-Wittwe von Großbritannien, aufs neue erglänzte, am 25. Juni 1794 durch die Geburt der Prinzessin Ida, jetzigen Herzogin Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach, verstärkt und zuletzt am 17. Dec. 1800 durch die Geburt des Erbprinzen, jetzigen Landesherrn, Bernhard Erich Freund, zur herrlichsten Wirklichkeit entfaltet wurde. Diese hehren Tage wurden von Stadt und Land mit dem höchsten Jubel begrüßt und drei überaus heitere Jahre schwanden nun den hochbeglückten fürstlichen Eltern im Kreise ihrer erblühenden, hoffnungsvollen Kinder dahin. Mit innigster Zärtlichkeit neigte sich Georg's Herz seiner Gemahlin zu, deren Geburtsfest für ihn immer ein wahrer Freudentag war. Doch mitten im Genusse der edelsten Lebensfreuden, unter den mannichfaltigsten Hoffnungen, Entwürfen und Wünschen der glücklich Vermählten für eine lange, segenbringende Zukunft ereilte am 24. Decbr. 1803 den Herzog der Tod. Unübertrefflich war die Sorgfalt, mit welcher seine Gemahlin an seinem Sterbebette saß und die Beschwerden und Mühen der Krankenpflege jedem Lebensgenusse mit Aufopferung der eigenen Gesundheit vorzog. Betäubend traf die Nachricht von dem Tode Georg's sein Volk, doch eine Mutter trat an des Vaters Stelle. Von jetzt an führte Louise Eleonore nach der Disposition in den Ehepakten vom 21.—30. Oktbr. 1782 die Obervormundschaft über den Erbprinzen Bernhard und setzte die Erziehung desselben, so wie die der

beiden Prinzessinnen-Töchter Adelhaid und Ida, ganz im Geist ihres verstorbenen Gemahls fort. Ihr war die erhabene, aber schwere Bestimmung beschieden, gerade in den gefahrvollsten Zeiten, die Europa erschütterten und insbesondere über Deutschland verhängnißvoll hereinbrachen, das Ruder der Regierung zu führen und während 18 durch Krieg, Seuchen, Mißwachs, Hungersnoth und Theuerung bezeichneter Jahre für das Wohl des Fürstenhauses und des ihr anvertrauten Landes zu sorgen. So schauerlich aber auch der Weltsturm unter ihrer Regierung war, so ging sie doch aus jeder dunklen Zeitperiode als ächte Landesmutter hervor und nahm nach vollendeter Obervormundschaft den allgemeinen Dank und die innigste Liebe und Verehrung ihres treuen Volks mit hinüber in die Jahre der wohlverdienten Ruhe und noch bis jenseits der Gruft. Ihr fester Grundsatz war: alles Gute und Schöne, was ihr verewigter Gemahl ins Werk gesetzt hatte, zu erhalten und zu schützen, so wie die noch unausgeführten Plane und Unternehmungen desselben zur bestmöglichsten Vollendung zu bringen. Aber sie ergriff auch mit Freuden jede Gelegenheit und Veranlassung, für die Unterthanen überhaupt und für manchen Zweig der Staatsverwaltung, für manche gemeinnützliche und wohlthätige Anstalt insbesondere so viel beizutragen, als es ihre eigenen, so wie des Landes Kräfte und Hülfsmittel nur irgend erlauben mochten, wobei ihre sonst bekannte, weise Sparsamkeit durchaus nicht in Betracht kam. Unter ihrer umsichtigen und sorgsamen Leitung wurden die herzogl. Hausangelegenheiten stets auf das Beste verwaltet, in der Justiz und innern Landesverwaltung traten zeit- und zweckmäßige Gesetze und Verordnungen an das Licht und so viele für das ganze Land und einzelne Stände insbesondere heilsame Veranstaltungen und Verbesserungen wurden getroffen, deren man sich noch in der spätesten Zukunft erfreuen wird. Die große Aufgabe ihres Regentenberufs bestand Louise mit unerschütterlichem Gottvertrauen, mit festen Grundsätzen, Muth und seltener Beharrlichkeit, mit tiefem Gerechtigkeitsgefühl, mit regem Sinn und Eifer für alles Gute und Heilbringende und mit der größten Hingebung für das Wohl ihrer Unterthanen und brachte für diesen heiligen Zweck oft die Ruhe ihrer Lebenstage und manchen Freudengenuß zum Opfer. Selbst anscheinenden Kleinigkeiten und Gegenständen, welche wohl zuweilen hohe Häupter für zu geringfügig halten mögen, versagte

sie ihre aufmerksame Fürsorge und Beachtung nicht und dabei behauptete sie stets die Fürstenwürde, jedoch ohne Stolz, wie gewiß nur Wenige unter den Herrscherinnen auf Erden. Den von Herzog Georg begonnenen verbesserten Wege- und Straßenbau setzte sie fort, dem schädlichen Lottospiele stellte sie Schranken, den Verunglückten schaffte sie schleunige Hülfe; der Getreidehandel wurde befördert und auch sonst die Lage und der Verkehr des bürgerlichen Lebens, der Geschäfts- und Rechtsgang rc. durch die gemessensten Maasregeln erleichtert; die israelitischen Unterthanen erhielten eine humanere Berücksichtigung; der Obstkultur wurde aufgeholfen, dem Baumfrevel gesteuert rc. Bei dem Herannahen der Kriegsstürme (1806 — 1813) verließ sie, gleich einer treuen Mutter, ihr Land nicht, sondern theilte Trübsal und Gefahr mit ihren Unterthanen. Allen hohen und höchsten Gästen von den verschiedensten Nationen, besonders bei dem großen russ. Hauptquartier im Oktober 1813, welche im herzogl. Schlosse logirten, flößte die erhabene Fürstin durch ihre Würde und geistreiche Humanität Ehrfurcht und Bewunderung ein. Der nothgedrungene Beitritt zum Rheinbunde verursachte der Edlen neue Sorgen und ihren Unterthanen mannichfache, zum Theil schmerzliche Opfer durch Lieferungen aller Art für nahe und ferne Kriegsvölker, durch Ausrüstung und Erhaltung eines bedeutenden Bundeskontingents rc. Daneben wurde gleich nach dem schrecklichen Rückzuge der Franzosen aus Rußland Stadt und Land von dem fürchterlichen Lazarethfieber heimgesucht, aber auch da blieb die treue Herzogin in ihrer Residenz und sorgte für schnelle Hülfe und Linderung der darnieder liegenden Leidenden und für Unterstützung der verlassenen Familien, deren Versorger ein Opfer der Seuche geworden waren. In den Jahren des Mißwachses und der Ueberschwemmungen 1816 und 1817 erbarmte sich Louise ihres geängstigten und vom nagendsten Hunger gequälten Volks und ließ Getreidevorräthe herbeischaffen, nicht blos für den ersten Nothbedarf, sondern auf mehrere Jahre ausreichend. Während dieser Schicksalsstürme war sie gleichwohl stets bemüht, theils nöthige und heilsame Verbesserungen anzuordnen, theils zweckmäßige Anstalten zu gründen und zu befördern. Vorzüglich hatten sich die Schulen und deren Lehrer ihrer wohlthätigen Berücksichtigung und Milde zu erfreuen. Bei der Feier des dritten Reformationsjubiläums 1817 ließ sie den meisten Stadt- und Land-

schullehrern eine erhöhte Besoldungsdotation zu Theil werden. Ein unvergängliches Denkmal hat sie sich aber nebst ihrem unvergeßlichen Gemahl durch die Begründung und Erbauung des bei der Geburt des Erbprinzen Bernhard beschlossenen neuen Schulgebäudes, Gymnasium Bernhardinum, in der Residenz gestiftet, welches bei dem Regierungsantritte des jetzigen Herzogs am 12. Dec. 1821 feierlich eingeweiht wurde. Eben so unterstützte sie noch während und nach ihrer Regentschaft bis zu ihrem Tode viele würdige und dürftige Jünglinge bei Erlernung irgend einer Wissenschaft oder Kunst auf die menschenfreundlichste Weise. Der so tief herabgesunkenen Tuchfabrikation in Meiningen widmete sie ihre Aufmerksamkeit und berücksichtigte die von Herzog Georg im Waisenhaus errichtete Spinnanstalt. Nach ihrer Bestimmung wurde zu Maßfeld 1813 eine neue Zucht- und Arbeitsanstalt ins Werk gesetzt und unter ihrer Mitwirkung das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht zu Jena angeordnet. Eine Menge von Domänen und Landschaftsangelegenheiten, Recesse, Verträge u. dergl. mit benachbarten Fürstenhäusern und Rittergutsbesitzern kamen unter ihrer obervormundschaftlichen Leitung zur Ausführung; auch wurden mehrere Ankäufe von ansehnlichen Realitäten gemacht und eine Hülfskasse zur Bestreitung der angehäuften Kriegskosten ausgemittelt. Desgleichen nahmen die auswärtigen Angelegenheiten ihre Thätigkeit und Sorge vielfach in Anspruch. Ganz besonders wohlthätig zeigte sich ihr Walten für die Residenzstadt Meiningen; denn sie weilte nicht blos mit besonderer Vorliebe daselbst, sondern verschönerte auch die Stadt und deren Umgebung mit mehreren neuen Gebäuden und Anlagen. Sie begünstigte ferner die städtischen Nahrungszweige, verschaffte den Unbemittelten Arbeit und Brod und ließ den Armen mannichfaltige Unterstützung an Geld, Lebensmitteln, Kleidern und Holz angedeihen. Liebensteins Heilquell und Altensteins romantische Waldhöhen hatten an der für Naturschönheiten so empfänglichen Fürstin die treueste Beschützerin und wenn sie auch zu den von Herzog Georg daselbst begründeten Anlagen keine neuen hinzufügte, so sorgte sie doch für die Ausführung des Unvollendeten und Erhaltung des Bestehenden, trug durch das im Anfang ihrer Regentschaft erbaute Palais zur Verschönerung Liebensteins bei und erhöhte den Flor der dasigen Badeanstalt durch ihren jährlichen Sommeraufenthalt ungemein. — Zu den Erholungen, welche sich Louise Eleonore, beson-

ders in den spätern Jahren ihres thatenvollen Lebens vergönnte, gehörten vorzüglich mehrere Reisen, welche sie nach Tyrol, der Schweiz, Italien, Frankreich und England größtentheils auf eigene Kosten und mit wenigem Gefolge machte, wobei sie zur Stärkung ihrer Gesundheit auch die steilsten Berghöhen nicht scheute. — Nichts lag aber in ihrem Wittwenstande ihrem Mutterherzen näher, als die Erziehung ihrer innigst geliebten Kinder. Sie ging ihnen selbst stets in allem Wahren, Guten und Schönen als würdiges Muster voran und gab ihnen die ausgezeichnetsten Lehrer und Führer. Unter wechselvollen und höchst bedeutenden Ereignissen näherte sich ihre obervormundschaftliche Regierung ihrem Ende und am 17. Dec. 1821 trat Bernhard Erich Freund im 21. Jahre seines Lebens die Regierung an. Aber auch jetzt noch stand die Herzogin ihrem Sohne mütterlich rathend zur Seite. Unter den Freuden, die ihr am Spätabend ihres Lebens blühten, verdient hauptsächlich das goldene Jubiläum erwähnt zu werden, welches der Allverehrten im Kreise ihrer fürstlichen Familie und treuen Landeskinder zu feiern beschieden war, nachdem am 11. Dec. 1832 funfzig Jahre seit ihres Einzugs als neuvermählte Gattin Georg's in Meiningen verflossen waren. Von allen Seiten und Behörden brachten Deputationen Glückwünsche dar und durch Feste und gemeinnützige Stiftungen wurde dieser Tag gefeiert. Blikken wir nun auf das Stillleben der hohen Entschlafenen, so finden wir sie als theures Haupt in der Mitte einer würdigen Fürstenfamilie, von den Banden der zärtlichsten Zuneigung umschlungen, so innig besorgt bei der schwankenden Gesundheit der verehrten Herzogin Maria, in steter mütterlich treuer Verbindung mit ihren tugendreichen Töchtern Adelhaid und Ida in der Ferne, so hochbeglückt durch das holde Emporblühen ihrer Enkel und Enkelinnen, von denen noch 7 ihren Lebensabend mit erheiterten, nur selten unangenehm berührt durch körperliches Unwohlsein und Beschwerden des vorrückenden Alters. Einigen Ersatz bei der Trennung von den geliebten Töchtern fand sie in der Umgebung der Prinzessin Amalie von Carolath, welche viele Jahre am meiningischen Hofe verweilte und sich der besonderen Leitung und Obhut Louisens zu erfreuen hatte *). Man-

*) Die Prinzessin Amalia von Carolath wurde vermählt in Meiningen am 24. Jan. 1837 mit Georg Friedrich Alexander Grafen von Blankensee, königl. preuß. Kämmerer, Herrn zu Wugarten, Zemlin, Steinberg rc.

nichfaltige Erleichterung und Lebenserheiterung, vorzüglich bei eingetretener Körperschwäche in den letzten Jahren gewährte ihr auch die Gesellschaft der hochgebildeten, menschenfreundlichen Hofdame Karoline v. Osterhausen und die sorgsame Pflege ihrer Kammerfrau Nöthlich, beide ihre treuen Begleiterinnen bis zur Gruft. Nach einem Krankenlager von wenigen Tagen schied sie von hinnen. — Den ausgezeichneten Charakter der Herzogin hat der Oberkonsistorialrath Mosengeil an der Fürstengruft sehr wahr in folgenden Worten geschildert: „Schön und erquicklich ist das Bild einer edlen, gemüthlichen, tugendhaften Frau, herrlicher und schöner noch das Bild einer liebevollen Gattin und treuen Mutter; ehrwürdig und erhaben das Bild einer weisen, ein ganzes Land mit Mutterliebe umfassenden Regentin, — der Beschützerin des Rechts, der Helferin der Bedrückten, der Wohlthäterin der Armen; aber die Krone weiblicher Tugend strahlt noch im reinsten Glanze über dem Wittwenschleier einer frommen Greisin, welche die Güter und Genüsse dieser Erde schätzen lernte, ohne sie zu überschätzen, — welche, obwohl oft getäuscht, doch ihre Menschenliebe und ihr Vertrauen niemals aufgegeben und selbst unter den Entsagungen und Beschwerden des hohen Alters einen festen, heitern, einfachen Sinn, — unwandelbar in ihren Grundsätzen und religiösen Ueberzeugungen, in musterhafter, nie unterbrochener Lebensordnung erhalten, — ein warm fühlendes, hoffnungsfrohes Herz aus allen Stürmen eines bewegten Lebens gerettet und rein bewahrt hat bis ans Ende."

Meiningen. Prof. D. J. C. Ihling.

* 173. Philipp Daniel Simon *),

Pfarrer zu Meckenbach (Hessen-Homburg);

geb. im J. 1753 (?), gest. den 30. Apr. 1837 **).

Seit ungefähr 59 Jahren war er protestantischer Pfarrer zu Meckenbach, ein ächt tugendhafter, frommer Mann, ein heiterer Weiser, einer der edelsten, liebenswürdigsten Menschen, eine wahre Zierde des geistlichen Standes, welcher durch sein ganzes Geistesgepräge, seinen Wandel und seine Handlungen den segensreichsten

*) Sein Bruder war der i. J. 1812 in Simmern unter Dhaun verstorbene Konsistorialpräsident Friedrich Simon, ein durch hohe Tugenden und warme Religiosität ausgezeichneter Mann.

**) Allgemeine Kirchenzeitung 1837. Nr. 127.

Einfluß eines aufgeklärten Christenthums auf den Menschen bewährte. Reich an Liebe, aufrichtig im vollen Sinne des Worts, bescheiden und anspruchslos im höchsten Grade, war er der edelste, wärmste, uneigennützigste Feund, voll Zartgefühl, sanft, ohne Leidenschaft, nicht aus Temperament, sondern durch Selbstbeherrschung; schonend, liebevoll, verzeihend, im Umgange heiter, anziehend, so daß seine jüngeren Freunde den Unterschied der Jahre nicht fühlten, sehr belehrend für diese durch reiche Amtserfahrung, Menschenkenntniß und feinen Takt. Man fühlte sich immer glücklich in seiner wohlthuenden Nähe und lernte erst durch einen längeren Umgang seine Vortrefflichkeit recht kennen, weil er so bescheiden war. Einfach in seinen Bedürfnissen und sparsam, übte er bei einer geringen Besoldung die liebevollste Gastfreundschaft und war im Stillen sehr wohlthätig. Als Geistlicher war er ein ächter treuer Diener des Evangeliums, welches er stets auf Herz und Leben seiner Zuhörer, recht eingreifend in ihre Verhältnisse, anzuwenden wußte. Dadurch wirkte er in der langen Reihe von Jahren unglaublich segensreich in seiner Gemeinde, deren Glieder in allen Angelegenheiten Rath und Trost bei ihm suchten und fanden. Freund des ehemals in seiner Nähe lebenden verdienten Arztes Paulitzky (des Verfassers der Anleitung zu einer vernünftigen Gesundheitspflege) hatte er es sich zum Berufe gemacht, auch durch ärztliche Hülfe der Wohlthäter seiner Gemeinde zu sein, indem er unentgeltlich die Kranken nicht nur behandelte, sondern auch mit den von ihm bereiteten einfachen Arzneimitteln versorgte. Er kannte aber genau die Gränze, wo der eigentliche Arzt einschreiten mußte, den er dann zuzog und durch Krankenberichte in seinem Wirken unterstützte. Durch den schönen Verein dieser Eigenschaften gewann er die ungetheilte Liebe und Hochachtung Aller, die ihn kannten. Im J. 1828 feierte er im Kreise einer kleinen Anzahl alter Freunde sein Amtsjubiläum; zu einer öffentlichen Feier konnte seine Bescheidenheit sich nicht verstehen. Erst seit zwei Jahren mußte er wegen Altersschwäche die sämmtlichen Amtsverrichtungen seinem Vikar übertragen, der sie schon mehrere Jahre her auf dem beschwerlichen Filiale versehen hatte. In den jüngern Jahren war er häufig kränklich. Durch Mäßigkeit und streng geregelte Lebensordnung stärkte er seine Gesundheit und brachte es zu einem so hohen Alter. Er lebte unverheirathet, war aber voll Herzensgüte gegen die Kinder.

* 174. Christian Adolph Otto Weber,

Doktor der Medicin und Kloster-, Kommunal- u. Armenarzt zu Schweidnitz in Schlesien;

geboren den 26. Apr. 1804, gestorben den 30. Apr. 1837.

Sein Vater war Apotheker zu Oels. In den ersten Anfangsgründen durch einen Privatlehrer unterrichtet, trat er in seinem 9. Lebensjahre, unter dem als Schulmann so hoch verdienten damaligen Direktor K. E. Günther *), als Schüler in die unterste Klasse des Gymnasiums seiner Vaterstadt ein. Seine Fähigkeiten, noch mehr aber sein eiserner Fleiß zeichnete ihn bald sehr vortheilhaft aus und sicherte ihm durch alle Klassen des Gymnasiums die ungetheilte Zufriedenheit und das Wohlwollen seiner Lehrer. Dem Wunsche des Vaters gemäß und auch aus eigenem Antrieb entschloß sich der Sohn zum Studium der Arzneiwissenschaft. Nachdem er die oben bezeichnete Anstalt durch einen Zeitraum von 10 Jahren besucht hatte, verließ er dieselbe Ostern 1823 und bezog im April desselben Jahrs die Universität Breslau. Nachdem er zwei Jahre hindurch mit vielem Fleiß und Nutzen die Vorlesungen besucht und auf diese Weise den Schatz seines Wissens durch neue Kenntnisse bereichert hatte, bezog er im April 1825 die Universität Berlin und vertheidigte am 21. Febr. 1826 seine dem Kreisphysikus D. Fischer zu Oels, seinem wohlwollenden Freunde und Gönner dedicirte Dissertation de angina pectoris. Mit der Vorbereitung zu seinem Examen beschäftigt, den er zu Ostern 1827 ablegte, berührte ihn sehr schmerzlich die Nachricht von dem nach mehrjähriger Kränklichkeit an der Lungenschwindsucht erfolgten Tode seines Vaters. Im April 1827 kehrte er, mit den glänzendsten Zeugnissen seiner Tüchtigkeit versehen, als ausübender Arzt in seine Vaterstadt, zu seiner noch lebenden Mutter, geborene Schneider und seinen drei jüngern Geschwistern zurück. Nur wenige Tage widmete er der Ruhe und dem Familienleben und folgte einer Aufforderung, sich als ausübender Arzt in Schweidnitz niederzulassen. Durch Geschicklichkeit und Glück nicht weniger, als durch seine Herzensgüte und Biederkeit, gelang es ihm sehr bald, sich die Gunst und das Vertrauen des Publikums in einem hohen Grade zu eigen zu machen. Er ward nach kurzem Aufenthalt in Schweid-

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 4. Jahrg. S. 840.

nitz zum dasigen Klosterarzt, so wie später zum Armen- und Kommunalarzte gewählt. Mit eigener Aufopferung und seltener Ausdauer wirkte er auf die uneigennützigste Weise zum Wohle seiner Mitbürger und fand in der Ausübung seiner Berufsgeschäfte die höchste Freude. Am 15. Aug. 1830 verheirathete er sich mit der einzigen Tochter des dasigen Rathsherrn und Apotheker Pachaly. Von schwächlicher Körperkonstitution hatte er durch seinen angestrengten Fleiß schon frühzeitig seiner Brust geschadet und nur sein geregeltes Leben hatte bis hierher jeden Ausbruch einer Lungenkrankheit, zu welcher die Disposition vom Vater auf ihn übergegangen sein mochte, zum Schweigen gebracht. Im Spätherbst 1835 fanden sich ein bösartiger Husten, so wie öfter wiederkehrendes Blutspucken bei ihm ein, die er durch einen mehrwöchentlichen Besuch von Reinerz im Sommer 1836 nicht zu beseitigen vermochte; seine Kräfte nahmen von Tag zu Tag mehr ab und es bildete sich eine tuberkulöse Lungenschwindsucht aus, der er am oben genannten Tag erlag. Er hinterläßt nebst seiner Gattin 2 Söhne.

* 175. Anton Thomas,

pensionirter Geheimer Justizrath zu Kassel;

geb. den 2. Februar 1778, gest. den 4. Mai 1837.

Er war in dem Fulda'schen Pfarrdorfe Haselstein geboren und der Sohn eines wohlhabenden, wackern Landwirths. Körperliche Schwächlichkeit und früh bezeigte Geistesstärke des Knaben bestimmten seine Eltern, ihren Liebling die niederen und höheren Schulen zu Fulda besuchen zu lassen, in denen er sich auszeichnete. Hier begonnenes Studium der Rechtswissenschaft wurde von dem rüstig emporstrebenden Jüngling zu Gießen fortgesetzt, wo derselbe besonders die Vorlesungen eines Grolmanns *) besuchte und von diesem rühmlichst bekannten Rechtsgelehrten, der seine Laufbahn als in den Adelstand erhobener großherzoglich hessischer Justizminister zu Darmstadt endete, eines nähern Umgangs gewürdigt wurde. Nach Fulda zurückgekehrt, wurde Th. schon im J. 1800, mithin erst 22 Jahr alt, als öffentlicher Lehrer der Rechtswissenschaft an der damals noch daselbst bestehenden Universität (Adolphina) bestellt. Nachdem aber diese nur zu gering dotirte und nur zu sehr von der Gunst des jedesmaligen Fürstbischofs, deren lange Reihe

*) Dessen Biogr. s. im N. Nekr. 7. Jahrg. S. 171.

Adalbert von Harstall beschloß, abhängige Hochschule durch die im Jahr 1802 erfolgte Säkularisation des Hochstifts aufgelöst worden war, ernannte der neue Landesherr, Erbprinz von Oranien, damaliger König der Niederlande, den durch gesuchte Vorträge, so wie durch ein Lehrbuch des Naturrechts im Kantischen Geiste seines vorgenannten Lehrers rühmlichst bekannt gewordenen, doch nur zu gering besoldeten Professor Thomas zum besser belohnten Stadtrichter von Fulda, welcher neben seinen vielen Amtsgeschäften die Fortsetzung philosophischer und juristischer Studien nicht aufgab. Unter der nur zu bald eintretenden französischen Landesverwaltung und Mißhandlung, so wie der nachmaligen primatischen oder großherzoglich-frankfurtischen Regierung hatte der von dem einsichtsvollen Karl von Dalberg besonderer Huld gewürdigte Thomas als Maire des zu vielfältig von Kriegern verschiedener Völker heimgesuchten Hauptorts nur zu viel zu besorgen und zu erdulden. Angestrengte, vielfache Thätigkeit schwächte damals so wie unter nachmaliger kais. königl. östreichische und königl. preuß. Landesverwaltung den zarten Körperbau des schlank und schön gebauten Mannes. Unter der im Jahr 1816 eingetretenen kurhessischen Regierung erfolgte im Jahr 1821 Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung und der zeitherigen Stadtdirektion. T. wurde zum Landrichter ernannt, als welcher er fortfuhr, sich um Ausbildung der Landgerichtspraktikanten verdient zu machen. Zunehmende Körperschwäche hemmte jedoch die Wirksamkeit seines regen Geistes, so daß er nach manchem harten Krankenlager sich gedrungen sah, Versetzung in den Ruhestand zu wünschen, welche ihm auch im Jahr 1835 mit dem Titel eines Geheimen Justizraths gewährt wude. Die sorgsamste Pflege seiner Gattin Sabina Weikkard, einer Nichte des berühmten k. russischen Staatsraths und philosophischen Arztes, so wie seiner erwachsenen Töchter konnte nicht verhindern, daß der Entkräftete seinem 86jährigen Vater in die Ewigkeit voranging *). — Dem Entschlafenen war hohe Gastfreundlichkeit und die seltene Gabe gefälliger und erheiternder Unterhaltung in geselligen Kreisen eigen.

F — a. P — i.

*) Ein öffentliches Denkmal der Freundschaft und Liebe setzte ihm sein Freund Peter Aloys Schultheis, Oberappellationsgerichtsrath zu Kassel, in einer Beilage zu dortiger allgemeinen Zeitung Nr. 148 vom 30. Mai.

176. August Carl Alexander Schettler,

Pfarrer und Hofkaplan zu Groß-Weißand (Anhalt-Köthen);

geb. den 14. Oktober 1756, gest. den 5. Mai 1837 *).

Er war zu Prosigk geboren, besuchte von 1765 die reformirte Stadtschule in Köthen und studirte von 1778 in Halle. Nach seinen Universitätsjahren stand er (seit 1781) eine Zeitlang als Lehrer an der Friedrichsschule in Breslau, mit welcher Stelle zugleich das Amt eines Schulpredigers an der reformirten Kirche daselbst verbunden war, bis er im Jahr 1782 als Inspektor des Waisenhauses zu Köthen in sein Vaterland zurückgerufen wurde. In dieser Stellung gründete er das reformirte Landschullehrerseminar, welches, obgleich es manche zeitgemäße Abänderungen erfahren hat, noch immer besteht, so wie eine Lesebibliothek für Landschullehrer in Köthen. Im J. 1786 bereiste er auswärtige Schulen und hielt sich eine Zeitlang in Rekahn auf, um die Lehrmethode des damals berühmten Kantors Brunn kennen zu lernen, wurde im Jahr 1791 zu dem Pfarramt in Wedlich berufen und nach Groß-Weißand befördert. Durch seinen Commentar über den eingeführten Landeskatechismus unter dem Titel: „Dr. H. Hering's kurzer Unterricht in der christlichen Lehre," durchaus zergliedert und erläutert für Schullehrer und angehende Katecheten. Breslau 1796 wirkte er segensreich für die Schulen seines Landes und war bis in sein hohes Alter ein fleißiger Mitarbeiter an dem zu Halle erscheinenden Journale für Prediger. — Außerdem erschien noch von ihm: A B C-, Buchstabir- u Lesebuch f. d. Landschulen. Köth. 1788. — Wünsche und Vorschläge zur Beherzigung für Prediger. Ebend. 1808.

* 177. Jacob Christoph Rudolph Eckermann,

der Theologie Doktor u. Professor primarius, Senior der Universität zu Kiel, königl. dänischer Kirchenrath, des Danebrogordens Kommandeur und Danebrogsmann;

geb. den 6. September 1754, gest. den 6. Mai 1837.

Sein Geburtsort ist Weberdorf, ein gräflich Bernstorffsches Gut in Mecklenburg-Schwerin, wo sein Vater

*) Allgemeine Kirchenz. 1837. Nr. 123 und Schmidts Anhaltsches Schriftstellerlexikon.

Oberinspektor über dreizehn Bernstorffsche Güter war. Seine Mutter, Anna Amalie, eine geborne Nordmann aus Segeberg, legte schon in den beiden ersten Jahren seines Lebens durch sorgfältige Erziehung und Uebung im Lesen, wie in der Erlernung der besten geistlichen Lieder, den Grund zur Ausbildung seines Geistes, so daß er, kaum drittehalb Jahre alt, unter der Leitung eines guten Hauslehrers Latein zu lernen anfangen konnte. Oeffentlichen Unterricht genoß er vom Jahr 1761 an auf der Gelehrtenschule zu Segeberg, an welcher Ehlers seit 1760 als Rektor stand und hatte das Glück, durch diesen neun Jahre lang zu allen Sprach- und Sachkenntnissen, welche die tüchtige Vorbereitung zu den akademischen Studien fordert, angeführt und durch sein Beispiel, wie durch seinen Unterricht, zu einer ächt religiösen und tugendhaften Gesinnung ermuntert zu werden. Von 1768 bis 1770 studirte er auf dem Gymnasium zu Oldenburg, wohin er seinem Lehrer bei dessen Versetzung an dasselbe folgte. Von diesem entlassen, ging er nach Göttingen, durch besondere Verhältnisse bestimmt, die Rechte zu studiren und hörte auch wirklich Böhmer und Selchow im ersten Jahre. Da aber schon 1771 die Ursachen wegfielen, warum er das Studium der Rechte wählen sollte, durfte er nun seiner Neigung folgen und widmete sich der Theologie. Feder war in der Philosophie sein Lehrer; Heynes sämmtliche philologische Vorlesungen benutzte er mit vorzüglichem Vergnügen; Kästner und Beckmann waren in der Mathematik seine Führer; bei Schlözer hörte er Geschichte, bei Erxleben Naturlehre und Naturgeschichte, bei Wrisberg Anatomie und Physiologie; bei Michaelis lernte er die arabische und syrische Sprache und die Auslegung des A. und N. T. und die eigentliche Theologie in ihrem ganzen Umfang bei Walch, Miller, Leß, und Zachariä. Dankbar erinnerte er sich der Beweise besonderer Güte und Freundschaft, die er von seinen Lehrern empfing. Heynes Gewogenheit verdankte er einen freieren Gebrauch der Schätze der Götting'schen Bibliothek und Leß dessen praktisch-dogmatische und moralische Vorlesungen ihn den hohen Werth des praktischen Christenthums recht einleuchtend und ihn auf den Unterschied zwischen Theologie und Religion aufmerksam machte, erlaubte ihm auch öfter, in der Universitätskirche für ihn zu predigen und sich hernach seine Belehrung über die Mängel seiner Predigt zu erbitten. 1774 nöthigte ihn die Krankheit seines Vaters, Göttin-

gen, wo er zu bleiben wünschte, zu verlassen. Noch in demselben Jahre kam er zu seinem vieljährigen geliebten Lehrer Ehlers, der 1771 als Professor und Rektor an das akademische Gymnasium in Altona berufen worden war und leistete ihm in der Privatunterweisung seiner Kostgänger und Zöglinge Hülfe, wobei er öfter für den Konsistorialrath und Kirchenpropst Ahlemann, der, wie Ehlers, ihn schätzte, in der lutherischen Hauptkirche predigte. Von hier berief ihn der Herzog von Oldenburg um Michaelis 1775 zum Rektor an der Gelehrtenschule zu Eutin, wo er im folgenden Jahre das Band einer glücklichen und segensreichen Ehe mit der ältesten Tochter des dortigen Superintendenten und Konsistorialraths Wolff knüpfte und seine Lehrertüchtigkeit an der ihm betrauten Schule mit solchem Erfolg bewährte, daß sie, durch ihn emporgehoben, sieben Jahre später an seinen Nachfolger, Johann Heinrich Voß *), in schöner Blüthe übergeben konnte. Im Januar des Jahrs 1782 erhielt er durch Vermittelung des damaligen Kanzlers, Johann Andreas Cramer, den Ruf zu einer ordentlichen Professur auf der Universität zu Kiel an die Stelle des 1780 verstorbenen Professors Fuhrmann. Im Jahr 1783 ward er daselbst von der philosophischen Fakultät zum Doktor der Philosophie, 1784 von seiner Fakultät zum Doktor der Theologie promovirt und 1788, nach dem Tode des Kanzlers Cramer Nachfolger desselben in dem für das Herzogthum Schleswig zur Prüfung der Kandidaten des Predigtamts angeordneten examinirenden Oberkonsistorialkollegiums auf Gottorf. Nachdem er 1805 den Schmerz erlebt hatte, seine Gattin durch den Tod zu verlieren, schloß er 1807 den Bund einer zweiten glücklichen Ehe mit der geschätzten Jugendfreundin, einer gebornen Ranniger, seiner damals schon mit dem Referenten verheiratheten ältesten Tochter. Nach Geyser's 1808 erfolgtem Tode war er Professor primarius der Fakultät, im Jahr 1816 königl. dänischer Kirchenrath mit Etatsraths Rang und erhielt 1824 das Ritterkreuz des Danebrogordens. Am 10. August 1825 feierte E. nach funfzigjähriger Amtsführung das erste Jubiläum seiner Wirksamkeit im Staatsdienst. Da er längst durch seine gründlichen, vielgelesenen Schriften als scharfsinniger, helldenkender Theolog in ganz Deutschland anerkannt war und in segensreichem Wirken da stand als freimüthiger öffentli-

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 4. Jahrg. S. 171.

cher Lehrer, der zuerst mit Andern kräftig die Bahn betrat, die immer mehr als die am sichersten zum Ziele führende erkannt werden wird, den Glauben auf eine richtige Bibelerklärung zu gründen und das Eindrängen aller Zeitphilosophieen, sie mögen Augustinus oder Anselmus, Kant oder Hegel als Urheber nennen, abzuwehren; der mit der größten Ruhe immer nur nach Wahrheit forschte und sich durch keine Extreme, durch kein Geschrei aus seinem Geleise bringen oder jemals zu einem dem Wohlstand unangemessenen Ton verleiten ließ, ohne der Wahrheit im geringsten Etwas zu vergeben, so wurden die herzlichsten Wünsche aller seiner Schüler, wozu die meisten in den Herzogthümern Schleswig und Holstein angestellten Prediger gehören, so weit die Kunde dieses Festes verbreitet war, dem innigst verehrten und allgemein geliebten Greise gewidmet und jeder Nahewohnende beeiferte sich, persönlich dieselben Gesinnungen dem Hochgefeierten auszudrücken. Die Lehrer der Universität, wie die Studirenden, versäumten nicht, auf die einem solchen Verdienst gebührende Weise durch Deputationen und Anreden ihm Achtung und Verehrung zu bezeigen. Seit dem Tod des Konferenzraths Weber *) im Jahr 1828 war E. Senior der ganzen Universität und wurde 1820 von dem König zum Danebrogsmann ernannt. Ihm, dem unermüdet Fortwirkenden, der während des zurückgelegten Zeitraums sieben Mal das akademische Rektorat verwaltet hatte, war es aber noch vergönnt, sieben Jahre nach der ersten Jubelfeier eine mit noch größerer Festlichkeit veranstaltete zweite, die akademische, zu erleben **). Die zu diesem Tage von dem berühmten Loos in Berlin gefertigte, in Gold und in Silber ausgeprägte Denkmünze liefert auf der Vorderseite das ähnliche Brustbild des Jubilars, nach einem von dem Maler Hansen verfertigten Portrait und in der Umschrift seinen Namen und Titel. Die Rückseite enthält in einem dichten Kranze von Eichenlaub und unter den Symbolen des Kreuzes, der geöffneten Bibel und einer Palme, die lateinische, die Veranlassung andeutende Inschrift. Darunter erinnert Psalm 1, V. 1 — 3 an den

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 6. Jahrg. S. 642.

**) Den Hergang dieser erzählten zunächst die Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Provinzialberichte und dann eine eigene Schrift des derzeitigen Rektors der Universität, Etatsraths von Berger, betitelt: „Die akademische Jubelfeier des Herrn Kirchenraths Doktor Eckermann, Kommendeur des Danebrogordens und Danebrogsmanns, zu Kiel, am 20. April 1832.“

Mann, „der seine Lust hat am Gesetz des Herrn und daher wie ein Baum ist, gepflanzt an den Wasserbächen." Ein anderes häusliches Fest knüpfte sich an diese Jubelfeier, nämlich das silberne Hochzeitfest des Jubelgreises und der zweiten Gattin desselben. Aus der ersten Ehe des Verewigten waren neun Kinder, nämlich sechs Söhne und drei Töchter, hervorgegangen, vier in Eutin und fünf in Kiel geborne, von denen zwei, ein Sohn und eine Tochter, zart und jung starben. Von den Söhnen lebt der älteste als Pastor zu Ratkau, der zweite als königl. Landschreiber in Garding, der dritte *) starb als Prediger (Archidiakonus) an der Nikolaikirche in Hamburg, der vierte als Professor am Gymnasium in Danzig, der fünfte als Rektor in Uslar. Die älteste Tochter lebt in glücklicher Ehe mit dem Verf., die jüngere starb als Gattin des Predigers Hansen zu Jordkirch bei Apenrade. Aus der die späteren Lebensjahre des Vollendeten beglückenden Ehe lebt eine Tochter; der früher geborne Sohn starb im sechzehnten Jahre. — Wie E. im amtlichen Leben Gelehrsamkeit, Rechtschaffenheit und wahre Humanität vereinigte, so verband er auch im häuslichen liebevolle Schonung Anderer mit Strenge gegen sich selbst, Freundlichkeit und Milde mit Ernst und Würde. Bei dem weiten Umfang seines Wissens, der großen Klarheit seiner Anschauung, der seltenen Treue seines Gedächtnisses war sein Gespräch immer belehrend, geistreich, lebendig und mit manchem Scherze gewürzt und diese anziehende Eigenschaft verblieb ihm bis an das Ende seines Lebens. Vier Jahre nach der letzten Jubelfreier war er noch im Stande, seine Vorlesungen fortzusetzen. Dabei befiel ihn jedoch von Zeit zu Zeit ein Gefühl von Schwäche und Ermattung, wodurch er sich zuletzt genöthigt sah, sie einzustellen, sich aber doch nicht abhalten ließ, an den Verhandlungen des Konsistoriums persönlich und als er dies nicht mehr vermochte, schriftlich, thätigen Antheil zu nehmen. Als überhandnehmende Entkräftung allem ferneren Wirken in seinem Beruf Grenzen setzte, fand er, unter öfteren Besuchen theilnehmender Freunde, in der liebevollen Pflege seiner Gattin und Tochter Erleichterung und in ihrem Vorlesen unterhaltender Schriften Erheiterung. Indem sein Körper so, ohne an ein schmerzliches Krankenlager gefesselt zu sein, von immer größerer Ermattung überwäl-

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 6. Jahrg. S. 150.

tigt, endlich erlag, hob sich sein Geist mit vollem Bewußtsein, seine theuren Nachbleibenden im Scheiden segnend, über irdisches Streben und Ringen zu höherer Vollendung empor. — Seine Schriften sind: Beförderung d. Tugend ist ein Hauptzweck aller Schularbeiten. Eutin 1775. — Gedanken üb. d. Unzufriedenheit. Lübeck 1777. — Die gewöhnlichen Fehler, welche bei d. Wahl des künftigen Standes begangen werden. Ebd. 1777. — Versuch einer neuen poet. Uebersetzung d. Buchs Hiob, nebst einigen Vorerinnerungen und einer nachstehenden erläuternden Umschreibung. Leipz. u. Lüb. 1778. — Animadversiones criticae in librum Job. ib. 1779. — Ueber d. Erziehung d. Kinder, in Beziehung a. d. Wahl ihres Standes. Ebend. 1779. — Ueber die Verbesserung böser Neigungen u. Gewohnheiten. Ebd. 1780. — Ueber die Nutzbarkeit der Unterrichts in Sprachen. Eut. 1781. — De vaticiniis libri duo. Hamb. et Kil. 1784. — Die Pflichten derjenigen, welche vorzüglich Gelegenheit haben ihre Erkenntniß zu verbessern. Eine Predigt. Kiel 1785. — Joel metrisch übersetzt, mit einer neuen Erklärung. Lüb. u. Leipz. 1786. — An das Vaterland. Als die Ankunft Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich in Kiel erwartet wurde. Kiel 1787. — Theologische Beiträge. 6 Bände jeder von 3 Stücken). Alt. 1790 — 1799. — Compendium theologiae christianae theoreticae bibliocohistoricae ib. 1791. Editio 2 ib. 1792. — (Döderlein's). Eckermanns (u. Löfflers) Gutachten über einige wichtige Religionsgegenstände; in Beziehung auf den Religionsprozeß d. Predigers Schulz in Gielsdorf. Görl. 1794. — Kleine vermischte Schriften, verbessert u. gesammelt herausgegeb. Ebd. 1799, 1r Bd.; 2r Bd. u. d. T.: Kleine vermischte Schriften moralisch-pädagogischen u. theolog. Inhalts. Ebd. 1800. — Handb. f. d. systematische Studium der christl. Glaubenslehre. 4 Bde. Ebd. 1801 bis 1803. — Erklär. aller dunkeln Stellen d. N. T. theils in einem zusammenhängenden Commentar über einzelne Bücher, theils in einer treuen Uebersetzung mit eingeschalteten Erklärungen. 3 Bde. Kiel 1806 — 1808. — Kurze u. faßliche Anweisung, d. Bibel als Gottes Wort recht zu ehren u. erbaulich zu lesen. Kiel 1816. — Erinnerungen an d. unvergänglichen u. unschätzbaren Werth der Reformation Luthers. Zum Andenken u. z. Beförderung d. frohen dritten Säkularfeier derselben auf der Universität zu Kiel am 31. Okt. 1817. Alt. 1817. — De excellentibus Martini Lutheri virtutibus oratio singularis,

quam ipsis Cat. Nov. a. 1817, quibus Academia Christiana Albertina meritorum Lutheri memoriam pie redintegravit in Academiae C. A. Kiliensis, in sacris saecularibus tertiis Actis solemnibus habuit. Alt. et Lips. 1818 — Eine deutsche Ode zum 1. Nov. 1828. Kiel. (Auch abgedr. im Staatsübrg. Mag. B. 8.) — Recensionen von ihm stehen in dem Kielischen Literaturjournal u. d. Kielischen gelehrten Zeitung (so lange Professor Heinze sie herausgab); in d. Annalen d. neuesten theol. Lit.- u. Kirchengesch. u. d. neuen theol. Annalen; in d. allgem. u. neuen allgem. deutschen Bibliothek; in d. Erfurtschen Nachrichten von gelehrten Sachen. 1802. — Aufsätze im gemeinnützigen Magazin. Leipz. 1787 — 1790, und in Eggers deutschem Mag. Hamb. 1791, u. Alt. seit 1792, und im deutschen Museum. — Sein Bildniß, von Wunderlich in Kiel gezeichnet u. v. J. G. Schmidt 1794 in Kupfer gestochen, findet sich vor Beyer's Magazin für Prediger, B. 9, St. 4 u. (weniger ähnlich) vor d. neuen allgem. Bibliothek Bd. 25 (1796), von W. Arendt gestochen u. sein Schattenriß vor dem 1. Quartalband der theolog. Annalen; ein größeres Bildniß in Steindruck, gezeichnet von dem Maler Bünsow in Kiel.

Altona. Dr. G. E. Klausen, Professor u. Rektor.

* 178. Dr. Franz Francke,

praktischer Arzt zu Dresden;

geb. d. 14. Sept. 1796, gest. d. 6. Mai 1837.

Er wurde zu Eilenburg an der Mulde geboren, wo sein Vater, Christian Gottlob Francke, praktischer Arzt, Geburtshelfer und Amtsphysikus war. Hatte unser F. von demselben bei ausgezeichnetem Talente für den ärztlichen Beruf eine gleich große Beharrlichkeit und Lebhaftigkeit des Naturells geerbt, so ward ihm von seiner noch in Dresden lebenden Mutter, Karoline Wilhelmine, geborene Kreyßig, die ihn vorzugsweise charakterisirende Milde und Klarheit des Gemüths zum beneidenswerthen Antheil. Leider traf ihn schon als Knaben das herbe Geschick, seinen Vater zu verlieren, der als ein Opfer seines Berufs im 49. Lebensjahre von dem in der Umgegend herrschenden Typhus 1809 hingerafft wurde. Unser F., eines der jüngsten von den noch jetzt ihn überlebenden sechs Geschwistern, war bereits ein Jahr früher von Eilenburg, wo die Stadtschule seinem

Geiste nur unvollkommne Nahrung bot, nach Leipzig auf die Nikolaischule und unter die specielle Leitung seines damals in Leipzig studirenden älteren Bruders gebracht worden. Jetzt, wo sein Oheim, der Hof- und Medicinalrath Dr. Kreysig und dessen Gattin sich als Pflegeeltern seiner liebevoll annahmen, aber nicht damit begnügten, den Neffen aus der Ferne zu unterstützen, sondern in seiner aufblühenden Jugend Ersatz für den ihnen versagten Besitz eigner Kinder suchten und fanden, berief der Oheim den dreizehnjährigen Knaben zu sich nach Dresden und ließ ihn daselbst die Kreuzschule unter Paufler und Bräuniger besuchen. Diesem Aufenthalt und einem zweckmäßig geleiteten Privatfleiße verdankte er es, daß er schon zu Ostern 1811 als Alumnus in der Fürstenschule St. Afra zu Meißen aufgenommen und daselbst sogleich in die dritte Klasse gesetzt werden konnte, ein Fall, der auf diesem Institute zu den seltneren gehört. Ostern 1816 kehrte er, mit den ehrenvollsten Zeugnissen ausgestattet, zunächst nach Dresden in das Haus seines Onkels zurück, um ein halbes Jahr lang auf der medicinisch-chirurgischen Akademie daselbst unter der speciellen Leitung seines Pflegevaters sich zum eigentlichen, akademischen Leben vorzubereiten, wozu dieses Institut insbesondere zweckmäßig schien, welches erst damals nach der Rückkehr des Königs Friedrich August *), hauptsächlich auf Kreyßigs Rath und Betrieb, nach erweitertem Maasstabe reorganisirt und mit mehreren ausgezeichneten Lehrern versorgt worden war, unter welchen der genannte Veteran selbst noch als Leibarzt und Medicinalrath aus eigner Vorliebe thätig war. Unser F. benutzte daselbst die Vorträge Seilers, Treutlers, Ficinus u. A., so weit sie ihm zum Anfang ersprießlich waren. So aufs Gründlichste vorbereitet, bezog er im Herbste desselben Jahrs die Universität Leipzig, keineswegs hinter seinen Schulfreunden, die ihm dahin größtentheils vorausgeeilt waren, zurückgeblieben. Hier hörte er Philosophie bei Platner und Krug, bei Pölitz Geschichte, Physik und Chemie bei Gilbert, Botanik und Zoologie bei Schwägrichen, Anatomie bei Rosenmüller, Physiologie bei Platner, Heinroth und Weber, Pathologie bei Kühn, Pharmaceutik bei Eschenbach, Entbindungskunst bei Jörg und Disputirübungen hatte er bei Puchelt. Nachdem er das theoretische Examen im März

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 449.

1818 rühmlichst bestanden, begab er sich auf den Rath seines Oheims und nach eignem Wunsche nach Göttingen, um daselbst Strohmeyer in der Chemie, Schulz in der Anthropologie, Himly in der Therapie, Pathologie und Ophthalmologie, vorzüglich aber Langenbeck in der Chirurgie und praktisch am Krankenbett zu hören und zu benutzen. Leider wurde der ruhige Gang seiner Studien noch vor dem völligen Abschlusse des ersten Kursus durch die damaligen Unruhen unter den Studenten und den bekannten Auszug derselben nach Witzenhausen im Juli 1818 unterbrochen. Francke, der sich jedes thätigen Antheils an diesen Händeln enthalten und vor der Hand keine Aussicht auf eine wünschenswerthe Fortsetzung seiner Studien in Göttingen hatte, benutzte mit einigen gleichgesinnten Freunden diese Unterbrechung zu einem Ausflug in das thüringer Waldgebirg und kehrte im September nach Dresden zurück, woselbst er zum zweiten Mal und zwar ein volles Jahr, unter specieller Leitung und Belehrung seines vielerfahrnen Pflegevaters fortstudirte, dessen pathologisch-therapeutischen Vorträge und die Klinik besuchte, außerdem aber auch Seilers Vorlesungen über die gerichtliche Praxis, so wie die seines schon erwähnten ältern Bruders, des Professors und nachmaligen Hof- und Medicinalraths, sowie Leibmedikus Dr. Leopold Francke, in der Pathologie, allgemeinen Therapie und Polyklinik, die von Carus in der Entbindungskunst, die von Ohle in der Chirurgie hörte und die praktischen Vorträge des letztern in der chirurgischen Klinik benutzte. Da sich inzwischen Göttingen noch immer nicht wieder zu der vorigen Frequenz erhoben, sich auch sonst noch nicht Alles günstig daselbst gestaltet zu haben schien, so zog es Francke vor, die Vollendung seiner medicinischen Studien in Berlin zu suchen, wo er nicht nur die ausgezeichnetsten Lehrer, sondern auch die vorzüglichsten Krankenanstalten, welche ihm nun für seine praktische Ausbildung besonders wichtig waren, näher kennen zu lernen, die beste Gelegenheit hatte. Hier studirte er nun in den J. 1819 und 1820 unter Gräfe Akiurgie, unter Horn Seelenheilkunde und die Klinik, welche fortan sein Hauptaugenmerk blieb, frequentirte er unter der Leitung Hufeland's, Gräfe's, Behrend's, Rust's und Wolfarth's. So in jeder Hinsicht vortrefflich ausgebildet, kehrte er 1821 auf kurze Zeit nach Leipzig zurück, um sein Kolloquium im königl. Klinikum unter Wendler und darauf das zweite

Examen, das sogenannte rigorosum, zu bestehen. Er bestand es, wie zu erwarten, mit dem ausgezeichnetsten Erfolg; eben so vertheidigte er den 18. Mai desselben Jahrs seine zu Leipzig gedruckte Dissertation: de sede et causis vesaniae und erhielt hierauf an gedachtem Tage die medicinische Doktorwürde. In jener Dissertation wird zwar der dualistische Standpunkt unbefangen festgehalten, doch sieht man das Ganze auf die Kategorie der Wechselwirkung zurückgeführt und nicht nur die Wahl dieses Gegenstandes, von dem schon damals der Jüngling nach kaum vollendeten Lehrkursus sich angezogen fühlte, sondern auch die Ausführung und ganze Behandlung desselben beurkunden eine so glückliche Kombination von empirischer Beobachtung mit philosophischem Scharfsinn, so viel Ruhe und Gründlichkeit des Verfahrens, daß in dieser Hinsicht der angehende Arzt seine Laufbahn gewiß nicht hoffnungerweckender antreten konnte *). Bei dieser erlangten Reife blieb nun nichts mehr zu wünschen übrig, als die Schätze des Auslandes mit dem zu vergleichen, was das deutsche Vaterland an ausgezeichneten Bildungsmitteln dargeboten hatte. Und auch dieses Glück wurde ihm durch die liberalste Unterstützung seines Pflegevaters zu Theil. Mit welcher Gewissenhaftigkeit er dasselbe benutzt, wie ihn hierbei sein richtiger Blick, seine allseitige Bildung, Sprachkenntniß und ansprechende Persönlichkeit nicht minder, als die gewichtigsten Empfehlungen überall unterstützt, davon sind seine sorgfältigen und interessanten Tagebücher der sprechende Beweis. Am 17. Juli 1821 verließ er in Begleitung seines Cousins, Dr. Hasper (jetzt Professor in Leipzig), Dresden, um vornehmlich in Paris, London, York, Edinburgh, Glasgow, Amsterdam und Leyden alles Ausgezeichnete zu sehen und zu prüfen, was sich auf diesem Wege dem wißbegierigen Heilkünstler darbietet. Sein Hauptaugenmerk waren die berühmten Irren- und Krankenanstalten, das Verfahren in den Kliniken aller Art, in Paris vorzüglich die Operationskunst unter der Meisterhand eines Dupuytren, Recamier u. A. Dabei ließ er sich jedoch an Ort und Stelle keineswegs blos von den berühmten Namen der Männer und der Größe der Institute verleiten, sich aus-

*) Später ist diese Dissertation, vielfach erweitert und näher bestimmt, als Abhandlung über den Antheil des Leibes an der Erzeugung des Wahnsinns, in Nasse's Zeitschrift auf Aufforderung des Herausgebers erschienen.

schließend auf das Bekannteste und in die Augen Fallendste zu beschränken, sondern suchte auch nächst diesem die minder berühmten aber oft im Einzelnen sehr belohnenden und instruktiven kleineren Anstalten und Privatinstitute auf. Im Herbst 1822 kehrte er bereichert an Geist und Erfahrung, in blühender Gesundheit, heiter und kräftig nach Dresden zurück und habilitirte sich daselbst als praktischer Arzt. Hätte unter allen Umständen seiner Tüchtigkeit und einnehmenden Bildung der glücklichste Erfolg nicht entgehen können, so war dieser um so sicherer, da er unter den Augen seines berühmten Pflegevaters auftrat und dem Rathe desselben in schwierigen Fällen eben so viel zu verdanken fortfuhr, als er auch seinerseits einen großen Theil seiner Zeit und Kräfte dem Oheim bei dessen überhäuften Geschäften dankbar widmen zu können, sich zur unverbrüchlichsten Pflicht machte. Seine Praxis mehrte sich gleich in den ersten Jahren so bedeutend, daß er daran denken konnte, sich eine Braut zu suchen und sich der Gefundenen, Louise, geborenen Zenker aus Dresden, den 7. Juli 1824 als Gatte zu verbinden. Diese glückliche Ehe wurde durch zwei noch lebende Kinder, Edmund und Elise, gesegnet; bei der dritten Niederkunft mit einem todten Kinde fing jedoch die Gattin an zu kränkeln und der besorgte Vater konnte als Arzt in Kurzem sich selbst nicht mehr verhehlen, daß ihr Zustand in eine unheilbare Phthysis ausartete, — der die treffliche Frau nach langem Leiden endlich den 10. Sept. 1830 erlag. Wie viel während dieser traurigen Periode auch F. körperlich und gemüthlich gelitten, offenbarte sich leider nur zu bald. Ein hartnäckiger Husten und andere bedenkliche Symptome erregten ernstliche Besorgnisse für seine unverkennbar hinwelkende Gesundheit. Um sich wenigstens zu erheitern, unternahm er in den Sommermonaten des folgenden Jahrs 1831 mit seinem Freunde, dem Major v. Heinz, eine Erholungsreise durch Böhmen nach Linz, Salzburg, Gastein, Steiermark und Oesterreich und kehrte von dieser Reise allerdings nicht ohne scheinbaren Erfolg, gestärkt und mit froher Hoffnung zu seinen Geschäften zurück, die sich von Jahr zu Jahr vermehrten und seine Kräfte oft bis zum Uebermaas in Anspruch nahmen. Erkältungen auf diesen Berufswegen, bei denen er sich aus reiner Gewissenhaftigkeit die nöthige Rücksicht auf sich selbst versagte, namentlich aber der für den Geschäftsmann in Dresden nur zu beschwerliche

Weg über die Elbbrücke, mochten das Meiste dazu beigetragen haben, daß ihn im Winter 1831 — 1832 ein heftiger Gichtanfall auf das Krankenbett warf. Seine gute Natur überstand auch diesen und er fühlte sich im Sommer 1832 so weit hergestellt, daß er in Gesellschaft des unterzeichneten Freundes nach Karlsbad gehen konnte, wo er sich bei mäßiger Benutzung der Trinkquellen, vorzüglich viel von den Sprudelbädern versprach. Und wirklich that die Heilkraft der Natur auch hier das Ihrige an dem im Ganzen noch immer kräftigen und lebensvollen Kranken. So gestärkt und mit neuer Hoffnung erfüllt, kehrte er zurück, daß er nun auch an die Erledigung der nächsten Sorge, die ihm auf dem Herzen lag, denken konnte, sich für seine Kinder eine liebende Mutter und für sein Herz eine theilnehmende Vertraute zu suchen. Er fand sie in einer ihm verwandten und seit früheren Jahren bewährten Freundin, Allwyne, der ältesten Tochter des 1821 verstorbenen Professors und praktischen Arztes Eisfeld zu Leipzig und schloß diese Verbindung am 23. Nov. 1833. Auch diese Ehe blieb nicht ohne Kinder, das Jahr darauf wurde ihm ein Knabe und später noch eine Tochter geboren. Allein die Freude der Eltern war leider durch F.'s allmälig und immer stärker wieder eintretenden Brustbeschwerden nicht wenig verbittert. Räthselhaft in ihrem Ursprung und Verlauf erschwerten sie dem Leidenden unsäglich die Abwartung seines Berufs, ja machten zuletzt das Treppensteigen fast unmöglich. Vergebens brauchte er im Sommer 1835 die Töplitzer Bäder und suchte nachher durch eine vorsichtig ausgeführte kleine Reise über Prag, Adersbach, Salzbrunnen, Warmbrunnen und einen Theil des Riesengebirgs sich auf diese, ihm früher so wohlthuende Weise zu erquicken; allein er fand nur sehr unvollkommene Linderung seiner Leiden und der wiedereintretende Winter mehrte mit der Erschwerung der Praxis auch sein Brustübel, welches, wie sich später erwies, in einem sehr komplicirten Drüsenleiden bestand, so daß er sich endlich doch zu der Sistirung seiner Geschäfte, insoweit diese nicht in Konsultationen auf der Stube bestanden, entschließen mußte. Er selbst, der auch seinen eignen Zustand mit ärztlichem Scharfblicke beurtheilte, täuschte sich bereits nicht mehr mit vergeblichen Hoffnungen und gab nur den Bitten der Seinigen nach, indem er noch im Sommer 1836 zum letzten Versuch eine Reise nach Ems unternahm. Obschon er auch diese

noch vertrug und unter der sorgsamsten Pflege seiner ihn begleitenden Gattin anfangs einige Linderung zu finden schien, so zeigte sich doch, wie er vorausgesagt, nur zu deutlich die gänzliche Erfolglosigkeit auch dieses Versuchs. — F. war einer jener seltenen Menschen, deren Persönlichkeit und äußerliche Ankündigung *) nur der ungetrübte Ausdruck eines vollkommen durchgebildeten Geistes und Herzens ist, deren Bildung aber überhaupt auch nur die eigne ungezwungene Güte in natürlicher Entfaltung darstellt. Obschon er früh genöthigt war, sich in reiche Verhältnisse einzuleben, welche nicht die anspruchslosen seiner Heimath und ersten Kindheit waren, obschon er mit einem Aufwand erzogen und ausgebildet wurde, der wohl oft mehr nach der Liebe seiner Pflegeltern, als nach seinen eignen Ansprüchen abgemessen wurde, konnte doch unter allen Verhältnissen nie das Gewicht der Gabe, sondern nur der Druck der liebenden Hand, womit sie begleitet ward, in sein edles Gemüth eindringen und nie hat ein Mensch in seinem ganzen Wesen weniger von den sogenannten Kindern des Glücks, nie dagegen einer im höhern Grade die Weihe der Dankbarkeit gehabt, als er, der durchaus anspruchslos und bescheiden, auch dann, wenn seine Verdienste und Absichten ohne rechtmäßige Anerkennung blieben, es natürlich fand, sich in die ruhige Klarheit seines Innern zurückzuziehen, die bei ihm die Stelle einer mühsam errungenen Selbstbeherrschung vertrat. Diese reine und klare Tiefe seines Innern war es, die seine jugendliche Lebhaftigkeit so durchaus liebenswürdig, seine ganze, oft angestrengte Thätigkeit so erfolgreich, seinen Eintritt in das Krankenzimmer auf den ersten Anblick vertrauenerweckend, seinen Scherz im Freundeskreise so heiter und seine letzten Lebensmomente so ehrwürdig machte. Er war im edelsten Sinne der Freund seiner Kranken und der Arzt seiner Freunde; denn auch diese suchten und fanden bei ihm stets Heilung in trüben Stunden; er sprach nicht Trost zu, ohne sich völlig unterrichtet zu haben, aber sprach er Trost zu, so fühlte man auch die Wahrheit und Berechtigung seines Ausspruchs; aber auch, — was gewandter Freundlichkeit allein nicht gelingt — ohne Verletzung zu tadeln, das war ihm,

*) Ein wohlgelungener Steindruck von Hanfstengel nach dem von einem Dilettanten, Herrn v. Kanievsky, den Francke ärztlich behandelte, äußerst glücklich skizzirten Portrait vergegenwärtigt die geistreichen und wohlwollenden Züge des Verewigten.

dem durchaus wahren Manne, natürlich und leicht; auch fühlte man sich dem Freunde nur um so inniger verbunden, denn stets fand man bei ihm nur Liebe und Wahrheit. Sein praktischer Beruf, dem er sich ganz hingab, hinderte ihn nicht, auch noch in den letzten Jahren, dem Gange der rastlos fortschreitenden Naturwissenschaft, besonders aber der neuern Philosophie das lebhafteste Interesse zu widmen und ein enger Kreis von Freunden, die mit ihm dieselben Zwecke verfolgten, hatte in mancher unvergeßlichen Abendstunde Gelegenheit, auch hierin sein besonnen ausgesprochenes oft entscheidendes Urtheil zu bewundern. Weniger gestattete ihm sein praktischer Beruf, als Schriftsteller bedeutend hervorzutreten; mehrere Abhandlungen von ihm sind anonym in medicinischen Zeitschriften zerstreut; außer jenem oben erwähnten Aufsatz in Nasse's Zeitschrift gab er Joseph Swan's gekrönte Preisschrift über die Behandlung der Lokalkrankheiten der Nerven in deutscher Uebersetzung als 2r Bd. der Bibliothek der ausländischen Literatur für pr. Med. Leipzig 1824 heraus; von Kreysigs Werk über die Krankheiten des Herzens hatte er bereits den ersten Theil ins Lateinische übersetzt, als die Arbeit ins Stocken gerieth und bis zu einer neuen Auflage verschoben wurde; vieles Andere wurde entworfen, zum Theil auch ausgeführt, reifte aber unter Geschäften und Kränklichkeit nicht bis zum Drucke.

Dresden. H. M. Chalybäus.

179. Karl August v. Schütz,

königl. wirkl. Geheime Oberfinanzrath u. Provinzialsteuerdirektor zu Köln;

geb. den 24. Apr. 1777, gest. den 6. Mai 1837 *).

v. Schütz war in Berlin geboren. Seine Eltern waren der Geheime Oberfinanzrath J. G. v. Schütz und dessen Gattin E. de Vrient. In früher Jugend waren seine Geisteskräfte in Folge einer Krankheit sehr zurückgeblieben und er vermochte, trotz der unglaublichsten Anstrengungen, wie er oft selbst erzählte, nur sehr wenig zu begreifen, so daß der Vater über die Zukunft seines Sohnes besorgt wurde und nur in dem glänzenden vielversprechenden Aufstreben des ältesten einigen Ersatz fand. Als dieser im 16. Jahre die Universität bezog,

*) Nach den rheinisch. Provinzialbl. 1837.

war unser S. noch in klein Tertia, bereits seit 3 Jahren, und seine Lehrer, die ihn seines großen Fleißes und bescheidenen Wesens wegen liebten, vermochten ihm bis dahin nicht das Zeugniß der Reife zur höheren Klasse zu geben. Der Vater beschloß daher, ihn die sogenannte kleine Karriere machen zu lassen, damit er bei seinem großen Fleiß in einer untergeordneten Stelle nützlich wirken könne. Im J. 1793 verließ v. S. aus Sekunda abgehend das väterliche Haus, um als Supernumerar nach Ruppin zu gehen. Dort aber begann eine wesentliche Veränderung in seinem Innern sich zu bilden, die frühere Dumpfheit des Geistes schwand, und so plötzlich, daß es ihm gewesen wäre — so erzählte er später öfters im Familienkreise — als wären Schuppen von seinen Augen gefallen, denn alles das, was er früher gar nicht oder nur mit großer Anstrengung habe begreifen können, sei ihm jetzt leicht und klar gewesen. Jetzt fühlte er jedoch auch schmerzlich, wie weit ihn dieser krankhafte Zustand in Erwerbung der seinem Alter und Stand angemessenen Kenntnisse zurückgehalten habe und er beschloß, nichts unversucht zu lassen, um nachzuholen, was seine neu erwachten Kräfte irgend vermöchten. Alle auf dem Gymnasium abgebrochenen Studien wurden wieder hervorgeholt, eifrig befestigt, ergänzt und weiter fortgeführt, besonders solche, die durch Lesen wissenschaftlicher Werke ohne mündlichen Unterricht getrieben werden können: vor Allem Naturwissenschaften, Geschichte, Länder- und Völkerkunde. Die Vorliebe zu diesen Wissenschaften blieb sein ganzes Leben hindurch gleich rege; alle außerdienstliche Lektüre war fast nur aus ihrem Kreise gewählt. Da die freien Tagesstunden — der größte Theil derselben war den Dienstarbeiten gewidmet — zu seinen Studien nicht hinreichend waren, so mußten die Stunden der Nacht zu Hülfe genommen werden. Um in ihnen bei seinen Studien vom Schlafe nicht unterbrochen zu werden, setzte er die Füße in Eimer voll kalten Wassers und wenn dennoch die so durchwachten Nächte der Schlaf unterbrach, so war dies nur kurze Zeit und der erste Augenblick des Erwachens war auch der, in welchem er das seiner Hand entsunkene Buch wieder ergriff, um seine Arbeit wieder frisch zu beginnen. Von Brandenburg, wohin er von Ruppin versetzt worden war, ging v. Schütz 1794 nach dem damals der Krone Preußen unterworfenen Warschau, blieb dort einige Zeit, bei der Zollparthie arbeitend, kam dann

nach Szczuczyn im preußischen Polen, wo er 1804 Kanzleidirektor bei der Accise- und Zolldirektion ward und von dort als Kriegs- und Domänenrath nach Byalistock. So hatte er denn eine Stellung gefunden, in der ein ausgebreiteteres Wirken ihm eröffnet war und der Weg, auf dem er sie erreicht, hatte ihm jenen scharfen, praktischen Blick gegeben, der ihn auch später stets so sicher geführt hat. Aber wieder erhoben sich neue Stürme, die ihn von der eben betretenen seinen Fähigkeiten angemessenen Laufbahn scheinbar entfernten, in der Wirklichkeit freilich ihn derselben zuführten. In dem unglücklichen Frieden zu Tilsit ward Byalistock an Rußland abgetreten und da der Kaiser Alexander sich erboten hatte, alle preußischen Räthe bei der dortigen Kriegs- und Domänenkammer in seinen Diensten zu behalten, um aus ihnen eine Pflanzschule für die russische Beamtenklasse zu bilden, so konnte der damals so sehr geschwächte preußische Staat dieses Anerbieten nicht anders als freudig annehmen, um die geringen von den harten Schicksalsschlägen noch verschonten Kräfte für seine völlig unversorgten Diener zu verwenden. Glänzende Aussichten eröffneten sich jetzt v. S.; allein es war dies ein Glanz, dem er die tiefste Dunkelheit vorzog. Denn in vollkommenster Offenheit herrschte damals in der russ. Zollverwaltung das Bestechungssystem und wenn er die damaligen russischen Zolldirektoren mit mehreren Sechsspännern ihre Revisionsreisen durch die Provinz machen sah, so war dies kein Bild, das seinem Sinn entsprach; er lehnte daher eine solche ihm angebotene Stelle ab und beschloß, die dortigen Dienstverhältnisse ganz zu verlassen. Dieser Vorsatz ward durch Familienverhältnisse bestärkt; er nahm seine Entlassung und eilte, nachdem vorher eine im J. 1799 mit Henriette Leyden, Tochter des Oberzolldirektors Leyden zu Szczuczyn geschlossene Eheverbindung aufgelöst worden, nach Berlin zurück, nicht nur ohne alle Aussicht auf Anstellung, sondern vielmehr mit mehrfachen Versicherungen, daß er unter den obwaltenden Verhältnissen auf eine solche unmöglich rechnen könne. Ein Jahr lang wartete er vergeblich, so eifrig er auch im Gefühle der Kraft sich bemühte, ein Feld für seine Thätigkeit zu erringen und um so mehr, da auch die Vermögensverhältnisse durch den Krieg und des Vaters Tod die frühere günstige Gestalt verloren hatten. Im J. 1809 jedoch erhielt er eine gerade eröffnete Stelle als Regierungsrath in Potsdam, besonders durch

die warme und kräftige Verwendung des königl. Regierungsdirektors von Ladenberg daselbst (jetzigen wirkl. Geh. Staatsministers), dessen Achtung und Freundschaft er in Byalistock, wo letzterer Direktor der Kriegs- und Domänenkammer war, erworben hatte und die er bis zu seinem Tod unter den verschiedensten Verhältnissen sich bewahrte. In Potsdam trat er zuerst mit dem damaligen Regierungsdirektor Maasen *) in dienstliche und freundschaftliche Beziehungen, die ebenfalls sich durch eine bis in die letzten Zeiten fortgeführte Korrespondenz stets wach erhielten. Mit ihm zusammen ward er 1810 nach Berlin zur Landesrepräsentation berufen und war kaum von dort in seine früheren Dienstverhältnisse nach Potsdam zurückgekehrt, als ein neuer Ruf ihm folgte und ihn in das Finanzministerium führte, in welches er im Mai 1812, eben 35 Jahre alt, als Geh. Obersteuerrath (bei der bald darauf erfolgenden allgemeinen Veränderung der Titel in den gleichbezeichnenden: Geheimen Oberfinanzrath umgeändert) eintrat. Unmittelbar darauf, am 9. Mai 1812, vermählte er sich mit Henriette, der Tochter des Regimentsarztes Mäcker, mit der er bis an seinen Tod in der glücklichsten ungetrübtesten Ehe lebte. Im Frühling des Jahrs 1813 erhielt er mit dem inzwischen zum wirklichen Geh. Oberfinanzrath beförderten Herrn v. Ladenberg und den Geh. Oberfinanzräthen v. Beguelin **) und Loffler ***) das Kommissorium, bei der befürchteten Annäherung der französischen Heere mit den wichtigsten Dienstpapieren Berlin zu verlassen und in die nördlichen Provinzen zu gehen. Kaum zurückgekehrt, ernannte eine allerh. Kabinetsordre ihn und zwei seiner Kollegen zu königl. Specialkommissarien, um die Staatsverwaltung in „allen Abtheilungen, im ausgedehntesten Sinne des Worts“ in den Provinzen West- und Ostpreußen und Litthauen zu revidiren. Während der dadurch herbeigeführten Abwesenheit war der Graf von Bülow †) Finanzminister geworden, dem er persönlich durchaus unbekannt war; nichts destoweniger erhielt er bei der ersten Aufwartung, die er demselben machte, das unerwartete, ehrenvolle Anerbieten, ihn nach Paris zu begleiten, von wo die Finanzangelegenheiten geleitet werden sollten. So machte er bei dem Haupt-

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 12. Jahrg. S. 933.
**) S. N. Nekr. 6. Jahrg. S. 961.
***) Dessen Biographie s. N. Nekr. 14. Jahrg. S. 765.
†) — — — — — 3. — — 871.

quartier den ganzen Feldzug nach Frankreich mit und verlebte hier in der engsten und zum Theil freundschaftlichsten Berührung und Verbindung mit jenen Männern, die das Vaterland mit Stolz, Europa mit Bewunderung nennt, eine der interessantesten Zeiten seines Lebens. Seine folgereichste Thätigkeit begann jedoch nach seiner Rückkehr aus Frankreich, als die neue Organisation des indirekten Abgabewesens im preußischen Staate vor sich ging. Eine Reihe von hierauf bezüglichen Kommissorien erging an ihn; in allen Kommissionen, die zur Entwerfung der dahin gehörigen Gesetze niedergesetzt wurden und die stets nur aus wenigen Gliedern bestanden, ward auch er Mitglied und die Akten jener Zeiten zeigen, wie kräftig er wirkte, wie wesentlich er sich an den Vorzügen der neuen Organisation betheiligte. Daneben erhielt er theils unmittelbar durch Allerh. Kabinetsordre, theils durch in Folge solcher erlassenen Ministerialreskripte mannichfache andere Aufträge, z. B. in Betreff der Entschädigung der Beamten in Süd- und Neuostpreußen, in Betreff des mit Rußland geschlossenen Handelsvertrags xc., so daß die früh angewöhnte unermüdliche Thätigkeit ihm im mächtigen Drange der Geschäfte wohl zu Statten kam. Die Veränderung, die in der Person seines Chefs dadurch statt fand, daß an die Stelle des Grafen von Bülow der Herr von Klewitz das Finanzministerium erhielt, hatte auf seine Wirksamkeit keinen Einfluß; dasselbe Wohlwollen, dasselbe Vertrauen auf seinen redlichen Willen, seine Kraft und seine Einsicht, das jener ihm hatte zu Theil werden lassen, schenkte ihm auch dieser und zwar in noch höherem Grade. Bei den öfteren Revisionsreisen, die v. S. als Ministerialkommissarius in den verschiedenen Provinzen des Reichs machte, hatte er das Leben in diesen lieb gewonnen und sich allmälig der Wunsch in ihm gebildet, in eine solche sich überzusiedeln. Schon hatte er geschwankt, ob er eine ihm angetragene erledigte Regierungspräsidentenstelle annehmen solle, sich aber entschlossen, noch eine Zeitlang im Ministerium zu bleiben. Als er aber im J. 1823 die Rheinprovinzen bereiste, um die Einleitungen zu treffen wegen der beabsichtigten Trennung der indirekten Steuerverwaltung von den Regierungen, eine Einrichtung, an deren Entstehen er so wesentlich betheiligt war, gefiel ihm die Provinz selbst, alle Verhältnisse und der Geschäftskreis der neu zu creirenden Stelle des Provinzialsteuerdirektors so wohl, daß er bei seiner Rückkunft nach Ber-

lin dieselbe für sich nachsuchte, worauf der König noch mit persönlichen Begünstigungen ihm dieselbe übertrug. Alle Einwendungen seiner Freunde, die es für unrecht erklärten, daß er so alle Aussichten auf eine vielleicht glänzendere Laufbahn sich verbaue, wieß er mit dem Entgegnen zurück, „daß es nur zwei Dinge seien, wonach er strebe, Gutes zu wirken und sich glücklich zu fühlen, zu jenem biete ihm seine neue Stellung Einfluß genug und dieses hoffe er in den künftigen Verhältnissen zu finden." Ueber 13 Jahre hat er die Verwaltung der indirekten Steuern in den Rheinprovinzen geleitet und schon nach einigen Jahren durch die glücklichen Resultate, die er erzielte, sehr viel dazu beigetragen, wie dies aus noch vorhandenen freundschaftlichen Korrespondenzen mit den damals an der Spitze der Steuerverwaltung stehenden Männern hervorgeht, daß das Institut der Provinzialsteuerdirektionen in mehreren der übrigen Provinzen des preuß. Staats eingeführt wurde. Dasjenige, was v. S. während seiner Verwaltung stets als Leitstern seines Handelns vorleuchtete, hat er selbst in einem Dankschreiben an den König für eine ihm gewordene Auszeichnung mit wenigen Worten deutlich ausgesprochen. Dann nur glaube er, so heißt es in demselben, den Willen Sr. Maj. am treuesten zu erfüllen, wenn es sein eifriges Bestreben wäre, daß die dem Staate nöthigen Einnahmequellen zwar reichlich flößen, so jedoch, daß die Unterthanen dadurch so wenig, wie es die Natur der Sache nur irgend gestatte, gedrückt und belästigt würden. Ob es ihm gelungen ist, diesen Druck, der mehr oder weniger in jeder Abgabe liegen muß, möglichst leicht zu machen, muß die öffentliche Stimme entscheiden; noch besser werden aber diejenigen dazu im Stande sein, die in dienstlicher Berührung mit ihm standen und so Gelegenheit hatten, die Motive seines Handelns kennen zu lernen. So verschieden die Ansichten über dergleichen Gegenstände auch sein mögen, rein haben sie diese Motive gewiß stets gefunden und daß da, wo er fest bestand auf die Erfüllung einer lästigen Form, dies nicht aus Fiskalität geschah, nicht um der Staatskasse einen vielleicht so unbedeutenden Ertrag zu sichern, daß im gerade vorliegenden Falle derselbe mit der Belästigung in keinem Verhältniß stand, vielmehr nur um der daraus hergeleiteten Konsequenzen willen, davon haben sie gewiß die feste Ueberzeugung gewonnen. Daß die Einnahmequellen reichlich unter seiner Verwaltung flossen, weit reichlicher

als früher, ist bekannt und vielfache Ministerialreskripte erkennen es an, wie viel neben dem steigenden Reichthum und andern begünstigenden Umständen seine „musterhafte Leitung, seine rastlose Thätigkeit“ zu diesem Resultate beigetragen haben. Als Hauptmittel, unnöthigen Druck zu vermeiden und dabei eine reichliche Einnahme zu erzielen, erkannte er tüchtige Organe, eine achtungswerthe Beamtenklasse und sein eifrigstes Streben ging deshalb dahin, redliche, kraftvolle und intelligente Männer in die indirekte Steuerpartie herüber zu ziehen; wo er das Verdienst fand, Belohnung und Auszeichnung für dasselbe zu erwirken; entdeckte Schuld aber unnachsichtig der Bestrafung zu überliefern. Um aber Jeden an die seinen Fähigkeiten angemessenste Stelle setzen zu können, suchte er sich die ausgedehnteste Lokal- und Personalkenntniß zu erwerben und durch die vielfältigsten Reisen durch alle Theile der Provinz, selbst die unwegsamsten, durch Inspektion der Unterbehörden, zuweilen bis ins kleinste Detail eingehend, hatte er diese Kenntniß bald in hohem, sehr hohem Grade erworben. Ein rascher Geschäftsgang, Bescheid unmittelbar der Eingabe folgend, unbeschadet jedoch der Gründlichkeit, war ein ferneres Mittel, das er für wesentlich hielt, um den Verkehr zu begünstigen, ein Mittel, auf dessen Anwendung er daher sorgsam wachte, in dessen Anwendung er selbst stets voranging. Die Geschäfte, die ihm unmittelbar aus seiner Dienststellung zuflossen, waren, besonders da eine neue Organisation stattfand, gewiß hinreichend, um die volle Kraft eines thätigen Mannes in Anspruch zu nehmen, dennoch wurden ihm außerdem viele und zwar großen Zeit- und Kraftaufwand fordernde zu Theil; die Ausführung der Zollvereinsverträge mit dem Großherzogthum Hessen, mit Oldenburg wegen Birkenfeld, mit dem Kurfürstenthum Hessen, mit Nassau und mit Frankfurt ward ihm übertragen, von denen besonders der zuerst genannte mit dem Großherzogthum Hessen, als der erste überhaupt abgeschlossene mit einem größeren Lande wichtig ist, da er nach Ueberwindung großer und mannichfacher Schwierigkeiten, die aus den neuen Verhältnissen sich ergeben, eine weitere Ausdehnung solcher Verträge als praktisch möglich zeigte und so die Bahn brach zum großen deutschen Zollverein; der zuletzt genannte aber deswegen, weil viele eigenthümliche Verhältnisse dabei zu berücksichtigen waren. Wie sehr man auch höheren Orts seine Kenntniß und Ansicht der Ver-

einsverhältnisse schätzte, ergibt schon der Umstand, daß Preußen fast keinen Vereinsbevollmächtigten ernannte, der nicht eine Zeit unter v. S. gearbeitet hatte, so daß das rheinische Direktorat gleichsam die Pflanzschule der Vereinsbevollmächtigten ward. Außer diesen und mancherlei anderen Kommissorien ward v. S. nach dem Tod des Regierungspräsidenten Delius *) an dessen Stelle zum preuß. Bevollmächtigten bei der Rheinschifffahrtscentralkommission ernannt. Alle diese und mancherlei andere Aufträge führte er mit gleicher Kraft und Sachkunde aus, um so mehr, da er auf seinen vielen Reisen nicht nur die steuerlichen Verhältnisse der Provinz, sondern dieselbe in allen ihren verschiedenen Beziehungen, alle ihre mannichfaltigen Interessen kennen gelernt hatte und es sich eifrig angelegen sein ließ, so weit es in seiner Macht stand und so weit sie mit denen des Ganzen nicht collidirten, dieselben kräftig zu fördern. Daß er hierbei persönlichen Vortheil niemals walten ließ, dürfte der Umstand zur Genüge ergeben, daß er während mehr als 41 Jahren, die er im Staatsdienst zubrachte, nicht nur sein väterliches Erbtheil nicht vermehrte, sondern vielmehr trotz des geregeltsten Haushalts nur die Hälfte desselben bei seinem Tode zurückließ. Nicht blos ein kräftiger Geist, ein starker Körper auch gehörte dazu, die anhaltende Anstrengung zu ertragen und lange freute er sich in der That einer eisernen Gesundheit; das funfzigste Jahr hatte er bereits zurückgelegt, ohne jemals, Eine Kinderkrankheit abgerechnet, einen Tag über im Bett zugebracht zu haben. Erst nach dieser Zeit zeigten sich die Folgen zu großer Anspannung, die sich dadurch noch mehrten und stärkten, daß der Geist, stets gewohnt, daß der Körper ihm folge, auch jetzt während manches heftigen Gichtanfalls demselben nicht nachgeben wollte und v. S. unter den größten Schmerzen mit zitternder Hand die gründlichsten, ausführlichsten Berichte niederschrieb oder diktirend die schwierigsten Gegenstände entwickelte. Vergebens waren die ärztlichen Gebote, die Arbeiten zu meiden oder wenn ja die Geschäftsarbeiten auf ganz kurze Zeit in Folge derselben bei Seite gelegt wurden, so ward die an die Stelle derselben tretende gewöhnliche wissenschaftliche Lektüre mit gleichem Eifer betrieben. Selbst bei längerer Abwesenheit, nicht nur in Dienstgeschäften, sondern selbst bei Badereisen, wurden alle eini-

*) S. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 962.

germaaßen erhebliche Sachen nachgesendet und so auch abwesend die Verwaltung stets geleitet. Bei dieser so sehr in Anspruch genommenen Zeit konnte v. S. natürlich nur wenige Stunden täglich in der Mitte seiner Familie zubringen; diese wenigen Stunden war er aber so ganz bei derselben, fühlte er sich so wohl und äußerte dies nicht blos durch Worte, sondern in seinem ganzen Wesen, daß die Kürze derselben durch die liebevolle Innigkeit reichlich aufgewogen wurde. Wenn die Akten einmal fortgelegt waren, wenn er von einer Geschäftsreise spät Abends zurückkehrend alle inzwischen eingegangenen wichtigen Sachen mit scharfem, eifrigen Blick durchflogen, wenn er alle mitgenommenen Akten, Literalien 2c. ausgepackt und so wieder geordnet hatte, daß mit dem frühesten Morgen er die Arbeit wieder beginnen konnte, dann gehörte er ganz seiner Familie und die so heiter verlebten Stunden waren seine glücklichsten, die er jedem rauschenden Vergnügen weit vorzog. Aber auch in diesen, der Erholung gewidmeten Stunden zeigte sich Hang zur Selbstthätigkeit und Gründlichkeit; so sehr er die Lektüre liebte, so war sie ihm hauptsächlich werth als Anknüpfungspunkt des Gesprächs; blos lesen hören, ohne dabei zu sprechen, war ihm peinlich. So knüpften sich oft an wenige gelesene Seiten stundenlange Gespräche und wenn in diesen irgend ein Punkt berührt wurde, der ihm nicht völlig bekannt war, so mußte derselbe sogleich, ohne Aufschub, erörtert und vollständig aufgeklärt werden, das heitere Gespräch ward ernst und erst wenn die herbeigeführten Quellen erschöpft waren, erhielt es den früheren Charakter wieder und jetzt erst bemerkte er lächelnd, daß der Theetisch mit Büchern und Charten bedeckt war. Schon seit mehreren Jahren hatte er manchen heftigen Gichtanfall bestanden, im Anfang des Jahrs 1837 aber äußerte sich die Gicht in den edleren inneren Organen; erst leise auftretend, wurden ihre Wirkungen immer sichtbarer; es bildete sich eine Ablagerung im Schlunde, die denselben verengerte und anfangs das Schlucken kompakter Speisen, später aller Speisen überhaupt unmöglich machte. So mußten die Kräfte des Körpers, dem keine neue Lebenssäfte dauernd zugeführt werden konnten, allmälig versiegen, der Geist aber blieb klar. Mit Widerstreben nur gab v. S. 13 Tage vor seinem Tod auf die strenge Vorschrift der Aerzte die Geschäfte ab, einen Tag vor seinem Tode noch spielte er mehrere Partieen Schach, ohne daß sich

im Mindesten eine geringere Schärfe des Geistes, eine geringere Aufmerksamkeit auf das Spiel, als sonst hätte wahrnehmen lassen. Nur etwas über 12 Stunden brachte er im Bett zu und hauchte dann in ruhigen, sanften Athemzügen den Geist aus. — Wenn v. S. nach dem Vorstehenden sein ganzes Leben hindurch alle seine Kräfte dem Staate widmete, mit reinem, feurigen Eifer dessen Bestes zu erstreben, fern von jeder Persönlichkeit, von jedem Wunsche, sich beliebt zu machen, sondern immer nur streng der Sache selbst wegen handelnd und kämpfend und sich nur um deswillen freuend, etwas errungen zu haben, weil er es für recht hielt, so ist dieser Eifer, so sind diese Verdienste allerhöchsten und hohen Orts vielfach anerkannt worden. Ordensverleihungen, Rangerhöhungen und andere Begünstigungen und Auszeichnungen wurden ihm zu Theil und immer zu einer Zeit, wo dieselben für die Dienstkategorie, der er angehörte, etwas Seltenes, Ungewöhnliches waren. Lebhafte Freude machten ihm diese Auszeichnungen im Gefühl, sie verdient zu haben, doch that er nie den geringsten Schritt, sie zu erlangen; eben so war ihm die günstige Stimme des Publikums, von der er oft Beweise erhielt, sehr wohlthuend, dennoch verließ er nie seinen Grundsatz, möglichst schwer im Versprechen zu sein, lieber mehr zu thun, als zu versprechen und eher zuweilen den Schein der Strenge zu haben, als den, mit leeren Hoffnungen hinzuhalten. Außer der hinterlassenen Witwe betrauern drei Kinder erster und drei Kinder zweiter Ehe sein Hinscheiden.

* 180. Johann Nikolaus Rauch,

Konsistorialassessor und Pfarrer zu Alkersleben und Ettischleben im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen;

geb. den 11. Februar 1762, gest. den 7. Mai 1837.

Er wurde zu Arnstadt geboren. Seine Eltern waren schlichte Bürgersleute, die sich durch kluge Thätigkeit und durch sparsames Haushalten ein für ihre Verhältnisse ansehnliches Vermögen erworben hatten, welches sie in Stand setzte, ihren drei Kindern, von denen unser R. das zweite war, eine zeitgemäße und verständige Erziehung zu geben. Johann Nikolaus faßte, einem natürlichen Triebe folgend, früh den Entschluß, sich den Wissenschaften zu widmen und da das Lyceum seiner Vaterstadt damals eins der bessern war und sich unter

der Leitung des wegen seiner Gelehrsamkeit auch im Auslande geschätzten Rektors Lindner immer mehr hob, so ließen ihn seine Eltern jene Schule fleißig besuchen. Er rückte durch die untern Klassen schnell fort und in den obern lernte er tüchtig Latein, Griechisch, Französisch und Hebräisch, behielt, was man ihm als allgemeine Weltgeschichte vortrug, treu im Gedächtniß und schrieb eine äußerst schöne Hand. Er studirte privatim fleißig den Cicero und Xenophon, die auch neben dem Homer seine Lieblingsschriftsteller bis ins Alter blieben und bereitete sich so würdig für die Universität vor, zu welcher er Ostern 1789 überging. Er besuchte zuerst Jena und hörte dort Exegetika und Kirchengeschichte bei Griesbach, Dogmatik und Moral bei Döderlein und außerdem Philosophika bei Ulrich und Reinhold. Da er auch hier mit vielem Fleiß studirte und sich die schönsten Zeugnisse erworben hatte, so wurde er seinem Fürsten empfohlen und erhielt von diesem eine Freitischstelle in Göttingen, wohin er sich zu Ostern 1791 begab. Dort glänzte als Stern erster Größe Heyne und das Verlangen, diesen berühmten Humanisten zu hören, war so groß, daß er sofort alle seine Vorlesungen besuchte. Außerdem hörte er nur noch Michaelis und Eichhorn über das A. T., Lichtenberg aber in der Physik und Schlözer in der Weltgeschichte. Auch benutzte er seinen Aufenthalt in Göttingen, um die englische und italienische Sprache zu erlernen. Aber fast täglich besuchte er die öffentliche Bibliothek und erwarb sich durch eigenes Anschauen eine solche Bücherkenntniß, daß er sich darin lebenslänglich auszeichnete. Nachdem er 1½ Jahr zu Göttingen zugebracht hatte, wurde er in Arnstadt Kandidat des Predigtamts. Eine Hauslehrerstelle anzunehmen, hatte er nie Lust, weil es schon damals ganz gegen seine Neigung war, allzusehr abhängig und gebunden zu sein; doch gab er in seiner Vaterstadt einige Jahre hindurch in guten Häusern Unterricht als Privatlehrer, lebte außerdem den Wissenschaften, indem er besonders der Kantischen Philosophie seinen ganzen Fleiß zuwendete und predigte zuweilen in den Stadtkirchen und immer mit sehr großem Beifall. Mit dem Jahr 1800 aber geht ein neuer Zeitabschnitt seines Lebens an. Rauch wurde Landprediger in Alkersleben und Ettischleben. Diese Stelle war an und für sich die einträglichste in der ganzen Herrschaft, aber er hatte das Unglück, beinahe 7 Jahre lang Substitut eines sehr alten und sehr wunderlichen

Emeritus sein zu müssen, der ihm viel Kreuz auflegte, weil er sich einbildete, Zion gehe unter, wenn der Substitut in Kirche oder Schule etwas Neues einführte oder lehrte. Im Jahr 1801 hatte er sich auch verheirathet, die Familie vermehrte sich, die Hälfte der Besoldung mußte fortwährend an den Emeritus abgegeben werden und zu arbeiten gab es viel, denn die Gemeinden waren verwildert, die Schulen in dem elendesten Zustand und das Pfarrgut durchaus deteriorirt. Darum hat er auch in Alkersleben neben viel Freude viel Leid erfahren. Während es ihm gelang, in seinen Gemeinden durch seine begeisterte Rede und durch das Beispiel seiner eigenen ungeheuchelten und erleuchteten Frömmigkeit einen schönen religiösen Sinn und wahre Aufklärung zu befördern; während er mit glücklichem Erfolg für die Schulen that, was sich mit den Schullehrern, wie er sie fand, thun ließ; während er die Oekonomie seines großen Pfarrguts zur höchsten Kultur erhob und auch als Oekonom, besonders im Anbau der Futterkräuter, seinen Pfarrkindern ein Vorbild wurde, kam der Krieg mit seinen langdauernden, verwüstenden Durchzügen, mit seinen oft wiederholten Anforderungen von Freund und Feind und mit seinen harten Verlusten, die er und seine Gemeinden besonders schwer tragen mußten; kam das Lazarethfieber, welches einen großen Theil seiner Pfarrkinder hinraffte; kam endlich das Jahr 1816, in welchem er mit seinen Gemeinden eine totale Mißernte hatte. In diesen Jahren des Unglücks und der Noth zeigte aber R. recht, was ein gebildeter und treuer Seelsorger thun kann und die Herzen seiner dankbaren Gemeindeglieder bewahren es, was er damals rathend und helfend wirklich gethan hat. Seitdem ging es ihm fast ununterbrochen wohl; von seinen fünf Kindern, die er zum Theil bis in ihr 16. Jahr selbst für die Schule und Universität vorbereitete, wurden zwei glücklich und gut versorgt. Die Gemeinden hingen mit großer Liebe und Verehrung an ihm, was sie auch dadurch an den Tag legten, daß sie ihn für die Kirche porträtiren ließen; von seinen Vorgesetzten wurde er hochgeachtet und sein Fürst gab ihm im Jahr 1828 in Anerkennung seiner Verdienste den Charakter eines Konsistorialassessors, eine für einen Landprediger seltene Auszeichnung. So lebte und wirkte er segensreich unter seinen Gemeinden bis zum oben genannten Tage, wo er nach einem kurzen Krankenlager an dem Nervenfieber starb, beweint und

betrauert von Allen, die ihn kannten. Aber auch als gelehrter Theolog hat er sich ausgezeichnet und außerdem, was er ungenannt und unerkannt für Licht und Recht in der Theologie schrieb, sind seine gelehrten Abhandlungen „über den Logos des Johannes“ in Zimmermanns Monatsschrift Bd. 6 und „über das letzte Paschamahl, die Zeitbestimmung desselben, des Leidens und Todes Jesu“ in den Studien und Kritiken 1832 bekannt und haben ihm unter den größten Gottesgelehrten viele Freunde und bleibendes Andenken erworben. Ueber der Ausarbeitung einer Schrift, in welcher er „das Leben Jesu von Strauß“ in der Wurzel angreifen wollte, ereilte ihn der Tod. — In seinem Aeußeren war er groß und stark, wohlgebildet und kräftig und erinnerte sich nicht, krank gewesen zu sein; daher stand er noch kurz vor seinem Tode rüstig und in voller Kraft da in der sichern Erwartung eines hohen Alters, das ihm aber nicht wurde. Daß er in Rücksicht seines Wissens zu den gelehrteren Theologen gehörte, zeigt schon der ganze Gang seiner Bildung. Er war unablässig thätig in seiner Wissenschaft, nahm an jeder neuen Forschung in derselben lebhaften Antheil und war einer gewissen Richtung, welche die Theologie in den letztern Jahren hie und da rückwärts nahm, von Herzen eben so gram, als einer gewissen Art des Rationalismus, die er nur das Produkt eines flachen Wissens nannte. Als Kanzelredner war er schlicht und einfach, predigte aber mit großer Begeisterung und mit dem sichtbaren Gefühle des Glücks, ein Prediger des Evangeliums zu sein, das er klar und wahr, aber auch warm und herzlich und in kräftiger Sprache vortrug. Er wurde nicht nur von seinen Gemeinden sehr gern gehört, obgleich er oft auch scharf predigte, was mit zunehmendem Alter auch zuzunehmen schien, sondern auch von den Bewohnern der Stadt und der benachbarten Dörfer, daher vielleicht an keinem Sonntag die Fremden in seiner Kirche ganz fehlten. Wohl hatte er auch seine Fehler; er war zuweilen heftig und aufbrausend, sehr oft auch in Amtssachen allzurücksichtslos gegen Höhere und nicht gern gehorsam gegen Befehle von oben, von denen er keinen Nutzen und keinen Grund sah und setzte seine Ansicht gern durch; aber seine Güte des Herzens, sein warmes, theilnehmendes Gefühl, auf welches jeder Leidende sicher rechnen konnte, seine Herz gewinnende Freundlichkeit und seine Bereitwilligkeit, hinzugeben, was ihm gehörte, um aus

der Noth zu helfen, besonders aber seine strenge Rechtschaffenheit, die jederzeit als ächt und ohne Falsch gefunden wurde und seine tiefgefühlte erleuchtete Religiosität, mit welcher er wie ein rechter Priester des Herrn da stand und die er stets durch Wort und That predigte, — das war es, was ihn auszeichnete und wodurch er sich auch eigentlich auszeichnen wollte; das war es, was seine Gemeinden im tiefen Gefühle des Schmerzes über seinen Verlust laut rühmen und worin sein Gedächtniß unter ihnen lange in Segen bleiben wird.

E.

* 181. Karl Friedrich Wilhelm Aug. Vater,

Justizkommissarius u. Notarius bei dem kön. preuß. Oberlandesgerichte zu Breslau;

geb. d. 31. März 1755, gest. d. 8. Mai 1837 *).

Sein Vater, ein Verwandter des rühmlichst bekannten Orientalisten Severin Vater, lebte als Zollinspektor und Kreiskalkulator der Grafschaft Glatz zu Habelschwerdt. Wissenschaftlich auf dem Magdalenäum in Breslau vorgebildet, widmete er sich dem Rechtsstudium in Frankfurt a. d. O, und wollte dort die akademische Laufbahn verfolgen; allein Verhältnisse nöthigten ihn, 1778 nach Breslau zurückzukehren. Hier trat er in die Bureaux der Kriegs- und Domänenkammer ein, arbeitete im Expeditions- und Rechnungssache, suchte sich jedoch auch bei dem schlesischen Generalfiskalate Kenntnisse in der Rechtspraxis zu erwerben. Aus dieser vielseitigen Arbeitsthätigkeit bei der Finanz- und Justizverwaltung schreibt sich seine für einen Juristen seltene und genaue Kenntniß dieser sonst so scharf getrennten Zweige der Staatsverwaltung her. Im Jahr 1781 ward er als Referendarius bei der gedachten Behörde angenommen und nach einiger Zeit zum Justizkommissarius und Justizsekretär in Glatz ernannt. Da die Geschäfte bei der damaligen Kammerjustizdeputation in Breslau nach der erweiterten Organisation, welche solche im J. 1783 erhalten hatte, sehr angewachsen waren und da Vater sich dem Provinzialminister Grafen von Hoym als ein tüchtiger, mit dem Administrationswesen vertrauter Jurist bekannt gemacht hatte, ward er den 1. Juni 1787 als Mitglied der gedachten Deputation mit dem Charakter

*) Schles. Provinz.-Blätter 1837.

eines königl. Kammerassistenzraths nach Breslau berufen, in welcher Stellung ihm nicht blos die Beibehaltung seiner Justizkommissariatspraxis, sondern auch die Annahme des Justitiariats bei dem königlich schlesischen Oberproviantamt und bei dem königl. preuß. Breslauer Coll. med. et san., so wie der Justizverwaltung auf den Gütern der Maltheserordenskommende ad Corpus Christi verstattet wurde. Bei den im J. 1810 und 1816 eintretenden veränderten Organisationen der Justiz- und Finanzverwaltungsbehörden hörte seine Wirksamkeit in diesen verschiedenen Aemtern auf; er blieb jedoch in dem Genuß eines Wartegelds von 1053 Rthlr. und trat in die Reihe der bei Obergerichten thätigen königl. Justizkommissarien und Notarien, in welcher amtlichen Beziehung er als Fiskal der königlichen Regierung in Breslau mehrere wichtige Prozesse für selbige führte. — V. war ein tüchtiger Geschäftsmann, ein gründlicher Gelehrter und fleißig sammelnder Schriftsteller. Als solcher suchte er sich besonders um die Erhaltung aller, die Landesverfassung und Verwaltung Schlesiens betreffenden Nachrichten verdient zu machen und wird das von ihm unter dem bescheidenen Titel: Privatentwurf eines vorzüglich für Geschäftsmänner bestimmten systemat. Repert. der preuß. schles. Verfassung (2 Bde. Bresl. 1800) herausgegebene Werk seinen Namen erhalten, wenn dasselbe gleich bei der inzwischen völlig veränderten Gesetzgebung und Verwaltungsform gegenwärtig fast nur historischen Werth hat. Der Beifall, den dieses Werk fand, munterte ihn zu der Herausgabe ähnlicher Darstellungen auf und es erschien von ihm: Etwas üb. die weibl. Bürgschaften in Schlesien und der Grafschaft Glatz (Breslau 1800, 3. Aufl. 1827); preuß. schles. Civil-, Medicinal- und Sanitätsverfassung (2 Thle. in 3 Bde. Ebd. 1801); Uebersicht des gemeinpreuß., besonders aber des preuß. schles. Kriminalwesens (2 Hälften. Ebd. 1802); Grundsätze und Meinungen, d. preuß. Medicinaltaxwesen, besonders in Schlesien betreffend (Ebd. 1810); Ueber die heutige Gränze des alten Sachsenrechts (Ebend. 1818); Die Gesetze des preuß. Staats gegen d. eigenmächtigen Auswand. s. Staatsbürger (Ebd. 1822); Der Pflichttheil der Kinder nach dem schles. Wenceslaischen Kirchenrechte vom J. 1416 (Ebd. 1826. 2. Aufl. 1829); Etwas üb. die fortdauernde Gültigkeit d. alten schles. Provinz.-Rechtszustandes (Ebend. 1827); Ueber die sogen. Zählgelder b. Käufen d. Grundstücke u. Erbschaften in Schlesien (2. A.

Ebd. 1830). Mehrere Nachrichten von dem schles. Medicinal- und Sanitätszustande lieferte er in den schles. Prov.-Bl. von 1805—1809.

182. Johann Heinrich Bremi,

weil. Chorherr u. Professor am Karolinum in Zürich;

geb. zu Zürich den 4. Dec. 1772, gest. den 10. Mai 1837 *).

Bremis Bildungsperiode fiel in die besten Jahre J. J. Hottinger's, der den entschiedensten Einfluß auf die Richtung und Art seines Studiums ausübte und in Vielem sein Vorbild ward: mit dem schon ältern Steinbrüchel kam er weniger in Berührung und es scheint eine schwächere Anziehung zwischen Beiden stattgefunden zu haben. Nachdem sich seine Neigung für die Philologie entschieden hatte, begab er sich im Jahr 1794 nach Halle, um unter dem gefeierten F. A. Wolf seine Studien fortzusetzen. Der Aufenthalt in Halle förderte ihn ungemein; denn Wolf wußte nach seiner eigenthümlichen Art auch B.'s Scharfsinn und sorgfältige Beobachtungsgabe aufs Glücklichste anzuregen. Als Erstling seiner philologischen Studien erschien bei seiner Rückkehr das Ciceronianische Fragment de fato; Lips. 1795; nach der Heimkunft die erste Ausgabe von Cornelius Nepos; Zür. 1796, denen bald Cicero de finibus, Lib. 1. III. Tur. 1798, nachfolgte. Leider ward diese immer noch ihren Werth behauptende Ausgabe nie vollendet; aber was B. auch an den zwei letzten Büchern bei etwas mehr Beharrlichkeit zu leisten vermocht hätte, zeigen die an Umfang geringen, aber inhaltreichen Bemerkungen, welche Görenz in den Addendis zu seiner Ausgabe mitgetheilt hat. Von Corn. Nepos erschienen noch drei Auflagen 1812, 1820 und 1827; jede derselben beurkundet B.'s unermüdetes Bestreben, dem vielgebrauchten Schulbuche die möglichste Vollendung zu geben und seine ächte Humanität in Anerkennung fremden Verdienstes, den bedeutendsten Fortschritt zeigt aber, wie es auch der lange Zwischenraum erklärlich macht, die zweite Auflage mit trefflichen Beiträgen von J. J. Ochsner, die auch in die spätern übergingen. Nicht ganz dieselbe Sorgfalt und Gründlichkeit ward dem Suetonius in seiner ersten Ausgabe, Zür. 1800 zu Theil, wozu wohl die damaligen politischen Unruhen das Meiste beitrugen; aber sehr vortheil-

*) Hallesche Litztg. 1837. Int. Bl. Nr. 46.

haft unterscheidet sich auch hier, namentlich in Hinsicht auf Grammatik und Sprachbeobachtung, die zweite Ausgabe, Zür. 1820. Mittlerweile hatte sich B., der allgemeinen Richtung deutscher Philologie folgend, mehr dem Studium der griechischen Literatur zugewandt, namentlich Plato, den Tragikern und Rednern. Werthvolle Früchte dieser Studien zeigen schon die i. J. 1819 gemeinschaftlich mit L. Döderlein herausgegebenen philologischen Beiträge aus der Schweiz, die auch in Deutschland eine ihrem Gehalt entsprechende Aufnahme fanden und nur bedauern lassen, daß sie durch Mangel an Unternehmungsgeist von Seite des Verlegers schon mit dem ersten Band ins Stocken geriethen. Neben Kleinerem folgte im J. 1823 ff. die Ausgabe des Redners Aeschines mit latein. Anm.; von 1826 bis 1834 in der von Jacobs und Rost besorgten Bibliotheca Graeca die Bearbeitung auserlesener Reden des Lysias und Aeschines, Demosthenes, Isokrates, endlich ein erneuerter und vermehrter Abdruck der Wolfschen Ausgabe von Demosthenes in Leptinem, bei welchen letzten Arbeiten es freilich nicht an Spuren der schwindenden Kraft und Rührigkeit fehlt. Endlich gehören auch hierher mehrere Beiträge zu Jahns Jahrbüchern und Zimmermanns allgemeiner Schulzeitung. Indem wir seine vielseitige anderweitige Thätigkeit als Mitglied des Zürcher Erziehungsraths, als politischer und pädagogischer Schriftsteller in einigen Flugschriften (gegen P. Usteri u. K. T. Niederer), als Vorsteher des Zürcher Griechenvereins — woher auch das hellenische Bürgerrecht — nur im Vorbeigang erwähnen, können wir nicht anders, als dem Drange des Herzens folgend, noch etwas länger bei seinem Verdienst als Lehrer verweilen. B. war ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Schulmann, der jedem Fache, das er übernahm — und er hatte nach damaliger Einrichtung der Zürcherischen Schulen mehrere sehr ungleichartige zu lehren — nicht nur äußere Geltung verschaffte, sondern es auch wie Wenige verstand, dasselbe für die ganze wissenschaftliche und moralische Bildung seiner Schüler wirksam zu machen. Vom Jahr 1797 an bis ans Ende seines öffentlichen Wirkens stand er in verschiedenen Verhältnissen an der damaligen Latein-, später Gelehrtenschule und ward allgemein als der Mittelpunkt, ja als die Seele der Anstalt anerkannt. Später erstreckte sich seine Wirksamkeit auch auf das sogenannte Collegium Humanitatis, als Professor Cathegheti-

ces, in welcher Eigenschaft er die Zöglinge zum ersten Abendmahlgenuß vorzubereiten hatte und sich dieser Aufgabe jedesmal mit ungemeiner Herzlichkeit, Tiefe und Wärme entledigte und auf das Colleg. Carolinum als Professor pro veritate religionis Christianae, wo er vornehmlich apologetische und exegetische Vorträge hielt *). Ein ganz neues Leben aber brachte er vom J. 1809 an in das Studium der griechischen Sprache, die er von den ersten Elementen an in drei auf einander folgenden Jahreskursen zu lehren hatte und zumal in der ersten Hälfte seiner Amtsführung mit wahrer Begeisterung und dem glänzendsten Erfolge lehrte. Ohne eigentliche Strenge wußte er sich eine überwiegende Gewalt über die jugendlichen Gemüther zu verschaffen; nur Wenige vermochten zu widerstehen und diese hielten es dann in seiner Nähe auch nicht lange aus. Sein Scharfblick erkannte und würdigte mit der größten Leichtigkeit jedes Talent und wo eine Kraft auch noch im Verborgenen schlummerte, spürte er sie auf und rief sie ins Leben. Aber außerdem zog er immer noch die bessern seiner Schüler in ein näheres persönliches Verhältniß zu sich und sparte weder Zeit noch Mühe, ihnen durch gemeinsame Lektüre und freundlichen Rath nützlich, ja Vielen der Begründer des Lebensglücks zu werden. — Am 8. Mai 1837 hatte er sich, wie er seit mehreren Jahren gewohnt war, in die 4 Stunden von Zürich entfernten Bäder von Baden im Aargau begeben und auf einer Spazierfahrt am Abend des oben genannten Tags überraschte ihn der Tod so sanft und mild, daß selbst seine Begleiter in der Dämmerung wähnten, er schlafe. Zwar hatten schon während geraumer Zeit, ungefähr seit dem J. 1818, vielfache Körperbeschwerden — Engbrüstigkeit, Schwindel und angegriffene Kopfnerven — ihn genöthigt, sich für Uebernahme eines Theils seiner Lehrstunden um fremde Hülfe umzusehen; vollends war er seit dem Februar 1829 durch die Folgen eines Schlagflusses, der die rechte Seite lähmte und ihm die Sprache beinahe ganz raubte, seinem öffentlichen Wirken entzogen, so daß er bei der neuesten Reorganisation des Zürcherischen Schulwesens in Ruhestand versetzt ward. Dennoch war in den letzten Jahren sein geistiges Leben keineswegs, wie manche ferner Stehende besorgten, erstorben; noch mehrere Jahre nach dem Schlagflusse setzte er

*) Ueber deren Vorzüge wird sehr richtig geurtheilt in der Neuen Kirchenzeitung für die reformirte Schweiz 1837. Nr. 22.

selbst seine literarische Thätigkeit fort und bis an sein Ende bewahrte er die regste Theilnahme besonders für die Kinderwelt und die völlige Selbstständigkeit seines kräftigen Willens. Die Erziehung eigner Kinder hat ihm das Geschick versagt; aber in vielen Herzen glüht die Flamme kindlicher Dankbarkeit gegen den Edlen, der ihrer hülflosen oder unberathenen Jugend ein liebevoller Führer und Vater geworden. — Außer den genannten Werken sind von ihm noch erschienen: Einige Abhandlungen üb. d. Lehnrecht. Zürich 1798. — Ueb. d. Schrift: Pestalozzis Erziehungsunternehmung im Verhältniß zur Zeitkultur, früher genannt das Pestalozzische Institut, an das Publikum. 1. Abth. Beleuchtung der Beschuldigungen des K. T. Niederers gegen den Verfasser. Ebd. 1812. — Der Geist d. Glaubensverbesserer; e. Rede. Ebd. 1819. — Ermunterung an Zürichs studirende Jugend; e. Rede. Ebd. 1819. — M. Tull. Cicero von d. Pflichten, a. d. Urschrift übers., m. krit. Anmerk. v. J. Jak. Hottinger 2. durchges. Ausg. Ebd. 1820. — Denkrede auf Hrn. J. Jak. Hottinger. Ebend. 1820. — Neli, der Kannengießer. Eine wahre Geschichte. Ebd. 1822. — Beitr. zu Höpfners helvet. Monatsschrift.

* 183. Georg Karl Friedrich Emmrich,

herzogl. S. Meiningischer Oberhofprediger u. Konsistorialrath zu Meiningen;

geb. den 25. Jan. 1773, gest. den 10. Mai 1837.

Sein Vater war der Inspektor und Archidiakonus Johann Adam Emmrich zu Meiningen, ein um Schule und Kirche sehr verdienter Mann, der sich durch Rechtschaffenheit, Pünktlichkeit, unermüdlichen Fleiß und streng-religiösen Wandel auszeichnete und die allgemeine Achtung und Liebe seiner Mitbürger genoß; seine Mutter Elisabeth Friederike Erdmuthe, geb. Erck, war eine Frau von dem vortrefflichsten Herzen, voll Liebe, Güte, Sanftmuth und Gelassenheit. Von 10 Kindern, nämlich 5 Söhnen und 5 Töchtern, waren ihnen nur 4 Söhne und eine Tochter am Leben geblieben, von denen unser E. der dritte war. Glückliche Anlagen und ein eiserner Fleiß zeichneten ihn schon frühe aus. Im 9. Jahre kam er in die Schule und bereitete sich unter der unmittelbaren Aufsicht seines Vaters und mit Hülfe der würdigen Lehrer Otto, Haberland, Buzer gehörig auf die Universität vor, welche er als 18jähriger Jüngling den

17. Okt. 1791 bezog. Im letzten Jahre genoß er noch den Unterricht des noch lebenden Direktors und Konsistorialraths Schaubach. Seine Abschiedsrede handelte „vom Nutzen der Mathematik für alle Stände," wobei er zuletzt in deutschen Versen von der Schule Abschied nahm. Er war in der Mathematik so ausgezeichnet, daß ihm gerathen wurde, blos Mathematik zu studiren. In seinen spätern Jahren hatte er zwar die ganze Mathematik vergessen, doch war dies Studium bestimmt von großem Einfluß auf sein konsequentes, scharfes, bestimmtes, klares Denken, welches ihn immer auszeichnete. Seine Neigung war der Medicin zugewendet, aber da das Studium derselben zu kostspielig, sein Vater schon den ältesten Sohn, welcher jetzt als Appellationsgerichtsrath zu Ansbach lebt, Jura hatte studiren und Doktor der Rechte werden lassen, der zweite (gest. den 11. Juni 1796) aber noch in Göttingen Theologie studirte, so blieb ihm bei den geringen Hülfsmitteln nichts anderes übrig, als das Wohlfeilste, nämlich gleichfalls Theologie zu wählen. Ergriff er aber auch nicht das Studium der Naturwissenschaften, so besaß er doch den kindlich-frommen Sinn und die reine Empfänglichkeit für die Freuden der Natur, welche den ächten, wahren Forscher und Priester derselben immer bezeichnen. In Göttingen hörte er die Vorlesungen der berühmten Professoren Plank, Schleußner, Stäudlin, Spittler, Eichhorn, Bouterwek, Feder, Heyne, Marezoll und Kästner &c. Da die Unterstützung von Hause sehr klein war, so mußte er sich aufs Nothwendigste beschränken und durch literarische Arbeiten und Stundengeben sich nebenbei verdienen, wenn er auskommen wollte. Väterlich nahm sich seiner Hofrath Heyne an und er erinnerte sich immer desselben mit dankbarer Rührung. Theils um den menschlichen Körper kennen zu lernen, theils um sich selbst an das Widerwärtigste, den Leichengeruch, zu gewöhnen, damit ihn einst in seinem geistlichen Amte kein Ekel vom Krankenbesuch abhalte, frequentirte er auch die anatomischen Kollegien des alten Professor Wrisberg, welcher seine Freude daran hatte und es ihm unentgeltlich gestattete. Während seines Aufenthalts in Göttingen übte er sich in der Stadt und auf dem Land öfter im Predigen und da auch in seiner Vaterstadt und den benachbarten Dörfern, wo er während der Ferien predigte, seine Kanzelvorträge vielen Beifall fanden und sein Vater auch seinen geringen Unterhalt nicht mehr bestreiten konnte, so mußte er, was

für ihn sehr niederschlagend war, schon nach 2 Jahren, im Herbst 1793, die Universität verlassen. Sein Vater meinte: „das Predigen ginge gut und das Uebrige könnte er durch Privatstudien nachholen.“ Nach wohlbestandenem Examen wurde er den 16. Mai 1794 unter die Zahl der Kandidaten aufgenommen. Er hielt sich noch ein Jahr bei seinen Eltern auf, studirte eifrig und übte sich fleißig im Predigen, da er mit Recht von dem Grundsatz ausging, daß Uebung den Meister macht. Sein Blick aber auf Versorgung verlor sich in die weite Ferne, denn er war der 51. Kandidat, von denen manche, schon 40 Jahre alt, noch auf Anstellung harrten und er nahm deshalb, müde, ohne eigentliche Bestimmung länger in seiner Vaterstadt zu verweilen, eine Hofmeisterstelle zu Langen im Hessen-Darmstädtischen bei dem Rentmeister Heym an, wohin er den 22. Okt. 1795 abreiste. Hier verlebte er, mitten unter den Kriegswirren, eins der glücklichsten Jahre seines Lebens. Neben seinen vielen Geschäften predigte er häufig in Langen und den benachbarten Orten und mußte manchmal, da seinen Principal oft die Gicht aus Lager fesselte, an dessen Stelle mit Sauvegarden bald da, bald dorthin reiten, wo die Sanskülotten plünderten und raubten, wobei er mitunter in große Lebensgefahr kam. Seine Predigten fanden großen Beifall und er hatte bei den damaligen Verhältnissen, wo es an guten Predigern dort fehlte, die schönsten Aussichten, eine Pfarrstelle in den Rheingegenden zu erhalten. Allein ihm ward eine andere Bestimmung. Binnen einem Vierteljahre verlor er seinen Bruder und seinen Vater und 6 Wochen nach des Letzteren Tode wurde er von seinem Fürsten als Tertius an die Stadtschule seiner Vaterstadt berufen. Nachdem er am 8. Nov. 1796 in Tertia eingeführt und den 5. Mai 1797 zugleich zum Kollaborator am Lyceum, wo er in allen 3 Klassen den Unterricht in der deutschen Sprache, Poesie, Geschichte und Geographie gab, ernannt worden war, wurde er am 6. Sept. 1799 zum Konrector am Lyceum befördert. Als Schulmann zeichnete er sich durch strenge Unpartheilichkeit und gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten aus; er verband Liebe und Strenge so mit einander, daß immer erstere vorwaltete, weswegen ihm auch seine Schüler bis an seinen Tod die innigste Anhänglichkeit bewiesen. Den 9. Dec. 1801 übertrug ihm der Herzog Georg den Unterricht seiner beiden Prinzessinnen Adelhaid und Ida in der Re-

ligion, Geographie und im deutschen Style, welchen er 8 Jahre mit der größten Gewissenhaftigkeit ertheilte. Bis zu den letzten Tagen seines Lebens erfreute er sich der höchsten Gnade dieser beiden edlen Fürstentöchter und oft, besonders am wiederkehrenden Tage ihrer Konfirmation, am Palmsonntage, beglückten Beide ihn mit huldreichen Briefen und andern höchsten Gnadenbeweisen. Nachdem er 5 Jahre Schulmann gewesen war, kam er ins geistliche Amt und wurde den 17. Jan. 1802 als Hofkirchenkollaborator verpflichtet. Obgleich lange seine Besoldung gering war und mehrere Land- und Stadtgemeinden zu verschiedenen Zeiten um ihn anhielten: so konnte er sich doch nie von der ihm theuern Gemeinde trennen und nur der Tod löste das schöne Band, was den treuen Seelsorger mit ihr vereinte. Den 19. Jan. 1804 wurde er Hofkaplan, den 21. April 1816 Hofprediger, den 27. Januar 1827 Konsistorialrath und den 2. April 1830 Oberhofprediger. Den 7. Juni 1804 verheirathete er sich mit Christiane Elisabeth (geb. den 27. Februar 1779), ältesten Tochter des Senator und Kaufmanns Adam Georg Amthor († d. 17. Aug. 1818). Häuslichkeit, strenge Rechtschaffenheit und frommer Sinn hatten sich von den Eltern, welche ein patriarchalisches Leben führten, auf die Tochter vererbt und es war die glücklichste Ehe, welche man sich denken konnte. Der reine Einklang und die innige Harmonie dieser beiden Seelen wurde nie getrübt und Emmrich fand in ihr eine treue Pflegerin bei seiner Kränklichkeit. Von 8 Kindern (4 Töchtern und 4 Söhnen) leben nur noch 3 Söhne, nämlich: Johann Georg Friedrich, geb. den 11. Novbr. 1805, Doktor der Medicin und praktischer Arzt in seiner Vaterstadt; Friedrich Hermann, geb. den 7. Febr. 1815, Naturwissenschaften in Berlin studirend und Georg Anton Eduard Friedrich, geb. den 8. Febr. 1820, welcher bis jetzt noch das Gymnasium zu Meiningen besucht. Unendlich groß war seine Wirksamkeit als Prediger, Lehrer und Seelsorger. Bis zu seinem Tode war er als Kanzelredner allgemein geliebt und geschätzt und wirkte durch die Würde und Kraft seiner Rede, welche durch eine schöne, wohlklingende, volle Stimme gehoben wurde. Er war kein Freund von sogenannten nacktmoralischen Predigten, sondern verband in seinen Vorträgen gewöhnlich die Glaubens- und Sittenlehren. In der Vorrede zu der (Meiningen 1816) von ihm herausgegebenen Predigtsammlung, sagt er: „Indessen bin

ich mir bei allen Schwächen, die diese Predigten vielleicht an sich tragen mögen, doch tief im Innersten meines Gemüths bewußt, daß ich bei der Ausarbeitung und bei dem Vortrage derselben von dem großen Einen durchdrungen war, was Noth thut, daß ich nur einzig damit das Gute wollte und daß mir nichts höher galt, als das Wort der Bibel, Gottes Wahrheit und ein heiliges Leben. Zu erbauen im vollen schönen Sinne dieses apostolischen Wortes; mich zu bescheiden, daß ich an heiliger Stätte nichts wisse, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten; mit sanfter Gewalt durch die stille Kraft der Wahrheit mich der Herzen zu bemächtigen, sie warm zu machen für Jesum und aus dem irdischen Gewühl in die höhere Heimath hinaufzuziehen, damit das innere Leben sich in ihnen entfalte und freier sich rege; das war mein Wunsch und mein Gebet, mit dem ich jede dieser Predigten ausarbeitete und hielt." In seinem Charakter zeigte sich eine aufs innigste verbundene Gottes- und Menschenliebe. Ueberall suchte er zu helfen, zu erfreuen, Segen zu stiften und Recht, Zufriedenheit und Glückseligkeit zu verbreiten. Niemand konnte eifriger sein, Kranke zu besuchen, welche Verlangen nach den Tröstungen der Religion hatten; auch die ansteckendste Krankheit konnte ihn nicht von dieser heiligen Pflicht abhalten und in der verheerenden Nervenfieberepidemie von 1813 machte er oft an einem Tage über 30 Besuche. Liebreich nahm er sich der Armen an und suchte ihre Noth zu mildern, so viel er konnte. Von 1802 bis 1827 war er Armenpfleger und von letzterem Jahr an bis den 1. April 1829, wo das Konsistorium nach Hildburghausen verlegt wurde, als Kosistorialrath Referent in den gesammten Armenangelegenheiten. Bis zu seinem Tode nahm man seine Kenntnisse und Erfahrungen in den Geistlichen- und Schulangelegenheiten, besonders der Altmeiningischen Lande, immer in Anspruch. In all' seinen Verhältnissen war er gerade und offen, ohne Winkelzüge, ächt deutschen Sinns und that nichts, was er nicht als Recht und als seine Pflicht erkannte. Genau kannte er die milden Stiftungen seines Vaterlands, war vom 29 März 1802 — 1834 Administrator der Henflizischen Stiftung und erhöhte durch eine weise, väterliche Administration den Kapitalstock von 6418 Fl. rhein. auf 9946 Fl. rhein., so daß zu den 7 Stellen für arme Schüler noch 2 neue hinzugefügt werden konnten. Die Zeit, welche seine Amtsgeschäfte

ihm übrig ließen, widmete er dem Studium der vaterländischen Geschichte, besonders der vor ihm noch ganz unbearbeiteten Staats- und Regentengeschichte seines Fürstenhauses. Seine Forschungen sind niedergelegt in den Jahrgängen des Meiningischen gemeinnützigen Taschenbuchs von 1801, 1802, 1803, 1804, 1805 und 1807 (von 1803 — 1807 war er Redakteur desselben); in den Beiträgen zur allgemeinen Encyklopädie der Wissensch. u. K. von Ersch u. Gruber bis zum 20. B. incl. und in dem seit 1834 von ihm herausgegebenen Archiv für die herzoglichen S. Meiningischen Lande, von dem bis jetzt 2 Bände erschienen sind. In den deutschen Regentenalmanach des Jahres 1827 lieferte er die Biographie seines hochverehrten Fürsten Bernhard II., Herzogs von S. Meiningen (S. 374 — 410). Auch an der Herausgabe der Fortsetzung der „Chronik der Stadt Meiningen von 1676—1834. Meiningen 1834 — 35. 2 B., welche der hennebergische alterthumsforschende Verein, dessen Ehrenmitglied er war, besorgte, hatte er Antheil. Eben so sind in dem Neuen Nekrolog der Deutschen und der praktischen Predigerzeitung viele Beiträge von ihm. Bei der allgemeinen deutschen Bibliothek war er von 1802 bis zu ihrem Schlusse Recensent im Gebiete der deutschen Sprache hochdeutscher Mundart. Auch die Muse der Dichtkunst reichte ihm ihre Blüthen. 1807 gab er bei Hanisch in Meiningen eine Sammlung von Gedichten heraus und lieferte außerdem Beiträge zu Wismeyers (Jos.) Blüthe und Früchte. Salzburg 1798; zum Musarion; zu Aschenberg's Taschenbuch für die Gegenden am Niederrhein auf die Jahre 1801, 1802, 1803, 1804 und 1806 und zu den Liedern zur Erhöhung geselllschaftlicher Freuden, vorzüglich im Bade Liebenstein. Meiningen u. Leipzig 1802. Aus seinen Gedichten spricht ein gebildeter Verstand, eine warme Phantasie und ein für das Schöne und Gute empfänglicher und edler Sinn. Keine frohe oder traurige Veranlassung gab es im Vaterlande, welche nicht seine Muse begeisterte und oft wurde er von Privaten in dieser Hinsicht gemißbraucht, da sein gutes Herz Niemanden so leicht etwas abschlagen konnte und er als ein sehr gewandter Gelegenheitsdichter bekannt war. In Hinsicht der Poesie und deutschen Sprache war der gelehrte Oberbibliothekar Reinwald sein literarischer Freund und im Gebiete der vaterländischen Geschichte der Superintendent E. J. Walch in Salzungen. In seinem häuslichen Leben war er der treuste, liebe-

vollste Vater. Im Hause, im Kreise seiner Familie und guter Freunde befand er sich am wohlsten. Eine heitere, joviale Gemüthlichkeit, ein reines Wohlwollen gegen alle Menschen erfüllte sein ganzes Wesen und sein lebendiger Geist konnte eine ganze Gesellschaft munter stimmen, da ihn Witz und Laune auch unter den größten Schmerzen nie verließen. Bei all' seiner Empfänglichkeit für Freundschaft war er doch sehr vorsichtig in der Wahl seiner Freunde, hatte er aber einen probehaltig gefunden, so hing er mit ganzer Seele an ihm. Auf sein Wort und seine Freundschaft konnte man fest bauen. Alles liebte ihn, er hatte keinen Feind und lebte mit allen in der schönsten Harmonie, da sein Herz voller Liebe gegen seine Nebenmenschen war. In all' seinen sinnlichen Freuden, in Speise und Trank war er mäßig. Selten machte er größere Exkursionen aufs Land, um gute Freunde zu besuchen. Wollte er sich zerstreuen, so ging er im Sommer in seinen Berggarten, den er selbst angelegt und wo die meisten Bäume von ihm aus dem Kerne gezogen und veredelt worden waren. Viel that er für Verbreitung guter Obstsorten in seiner Gegend und hatte früher selbst eine bedeutende Baumschule. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er viel mit Krankheit zu kämpfen und von neuem an der Grippe, zu der Brustwassersucht trat, erkrankt, machte eine Lungenlähmung seinem Leben ein Ende. Bei seinem Begräbnisse sprach sich die allgemeine Theilnahme auf die rührendste Weise aus: der Hof, das Militär, die Kollegien, der Stadtrath, die Schule, die Konfirmanden und ein langer Zug von Einwohnern Meiningens und der Nachbarorte folgte seinem Sarge. Der Hofkaplan Höfling hielt die Gedächtnißpredigt und der Diakonus Müller sprach ergreifende Worte am Grabe. — Außer den oben erwähnten Schriften sind noch folgende geistliche Reden von ihm einzeln im Druck erschienen: Einige Worte d. Achtung u. d. Liebe am Sarge des Hrn. M. Joh. Christ. Rasche, gewesenen Adjunktus, Pfr. u. Beisitzers im geistl. Untergerichte zu Untermaßfeld, gesprochen den 24. Apr. 1805. Meiningen. — Einsegnung der Landwehrmänner des Herzogthums S. Meiningen z. heil. Kampfe f. deut. Freiheit u. Vaterland, gesprochen am Altare der Hofkirche in Meiningen rc. Zum Besten der Landwehrmänner. Ebend. 1814. — Welches sind die Hauptzüge im Gemälde eines glückl. Landes? Eine Predigt bei Eröffnung des Landtags am 21. Sonn-

tage nach Trinitatis 1830 in der herzogl. Hofkirche zu M. gehalten ꝛc. Zum Besten d. neuen Krankenhauses. Ebd. 1830. — Rede am Grabe meines theuren Gatten, des herzogl. S. M. Kammerraths Philipp Heinr. Hartmann, gehalten vom Oberhofpred. und Konsistorialrath Emmrich. Ebend. d. 6. Juni 1832. — Rede am Grabe Sr. Exc. d. Hrn. Staatsminist. Frhrn. v. Könitz; geb. auf Jerusalem. Ebd. 1832. — Konfirmationsrede v. G. C. Fr. Emmrich. Aus den hinterlassenen Papieren des Verewigten. Zu einem gemeinnützigen Zwecke. Ebend. 1837. — Sein Nachlaß enthielt noch viel Schätzbares u. sein Sohn Dr. Fr. Emmrich hat schon einen Jahrg. der auserlesenst. Predigt. in 3 Bdn. auf Subskript. angezeigt.
Meiningen. — r —

184. Dr. Christian Fürchtegott Hayner,

Direktor und Arzt der königl. sächs. Landesversorgungsanstalt zu Colditz, Ritter des Ordens für Verdienst und Treue, auch Inhaber der größeren goldnen Civilverdienstmedaille;

geb. d. 22. Dec. 1775, gest. d. 10. Mai 1837 *).

Er war zu Beucha **) bei Borna geboren, studirte, nach dem Besuche der Nikolaischule zu Leipzig, daselbst zwei Jahre lang Theologie, dann zu Erlangen, Jena und Leipzig Medicin und erlangte am 4. Oktober 1798 zu Erfurt ***) die Doktorwürde. Seine Laufbahn als praktischer Arzt begann er zu Mitweida, wohin er nach einem nicht langen Aufenthalt zu Eisleben, wo er eine Apotheke gekauft hatte, auf den Ruf des dasigen Sadtraths, der ihm das Stadtphysikat übertrug und einiger Familien, die ihm ein fixes Honorar zusicherten, im J. 1801 zurückkehrte. Im Jahr 1806 wurde er zum Arzt des Zucht-, Armen- und Waisenhauses zu Waldheim ernannt, mit welcher damals noch eine Irrenanstalt verbunden war. Auf diesen neuen Wirkungskreis bereitete er sich durch eine nach dem Wunsch und mit Unterstützung der Regierung unternommene wissenschaftliche Reise und den Besuch der besten ähnlichen Anstalten des Auslands vor. Vorzüglich benutzte er gleichzeitig mit Dr. Pienitz, dem jetzigen Direktor der Sonnensteiner Heilanstalt, den

*) Leipziger Zeitung. 1837. Nr. 138.
**) Nach dem Roßw. Wochenbl. 1837. Nr. 21 zu Strohwalde bei Gräfenhainichen.
***) Nach vorgenanntem Blatt zu Jena.

belehrenden Umgang mit Pinel und Esquirol zu Paris. Am 1. Januar 1807 trat er sein Amt an und verwaltete es seitdem neben den im Jahr 1824 dazu gekommenen ärztlichen Geschäften, der neuerrichteten Waisenerziehungsanstalt zu Bräunsdorf bis zum Jahr 1829. In diesem Jahre wurde, nachdem schon füher (1811 und 1812) mit seinem Beirath die Irrenheilanstalt zu Sonnenstein errichtet worden war, hauptsächlich auf seinen Betrieb die bis dahin noch gebliebene unzweckmäßige Verbindung einer für unheilbare körperliche und geistige Kranke berechnete Anstalt mit einem Zuchthaus aufgehoben und für diesen Zweck eine besondere Landesanstalt in Colditz errichtet, er aber zum obersten Beamten und Arzte derselben und im Jahr 1834 mit einer Erweiterung seines amtlichen Wirkungskreises, zum Direktor dieser Anstalt ernannt. In diesem seinen, der leidenden Menschheit gewidmeten Wirken erwarb und erhielt sich H. fortwährend durch Einsicht, eifrige Thätigkeit und seltene Uneigennützigkeit und Gewissenhaftigkeit, so wie durch eine mit Anspruchlosigkeit und Klugheit gesellte Humanität, den Beifall und das Vertrauen seiner Vorgesetzten und erhielt dafür wiederholte Beweise der Anerkennung, insonderheit auch durch die ihm im Jahr 1816 ertheilte größere goldene Medaille und im Jahr 1828 durch das Ritterkreuz des Civilverdienstordens. Mehrere gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitglied und die medicinische Fakultät auf der vaterländischen Universität ertheilte ihm bei der Einweihung des Augusteums am 3. August 1836 das Doktordiplom. Er genoß dabei eines ausgezeichneten Rufs als Arzt und besonders als Irrenarzt und behandelte, ohngeachtet er eigentlich nur Vorsteher einer für unheilbare Geisteskranke berechneten Anstalt war, die in einzelnen Fällen der Heilung halber ihm anvertrauten Kranken oft mit überraschendem Erfolg. Daher hat das sächsische und deutsche Vaterland an ihm einen seiner ausgezeichnetsten psychischen Aerzte und die unter seiner Leitung gestandene Anstalt ihren ersten und unvergeßlichen Vorstand verloren und gleich sehr verdient er als Staatsbeamter wie als Bürger und Mensch in dem dankbar ehrenden Andenken seiner Zeitgenossen und der Nachwelt fortzuleben. Besonders kann er als ein hauptsächlicher Begründer einer verbesserten Fürsorge für die Geisteskranken durch sein Wirken als Beamter, Arzt und Schriftsteller gelten und was in diesem Zweig der Verwaltung mit besonderer Vorliebe

von dem verewigten Konferenzminister Nostitz und Jänkendorf *) geleistet wurde, wurde größtentheils nach seinem Rath und durch ihn vollbracht. Er starb an einem Unterleibsleiden, welches mit Darmentzündung endete. Seine Gattin war einige Jahre vor ihm gestorben. — Außer einigen Abhandlungen in Nasse's Zeitschrift für psych. Aerzte sind von ihm erschienen: Aufforderung an Regierungen, Obrigkeiten und Vorsteher d. Irrenhäuser, z. Abstellung einiger schweren Gebrechen in Behandlung d. Irren. Leipz. 1817. — Nachricht v. d. Verpflegungsanstalt zu Waldheim in Sachsen. Ebend. 1822. — Ueber d. Verlegung d. vorzügl. z. Aufnahme geisteskranker Personen bestimmten königl. sächs. Landesversorgungsanstalt zu Waldheim in d. Gebäude d. Schlosses zu Colditz. Dresden 1829.

* 185. Paul Heinrich Kuipper,

Advokat und Notar zu Leipzig;

geb. den 8. April 1796, gest. den 11. Mai 1837.

Des Verstorbenen Vater, der, ebenfalls Advokat, erst kürzlich auf seinem Landsitz zu Crostewitz, einem angenehm gelegenen Dorf ohnweit Leipzig starb, ließ diesem seinem Sohn eine tüchtige wissenschaftliche Bildung geben. Nach vollendeten Universitätsstudien bestand er sein Examen als Kandidat der Rechte und erhielt später die Advokatur und Notariatspraxis im königl. sächs. Landen. Auf den Gerichtshaltereien, denen der Gerichtsdirektor Neubert (starb 1822 in Leipzig) vorstand, wurde er als Aktuarius in Pflicht genommen und hatte so die schönste Gelegenheit, viele Erfahrungen und Kenntnisse im Gange Rechtens zu sammeln. Nach Neuberts Tode ward er Gerichtshalter zu Seegeritz und Schönefeld. Aber schon nach einigen Jahren verlor er beide Gerichtsbestallungen: die von Seegeritz wurde dem königl. sächs. Kreisamt in Leipzig mit einverleibt, die von Schönefeld an Burckhard, jetzigem Aktuar bei der Sicherheitsbehörde zu Leipzig und hierauf an Dr. Pillwitz vergeben. K. lebte von nun an als Advokat, hatte aber auch mit seiner Praxis kein Glück. — Er hinterläßt außer einer Witwe, die in Leipzig lebt, ein Kind, so wie noch seine Mutter und eine Schwester, die Hauptmann von Schlegel, welche ihren Landsitz zu Crostewitz bewohnen.

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 14. Jahrg. S. 618.

* 186. Johann Carl Christian Brüger,

Justizamtmann zu Niederroßla (Weimar);

geb. den 25. September 1784, gest. den 14. Mai 1837.

Er war zu Stadtsulza geboren, wo sein 1814 verstorbener Vater Amtskommissär, Bürgermeister und Stadtschreiber war. Seinen ersten Unterricht genoß er in seiner Vaterstadt, kam nach seiner Konfirmation (Ostern 1798) auf das Gymnasium in Weimar und bezog im März 1804 die Universität Jena, wo er die Rechtswissenschaften studirte. Von Michaelis 1806 an aber blieb er ein halbes Jahr im väterlichen Hause, indem es seinen Eltern wegen der im Oktober 1806 erlittenen Plünderung und Drangsale aller Art an Mitteln zu seiner Unterstützung auf der Universität fehlte. Nachdem er von Ostern bis Michaelis 1807 seine Studien in Jena beendigt und sein Examen gut bestanden hatte, ließ er sich in seiner Vaterstadt als Amtsadvokat nieder und unterstützte seinen kränklichen Vater kräftig in der Amtsführung. Im Jahr 1813 wurde er mit Beibehaltung der advokatorischen Praxis als Bürgermeister und Stadtschreiber nach Stadtbürgel versetzt und verheirathete sich daselbst im Jahr 1815 mit Agnes, der ältesten Tochter des in Weimar verstorbenen Legationsraths Schmidt, mit welcher er bis an sein Lebensende die glücklichste Ehe geführt hat. Im Oktober 1817 wurde er erster Aktuar bei dem Stadtgericht zu Jena, wo er bis zum Juli 1829 blieb und von da als Justizamtmann nach Niederroßla berufen wurde. — B. war einer der geachtetsten Gerichtsbeamten des Großherzogthums, ein Mann von edlen Gesinnungen, ein liebevoller Vater seiner zahlreichen Familie (er hinterläßt 9 noch unversorgte Kinder). In allen seinen öffentlichen Geschäften, die ihm seit dem Beginn seiner amtlichen Laufbahn in Stadtsulza, Bürgel und Jena übertragen waren, rechtfertigte er das von seinen Vorgesetzten in ihn gesetzte Vertrauen und bewies in seinem wichtigen Wirkungskreis zu Niederroßla die größte Thätigkeit, Umsicht, Würde und Biederkeit.

* 187. Carl Ernst Friedrich Heinrich Hellmuth von Oertzen,

Landrath des Herzogthums Stargardt, Mitdirektor des Kreditvereins der mecklenburgischen Ritterschaft, Erb- und Gerichtsherr auf Brunn, Wittenborn, Alt, und Neuvorwerk ꝛc., Mitglied des mecklenburgischen patriotischen Vereins, des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde ꝛc. zu Brunn (Mecklenburg-Strelitz);

geb. i. J. ....., gest. den 15. Mai 1837.

Er war zu Klockow, bei Friedland, geboren und unter 6 Kindern der fünfte Sohn des am 13. Oktober 1796 zu Neubrandenburg verstorbenen Vice-Landmarschalls Adolph Friedr. Theod. v. Oertzen und Klockow-Kotelow ꝛc. Nach vollendeten akademischen Jahren, in welchen er sich der Jurisprudenz gewidmet hatte, kam er alsbad in den Besitz der ihm vom Vater hinterlassenen Güter und wurde in der Folge zum Landrath des Herzogthums Stargardt erwählt. Daneben erhielt er die Mitgliedschaft der Hauptdirektion des Kreditvereins der mecklenburgischen Ritterschaft und übernahm späterhin noch gar manche andere wichtige Nebenämter, wozu ihn das Vertrauen der Stände berufen hatte. Im Jahr 1831 bekleidete er auch den Posten eines Bezirkskommissärs zur Abwehrung der Cholera. Er endete am Nervenfieber zu Brunn, seinem Hauptgute. Seine hinterlassene Gattin, Wilhelmine, mit welcher er sich den 11. August 1812 zu Neustrelitz verbunden hatte und 11 noch lebende Kinder zeugte, ist eine geborne von Dewitz, Tochter des verstorbenen mecklenburg-strelitzschen Geheimenraths und Präsidenten v. Dewitz. — Wer den gediegenen, thätigen, umsichtigen und bewährten Mann näher zu kennen das Glück hatte, fühlt, welche große Lücke sein Hingang in Beziehung auf das Land, wie auf seine so zahlreiche Familie gemacht hat. Ausgerüstet mit einem jedes Verhältniß klar durchdringenden Verstande, mit einer seltenen wissenschaftlichen Ausbildung, alle Interessen des Landes durchschauend und würdigend, wußte er bei rastloser Thätigkeit das Rechte und Beste stets zu fördern, sich den Beifall aller verschiedenen Interessen zu erwerben. Als Gutsherr wahrer Vater seiner Untergebenen, zeichnete ihn eine so liebevolle Nachsicht aus, daß er auch den Unwürdigen erst nach allen Versuchen, ihn zu bessern aus seinem Kreise entließ.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 188. Ferdinand, Prinz zu Hessen-Philippsthal,

kais. königl. östreichischer Oberst bei Wimpfen-Infanterie, Großkreuz und Ritter der kurhessischen Orden;

geb. d. 15. Okt. 1799, gest. zu Schloß-Philippsthal d. 17. Mai 1837.

Der Verewigte wurde zu Schloß-Philippsthal an der Werra im Kurfürstenthum Hessen geboren. Sein Vater war der Landgraf Ernst Konstantin von Hessen-Philippsthal und seine Mutter die Prinzessin Christiana Luise von Schwarzburg-Rudolstadt. Von Jugend auf zum Militär bestimmt, ward seine Erziehung in Wien vollendet, wo er die k. k. Ingenieur-Akademie besuchte. Im Jahr 1814 zum Offizier ernannt, trat er 1819 seinen effektiven Dienst beim Regiment Deutschmeister an, rückte als Ordonanzoffizier beim k. k. Feldmarschall-Lieutenant Graf Bubna *) mit ihm 1821 in Alessandria ein und stand später größtentheils in Galizien und Ungarn in Garnison. Von Kindheit an zum Ernst bestimmt, suchte er sich stets in allen militärischen Wissenschaften fort zu bilden und beschäftigte sich außerdem mit Zeichnen und Oelmalerei. — Sein gerader, rechtlicher Sinn, sein freundliches, offenes, gutmüthiges Betragen gegen Jedermann, so wie seine Kenntnisse und Talente erwarben ihm das Wohlwollen seines Kaisers, die Achtung seiner Kameraden und die wahre Liebe und Anhänglichkeit seiner Untergebenen. Er starb zu Schloß-Philippsthal, wo er sich eben auf Urlaub befand, an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde in den Armen seiner Angehörigen.

* 189. Ferdinand von Könneritz,

königl. sächs. Oberstlieutenant zu Dresden;

geb. den 28. März 1774, gest. den 17. Mai 1837.

Zu Saarborn bei Wegmar geboren, betrat derselbe, nachdem er in den Jahren 1786 bis 1789 seine militärische Vorbildung im Kadettenhause zu Dresden erhalten hatte, im Jahr 1794 als Souslieutenant im damaligen Infanterieregiment von Lind die Laufbahn als Offizier und rückte bis zum Jahr 1813 zu dem Grad eines

---

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 612.

Hauptmanns vor. Die Feldzüge 1794, 1806, 1812, 1813 und 1814 gaben ihm vielfältige Gelegenheit, seinen hohen Werth als Offizier an den Tag zu legen und sich die Achtung seiner Vorgesetzten, so wie die Liebe seiner Kameraden und Untergebenen zu erwerben, da er mit einem edlen Charakter alle Eigenschaften eines ausgezeichneten Offiziers verband. Schon in der Schlacht bei Jena ward ihm der rechte Arm durch einen Schuß dergestalt zerschmettert, daß er diesen nie wieder völlig gebrauchen konnte. Kaum von dieser Verwundung hergestellt, eilte er wieder zu seinem, unterdessen zur Besatzung des Großherzogthums Warschau, später zur Garnison von Danzig bestimmten Regiment. Zum Hauptmann befördert, ward ihm 1811 das Kommando einer Kompagnie im Grenadierbataillon von Spiegel anvertraut. Mit demselben wohnte er 1812 dem Feldzug in Rußland bei und fand in den Gefechten und Schlachten dieser denkwürdigen Kampagne mehrfache Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Durch Vertheidigung des Schlosses und Passes von Turisk, welche ihm in dem Gefechte am 26. Sept. übertragen war und vermöge welcher er mit seiner Kompagnie den Rückzug des vereinigten östreichischen sächsischen Korps zu decken hatte, so wie durch sein Verhalten bei dem Angriff der Russen auf Wolkowice und die demselben den 16. und 17. Nov. folgenden Gefechte, erwarb er sich den wohlverdienten vaterländischen militärischen St. Heinrichsorden. Obschon in dem Gefecht bei Kalisch durch einen Schuß in die rechte Seite zum zweiten Mal verwundet, leitete er dennoch, von 4 Grenadieren getragen, die Vertheidigung eines Theils der die Stadt umgebenden Gartenhecken, die er besetzt zu halten hatte. Von dieser Wunde genesen und inzwischen zum Major befördert, ward ihm, nachdem er den franz. Orden der Ehrenlegion erhalten, im Juli 1813 das Kommando eines während des Waffenstillstands neu formirten Bataillons (Pr. Max.) übertragen, mit diesem aber der Auftrag, Luckau besetzt zu halten, während das 7. Armeekorps unter Reynier durch die Niederlausitz gegen Berlin vorrückte. Er erhielt diese Bestimmung so überraschend, daß er weder die Equipage des Bataillons an sich ziehen, noch eine specielle Instruktion einholen, selbst nicht einmal über die Lage der Dinge sich näher unterrichten konnte. Französische Stabsoffiziere bildeten die Kommandantschaft des Orts, der durch das Ungemach des Kriegs bedeutend gelitten hatte und dessen Befestigung höchst man-

gelhaft war. Die Lage Luckaus mochte in strategischer Hinsicht wichtig erscheinen, allein dieser offene, in einer sumpfigen Gegend gelegene, einige 100 Häuser zählende Ort war keineswegs zu einer Befestigung besonders geeignet, sein Umfang aber auch viel zu bedeutend, um ihn mit 1 Bataillon zu halten. Dieser Umstand sowohl, als der niederschlagende Eindruck, welchen es auf das erst neu formirte Bataillon machte, sich unerwartet von der Armee getrennt zu sehen, erschwerte dem Maj. v. K. die Kommandoführung ungemein. Nichtsdestoweniger erfaßte der kriegerfahrne Anführer seine Aufgabe in vollem Maaße, denn er war sich ihrer klar bewußt und scheute die Verantwortlichkeit nicht, welche ihn, wegen seines Verhaltens in einer vaterländischen Stadt unter fremder Oberherrschaft, in so verhängnißvoller Zeit früher oder später treffen konnte. Sieben Tage waren vergangen, als die Nachricht über die großen Verluste einging, welche nicht nur das sächs. Korps, sondern auch die französische Armee bei dem Vorrücken gegen Berlin erlitten hatte. Dem Erscheinen des Feindes vor Luckau war täglich entgegen zu sehen, es konnten daher nur die nothwendigsten Vorkehrungen getroffen werden. Kaum war am 28. August die Annäherung starker feindlicher Abtheilungen gemeldet, so erschienen auch schon deren Blänkler am Rande des trocknen Grabens vor den Erdwerken am Dahmerthor, wo eine Brückung zur gewöhnlichen Passage noch feststand. Persönlich befehligte v. K. die Zimmerleute zu deren Abbrechung im Angesicht des Feindes. In sehr kurzer Zeit gelang es diesem unter den Befehlen des preuß. General von Wobser, durch seine Ueberlegenheit, den Ort von allen Seiten zu umringen und mit allen Waffen nachdrücklich anzugreifen. Das Eindringen in selbige konnte auf einigen Punkten den Feinden nicht schwer werden, denn wegen Mangel an Mannschaft mußte die Enceinte unbesetzt bleiben, obschon eingetroffene Versprengte, leichte Kranke, ja selbst die Arrestanten mit zur Vertheidigung verwendet wurden. Die gänzlich ermangelnde Reserve ward nur allein durch das Vertrauen der Truppen zu dem wackern und erprobten Führer ersetzt. Er eilte von Posten zu Posten, gab Befehle an die verschiedenen Kommandanten derselben, ermuthigte die jungen Soldaten, schaffte, so viel die Umstände verstatteten, was ihnen fehlte und half, wo er konnte. Die Augen Aller waren auf ihn gerichtet, er und nur er war die Seele des Ganzen. In solchem

Drange, bei immer wachsender Gefahr für die Behauptung des Orts, bei immer sich mindernder Macht dazu, fiel auch er, von einer feindlichen Kugel in Brust und Arm zugleich getroffen, unter dem Dahmerthor. Die Pflichttreue und Entschlossenheit des v. K. blieb aber auch hier unerschüttert. Seinem Nachfolger im Kommando, einem Hauptmann des Bataillons, übertrug er die Anordnung der dringlichsten Bestimmungen für den Fall, daß der Feind mit Einbruch der Nacht den Angriff fortsetze. Am Abend wiederholte der feindliche Oberbefehlshaber schon früher gethane Kapitulationsvorschläge zu Gunsten des bereits theilweis in Flammen stehenden Orts und es wurden endlich die Kapitulationspunkte festgestellt. Es besagten dieselben ausdrücklich: „Da die Einwohner von Luckau bei dem durch die Bombardirung ihrer Stadt entstandenen Brande in Gährung gerathen und zu revoltiren im Begriff stehen, die Artilleristen größtentheils getödtet und 2 Stück unserer Geschütze unbrauchbar gemacht und von den in Batterie befindlichen 5 Kanonen 2 derselben nicht nach den angegriffenen Punkten hingerichtet werden können, auch der Kapitän vom Ingenieurkorps anzeigt, daß die Verschanzungen nicht länger Widerstand leisten können, das Bataillon Prinz Max. viel Leute verloren und dessen Kommandeur schwer verwundet ist, so ist in Erwägung aller dieser Umstände nachstehende Kapitulation abgeschlossen rc." Zufolge dieser Uebereinkunft marschirte den 29. August des Morgens die Besatzung, ehrenvoll mit den Waffen und Gepäck aus, streckte vor dem Thor das Gewehr und ward kriegsgefangen. Die Offiziere behielten ihren Degen. Der brave v. K., der durch seine schweren Wunden für mehrere Tage in einem ganz bewußtlosen Zustand versetzt worden und nicht transportfähig war, mußte in Luckau zurückgelassen werden. Als zu Anfang des Jahrs 1814 der Maj. v. K. sich so weit wieder hergestellt sah, daß er das Kommando eines neu zu formirenden Landwehrbataillons übernehmen und mit demselben zur Armee in die Niederlande marschiren konnte, ward er dem Thielmanschen Korps zugetheilt; mit diesem wohnte er dem Gefecht bei Kourtray gegen Maison bei. Einer Aufgabe, wie sie hier sein Bataillon zu lösen bekam, tiraillirend gegen französische Garden den Rückzug zu decken, konnte diese Truppe nicht gewachsen sein, da sie mit Ausnahme einiger wenigen, aus dem Pensionszustand wieder zum Dienst berufenen, hoch-

bejahrten Offiziere, nur aus ganz jungen in den Wechselfällen des Kriegs noch unerfahrenen Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten zusammengesetzt war. Der brave v. K. eingedenk dessen, was sein Beispiel bei Luckau bewirkte, wollte auch hier im Gefühl der Pflicht und Ehre den Seinigen wieder zum Vorbild dienen, fiel aber von einer Kugel in den Schenkel abermals schwer verwundet als der Letzte auf dem Kampfplatz in Feindes Hand und ward dessen Mißhandlungen nur erst durch das persönliche Hinzukommen Maison's entzogen. Die Theilnahme und Fürsorge, welche dieser feindliche Heerführer ihm angedeihen ließ, rühmte er oft noch in den letzten Tagen seines Lebens. Diese letztere Verwundung war es, welche ihn für den ferneren Dienst in der Linie unfähig machte, denn fast alljährlich brach sie wieder auf und setzte Knochensplitter ab. Nichts destoweniger vermochte er, bei seiner Liebe für den Kriegerstand, es nicht, eher den aktiven Dienst zu verlassen, als zu Ende des Jahrs 1826, bis wohin er das Kommando der 1822 neu formirten Infanteriegarnison der Festung Königstein geführt und ungeachtet er wegen seiner Verwundung nur mit einer Krücke gehen konnte, diese neue Truppe innerhalb weniger Jahre zu einer der vorzüglichsten Abtheilungen der sächsischen Infanterie herangebildet hatte. Seinem Ansuchen gemäß, versetzte ihn der König in Anerkennung seiner vorzüglichen geleisteten Dienste, unter deren Vorbehalt mit Belassung seiner Anciennetät und seines vollen Gehalts, à la suite der Armee. Daß der verstorbene Generallieutenant v. Le Coq *) den biedern v. K. unter die kleine Zahl seiner vertrauten Freunde zählte und dessen hohen Werth als Mensch und als Soldat in vollem Maaße erkannte, sprach sich noch in einem Brief aus, den er dem Verstorbenen bei seinem Scheiden aus dem aktiven Dienst schrieb und der erst in seinem Nachlaß vorgefunden ward, da Bescheidenheit ihn nicht erlaubt hatte, denselben auch nur seinem vertrautesten Freunde mitzutheilen. Le Coq schrieb nämlich: „Das, was ich für Sie gethan habe, geschah in dem Bewußtsein einer heiligen Pflicht gegen den stets mit Auszeichnung gedienten Offizier und gegen den vieljährig erprobten Freund; Sie sind nicht aus unserer Mitte geschieden; nein, lieber Freund, ich betrachte Sie fort noch als ein ehrenvolles Mitglied der Armee und als treuer

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 523.

Waffengefährte." Die Hoffnung, daß einige Jahre der Ruhe seine durch mehrmalige Verwundung so sehr erschütterte Gesundheit wenigstens zum Theil wieder herstellen könnten, mußte er aufgeben und dies bewog ihn, da er inmittelst zum Oberstlieutenant avancirt war, im J. 1831 um gänzliche Versetzung in den Pensionszustand nachzusuchen. König Anton *) sowohl, als der damalige Prinz Mitregent, jetzige König Friedrich August, welcher letztere während der mehrjährigen Führung eines Brigadekommando's ebenfalls Gelegenheit gehabt hatte, den Werth v. K.'s näher kennen zu lernen, gewährten ihm diese Bitte und bestimmten ihm seinen Diensigehalt als Pension. Seit seinem Austritt aus dem aktiven Dienst lebte er in Dresden und nahm den regsten Theil an allen veränderten Einrichtungen, welche in dem vaterländischen Heere getroffen wurden und obschon er seinen Umgang nur auf einen kleinen Kreis vertrauter Freunde beschränkte, so stand er doch auch manchem jüngern Offizier, der sich Raths bei ihm erholte, gern bei. In den letzten Tagen seines Lebens hatte er mit unendlichen Leiden zu kämpfen; Brustwassersucht machte ihnen ein Ende. Seine Bestattung erfolgte mit allen militärischen Ehren und eine zahlreiche Begleitung seiner Freunde und Waffengefährten brachte dem Verstorbenen noch den letzten Tribut der im Leben ihm stets gewidmeten Achtung und Anerkennung seiner Verdienste. Einer seiner Kampfgenossen aus dem Feldzug 1812 sprach in kurzen, aber sehr gediegenen Worten am Grabe die Gefühle Aller aus. A . . .

190. Johann Gottlob Lehmann,

Kaufmann und Stadtrath zu Frankfurt an der Oder;

geb. den 8. Dec. 1781, gest. den 19. Mai 1837 **).

Er war der Sohn des Bürgers und Fleischermeisters Johann Gottlob Lehmann zu Crossen und erhielt seine wissenschaftliche Bildung in der dortigen Bürgerschule. In seinem 14. Jahre kam er (Weihnachten 1794) in die Handlung des Kaufmanns Sentzke zu Frankfurt a. d. O. und blieb nach beendigten Lehrjahren (im Jahr 1800) noch ein Jahr als Diener in dieser Handlung. Dann trat er in das Geschäft des Kaufmanns Adam

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 14. Jahrg. S. 378.
**) Frankfurter patriotisches Wochenblatt 1837. Nr. 22.

Oesterreich, in welchem er 8 Jahre lang verblieb und wegen seiner Rechtlichkeit, Treue und kaufmännischen Tüchtigkeit das volle Vertrauen seines Prinzipals genoß. Im September des Jahrs 1809 kaufte er sich an und etablirte ein Jahr später das jetzt noch bestehende, von seinem Schwiegersohn Kneiß fortgeführte Materialwaarengeschäft. In demselben Jahre verheirathete er sich mit Henriette Wilhelmine, zweiten Tochter des dasigen Weißgerbers Hartmann. Diese gebar ihm 5 Kinder, die aber alle bis auf die älteste jetzt noch lebende Tochter bald nach ihrer Geburt starben. Bei der Organisation der Bürgergarde im Jahr 1812 wurde L. zum Kapitän gewählt und bekleidete diese Würde bis zur Auflösung jenes Instituts. In den Jahren 1813, 1816 und 1824 wurde er zum Stadtverordneten und 1827 zum Stadtrath erwählt, ein Amt, das er bis zu seinem Tod ehrenvoll verwaltet hat. — Der Verstorbene gehörte zu den Männern, die nicht viel Geräusch von sich machen, die aber, treu in ihrem Beruf, redlich in ihrer Gesinnung, tüchtig in ihrem Amt, im Stillen viel Gutes thun. Er war zuverlässig in Wort und That, liebte das Rechte und hielt fest an dem, was sich als gut und tüchtig bewährt hatte. Umsichtig und besonnen ließ er sich durch das Neue nicht reizen und irre führen und nahm an der Wohlfahrt seiner Mitbürger und an dem Besten der Stadt den lebhaftesten Antheil.

* 191. Anton Maria Joseph Rolla,

königl. sächs. Konzertmeister und Mitglied mehrerer musikalischen Gesellschaften, zu Dresden;

geb. den 18. April 1798, gest. den 19. Mai 1837.

Einer der jüngern von zehn Söhnen des noch lebenden berühmten Virtuosen auf der Violine, Alexander Rolla, Direktor des Orchesters am Theater della Scala in Mailand, wurde er zu Parma, wo sein Vater zu jener Zeit Direktor des herzoglichen Hofkonzerts war, geboren. Von seinem Vater zum Ingenieur bestimmt, in welcher Wissenschaft sich auch einer seiner Brüder sehr ausgezeichnet hat, begann er, nachdem sein Vater in Mailand angestellt worden war, sein Studium auf dem dortigen Kollegium. Doch schon in sehr früher Jugend zeigte sich entschiedenes Talent zur Musik in ihm und da er neben seiner eigentlichen Bestimmung von seinem Vater in derselben unterrichtet wurde, war sie seine Lieblings-

beschäftigung in Musestunden, der er mit Feuer und Enthusiasmus anhing. Er brachte es sehr bald so weit, daß er als Dilettant in Konzerten mitspielte, welches auch die Veranlassung zur Aenderung seines Lebensplans wurde. In seinem 16. Jahre spielte er nämlich in einem Konzerte mit, das die berühmte Catalani im Theater della Scala gab, wo er sich ganz vorzüglich auszeichnete und die große Sängerin, sogleich das besondere musikalische Talent in ihm erkennend, bewog durch ihre Fürsprache bald seinen Vater, ihn ganz der Musik sich widmen zu lassen. Schon als Knabe ließ er ein ungemein sicheres Gefühl für die Richtigkeit der Töne blicken und nichts war ihm unerträglicher als ein falscher Ton, welcher, wiederholt, ihn zum Zorn reizen konnte. So hatte ihm sein Vater einst auf seine Violine absichtlich eine falsche Saite gezogen; als er anfing zu spielen, bemerkte er sogleich die falschen Töne und bat seinen Vater, es zu ändern, dieser behauptete aber, die Saite sei gut. Unser R. ging darauf mit seiner Violine in ein Nebenzimmer, wo er gerade seines Bruders Rasirmesser fand, dies nehmend, schnitt er augenblicklich die falsche Saite seiner Violine durch, war jedoch so in der Hitze des Zorns, daß ihm das Rasirmesser ausglitt und seine Nase so gefährlich traf, daß er diese beinahe verloren hätte. Die Narbe trug er bis an sein Ende. Außer seinen instrumentalisch-musikalischen Uebungen bei seinem Vater, studirte er Komposition auf der Akademie zu Mailand und zeichnete sich nun bald als bedeutender Musiker aus, so daß er schon im Jahr 1818 zum Mitglied der philharmonischen Gesellschaft zu Cremona erwählt wurde. Im Jahr 1820 genügte er einem Ruf nach Bologna, um dort Konzerte zu geben und seine musikalischen Leistungen fanden so vollkommenen Beifall und Anerkennung, daß man ihn als Konzertmeister engagirte, worauf er im Jahr 1821 ebenfalls zum Mitglied des dortigen philharmonischen Vereins ernannt wurde. R.'s Ruf verbreitete sich nun ungeachtet seiner beinahe zu großen Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit immer mehr. Mit allen Virtuosen seiner Zeit, die entweder in Italien lebten oder dasselbe bereisten, spielte er zusammen, besonders viel mit Paganini und Spohr und wurde von allen geliebt und geachtet. In Bologna lernte ihn der sächs. General von Watzdorf, der damals die Prinzen von Sachsen auf ihren Reisen begleitete, kennen und wurde die Veranlassung zu R.'s im Jahr 1823 erfolgter Berufung nach

Dresden als Konzertmeister der Hofkapelle, an die Stelle des vormaligen Konzertmeisters Polledro, blieb auch dessen wahrhafter Freund bis zu seinem Tode. In Dresden führte R. ein stilles anspruchsloses Leben und erst im Frühjahr 1828 benutzte er seinen Urlaub zu einer Reise nach Italien, wo er beim Besuch seiner Geburtsstadt von der dasigen philharmonischen Akademie zum Mitglied ernannt wurde. Eine zweite Reise nach Italien machte er im Jahr 1833 seinem alten Vater zu Liebe, den das Direktorium des Theaters della Scala ohne Pension in den Ruhestand versetzen wollte; er reiste deshalb über Wien, wo er beim Fürst Metternich die Pension auch auswirkte. Eine Erkältung, die er sich auf der Rückreise zuzog, war leider die Ursache seines einige Jahre nachher erfolgten Todes. Er litt seit dieser Zeit an einem sehr hartnäckigen Wechselfieber, zu dessen Heilung er vergeblich einige Sommer die Badekur in Karlsbad brauchte und seine Kräfte schwanden immer mehr, besonders da er auch während seiner Krankheit seinen Dienst eifrig erfüllte. Wegen überhandnehmender Schwäche mußte er sich zu Anfang des Jahrs 1837 legen und konnte auch das Bett nicht wieder verlassen. Er hinterläßt eine Gattin, Therese, geborne Pieri, mit der er sich im Jahr 1821 zu Bologna vermählt hatte und eine glückliche, wenn auch kinderlose Ehe führte. — Als Konzertmeister der Hofkapelle in Dresden wirkte er mit der vollkommensten Anerkennung des Hofs wie auch des Publikums und erwarb sich dabei allgemeine Achtung und Liebe. Sein Styl war ein durchaus grandioser, jetzt leider immer seltener werdender; sein Ton kräftig und voll, dabei aber vom tiefsten Gefühl durchdrungen und daher zum Herzen sprechend, nicht bloße Tändelei und oberflächliche Galanterie und doch hatte er früher eigentlich so wenig Uebung auf der Violine gehabt. Als Vorspieler und erster Violinist besaß er eine solche außerordentliche Kraft, daß der Strich seines Bogens vor allen andern zu hören war, dabei war er unermüdlich in Ausübung seiner Kunst, worin er sein höchstes Glück fand. Oft spielte er mit einigen seiner Kollegen und Freunde ganze Tage und in die Nacht hinein, ohne an die Nothwendigkeit einer physischen Erholung zu denken. Auch mit der Prinzessin Amalie von Sachsen spielte er oft. Um auch für die deutsche Oper wirksam sein zu können, erlernte er in den letztern Jahren die deutsche Sprache gründlich und dirigirte alsdann eben so vor-

trefflich in der Vestalin, Fidelio und andern deutschen Opern das Orchester, als es früher bei italienischen geschehen war. Wie sein künstlerisches so war auch sein häusliches Leben musterhaft und die Bereitwilligkeit zu dienen und zu erfreuen, mit Rath und That zu helfen wie zu lehren, einer der schönsten Züge seines in jeder Hinsicht edlen Charakters. Noch kurz vor seinem Tode sprach er den Wunsch aus, daß der König ein in seinem Besitz befindliches vortreffliches Guarnerisches Violoncello für den Instrumentenschatz der königl. Kapelle als Andenken des Scheidenden annehmen möge, welche Bitte auch wohlwollende Genehmigung fand.

Dresden. August Matthaey.

* 192. Dr. Georg Heinrich Weigand,

vormaliger Cisterzienser des Klosters zu Ebrach;

geb. zu Bamberg d. 13. Juni 1749, gest. zu Würzburg d. 20. Mai 1837.

Weigand erlangte den 15. Juli 1767 die zweite Stelle des philosophischen Primats, am 18. Sept. 1773 erhielt er die Priesterweihe im Kloster zu Ebrach und später wurde ihm die Stelle eines Kanzleidirektors und Amtmanns im besagten Kloster übertragen. Bis zur Auflösung desselben bekleidete er diese Würden und hatte Hoffnung Prälat zu werden. Nach der Auflösung des Klosters lebte er blos in Würzburg.

Bamberg. G. A. Thiem.

193. Johann Wilhelm Hoßfeld,

herzogl. S. Meiningischer Forstrath und Lehrer der Mathematik an der Forstakademie zu Dreißigacker;

geb. den 19. Aug. 1768, gestorben den 23. Mai 1837 *).

Er wurde in Oepfershausen im herzoglich S. Meiningischen Amt Wasungen geboren, wo sein Vater Schullehrer war. Im 12. Jahr verlor er seine Mutter und mußte nun bis zum 18. seinem Vater alle häusliche Geschäfte besorgen und außer einigen lateinischen Stunden, welche ihm vom 14. bis zum 18. Jahre der Pfarrer Müller in Unterkatz gab, war er ganz auf sich beschränkt. Der Zufall weckte seinen schlummernden Genius und ließ ihn unter den wenigen Büchern seines Vaters ein

*) Nach dem unterhaltenden u. gemeinnützigen Volksblatt 1838. Nr. 22.

Paar veraltete mathematische finden, welche einen wunderbaren Eindruck auf ihn machten und deren Inhalt er bald erfaßt hatte. Er lebte nun ganz der Mathematik und träumte von lauter Erfindungen, da sein lebendiger Geist mit dem spärlich Gegebenen weiter forschte und selbst erfand, was schon von Andern, ihm unbekannterweise, erfunden war. Die Art und Weise, die Höhe eines Baumes, ohne ihn zu ersteigen, auszumessen, sprach ihn schon damals, wie er später sich oft äußerte, besonders an und bestimmte die Hauptrichtung seines Lebens. Er machte sich endlich vom Hause los und bezog das Gymnasium zu Meiningen, wo er seiner Vorkenntnisse wegen in die Klasse Selekta gesetzt wurde. Da er zu keinem eigentlichen Fakultätsstudium Lust hatte, so ließ er sich von seinem Vater leicht bereden, das Gymnasium mit dem Schullehrerseminar zu vertauschen. Auch letzteres besuchte er, da es ihn nicht befriedigte, nur kurze Zeit. In seinem 22. Jahre wurde er als Geometer beim Chausseebau angestellt, welche Stelle er aber widriger Verhältnisse wegen bald aufgab und seine eignen Studien bei seinem Vater in Oepfershausen und später 3 Monate lang beim Pfarrer Heim in Gumpelstadt fortsetzte. Letzterer weckte in ihm zuerst die Liebe zu Naturwissenschaften, besonders zur Botanik und gab ihm treffliche Anleitung zum weitern Studium derselben. Gegen das J. 1791 finden wir Hoßfeld als Lehrer der Mathematik in dem kaufmännischen Lehrinstitute Heimreich's für Engländer in der Zillbach. Er war hier Lehrer und Schüler zugleich; von seinem Kollegen, einem emigrirten französ. Grafen, lernte er französisch und von seinen Schülern englisch. Sein Vorgesetzter war ihm ein väterlicher Freund und Hoßfeld folgte deshalb ihm auch, als derselbe 1795 als Pfarrer in Neustadt bei Gerstungen im Eisenachischen angestellt wurde. Hier lernte er seine treue Lebensgefährtin kennen, mit welcher er sich 1796 verheirathete. Sein Vater, den das Alter sehr drückte und dem es schwer fiel, sein Amt zu verwalten, drängte ihn, sich ihm substituiren zu lassen, was aber seiner Geistesrichtung ganz widerstrebte. Er zog es vor, 1798 die Stelle als Lehrer der Mathematik bei dem Forstlehrinstitute Cotta's in der Zillbach anzunehmen, den er auch in seinen literarischen Arbeiten vielfach unterstützte. Hier blieb er bis 1800, wo die immer dringlichern Einladungen seines alterschwachen und aller Stütze entbehrenden Vaters ihn endlich doch bestimmten, nachzugeben

und sich ihm substituiren zu lassen. Kaum hatte er aber die Stelle angetreten, als Herzog Georg ihn unterm 19. Mai 1801 zum Lehrer der Mathematik bei der Forstakademie zu Dreißigacker berief. Kurze Zeit darauf starb sein Vater und er folgte diesem Rufe mit dem Titel eines herzogl. Forstkommissärs. Bechstein und Hoßfeld waren die ersten Lehrer an der neu begründeten Forstakademie, welche lange Zeit Deutschlands besuchteste und berühmteste war. In den J. 1815 bis 1818 beschäftigten H. viele Aufträge der herzoglichen Regierung zu Waldtaxationen und am 23. April 1822 wurde ihm als Zeichen der Anerkennung seiner vielen Verdienste der Charakter eines herzogl. Forstraths ertheilt. Bis zu seinem Tode widmete er seine Kräfte mit rastlosem Eifer der Anstalt, welche Herzog Georg ins Leben gerufen hatte. Er starb am oben genannten Tage an den Folgen der Grippe, nachdem er einige Tage zuvor noch sein Lehramt versehen hatte. In seinen Fieberphantasien, einige Stunden vor seinem Tode, beschäftigte er sich noch viel mit Botanik. Seine letzten Studien und Arbeiten waren dahin gerichtet gewesen, ein neues System der Pflanzenkunde aufzustellen. Als Mensch war H. durch seine Geradheit, Offenheit, sein warmes Gefühl für allgemeine Wohlfahrt und für Recht, so wie durch freundliche Willigkeit zu reellen Diensten ausgezeichnet. Er war der stets bereite Rathgeber der Armen und Bedrängten und suchte überall zu helfen, so weit es nur in seinen Kräften stand. Ohne Rückhalt und ohne Rücksicht sprach er seine An- und Absichten aus und machte sich dadurch Manchen zum Feind. Da er konventionelle Verhältnisse nicht sonderlich beachtete, so stieß er bei denen, welche seinen trefflichen Charakter und seine unbegränzte Herzensgüte nicht kannten, oft an. Er war ein guter Gatte und Familienvater, die innigste Harmonie vereinte ihn mit seiner vortrefflichen Gattin, einer gebornen Lorenz von Neustadt. Von vielen Kindern überlebten ihn nur folgende: Helene, verheirathet an den Baron Max von Löw zu Steinfurt bei Friedberg; Emil, Assessor beim Finanzsenate der herzogl. Landesregierung; Sophie, verheirathet an den herzogl. Amtsverwalter Köhler zu Salzungen; Wilhelm, Oekonom. In keinem Fache der Mathematik war H. fremd; in allen besaß er gründliche Kenntnisse, in beinahe allen machte er eigenthümliche Forschungen, z. B. selbst in der Astronomie, worin seine Abhandlung über den Ring

des Saturn von der Akademie zu Kopenhagen preiswürdig befunden wurde. Doch war er nicht einseitiger Mathematiker und besaß außerdem mannichfache Kenntnisse, besonders in den Naturwissenschaften. Lebhaft interessirten ihn alle Fortschritte des menschlichen Geistes, wenn ihn gleich seine eignen Forschungen und Schöpfungen hinderten, die Schätze der Literatur gehörig zu benutzen. Er war Autodidaktos und verdankte fast Alles seinem Genius und seinem Fleiße. Er dachte zu viel selbst, als daß er sich mit dem von Andern Gegebenen, Erfundenen und Gedachten viel hätte befassen können. Hätte er die Erfahrungen Anderer und das bereits Gegebene gehörig benutzt, so würde er bei seinem großen Scharfblick, bei seinem vielseitig gebildeten Geist und bei seinem starken Gedächtnisse noch viel mehr geleistet haben. Seine Originalität und Nichtbeachtung Anderer verleitete ihn oft zu Extravaganzen und ungewöhnlichen Ideengängen und brachten ihn mitunter in nicht erfreuliche Opposition mit der Tagesliteratur. In Gesellschaft machte es ihm viele Freude, wenn sein Geist sich mit andern mitunter im Streite über wissenschaftliche Gegenstände bewegen und logische Kombinationen und Sprünge machen konnte. Je paradoxer etwas war, desto lieber vertheidigte er es und man mußte seine Gewandtheit und Geistesstärke, welche überall Mittel und Wege fand, bewundern. Er disputirte gern zur Uebung seines Geistes und um Gründe und Gegengründe einer Sache gehörig zu prüfen, nicht aus einem bösen Hang, nur streiten und widersprechen zu wollen. Unter seine Lieblingsstudien gehörte auch die Staatswirthschaft, namentlich das Steuerwesen. Für die mathematische Begründung der Forstwissenschaft hat Hoßfeld unter Allen durch Wort und Schrift das Meiste gethan und kann mit vollem Recht einer der Gründer und Stifter der neuern Forstwissenschaft genannt werden. Er trat überall als Schöpfer auf und begründete durch seine Lehren die Reformen und großen Fortschritte in der Anwendung der Mathematik auf das Forstwesen, insbesondere auf die Forsttaxation. Seine akademischen Vorträge hielt er ganz frei; gewöhnlich hatte er nur ein Zettelchen bei sich, worauf mit wenig Worten der Anfang und die Hauptpunkte des Vortrags angedeutet waren. Klar, präcis und in logischer Ordnung entwickelte er seine Lehren. Er war ein wohlwollender, liebevoller Lehrer und außer den Stunden jederzeit bereit, Anfragen zu

beantworten und Erläuterungen zu ertheilen. Seine besten Vorträge waren außer der reinen Mathematik und Analysis diejenigen über forstliche Stereometrie, Waldwerthsberechnung, forstliche Produktionslehre, Betriebsregulirung, Rechnungsvortheile, praktische Geometrie und Theilung der Figuren. Die ersten schriftstellerischen Versuche von ihm erschienen in Bechsteins Diana. Sie sind die selbstgeschaffenen Grundlagen seiner weitern Forschungen und waren Quellen, aus welchen viele Andere, ohne sie zu erwähnen, schöpften. Sie sind Fundgruben, auf welche zurück zu gehen, ungeachtet der Menge der seitdem erschienenen Schriften, sich immer noch verlohnt. Die i. J. 1812 erschienene Stereometrie ist H.'s Meisterwerk und würde ihn allein schon in die erste Reihe unserer Forstschriftsteller setzen. Alle seine Schriften, welche folgende sind, gewähren vielfache Anregungen zu neuen Forschungen: Niedere allgem. Mathematik für alle Stände ꝛc. 4 Bde. Gotha 1818—25. (Auch unt. d. T.: Bechstein, die Forst- u. Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen 2. Thls. 1. u. 2. Abth. u. 6r Thl.) — Reformation d. Forstwissenschaft u. d. kanonischen Lehren derselben. Hildburgh. 1820. — Triumph e. abgelebten Dorfschulmeisters üb. e. rüstigen Oberforstprofessor, in d. Forstwissenschaft davon getragen. Ebend. 1822. — Die Forsttaxation in ihrem ganzen Umfange, 2 Bde. Ebd. 1823—25. (A. u. d. T.: Bechstein, die Forst- u. Jagdwissenschaft 6r Thl. Forsttaxation 3r und 4r Bd.) — Werthsbestimmung der einzelnen Waldprodukte, ganze Wälder u. d. Waldservituten, nebst Ausgleichung der letzten. Ebd. 1825. — Belehrungsschriften d. Volkswohlfahrt, oder patriot. Vorschläge z. Abhülfe des Nothstandes und Aufhülfe des Wohlstandes in den deut. Bundesstaaten. Schmalkalden 1827.

* 194. Johann Baptist Scharnagel,

Kooperator zu Pottenstein bei Bamberg;

geb. zu Bamberg d. 22. Nov. 1810, gest. d. 23. Mai 1837.

Mit Liebe widmete er sich dem geistlichen Stande und suchte möglichst allen Anfoderungen zu entsprechen. Nebenbei war ihm das Studium der Geschichte und Geographie Lieblingsbeschäftigung und eben so las er die deutschen Dichter außerordentlich gern. Was ihm bei der Lektüre gefiel, das excerpirte er sich. — Da freudiger Wille ihn zum geistlichen Stande bewog, so

ließ sich alles Gute von seinen Bestrebungen erwarten und er berechtigte wirklich gleich Anfangs zu schönen Hoffnungen in seinem Berufe. Nur war er am Krankenbette zu schüchtern und furchtsam; daher, was auch eintraf, zu befürchten war, daß er leicht angesteckt werden konnte. Er starb an den Blattern, die er in Folge des Eckels bei einer Provisur in Höfen (der Pfarrei Aurach bei Bamberg) bekommen hatte.

Bamberg. G. A. Thiem.

* 195. Dr. Wilh. Dietrich Hermann Flebbe,

Geheime Kammerrath, Kommandeur des königl. Guelphenordens, ordentl. Mitglied der Celle'schen landwirthschaftl. Gesellschaft zu Hanover;

geb. den 18. Juni 1755, gest. den 24. Mai 1837;

Zu Neuhaus im Lauenburgischen, woselbst sein Vater und sein Großvater mütterlicher Seite, erste Beamte gewesen sind, geboren, trat er am 9. Januar 1779 als Amtsauditor in königl. Dienste, wurde am 8. Mai 1782 supernumerärer Amtsschreiber zu Harburg und noch in demselben Monat an das Amt Hitzacker versetzt. Am 10. Mai 1783 wurde er als Referent bei dem Kammerkollegium zu Hanover mit dem Titel eines Kammerexpedienten angestellt und verheirathete sich in demselben Jahre mit der Tochter des Dompredigers Vogt in Bremen, mit welcher er, ohngeachtet deren fast vierzigjährigen Kränklichkeit, bis im J. 1829, in welchem sie ihm, gleich nach der Feier seines funfzigjährigen Jubiläums, durch den Tod entrissen wurde, in glücklicher, wenn gleich kinderloser Ehe lebte. Im Jahr 1785 wurde er zum Kammersekretär und im Mai 1796 zum Kämmerer oder Vorstand der Hauptkammerkasse ernannt, woneben ihm späterhin auch die neu errichtete Generalkasse anvertraut wurde, in welcher Dienststellung er bis zum J. 1817 blieb und in Folge deren successive den Titel Oberzahlmeister und Hofrath erhielt. Auch war ihm die Direktion des Münzbetriebs, mit Ausschluß des Harzes, übertragen. Im J. 1803 mußte er, wegen der französ. Invasion, mit den ihm anvertrauten Kassen sein Vaterland verlassen und hielt sich bis 1805 in Schwerin auf, von wo er dann, bei der damals stattfindenden kurzen Reokkupation, nach Hanover zurückkehrte. Bei wiedereintretender feindlicher Okkupation blieb er auf seinem Posten und kam dadurch in Beziehung mit den verschie-

denen auf einander folgenden feindlichen Regierungen und Behörden, welches ihm Gelegenheit gab, der Sache seines rechtmäßigen Fürsten auf mannichfache Weise zu dienen. Unter der westphälischen Regierung war er Generaleinnehmer des Allerdepartements. Bei der Reokkupation i. J. 1813 trat er in seine alte Dienststellung wieder ein, wurde im J. 1816 Kammerrath, in Folge dessen er im J. 1817 aufhörte, Chef der Hauptkammer- und Generalkasse zu sein und stand seitdem bis an seinen Tod dem gesammten Domanialrechnungswesen als Departementschef vor, woneben er jedoch als Referent in Finanzsachen beim königl. Kabinetsministerium arbeitete und die Rechnungsführung der königl. Chatoullkasse wahrzunehmen hatte. Im J. 1824 wurde er Geheime Kammerrath und am 9. Jan. 1829 konnte er sein funfzigjähriges Dienstjubiläum, auch i. J. 1833 sein funfzigjähriges Jubiläum als Angestellter bei der Kammer feiern. Nachdem er schon früher das Ritterkreuz des königl. Guelphenordens erhalten, wurde er im J. 1829 zum Kommandeur dieses Ordens ernannt und bei Gelegenheit seines Dienstjubiläums von der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen mit dem Doktordiplom beehrt. — Er war ein wohlwollender, billigdenkender Vorgesetzter und überhaupt anerkannt als ein streng rechtlicher Mann, als ein ausgezeichneter Geschäftsmann und vor Allem als ein treuer Unterthan und Diener seiner Fürsten, deren und des Landes Interesse zu fördern, das unausgesetzte Bestreben seines langen und thätigen Lebens gewesen ist.

* 196. Karl Ernst Adolph v. Hoff,

koburg-gothaischer Geh. Konferenzrath und Direktor des herzogl. Oberkonsistoriums zu Gotha, Kurator der Ernestinischen Sternwarte, erster Direktor der wissenschaftlichen und Kunstsammlungen auf Friedenstein, des großherzogl. Falken- und des Ernestinischen Hausordens Ritter, Mitglied der Akademie von München und Erfurt, der Societät der Wissenschaften zu Göttingen, der Academia Naturae Curiosorum Caesareo — Leopoldina Carolina und vieler andern gelehrten Vereine;

geboren d. 1. Nov. 1771, gestorben d. 24. Mai 1837.

Sein Vater war der Geheime Assistenzrath Johann Christian v. Hoff, der in dritter Ehe eine Tochter des Geheimenraths v. Avemann heirathete. Von 6 Kindern war H. das älteste. Unter den Augen seiner Eltern von

Privatlehrern unterrichtet, besuchte er vom J. 1785 bis 1788 das Gymnasium zu Gotha, dann die Universitäten Jena und Göttingen, wo er sich dem Studium der Rechtswissenschaft in ihrem ganzen Umfange widmete. In Göttingen faßte er zuerst durch Blumenbach Neigung zur Naturgeschichte, die durch eine Fußreise auf den Harz i. J. 1791 vorzüglich auf Mineralogie und Geologie gerichtet wurde. Gleich nach seiner Rückkehr nach Gotha wurde er als Legationssekretär bei der Geheimkanzlei und dem Archiv angestellt und legte den 2. Jan. 1792 den Diensteid in die Hände seines Vaters ab. Schon am Schlusse dieses Jahrs wurde er dem Minister v. Thümmel bei einer Sendung nach Frankfurt a/M. beigegeben, um daselbst wegen des zu stellenden Kontingents mit den preuß. Behörden zu unterhandeln. Im J. 1806 war er bei einer Gesandtschaft, die dem Hauptquartiere Napoleons nach Berlin, Königsberg und Posen folgte, an welchem letzten Orte die Akte des Beitritts zum Rheinbund unterzeichnet wurde. Im J. 1807 begleitete er eine zweite Gesandtschaft nach Berlin und Dresden, die ihn vom Februar bis zum Ende des Juli entfernt hielt und 1808 eine andere an den König von Westphalen. Im Jahr 1808 wohnte er dem Kongreß von Erfurt bei. Im Januar 1813 wurde er zum Geheimen Assistenzrath ernannt und im November desselben Jahrs als Bevollmächtigter nach Frankfurt a/M. geschickt, wo mit den dort versammelten Monarchen ein Vertrag geschlossen wurde, der den Traktat von Posen aufhob und den Beitritt des Herzogs zum deutschen Bunde feststellte. — Im Innern wurde er zu den mühsamsten und verwickeltsten Geschäften des fürstl. Hauses beigezogen, wie im J. 1801 zur Regulirung des Nachlasses der Gemahlin des Erbprinzen; zur Vertheilung des gemeinsamen sächs. Archivs zu Wittenberg; zur Ordnung und Theilung des Privatnachlasses Ernst II. i. J. 1804, worauf später die Auseinandersetzung der Söhne desselben folgte; Geschäfte, die bei dem hoch gestiegenen Alter des Geheimen Assistenzrath Lichtenberg, welcher Hoff's Vater († d. 22. Dec. 1801) im Amte gefolgt war, fast ganz in seine Hände fielen. Im Jahr 1822 führte der Tod des Herzogs August und 1825 der seines Bruders *), so wie bei dem Erlöschen der gothaischen Linie, die Erbschaftsverhandlungen der fürstl. Agnaten mannich-

*) Dessen Biogr. s. im N. Nekr. 3. Jahrg. S. 261.

faltige und mühsame Geschäfte herbei, während denen Hoff in einer besondern Schrift (Gotha bei J. Perthes 1825) die in dem herzogl. sächs. Hause bei der Erbfolge der Seitenverwandten bestehenden Grundsätze entwickelte. Früher schon (i. J. 1817) war Hoff bei der Reform der Gesammtuniversität Jena, nebst dem großherzogl. weimarischen Legationsrath von Cotta zum Kommissarius ernannt worden, was wiederholten Aufenthalt in Jena nach sich zog *). Als bei der Erbvertheilung das gothaische Land dem Herzog von Koburg zufiel, wurde er als Geheimer Konferenzrath dem geheimen Ministerium zugesellt und hierdurch verpflichtet, dem Hofe nach Koburg zu folgen, wo er indeß nur ein Jahr verweilte. Nach seinem freiwilligen Austritt aus dem Ministerium wurde er zum Vorstand des Oberkonsistoriums zu Gotha und nach dem Tode des Geheimenrath v. Schlotheim **) im Jahr 1832 nebst dem Geheimen Hofrath F. Jacobs, zum Direktor der wissenschaftlichen und Kunstsammlungen ernannt. Beide Stellen hat er bis an seinen Tod mit musterhafter Umsicht, Gewissenhaftigkeit und Thätigkeit verwaltet und sich bei der letztern insbesondere durch die zweckmäßigsten Einrichtungen um das ihm anvertraute Institut verdient gemacht. Unter den mannichfaltigen Geschäften seines Amts vernachlässigte er zu keiner Zeit seine wissenschaftliche Bildung. Seine Neigung war früh auf Mineralogie und Geologie gerichtet; aber während er diese anziehenden Wissenschaften mit allem Eifer des Naturforschers und Literators betrieb, setzte er ihnen nie irgend ein Geschäft seines Amtes nach. Jenen sind die meisten seiner Schriften gewidmet. Eine Schilderung des thüringer Waldes nach allen seinen Beziehungen, die von dem Jahr 1807 bis 1812 in 4 Abth. (2 Bdn.) erschienen ist, war die Frucht zahlreicher Wanderungen, die er von dem J. 1792 an, meist in Gesellschaft von Wilhelm Jacobs, welcher den botanischen und technologischen Theil der Arbeit übernahm und einiger andern wissenschaftlichen Freunde gemacht

*) Ueber die Wirksamkeit der herzogl. Kommissarien schreibt der Geheime Hofrath Eichstädt in den Annal. Acad. Jenensis p. 104. Ita nobiscum egerunt viri optimi, tum benevole res nostras curarunt, et tanta nobis tamque velut domestica necessitudine conjuncti sunt, ut, quamquam nunc per temporum vicissitudines illorum consuetudine careamus, tamen memoriam grata mente servemus, neque ulla unquam tam eximiae benevolentiae laudes obscuratura sit oblivio.

**) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 246.

hatte. Auch der wiederholte Aufenthalt in Karlsbad, zu welchem ihn Beschwerden des Unterleibs veranlaßten, blieb nicht ohne Frucht für seine geologischen Studien, von denen auch mehrere Abhandlungen in Zachs Korrespondenz, Leonhards Taschenbuch, Poggendorfs Annalen und Rühls von Lilienstern Pallas Zeugniß geben. Eine reichhaltige Sammlung von Mineralien, die er ununterbrochen vermehrte, ist i. J. 1818 mit den naturhistorischen Sammlungen des Friedensteins vereinigt worden. Im J. 1807 ereignete sich, während H.'s Aufenthalt in Berlin, das Phänomen der plötzlichen Entstehung einer Insel in der Havel, das ihm merkwürdig genug schien, um es einer genauen Untersuchung zu unterwerfen, deren Resultate er in den Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin niederlegte. Durch dieses Ereigniß wurden seine Forschungen auf den geschichtlichen Theil der Geologie gelenkt. Diese zu fördern, hielt er sich im J. 1811 drei Monate in Göttingen auf und welchen gedeihlichen Fortgang sie gehabt, hat das durch eine Preisaufgabe der Göttinger Societät der Wissenschaften veranlaßte Werk gezeigt, dessen 1. Theil 1822, der dritte 1834 unter dem Titel: Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche erschienen ist; ein Werk, das in seiner Gattung klassischen Werth hat. Als Fortsetzung desselben sollte eine Geschichte der Erdbeben folgen, deren Druck begonnen hatte, als der Tod ihren Verfasser übereilte. Aber nicht blos um diesen Zweig der Wissenschaften hat H. sich verdient gemacht. Auch der Politik und Statistik hat er seinen Zoll dargebracht. Ein Werk, durch das sein Name zuerst ehrenvoll bekannt wurde, war durch die Ereignisse der Zeit veranlaßt und erschien am 80. Geburtstage seines Vaters unter dem Titel: Das deutsche Reich vor der französ. Revolution und nach dem Frieden von Lüneville in 2 Bdn. (Gotha 1801 und 1805), ein Werk, das durch den Drang der nächsten Ereignisse in Vergessenheit gebracht worden, aber für die historische Kenntniß von Deutschland und seiner Zustände in jener denkwürdigen Epoche von entschiedenem Werth ist. Auch die i. J. 1820 zu Weimar erschienene statistisch-topographische Beschreibung der sächsischen Länder darf hier nicht unerwähnt bleiben. — v. H. war in seinen männlichen Jahren ein Mann von ausgezeichneter Gestalt, kräftigem Wuchs, geistreichen und sprechenden Zügen und würdiger Haltung. Mit

einem glücklichen Gedächtnisse verband er die Gabe leichter Auffassung und eine seltene Gewandtheit in schriftlicher Mittheilung. Alle seine Geschäfte besorgte er mit der pünktlichsten Genauigkeit und der musterhaftesten Ordnung. Er war ein liebevoller Hausvater, ein treuer Freund, ein gefälliger Kollege und in dem Verhältnisse zu seinen Untergebenen so nachsichtig und billig, als die Geschäftsordnung nur immer gestattete. Er war zweimal verheirathet. Seine erste Frau, eine geborene Bertuch, starb i. J. 1812 und vor ihr sechs Kinder; mit der zweiten, Fräulein Sylvie v. Ende, verheirathete er sich im April 1814 und erhielt von ihr 2 Söhne, von denen sich der ältere dem Bergbau, der jüngere dem Militärstande gewidmet hat. H.'s kräftige Konstitution gab ihm Hoffnung zu einem hohen Alter, wie denn auch sein Vater das 80. Jahr erreicht hatte. Aber nicht lange vor seinem Tode fühlte er seine Brust ungewöhnlich angegriffen; ein Vorgefühl nicht fernen Todes stellte sich bei ihm ein und einige schriftlich hinterlassene Anordnungen geben die Besorgnisse zu erkennen, die er im Stillen hegte. In der Mitte des Mais wurde er durch Unpäßlichkeit einige Tage zu Hause gehalten; den 24. aber fühlte er sich wieder wohl genug, um den nächsten Tag ausgehen zu können. Gegen Abend überfiel ihn ein Schlagfluß, der sein Leben augenblicklich endigte. Eine bestimmte Ursache des Todes hat sich bei der Sektion nicht ergeben. — Außer den genannten Werken ist von ihm noch erschienen: Magazin f. d. gesammte Mineralogie, Geognosie u. mineral. Erdbeschreibung. Lpzg. 1800. — Gemälde der physischen Beschaffenheit, insbesondere der Gebirgsformationen von Thüringen. Erfurt 1812. — Geognostische Bemerkungen über Karlsbad. Gotha 1825. — * Histor. Entwickelung der im herzogl. Hause Sachsen beobachteten Grundsätze d. Erbfolge unter Seitenverwandten. Ebend. 1826. — Höhenmessungen in u. um Thüringen. Ebd. 1833. — Gab den Gothaisch. Hofkalender von 1801 — 1816 heraus und lieferte viele Beitr. zu verschiedenen Zeitschriften.

* 197. Ernst Wilhelm Schnepel,

Justizkanzleiadvokat zu Güstrow;

geb. i. J. 1783, gest. den 24. Mai 1837.

Der Verstorbene, zu Güstrow geboren und ein Sohn des ebendaselbst am 10. März 1823 verstorbenen Notars

Joh. Joachim Ernst Schnepel, hatte seine wissenschaftliche Bildung auf der vaterstädtischen Domschule seit 1797 genossen und sich auf der Universität zu Rostock zu seinem spätern Berufsgeschäft ausgebildet. Im J. 1807 wurde er darauf als Advokat und Prokurator bei dem vormaligen Hof- und Landgerichte vereidet und den 3. Juli 1823 zum Justitiar auf ritterschaftlichen Gütern ernannt. Diesem Wirkungskreise wurde er jedoch schon frühzeitig in einem Alter von erst 52 Jahren entrissen. Er starb plötzlich in seinem Berufsgeschäfte, während Abhaltung eines Termins, am Nervenschlage. Verheirathet war er seit dem 4. Decbr. 1812 mit Julie, geborene Hartmann. Wenn es Geister gibt, welche die Natur vorzugsweise zu Genies stempelt, so gehörte der Verewigte in der That zu ihnen; denn außer seinem trocknen Brodstudium, welches er wie Wenige gründlich inne hatte und mit philosophischem Geiste handhabte, hatten ihn auch die Musen der Dichtkunst und Musik mit ihren schönen Kränzen geschmückt. Liebenswürdig im Umgange vermochte er durch seine heitere Laune, seine vielverbreiteten Kenntnisse und ächte Humanität eine ganze Gesellschaft zu fesseln und in die froheste Stimmung zu versetzen. Wie alle geniale Geister verschmähte auch er die gewöhnlichen Formen des Lebens und schwang sich lieber zu demjenigen Standpunkt empor, von wo er die Dinge aus einem höhern Gesichtspunkt überschauen konnte. — In jeder Beziehung war er menschenfreundlich, edel gesinnt und unterstützte jeden Nothleidenden nach Kräften. — Das schwerinsche freimüthige Abendblatt verliert an ihm einen vieljährigen, thätigen Mitarbeiter, wie er denn auch manche gediegene Aufsätze zum Güstrowschen gemeinnützigen Wochenblatt und zu andern Zeitschriften geliefert hat.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 198. Karl Gottfried Theodor Chladenius,

emerit. königlich sächs. Generalaccisinspektor und Bürgermeister zu Großenhain (Sachsen);

geboren den 22. Juli 1759, gest. den 25. Mai 1837.

Er war aus einer berühmten sächs. Gelehrtenfamilie entsprossen; seine Urahnen, der lutherische Prediger Georg Chladny zu Cremnitz in Ungarn, sah sich 1663 bei den damaligen Religionsverfolgungen genöthigt, mit seiner Familie nach Sachsen auszuwandern. Nach Be-

such der Stadtschule zu Großenhain, der Fürstenschule zu Meißen und der Universität Leipzig erlangte er die Anstellung als Accessist und später als Aktuar in den königlichen Aemtern zu Weißenfels und zu Nossen und trat 1782 die Advokatenpraxis in seiner Vaterstadt an. Schon 1784 wurde derselbe als königlicher Generalaccisinspektor angestellt und 1789 zum Rathsmitgliede, später als Bürgermeister gewählt. Nach langjährigem verdienten Wirken trat er auf ehrenvolle Art und mit Pension aus seinem Wirkungskreise und zwar seit 1831 als Accisinspektor und schon 1821 als Bürgermeister, als letzterer jedoch den fortwährenden Beisitz in den Rathsversammlungen bis an seinen Tod behaltend. Neben den Amtsgeschäften war er auch fleißig und geschickt in der stets gern übernommenen Fertigung von Defensionen für Angeklagte, deren er mehrere Hunderte und sehr oft mit vielem Glücke für die letzten abgefaßt hatte. Außerdem beschäftigte er sich mit Ausarbeitungen mehrerer Schriften über Rechtsgegenstände und städtische Verwaltungsverhältnisse und insbesondere über das, was nicht rechtskundigen Rathsmitgliedern, Dorfrichtern und Schöppen so wie dem Bürger und Landmann überhaupt von jenen Verhältnissen zu wissen nöthig ist. Daß von seiner Schrift „Anweisung für Dorfrichter und Schöppen" drei Auflagen, von s. „Vorsichtigen Bürger in Stadt- und Handwerkssachen" so wie von s. „Vorsichtigen Erbschaftsnehmer rc." zwei Auflagen erschienen, beweist den Werth und die praktische Brauchbarkeit derselben; ebenso lieferte er mehrere wissenschaftlich-juristische Beiträge in Zeitschriften, welches Alles ihm einen günstigen Schriftstellerruf erwarb. Nächst diesem war Sammlung historischer Nachrichten von seiner Vaterstadt eine eifrige Lieblingsbeschäftigung in Mußestunden, nachdem er sich schon in Nossen mit Aehnlichem beschäftigt und dadurch Veranlassung gegeben hatte, daß der merkwürdigen Klosterruine Alt-Zelle die spätere vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt wurde, die sie längst verdient hatte. Ungeachtet der durch den Stadtbrand 1744 geschehenen Vernichtung der städtischen und kirchlichen Archive gelang es ihm, obwohl mit größter Mühe und unablässigen Nachforschungen, dennoch zahlreiche Nachrichten zu sammeln und dem Publikum in den „Materialien zur Großenhainer Stadtchronik" (Pirna 1788) mitzutheilen. Auch seitdem suchte er durch fortgesetzte Bemühungen diese Nachrichten zu vermehren und sie in den Jahr-

gängen 1823 — 1826 des örtlichen Wochenblatts (deren erstes Erscheinen 1806 durch ihn begründet wurde) bekannt zu machen. Außerdem fertigte er mehrere handschriftliche Exemplare einer noch ausführlichern Stadtchronik, wovon sich eines in dem Rathsarchiv, ein anderes in der 1828 neu gegründeten Stadtbibliothek befindet, die auch von ihm mehrere andere seiner handschriftlichen von seltner Beharrlichkeit in vorgenommenen Plänen und von fast unglaublichen Fleiße zeigenden Folianten, mit gesammelten historisch-geographischen Notizen und anderen zum Theil ihn persönlich betreffenden Gegenständen, zum Geschenk erhielt. Ist auch nicht zu läugnen, daß allen diesen Arbeiten eine genügende Kritik (in richtiger Auswahl und Prüfung 2c.) abging und ein rastloses Streben sie stets bald beendigt zu sehen, vorherrschte, so muß doch dankbar anerkannt werden, daß er jene annalistischen Notizen sammelte, die sonst nicht vorhanden sein würden und manches Interessante der Nachwelt überliefern. Mit Fertigung lateinischer und deutscher Gedichte war er ebenfalls bei jeder geeigneten Gelegenheit gern bei der Hand und es fehlte nicht an leichter Versifikation und zuweilen auch nicht an Erfindungsgabe, obwohl, zumal in späterer Zeit, an Geschmack, wie die neuere Zeit ihn verlangt; auch schien der Verstand zuweilen vor dem Gefühle mehr vorzuherrschen, als bei Dichtungen wünschenswerth ist; deshalb erfreuten sich auch einige von ihm verfaßte Schauspiele nicht des gehofften Beifalls. Als Redner und Programmatist bei festlichen Gelegenheiten war er eben so bereitwillig und ihm ward in früherer Zeit gern die Veranstaltung dazu überlassen, so wie er auch meist zu Deputationen der Behörden mit gewählt wurde und deshalb öfters an den Landtagsversammlungen als Rathsabgeordneter Antheil nahm. Die Umgestaltung eines Zwingers zu einer mit manchen Symbolen gezierten Gartenanlage zur Benutzung Seiten der Rathsmitglieder und Anderer ist ebenfalls ein Beweis seiner gemeinnützigen Thätigkeit. Von seinen Vorzügen muß noch sein sehr glückliches Gedächtniß erwähnt werden, welches ihm selbst im Greisenalter es noch möglich machte, die in der Jugend erlernten deutschen und lateinischen Gedichte zu recitiren, so wie zahlreiche Anekdoten von Gelehrten und seltne selbsterlebte Vorfälle mit lebhafter, ausschmückender Einbildungskraft vorzutragen, selbst bei seinen historischen Forschungen kennen gelernte besonders

interessante fürstl. Reskripte, Rechtsurthel und ähnliche, eben nicht zur vollständigen wörtlichen Einprägung in das Gedächtniß geeigneten Gegenstände vom Anfange bis zum Ende mitzutheilen, welches ihn zu einem angenehmen, gern gesehenen Gesellschafter machte, wozu aber auch seine klassische Bildung wie seine gern gegen Jeden geübte Gefälligkeit und ein anständiges (obwohl etwas förmliches) Benehmen zugleich mit beitrug. Nur in den letztern Jahren war oft eine zu geringe Rücksicht auf das Aeußere zu bemerken, wozu theils das Alter, theils die Folgen einer hypochondrischen, — durch Hämorrhoidalleiden hervorgegangenen Mißstimmung das Ihrige beitrugen, welche letztere auch den Seinigen manche traurige Tage bereitet hatte. Seine Gattin starb lange Jahre vor ihm und eben so verlor er auch eine, an den ebenfalls in Hayn angestellten, als beliebten Kanzelredner, wie durch hohe humanistische Bildung und Belesenheit ausgezeichneten Archidiakonus M. Heydtner verheirathete Tochter, das einzige Kind. Die Liebe zu ihr trug er auf seine Enkel über. Ein Lichtpunkt seines Lebens war das Jubiläum seiner 50jährigen Advokatenpraxis, am 15. Oktbr. 1832, an welchem Tag ihm nicht nur ein geselliger Verein, mit Rücksicht auf seine Lieblingsneigungen, einen festlichen Tag bereitete, sondern auch im Auftrage des hohen Justizministeriums ein kön. Gnadengeschenk — ein Brillantring — als Anerkennung seiner Verdienste überreicht wurde. Dem Einsender dieses gelang es dabei, dem Jubilar, den er wegen so vielfachen Leistungen und mancher bewiesenen Gefälligkeit sehr hoch schätzte, durch ein dazu verfaßtes Festprogramm eine besondere Freude zu bereiten, die von ihm bei jedem Zusammentreffen mit erstern dankbar erwähnt wurde; denn der Jubilar liebte überhaupt solche Festschriften und hatte manchen Freund dadurch früher geehrt. Jene Jubelschrift machte auf ihn zumal deshalb einen so unvergeßlichen Eindruck, weil darin sein schriftstellerisches und übriges Verdienst, sein ganzer Lebensweg ins Licht gestellt und der festliche Tag selbst schon geschildert war, da der Abdruck so vorbereitet wurde, daß er kurz vor dem geselligen abendlichen Mahl erfolgte und noch während desselben die Exemplare dem Jubilar und seinen um ihm versammelten Freunden aus dem Gelehrten- und Bürgerstand übergeben werden konnten. Als ein Beweis seiner Liebe zum Sammeln und Aufbewahren historischer Nachrichten mag hier noch

erwähnt werden, daß er über diese Festlichkeit einen besondern Folioband mit Aufnahme der erhaltenen Gratulationsgedichte und Briefe, wie andere Beilagen, anlegte und der Stadtbibliothek zur Aufbewahrung übergab. Durch die Jahre des Alters gedrückt, mehr und mehr auf sich selbst beschränkt, wünschte er endlich sehnlichst zu seinen ihm vorangegangenen Lieben versammelt zu werden. Er starb als ächter Christ, nachdem er noch die Neigung, seine Verdienste erwähnt zu sehen — eine übrigens sehr verbreitete menschliche Schwäche — abgelegt und selbst eine sehr anspruchslose kirchliche Abkündigung seines Todes kurz vor demselben verfaßt hatte. Betrachtet man sein ganzes Leben im Ueberblick, so werden besonders einige Mängel fühlbar, die ihn verhinderten, noch mehr zu leisten, als geschah. Die Verstandesbildung schien zu vorherrschend, zu sehr vor der des Gemüths begünstigt zu sein, wodurch das tiefere, den Menschen so beglückende herzliche Gefühl, die innigste Theilnahme an Andern, wenn auch vorhanden und oft bemerkbar, dennoch nicht den nöthigen gleichmäßigen Antheil an seinem Lebensweg nehmen konnte. Außer dem klassischen, und nach so oft gewöhnlicher Art nur auf die Philologie bezogen, und dem juristischen Studium hat er sich wenig andern genügend gewidmet, daher war er im Gebiet der Naturkunde, der Geschichte, insofern sie pragmatisch betrieben, in den schönen Künsten und andern allgemeinen Bildungsfächern wenig eingedrungen. Doch hat er bei allem diesem sich den Ruf eines redlichen und biedern Mannes, jeder Ungerechtigkeit Feind, im hohen Grade erworben. Seine erwähnten körperlichen, obwohl oft auch in hypochondrischer Einbildung vergrößerten Hämorrhoidalleiden, die er selbst in einem starken Folioband beschrieben hat, waren in späterer Zeit die Veranlassung dazu und in frühester eine zu strenge Erziehung Seiten seines Vaters, wenn auch durch die desto liebevollere der Mutter sehr gemildert. Seine glücklichsten Jahre waren allerdings die als Fürstenschüler und Student und im frühern Mannsalter, wo er seiner schon erwähnten geselligen Talente und seines lebhaften und immer auch anständigen Benehmens wegen von Jedem gern gesehen, in die Kreise gelehrter und gebildeter Männer gezogen wurde. Auf die Anlage zur Mißstimmung im spätern Alter wirkte vielleicht auch die im rathsherrlichen Amt erfolgte öftere unangenehme Berührung mit einigen ungebildeten, für

Wissenschaftlichkeit und Gemeinnützigkeit völlig unempfindlichen Kollegen nachtheilig ein; ein überhaupt nicht seltenes auch den verständigen und edelsten Mann in manchen heilbringenden Wirken störendes Verhältniß. Ein anderer Mangel war unbezweifelt der, daß der Verewigte, so belesen er auch in Hinsicht früherer Zeit war, dennoch zu wenig mit der neuern in wissenschaftlichen Forschungen, in der Lektüre überhaupt, fortging. Er kannte daher die neuern Bestrebungen in Wissenschaft und Kunst und die in dieser Hinsicht immer gesteigerten Forderungen zu wenig; er wies neuere gründliche Resultate oft sogar zurück, da sie meist wenig in seinen Ideenkreis paßten. Jene Mißstimmung, vielleicht auch das ihm gespendete viele Lob über frühere schriftstellerische Leistungen war vielleicht die Ursache. Durch stetes Fortschreiten in jener Hinsicht würde er auch zu einer sorgfältigeren Prüfung seiner schriftlichen Arbeiten veranlaßt, zu strengerer historischer Kritik gelangt sein, jene Annalen zu einer pragmatischen Geschichte seiner Vaterstadt erhöht haben. Er hätte dann statt zahlreiche Folianten mit mancherlei Notizen aus ältern Druckschriften und von geringem Interesse ungeachtet der hinzugefügten Kupferstiche rc., im Aeußern oft ohne Geschmack bunt verziert, wie auch viele seiner Gratulationskarten rc. allerdings weniger, aber gründliches Handschriftliches und bei seiner Federfertigkeit, seiner rastlosen, ihn beglückenden Arbeitsamkeit immer noch viel verhältnißmäßig gegen Andere geleistet, welche bei gleichem Talent und gleicher Mühe wenig oder nichts für Mit- und Nachwelt thun. Daß er aber dennoch zumal in juristischer Hinsicht viel Rühmliches leistete, liegt darin, daß die Jurisprudenz bis auf die neuere Zeit am Positiven früherer Jahrhunderte beharrlich festhält und das Zurückbleiben in den übrigen Wissenschaften und ein pedantischer obschon zugleich legaler Sinn sich damit eher verträgt, als mit andern Geschäftsfächern, welcher Sinn sich selbst in den freund- und verwandtschaftlichsten Verhältnissen oft bemerkbar machte. Aus allen diesen Ursachen hatte er auch etwas Steifes, Förmliches an sich und so auch manche Sonderbarkeiten, was, wenn ich nicht falsch gehört, seinem Familienstamm eigen sein soll und vielleicht auf dessen ungarische Abkunft hindeutet. Wenn hier mancher Mängel gedacht ist, so glaubt der Einsender dieser Nachrichten dennoch nur seiner Pflicht als Berichterstatter zu genügen, ohne den von ihm verehrten

Verblichenen dadurch in ein nachtheiliges Licht stellen zu wollen; er glaubt nöthig zu haben, möglichst zu zeigen, wie auf einen so vielseitig talentvollen und achtungswerthen Mann, theils die Umgebungen und körperliche Mängel, aber auch die Unterlassung einer allseitigern harmonischen Ausbildung aller geistigen und gemüthlichen Anlagen und die nicht fortgesetzte Fortbildung in so fern nachtheilig einwirkte, als er nicht noch Höheres leistete, als schon geschah, wodurch er zahlreiche Gleichgestellte und Gleichbegünstigte bereits übertraf. Daß er aber ein Mann war, dem Gesetz- und Rechtlichkeit, wie Gemeinnützigkeit am Herzen lag, daß er, fern von Eigennutz und Geheimnißkrämerei, für zweckdienliche Oeffentlichkeit und fortschreitende Vervollkommnung der städtischen Verfassung und Verwaltung zu wirken suchte, beweist auch die schon 1784 herausgegebenen (früher fast als Geheimniß betrachteten) „Hayner Stadterbrechte und Statuten" und die Schrift: „Ueber Abstellung von Stadtgebrechen. 1789;" beides von Vielen als ein Vergehen gegen die damalige obrigkeitliche Verwaltungsart angesehen, dafür vielfach angefeindet und verläumdet, welches zu der oben erwähnten öftern Mißstimmung und auch wohl dem Stehenbleiben in wissenschaftlicher Hinsicht Vieles beigetragen haben mag. Wäre des würdigen Mannes Jugend und amtliches Wirken in die jetzige Zeitperiode gefallen, wo solche Vorschläge selbst höhern Orts begünstigt und belobt werden, er würde des Guten weit mehr geleistet haben, als ihm bei vielseitigem Entgegenwirken in nächster Umgebung möglich wurde. Zu seinem Ruhm sei aber noch schließlich erwähnt, daß er auch selbst noch in den letzten Jahren seines Lebens von jenem Geist beseelt war, wie seine 1835 herausgegebene Schrift beweist: „Ueber die Nothwendigkeit, durch frühzeitigen Schulunterricht Verbrechen und Strafen, mehr als zeither geschehen, vorzubeugen. Als Aufforderung, ein darauf zweckendes Schulbuch zu bearbeiten." Ist auch auf die darin mit enthaltenen anthropologischen Angaben nicht viel Werth zu legen, so verdient die Anregung, bei dem Schulunterricht auch auf Warnung vor Verbrechen und Strafen 2c. Rücksicht zu nehmen, in welche die Jugend, ungewarnt so oft verfällt, den Dank der Zeitgenossen, wie in mehreren kritischen Blättern rühmlichst erwähnt wurde. Möge auch dieses sein letztes gemeinnütziges Streben reiche Früchte tragen. — Außer den oben genannten Werken sind von ihm noch

erschienen: Beschreib. der kurfürstl. sächs. Landesschule St. Afra in d. Stadt Meißen. Dresden 1783. — Meletemata super doctrinam juris canonici Protestantium de divortio. Ibid. 1788. — Versuch üb. d. Einrichtung einer Dorfordnung. Leipz. 1791. — Chronologisches Repertorium des Rechts der Zeit nach kursächs. Landesgesetz. u. Gerichtsverfassung. Großenh. 1802. — Worte d. innigsten Theilnahme an d. 400jährigen Stiftungsfeier der Universität Leipz. am 4. Dec. 1809 im Saale d. z. Großenhayn bestehenden Societät gesprochen. Neust. a. d. O. 1810. — * Handb. für Rathsherren deutscher Provinzial-Mittelstädte, besonders in Absicht rechtsunerfahrener Personen 2c. Neust. a. d. O. 1810. — Amanda Deut oder: Die Frau in unsträflicher Doppelehe. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. Leipz. 1811. — Thalto u. Nautbold oder die drei schweren Proben d. Liebestreue, ein Schauspiel. Jena 1812. (Auch besonders abgedruckt im 15. Bd. d. neuen Teut. Schaubühne. Augsb. und Leipz. 1812.) — Dr. Martin Luthers Kraftspruch: wenn man d. Schulen fallen läßt, so nimmt d. Finsterniß d. Verstandes u. d. Teufels Werk über Hand 2c. Leipz. 1817.

Großenhayn. K. Preußker
Rentamtmann.

199. Dr. Johann Andreas Matthias,

königl. preuß. Konsistorial- und Schulrath in Magdeburg; geb. den 9. April 1761, gest. den 25. Mai 1837 *).

Er war zu Magdeburg geboren, wo sein Vater Tuchmacher war. Derselbe ließ ihn einige Zeit das Gymnasium besuchen, bestimmte ihn aber dann für ein bürgerliches Gewerbe, welches der Sohn indeß bald wieder aufgab und mit Unterstützung eines Verwandten auf das Pädagogium Unserer Lieben Frauen in Magdeburg überging. Nach rühmlich beendetem Schulkursus bezog er die Universität Halle und studirte dort eifrig Theologie und Schulwissenschaften. Wohl vorbereitet kehrte er im Jahr 1783 in seine Vaterstadt zurück, wo er als Lehrer an derselben Anstalt, der er selbst seine Bildung verdankte, angestellt wurde und hier bis zur Stelle eines Conventualis probandus aufrückte. Im Jahr 1792 ward er dann Domvikarius und zugleich Lehrer am Domgymnasium, schon damals mit dem Ruf eines ausgezeichneten pflichttreuen und kenntnißreichen Lehrers. Durch solche

*) Allgemeine Preußische Staatszeitung 1837. Nr. 175.

Eigenschaften bewogen, übertrug ihm der Rektor Funk die Leitung des mit dem Domgymnasium verbundenen Schullehrerseminars, in welcher Stellung er sich um die Bildung geschickter und diensteifriger Lehrer für Land und Stadt entschiedene Verdienste erworben hat. Eben so verwaltete er bis zur Errichtung des Königreichs Westphalen die Stelle eines Dombibliothekars. Als der Rektor Funk am 18. Juni 1814 starb, wurde M. im September desselben Jahrs zu seinem Nachfolger ernannt. Mit diesem Amt verband er seit der neuen Organisation der Provinzialbehörden im Jahr 1816 die Stelle eines Schulraths für die Gymnasien der Provinz Sachsen und ward auch Mitglied des Konsistoriums für die Prüfung der Kandidaten. Sein Wirkungskreis war sehr bedeutend, denn es galt, die so verschieden organisirten Gymnasien in den alt- und neupreußischen Landestheilen, aus denen das Herzogthum Sachsen zusammengesetzt war, gleichmäßig nach den in Preußen seit dem Jahr 1812 festgestellten Principien zu organisiren, die widersprechendsten Ansichten zu vereinigen, alte Vorurtheile zu besiegen und städtische oder andere Behörden in das rechte Verhältniß zu der Provinzialbehörde zu stellen. M. hat diese Aufgabe mit Glück gelöst; denn er verstand es, Ernst und Milde zu vereinigen, Würde und Einfalt in seinen Sitten zu zeigen und neben der strengsten Rechtlichkeit immer mit einer Humanität zu verfahren, die ihn durchaus liebenswerth machte. So erblühten die Schulen unter seiner väterlichen Einsicht und reichen Erfahrung. Wo M. auf seinen Dienstreisen hinkam, freute man sich aufrichtig ihn zu sehen, denn er war gänzlich frei von kalter Vornehmheit und ging im Gegentheil mit der größten Leutseligkeit auf jedes Bedürfniß des Einzelnen oder der Anstalt ein, war zu Opfern gern bereit und wußte so selbst da zu versöhnen, wo sein guter Wille mit der Unmöglichkeit der Ausführung nicht in Einklang gebracht werden konnte. Sehr viel hat er im Stillen gewirkt und Vielen wohlgethan. Als Vorsteher seines Gymnasiums hat er stets nach bester Einsicht, unermüdlich, ohne Selbstsucht, ja mit Aufopferungen gewirkt, den guten Willen Anderer stets freundlich anerkannt, immer mehr bereit zum Loben als zum Tadeln. Er war eine von den Naturen, auf die man Ciceros Worte anwenden kann: ut quisque est vir optimus, ita difficillime alios improbos esse suspicatur. Die Todesanzeige der sämmtlichen Mitglieder des königl. Kon-

sistoriums und Provinzialschulkollegiums in der Magdeburger Zeitung rühmt ihn als einen fleißigen, sachkundigen, zuverlässigen und geschäftspünktlichen Mitarbeiter und in allen seinen Werken die jugendliche Rüstigkeit, mit welcher er fast immer der Erste auf dem Platze sein mußte. Bei einem so regen Diensteifer und einem so wohlthätigen Einfluß auf die seiner Leitung anvertrauten Gymnasien konnte es dem Verewigten nicht an mancherlei Auszeichnungen fehlen. Wir erwähnen hier nur die ihm gewordene Verleihung des rothen Adlerordens dritter Klasse, dem nach wenigen Jahren auch die Schleife hinzugefügt wurde. In Anerkennung so vieler Verdienste ernannte ihn die Universität Jena bei der Feier des Augsburgischen Konfessionsjubiläums im Jahr 1830 zum Doktor der Theologie. Sein eigenes Dienstjubiläum, welches in das Jahr 1833 fiel, würde ihm noch manche Auszeichnung gebracht haben, wenn der bescheidene Mann es nicht vorgezogen hätte, dasselbe blos im Kreise der Seinigen zu feiern. Noch drei Jahre nach demselben wirkte er in gewohnter Thätigkeit, da befiel ihn gegen Ende des Jahrs 1836 die Grippe und ward um so hartnäckiger, je weniger er bei seiner von Jugend auf vortrefflichen Natur das Uebel achtete. Eine Dienstreise nach Halle im Februar 1837 verschlimmerte sein Befinden im hohen Grade, so daß er von jetzt an nur in den wärmsten Tagen des Mai eine kleine Ausfahrt wagen durfte. Körperlich verfiel er sichtlich, aber sein Geist blieb noch thätig bis in die letzten Tage, ja fast bis zu seiner letzten Stunde. Endlich entschlummerte er an gänzlicher Entkräftung sanft und schmerzlos, auch darin ein glücklicher Greis, daß er die fast nicht mehr zu bezweifelnde Nothwendigkeit eines Zurücktretens von seiner langjährigen Wirksamkeit sich nicht bewußt geworden ist. — Als Schriftsteller hat sich M. zuerst im J. 1799 durch einen Auszug aus Simsons lateinischer und englischer Uebersetzung mehrere Bücher des Euclides bekannt gemacht: in einem weit höheren Grade durch den so weit verbreiteten Leitfaden für den neuen heuristischen Schulunterricht in der Mathematik, von dessen ungemeiner Brauchbarkeit sechs rasch hinter einander folgende Auflagen (von 1814 — 1834) zeugen, nebst den für die Lehrer höchst wichtigen Erläuterungen zu dem Leitfaden, in drei Abtheilungen. (Magdeburg 1814 — 1828.) — Seinen Schülern hat er in den Worten der Liebe des Glaubens u. d. Hoffnung, einer Sammlung von Schul-

reden (Magdeburg 1834) ein nicht minder werthes Andenken hinterlassen, als die gesammelten Schriften seines Amtsvorgängers Funk für die Schüler desselben geworden sind. Für schriftstellerische Leistungen Anderer war M. immer höchst empfänglich. Eine jede Bereicherung der Wissenschaft betrachtete er als die Bereicherung seines eigenen Wissens und dankte in seinem anspruchslosen, bescheidenen Gemüth dem Geber für die neue Gabe. Es war ihm stets eine große Freude mit gelehrten Männern zu verkehren und die besondere Werthschätzung, welche die Mitglieder der Universität Halle gegen ihn mehr als einmal an den Tag legten, zeigt hinlänglich, daß sie den Werth des Mannes vollkommen erkannten — Außer den genannten Werken schrieb er noch: Anleitung z. Erfindung u. Ausführung elementargeometrischer Beweise u. Auflösungen f. d. gründliche Studium d. Geometrie auf Schulen. Magdeb. 1811.

200. Johann Brandl,

großherzogl. badenscher Musikdirektor zu Karlsruhe;

geb. den 14. November 1760, gest. den 26. Mai 1837 *).

Er war im Kloster Rohe bei Regensburg geboren, wo sein Vater Jäger war. In seinem 6. Jahre schon kam er als Singknabe ins Kloster und lernte hier mit vieler Lust Violine spielen und singen; nur das Klavier hatte nichts Anziehendes für ihn und es dürfte wohl mehrmal vorgekommen sein, daß er durch Strenge, ja sogar körperliche Züchtigung zu dessen Uebung gezwungen werden mußte. Nichts desto weniger machte er in der Musik überhaupt die erfreulichsten Fortschritte, so daß er, als 1770 der Kanonikus Gelasius ihn nach München in das Kloster brachte, auch sogleich als Kapellknabe am Hof daselbst angestellt wurde. Der freundschaftliche Umgang mit dem damaligen ersten Tenoristen am dortigen Hoftheater, Namens Valesi, trug viel zu seiner ferneren Bildung bei; er ward mit im Chor der italienischen Oper verwendet, erwarb sich die Gunst des damaligen Kapellmeisters Bernasconi und, besonders durch sein geschmackvolles fertiges Violinspiel, auch des nachherigen Doktors der Medicin Schubauer, der durch seine „Dorfdeputirten" und mehrere Messen zuerst den Wunsch in ihm rege machte, sich vorzugsweise der Tonkunst wid-

*) Schillings Universal Lexikon der Tonkunst. Bd. II.

men zu können. 1774 verleiteten seine vielversprechenden Talente einen Exjesuiten, ihn mit nach Neuburg an der Donau zu nehmen, wo er sich als Seminarist unter der Leitung eines gewissen Feldmaier noch weiter in der Musik vervollkommnete, auch das Studium der Komposition anfing. 1778 kam er auf Veranlassung und Kosten des Prälaten vom Benediktinerkloster Heiligenkreuz zu Donauwerth, in welches er um ein Jahr später einzutreten versprochen hatte, nach Eichstädt zum Domkapellmeister Schlecht, um das angefangene Studium unter dessen Leitung noch gründlicher fortzusetzen und trat 1779 als Novize in das Kloster. Die abgeschlossene strenge Lebensweise des neuen Standes aber war dem muntern, lebendigen Charakter, heiterm Temperamente des jungen B. durchaus nicht angemessen; er verfiel in Melancholie, wurde völlig tiefsinnig und deßhalb von dem Prälaten alsbald wieder entlassen. Mehr zur Kur als Kunstbildung machte B. nun einige kleinere Reisen; traf auf denselben mit dem Violinvirtuosen vom Hofe des Fürstbischofs zu Eichstädt, Westermaier, zusammen, dessen fernere Begleitung ihn von Neuem zu fleißiger Uebung im Violinspielen anreizte. Eine Reise in die Schweiz, die er nach dem allein unternahm, war vom besten Erfolg; seine Kompositionen, die er auf derselben an mehreren Orten öffentlich vortrug, brachten ihm Ruf; er wurde 1784 vom Fürst von Hohenlohe-Bartenstein als Kapellmeister angestellt und 1789 erhielt er den ehrenvollen Ruf als bischöflicher (später hochfürstlich Speierscher) Hofmusikdirektor nach Bruchsal. Hier unterzog er sich zunächst des mühevollen Geschäfts, die Mozart'schen und Haiden'schen Quart- und Quintette alle in Partitur zu setzen, wodurch er freilich die beste Gelegenheit erhielt, dieselben gründlich durchzustudiren; auch gab er damals (1790) sein erstes Werk: „12 durchaus komponirte Gedichte von E. Schneider," in den Druck. Die gute Aufnahme, welche dieselben bei Künstlern und Dilettanten fanden, machte ihm Muth zu fernerer und größerer Thätigkeit seiner Muse und so verließen denn nach und nach nah an 70 Werke die Presse, welche B. zu einem der bedeutendsten und achtungswerthesten Komponisten unserer Zeit erheben, deßhalb aber auch und mehrentheils in den verschiedensten Ausgaben die regste Theilnahme erregten. Nach Karlsruhe kam B. von Bruchsal im J. 1806. Eine seiner Erstlingsarbeiten ist auch „die Fürstengruft" von Schubert, die Amon in Heilbronn, aber

mit der Firma „Leipzig“ druckte und die trotz ihres beißenden Textes eine seltene Verbreitung erhielt. Nachher erschienen von ihm bei Bosler in Speier mehrere vortreffliche Lieder, auch eine Sinfonie in D; bei Amon in Heilbronn eine konzertirende Serenade für Orchester und ebenfalls mehrere Liederwerke; bei Gambart in Augsburg 3 konzertirende Quartette; bei André in Offenbach 6 Quintette für Bogeninstrumente, eine Sinfonie in Es, ein Konzert für Violine und Cello mit Orchester, ein Konzert für Fagott, 2 Ouverturen, 2 Quartette für Fagott, 3 Quartette für Flöte; dann bei Simrock in Bonn, Müller in Karlsruhe, Richault in Paris u. a. Verlegern noch viele andere Werke für einzelne Instrumente, wie für ganzes Orchester und Gesang, Chöre und Solostimme, die alle zu den wahrhaft klassischen gerechnet werden müssen; namentlich stehen die Quartette unter allen andern den Mozart'schen wohl am nächsten. Besonders befinden sich darunter viele schätzenswerthe und im ächten, erhabenen Kirchenstyle verfaßte Messen; auch die Oper „Herrmann“ u. m. Oratorien hat B. komponirt, doch ist keins davon im Druck erschienen; von dem Monodram „Hero“ wurde bei Velten in Karlsruhe der Klavierauszug gedruckt.

* 201. Johann Peter Köhler,

Pfarrer zu Stepfershausen und Geba bei Meiningen;

geb. den 25. April 1765, gest. den 28. Mai 1837.

Er war der dritte Sohn des Schullehrers Johann Sebastian Köhler zu Wachdorf; seine Mutter, Katharina Elisabethe, eine geborne Steiner daselbst. Nachdem er bis zur Konfirmation die Schule seines Geburtsorts besucht hatte, begab er sich auf das Gymnasium nach Schleusingen, welches damals unter Walchs Direktion in schöner Blüthe stand. Dort widmete er sich mit anhaltendem Fleiße den Sprachen und anderen nützlichen Kenntnissen, erwarb sich den Beifall seiner Lehrer und wohlthätige Unterstützung, bis er nach 6 Jahren (1787) die Universität Jena bezog, um Theologie zu studiren. Im Jahr 1789 verließ er Jena und wurde nach wohlbestandenem Examen unter die Zahl der Predigtamtskandidaten aufgenommen. Hierauf übernahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Oberförster Kälmbach in Trostadt unweit Themar, wo er 5 Jahre verblieb; eine gleiche Stelle fand er bei dem Pfarrer Herder in Kühn-

dorf und nach Verlauf eines Jahrs ging er in die dritte Kondition zu dem Weinhändler Bachmann in Heinrichs, wo er abermals 5 glückliche Jahre verlebte. Im Jahr 1801 ward ihm der Antrag zur Pfarrei in Stepfershausen und dem damit verbundenen Filiale Geba, wohin ihn seine Zöglinge von Heinrichs zu fortgesetztem Unterricht begleiteten. Hier war er anfänglich Gehülfe des geraume Zeit hindurch kränkelnden Pfarrers Reukauf, bis er nach dem Tode desselben (1804) die ganze Pfarrei überkam. Im Jahr 1803 verehelichte er sich mit Johanne Friedrike Helene Wilhelmine Reukauf, seines Vorfahren ältesten Tochter. Aus dieser sehr glücklichen Ehe entsproßten ihm 3 Kinder, von denen aber nur noch 2 am Leben sind, nämlich der Predigtamtskandidat Georg Köhler zu Meinigen und eine Tochter, Eleonore, welche an den Kaufmann und Rittergutsbesitzer Trebsdorf zu Aue bei Schmalkalden verheirathet ist. Nachdem ihm im April 1811 seine Gattin durch den Tod entrissen worden war, vermählte er sich im folgenden Jahre mit Elisabeth Friederike, ältesten Tochter des Superintendenten Walch zu Salzungen. — Sein Charakter war bieder und anspruchslos, er schloß sich gern im Umgang an bewährte Freunde an, lebte einfach und eingezogen, liebte die Freuden und Erholung im Kreise der Natur und bewahrte stets die Würde eines Geistlichen.

Dr. Ibling.

* 202. Friedrich Carl August Rücker,

Buchhändler in Berlin;

geb. den 18. September 1773, gest. den 28. Mai 1837.

Sohn des preuß. Kriegs- und Steuerraths Rücker zu Neuhaldensleben, zeichnete er sich schon frühzeitig durch seinen Verstand aus, vermittelst dessen er sich aus der mittellosen Lage, in die er sich durch den frühzeitigen Tod seines Vaters versetzt sah, heraus und bis zu seinem in den letzten 20 Lebensjahren erlangten bedeutenden Wohlstand nach und nach emporarbeitete. Dem Gymnasium in Frankfurt a. d. O. seine Vorstudien verdankend, frequentirte er nachher die dasige Universität und widmete sich dem Kameralfache. Nachdem er verschiedene Jahre als Referendarius gearbeitet hatte, wurde er im Jahr 1804 bei der damaligen kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer als Sekretär angestellt, bekleidete diesen Posten bis zum Jahr 1809, wo er bei den dama-

ligen vielfach veränderten Verwaltungsformen veranlaßt wurde, seinen Abschied unter Belassung einer kleinen Pension zu nehmen und sich dem geschäftlichen Privatleben zu widmen. Von da ab bis zu dem Jahr 1816 gelang es ihm, nicht nur sich mit seinen geringen Mitteln durch die damalige verhängnißvolle Zeit unabhängig hindurch zu arbeiten, sondern auch ein kleines Vermögen zu erwerben, welches er im Betrieb des Verlagsbuchhandels anzulegen beschloß. Gleich anfangs benutzte er geschickt die sich hierzu darbietende Gelegenheit, als gerade damals einige bedeutende Buchhandlungen in Berlin zu Grunde gingen und deren Verlagsartikel meistbietend verkauft wurden. Nachdem er hiermit seine buchhändlerische Thätigkeit eröffnet hatte, verschafften ihm sowohl seine wissenschaftlichen Kenntnisse, als eine im Umgange mit Personen der höhern Stände erlangte vielseitige Gewandtheit, verbunden mit richtigem Blick und der ihm angebornen Klugheit vielfache Gelegenheit, seinen Geschäftskreis von Jahr zu Jahr immer vortheilhafter zu erweitern und es ist seitdem in seinem Verlag eine bedeutende Anzahl wichtiger Werke aus fast allen Zweigen der strengern Wissenschaften erschienen, deren Werth anerkannt ist und noch lange, trotz aller neuern Erscheinungen in der Literatur anerkannt bleiben wird. Nachdem nun der Verstorbene, den von ihm seit den letzten zwanzig Jahren eingeschlagenen Lebensweg rastlos verfolgt und sich bis zum Jahr 1835 einer fast unwandelbaren Gesundheit erfreut hatte, wurde er von Wassersucht befallen, an welcher er bis zu seinem Tode unausgesetzt, jedoch mehr oder weniger in verschiedenen Zwischenräumen, litt und zuletzt nach schmerzlichen Leiden unterlag, deren nicht geringste auch darin bestanden, daß sein Geist, bis fast an's Ende lebendig und aufgeweckt wie in gesunden Tagen, sich durch den mehr und mehr der Krankheit erliegenden Körper gefesselt fühlte. Um zu verhindern, daß durch seine Kränklichkeit der Geschäftsgang gehemmt werde, entschloß er sich im Jahr 1836 entweder seine Buchhandlung ganz zu verkaufen oder sich zu associiren. Letzteres gelang ihm nach Wunsch und so wurde seit dem 1. Jan. 1837 in Folge dieses neuen Verhältnisses die Firma der Handlung in: Rükker und Püchler verwandelt. — R., zweimal verheirathet, hinterläßt keine Kinder; außer einer Witwe verdanken ihm drei ältere Geschwister (zwei Schwestern und ein erblindeter Bruder) ihren Wohlstand. — Ist es, und

mit vollem Recht, die Lichtseite des Verlagsbuchhandels, daß derselbe, mit Umsicht betrieben, zur Förderung der Wissenschaft und derjenigen Literaturzweige, durch welche das Beste der Menschheit befördert wird, ungemein viel beiträgt, besonders wenn der einsichtsvolle Verleger, so wie R., verdienstlichen Produktionen nicht nur die Hand zu bieten, sondern auch sie häufig hervorzurufen versteht, so bietet das buchhändlerische Wirken R.'s diese Lichtseite in hohem Grade dar und der Verstorbene hat in dieser Hinsicht seinen Pflichten gegen die Welt rühmlich Genüge geleistet.

* 203. Mag. Johann Gottlieb Lehmann,

k. pr. Direktor am Gymnasium zu Luckau in der Niederlausitz;

geb. den 25. Mai 1782, gest. den 30. Mai 1837.

Er war zu Sonnewalde ohnweit Luckau geboren, woselbst sein Vater Bürgermeister war; seine noch lebende Mutter ist die Tochter des Superintendenten Richter zu Sonnewalde. In seinem 10. Lebensjahre (1792) kam er zu dem ehemaligen Rektor Jentsch (jetzt Pfarrer zu Aulenhain bei Torgau) nach Senftenberg, in dessen Schulanstalt er seine erste Bildung erhielt und von wo aus er sich im Jahr 1795 auf die Thomasschule nach Leipzig begab. Im Jahr 1802 bezog er die Leipziger Universität, woselbst er sich ausschließlich den theologischen und philologischen Studien ergab, Mitglied des philologischen Seminars bei Beck *) wurde, von diesem und Tittmann **) die vorzüglichsten Zeugnisse erhielt und im Jahr 1805 daselbst die Magisterwürde erlangte, zugleich auch ein höchst rühmliches Examen unter Reinhardt in Dresden bestand. Er nahm nun eine Hauslehrerstelle bei dem Herrn von Bülow in Baiernaumburg bei Sangerhausen an und wurde im Jahr 1808 zum Konrektor an das Lyceum nach Luckau berufen. Hier wußte er sich durch seine gründliche Gelehrsamkeit, durch seinen sittlichen Lebenswandel, durch seine rastlose Thätigkeit und durch seinen immer regen Eifer, das Gute überall zu fördern, bald die Hochachtung seiner Kollegen, das Vertrauen und die Liebe seiner Schüler und die ungetheilte Zuneigung aller ihm näher Stehenden zu erwerben und so mit großem Nutzen für die im Aufblühn begriffene

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 810.
**) — — — — — 9. — — 1083.

schöne Anstalt zu wirken. Auch machte er in dieser Zeit durch seine poetische Epistel, „das Glück des Glaubens," welche als Preisgedicht in der Urania 1820 erschien und durch die Herausgabe verschiedener kleiner Schriften des Lucian den Anfang zu seiner literarischen Wirksamkeit. Im Jahr 1811 verheirathete er sich mit der jüngsten Tochter des verstorb. Pastor Prim. Mag. Israel zu Luckau, die ihm in einer 10jährigen glücklichen Ehe 6 Kinder, 2 Söhne und 4 Töchter gebar, von denen aber 2, ein Sohn und eine Tochter, in den frühsten Tagen ihres Lebens starben. Das Jahr 1820 führte ihn der geliebten Thomasschule zu Leipzig von Neuem zu, die ihn als ihren dritten Lehrer begrüßte. Mit aller eifrigen Liebe, welche ihn fortwährend für sein theures Lehrfach beseelte, nahm er diese Stellung ein und begann bei treuer und gewissenhafter Verwaltung derselben noch außerdem an der größeren Ausgabe seines Lucian zu arbeiten. Sein häusliches Glück erlitt durch den plötzlichen Tod seiner Gattin, im J. 1821, eine gewaltige Erschütterung. Im Jahr 1822 wurde er wieder nach Luckau znm Rektor an das dortige Gymnasium berufen und ein Jahr später verheirathete er sich zum zweiten Mal mit Amalie, der ältesten Tochter des ehemals in Golßen angestellten, jetzt in Naumburg a. d. S. lebenden emeritirten Diakonus Förtsch, die ihn mit 4 Töchtern dieser Ehe (eine Tochter starb vor ihm) überlebt hat. In seiner 14jährigen amtlichen Stellung als Rektor eines Gymnasiums, mit der so viel schwere Arbeiten verbunden sind, vollendete er seinen Lucian im Verlag bei Weidmann, gab auf Verlangen mehrere seiner trefflichen Schulreden heraus und schrieb sein Evangelium auf Gymnasien. Durch seine ununterbrochene thätige Einwirkung erhielt trotz aller Hindernisse das Gymnasium ein neues Schulgebäude, so wie 2 neue Oberlehrerstellen, die des Mathematikus aus königl. Fonds gegründet. Die seiner Leitung anvertraute schöne Schulanstalt wuchs aber auch zu seiner Freude zu einer bedeutenden Schüleranzahl hinan, deren ungetheilte Liebe und Anhänglichkeit er im höchsten Grade besaß und in deren Mitte viel treffliche, jetzt schon zum Theil in hohen Aemtern stehende Männer gebildet wurden. Im Lauf dieser seiner segensreichen Amtsführung erhielt er den Titel eines königlichen Direktors und späterhin noch eine jährliche Zulage von 200 Rthl. aus königl. Mitteln, auch wurde er Mitglied

mehrerer gelehrten Gesellschaften, namentlich der Oberlausitzschen und der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig. Aber nicht lange sollte er das Glück genießen, für seine theuere Schule zu wirken. Eine böse Halskrankheit entwickelte sich allmälig, die, von ihm in ihrem Entstehen für nicht bedeutend gehalten, nach einigen Jahren am oben genannten Tage seinen Tod herbeiführte. — Außer den oben genannten Werken ist von ihm noch erschienen: Explanatio loci e Cic. de natura Deorum L. II. 30. Lips. 1802. (Auch in den Comment. soc. philolog. Lips. Vol. III. P. 1.) — Observat. nonnullae exeget. dogmat. ad. loc. Matthaei XII. 27 — 32. Viteb. 1811. — Schulreden. 3 Abtheil. Leipz. 1830. — Beitr. zum Lausitzer Wochenblatt. A. L.

* 204. Karl Adolph Nolte,

Doktor der Medicin in Nordheim (Hanover).

geb. i. J. 1812, gest. den 2. Juni 1837.

Der einzige Sohn des noch lebenden Arztes Nolte zu Nordheim, empfing er seine erste Bildung in der Vaterstadt und studirte darauf Medicin in Göttingen. Nach vollendeten Studien ließ er sich als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Doch nur kurz sollte die Dauer seines irdischen Lebens sein. In Ausübung seiner Berufspflicht hatte er sich das Nervenfieber zugezogen, dem er nach einem 12tägigen Krankenlager erlag. — Wenn gleich noch jung, so hatte er doch schon in der kurzen Zeit seines praktischen Wirkens vorzügliche Kenntnisse, Fähigkeiten und Tugenden entwickelt, die in ihm einen ausgezeichneten Arzt mit Sicherheit erwarten ließen.

Dielingen. Arendt.

205. Aloys Wagner,

Domkapitular zu Rottenburg a. N. (Würtemberg);

geb. d. 18. April 1771, gest. d. 2. Juni 1837 *).

Geboren zu Jartzell, im ehemaligen Fürstenthum Ellwangen, verdankte er seine Bildung hauptsächlich der damals unter Sailer, Weber und Zimmer die trefflichsten Blüthen und Früchte fördernden Dillinger Schule und wurde dann, nachdem er zwei Jahre an dem Gym-

*) Allgemeine Kirchenzeitung. 1837. Nr. 121.

nasium in Ellwangen gelehrt hatte, 1798 als Pfarrer in Stümpfach und 1806 auf derselben Stelle als Dekan des Landkapitels Bühlertann, womit zugleich die Schulinspektion in einem weiteren Kreise verknüpft war, angestellt, 1810 zum Generalvikariatsrath und Regens des Priesterseminars in Ellwangen ernannt, bald darauf aber in der ersten Eigenschaft nach Rottenburg versetzt. Als dann im Jahr 1828 das Bisthum in der letzteren Stadt errichtet wurde, war er unter denjenigen Geistlichen, welchen der Bischof die Domkapitularenwürde übertrug. Die Geistesrichtung, welche Wagner durch Sailer in der Dillinger Schule erhalten hatte, erhielt sich sein ganzes Leben hindurch und all sein Denken und Wirken war nur eine weitere Entwickelung derselben und eine stete Uebung der aus ihr hervorgehenden Maximen, wobei aber die kindliche Liebe und Ehrfurcht, womit er dem Meister ergeben war, einen fortdauernden Einfluß auf ihn erwies, indem er bei den wechselnden Gesichtspunkten, die in Sailers Denkart im Lauf der Zeit und der Umstände eintraten, namentlich bei seiner sich immer mehr von dem Lichte der Vernunft und der Wissenschaft abwendenden Mystik und bei seiner immer entschiedener hervortretenden Hingebung an den römischen dogmatischen und kirchlichen Positivismus, stets auf derselben Bahn mit ihm fortwandelte. Aber sein klarer Verstand, seine geistige Nüchternheit, seine im Leben erworbene praktische Ansicht der Erscheinungen und seine moralische Reinheit und Festigkeit bewahrten ihn vor den Verirrungen, in welche wir manche von Sailers Schülern, besonders in der neuesten Zeit, auf dem einen und auf dem anderen Weg abgleiten sahen. Indem W. das Uebersinnliche und Ewige mit dem Begriff zu erfassen, so wenig, als ein anderer Sterblicher, vermochte, ward es um so lebendiger in seinem Gemüth aufgenommen und es wurzelte in dem letzteren der rege, seinen ganzen Charakter durchdringende Sinn christlicher Religiosität und Frömmigkeit, der die bewegende und herrschende Kraft seines Lebens, seines Wirkens und aller seiner Bestrebungen war und ihn in allen seinen Verhältnissen als einen wahrhaften, unwandelbar in der Anschauung und in dem Gefühle der durch das Christenthum dargestellten idealen Welt lebenden Geistlichen kundbar machte. Wie er diese Gesinnung in seinem Privatleben und in seinen mannichfaltigen amtlichen Stellungen fortdauernd bewährt und durch sie unaussprechlich viel Gutes ver-

anlaßt und gestiftet hat, ist in den verschiedenen Kreisen seines Wirkens allgemein und dankbar anerkannt und wenn seine rastlose Berufsthätigkeit ihm auch nur selten gestattete, sein Wirken auf dem schriftstellerischen Weg über diesen Kreis auszudehnen, so fand er doch noch Zeit auch diesen Weg einzuschlagen, sobald er auf demselben Gelegenheit zu einer heilsamen Aussaat sah und eine Menge Journalaufsätze, einige kleine Schriften ascetischen Inhalts und besonders die gemüthvollen biographischen Denkmale haben ihm allenthalben Dank und Anerkenntniß erworben; am wenigsten aber wird sein Name in der Reihe der verdienstvollen Männer vergessen werden, denen das katholische Würtemberg die Fortschritte, die in der neueren Zeit in ihm das Volksschulwesen gemacht hat, verdankt, wie er denn Einer der ersten war, die diesem Zweig der Bildnng, unermüdet durch den Widerstand, den ihnen bald die Rohheit des Volks, bald die Gleichgültigkeit der vormaligen Behörden entgegensetzte, ihren Fleiß gewidmet, aber auch das Vergnügen genossen haben, diesem Felde die frühesten Früchte entsprießen zu sehen. Von jeher hatte W. mit vielen in der Kirche und in der Literatur ausgezeichneten Männern in freundschaftlicher Verbindung gelebt und er setzte den Verkehr mit ihnen bis an sein Ende durch fleißige briefliche Mittheilungen fort; unter ihnen fanden sich auch mehrere protestantische Gelehrte, die er zum Theil zu seinen ältesten und geliebtesten Freunden zählte, ungenirt durch die Verschiedenheit der beiderseitigen theologischen und kirchlichen Ansichten, durch die er das Wirken des in dem Wandelbaren in den Theorieen stehenden christlichen Geistes des Glaubens und der Liebe nicht gestört sah. Er ging dem Sommer 1837 mit dem Vorsatz entgegen, während desselben in Gesellschaft seines Freundes Christ. Schmidt, den ehrwürdigen Erzbischof in Freiburg, mit dem die gleichen Bestrebungen für die Förderung des Volksschulwesens ihn schon seit Jahren innig verbunden hatten, zu besuchen. Aber diesen Plan sollte er nicht ausführen: eine Lungenlähmung endete nach kurzem Krankenlager sein Leben. — Von seinen Schriften nennen wir: Die Geschichte d. Schulhausbaus zu Stümpfach. — Gedanken u. Empfindungen eines Seelsorgers nach einer überstandenen Krankh. — Aus d. Archiv d. Seelensorge, d. trübsinnige Greis. — Die zwei ungleichen Dechante im J. 1803 S. 369 im Mag. — Skizze d. Antrittsrede d. Pfarrers A. W. über

Tim. II. 4, 5. — Skizze einer Primizpredigt zu E... — Der Flurgang zu Stümpfach. — Das Erntefest in Preußen — Zwei Predigten beim vor- und nachmittägigen Gottesdienst am Erntefest. — Die Pastoralblätter, gewidmet dem königl. baier. geistlichen Rath u. Professor Sailer. — Rede bei d. Beerdigung d. Pfarrers St. zu J. — Eine Predigt am Dank- u. Erntefeste z. Stümpfach. — Die Sittengerichte im Landkapitel St. im Königreich Würtemberg. — Pfarr- u. Kirchenvisitation im Königr. Würtemb. — Ein Paar Worte über die uralte Kirchenordnung d. Hochstifts Würzburg. — Das Schulfest zu Bühlertann. — Das Jubelfest zu Steinbach im Landkapitel Bühlertann. — Die Jubelfeier zu Steinbach, eine Predigt. Gmünd 1811. — Nebst Aufsätzen in der Nationalchronik der Deutschen fertigte W. noch einige Rezensionen in die Literaturzeitung f. katholische Religionslehrer. — Ferner verfaßte er auch einen weitläuftigen Aufsatz in's Völterische Schuljournal unter dem Titel: Plan und Einrichtung des Privat-Schullehrerinstituts zu J. nebst d. Beschreib. d. ersten feierl. Prüfung.

* 206. Hans Paulsen Beyer,

Prediger zu Burkall im Schleswigschen;

geboren im J. 1786 (?), gest. den 5. Juni 1837.

Beyer wurde zu Bülderup, einem Kirchdorf im Herzogthume Schleswig, geboren. Nachdem er sich auf Schulen die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, studirte er zu Kiel Theologie und ward nach gut bestandenem Amtsexamen und nachdem er hierauf einige Jahre Hauslehrer gewesen war, bereits 1812 Pastor zu Carlum, in der schleswigschen Probstei Tondern. Nachdem er hier 18 Jahre mit Liebe gelehrt hatte, wurde er am 25. Oktober 1830 zum Pastor in Burkall, in derselben Probstei, erwählt und am 22. Novbr. desselben Jahrs vom König als solcher bestätigt. In dieser neuen Pfarrei sollte er aber nur wenige Jahre thätig sein; denn am oben bemerkten Tage verschied er plötzlich am Schlagflusse. Er hinterließ eine trauernde Wittwe, W., geb. Lassen. — Beyer war klein von Person und nicht ohne Kenntnisse. — Gedruckt ist jedoch unsers Wissens von ihm nichts, als eine kleine Legende, betitelt: „Der Mantel in der Bülderuper Kirche," in Falcks Staatsbürgerlichem Magazine Bd. 4. (1824) S. 244 bis 246.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

* 207. Dr. Mathias Joseph Bluff,

praktischer Arzt in Aachen, Mitglied der kaiserl. Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher in Breslau (mit dem Beinamen: Van Swieten II.), der botan. Gesellschaft in Regensburg, der botan. Gesellschaft des Mittel- u. Niederrheins;

geboren zu Köln a. Rhein den 5. Febr. 1804, gest. d. 5. Juni 1837.

Durch seine schon in frühester Jugend sehr hervorstechenden Geistesgaben wurden Bluff's unbemittelte Eltern bestimmt, den Sohn studiren zu lassen. Auf dem Gymnasium wußte er sich die Liebe seiner Lehrer durch anhaltenden Fleiß und Ordnungsliebe, die seiner Mitschüler durch Willfährigkeit und Heiterkeit zu erwerben. Da er sich vorzüglich dem medicinischen Studium zu widmen beschloß, so beschäftigte er sich früh in Nebenstunden mit Botanik und obgleich ihn die trocknen Lehren des städtischen botanischen Gartenvorstehers nicht sehr ansprachen, so vermochte eigne Thätigkeit dennoch, daß er es hierin schon ziemlich weit brachte. Michaelis 1822 bezog er die Universität Bonn, wurde hier mit beiden würdigen Professoren Nees von Esenbeck bekannt und fand an ihnen wahre väterliche Gönner und theilnehmende Freunde, welche ihm Botanik zu seinem Lieblingsstudium zu erheben wußten. Sich mit gleichem Fleiße seinem Brodstudium, der Medicin, zu widmen, hielt ihn Botanik nicht ab. Theoretisch und praktisch wohl ausgebildet, besuchte er 1825 Berlin, erfreute sich hier der trefflichen Lehren eines Berendt, v. Gräfe's, Horn's, Hufeland's, Neumann's und Rust's und promovirte hier nach Vertheidigung seiner auf eignen Versuchen basirten Inauguraldissertation „De absorptione Cutis" den 16. Dec. 1826 als Doktor der Medicin und Chirurgie. Nachdem er in dem folgenden Monate zur allgemeinen Zufriedenheit die Staatsprüfungen absolvirt hatte, kehrte er in die Heimath zurück. Hier fand er sich durch Verhältnisse in Vielem unangenehm getäuscht, weßhalb er sich im Oktober 1827, nach seiner Verehelichung mit Agnes, geb. Reimbold, die ihn nebst einem Knaben und einem Mädchen überlebt hat, in Gangelt, einem Flecken im Regierungsbezirk Aachen niederließ, wo ihn eine zwar sehr große, ausgebreitete aber schlecht lohnende Praxis erwartete. 1829 vertauschte er diesen Ort mit dem nahen Geilenkirchen, wo die Praxis zwar lohnender war, von allen wissenschaftlichen Hülfsquellen

aber beinahe abgeschnitten, fühlte er seinen Geist, so wie durch die angestrengteste Thätigkeit seinen von Jugend an schwachen Körper ermatten und zog deshalb 1832 nach Aachen, wo er sich bald ärztlichen Ruf verschaffte, da er voll Eifer seinem Berufe lebte und sich bei der bald nach seiner Niederlassung ausgebrochenen Cholera-epidemie aufs thätigste auszeichnete. — Von frühester Jugend war Musik seine Erholung; Violine und Guitarre spielte er meisterhaft und für letztere hat er selbst Mehreres gedichtet und komponirt. Beim Studium größerer Werke waren ihm aber beide Instrumente zu unvollkommen, weshalb er sich erst einige Jahre vor seinem Tode noch mit dem Fortepiano vertraut machte. Gründlichste Kenntniß der alten wie der neuesten Meister war ihm eigen, weshalb er auch musikalische Vereine und Zusammenkünfte sehr liebte und mit großen Opfern unterhielt. Angestrengteste Thätigkeit ließ ihn sowohl französ. als auch engl. Sprache und Literatur sich vertraut machen. Im Begriff, auch sein eigner Lehrer der italienischen wie der spanischen Sprache zu werden, überraschte ihn der Tod. Die größte Theilnahme bezeugte, wie sehr seine Freunde und Mitbürger den für sie wie für seine Familie unersetzlichen Verlust fühlten. Als Gatte und Vater, als Arzt und Bürger war er höchst gewissenhaft in Ausübung seiner Pflichten und von wahrer Frömmigkeit durchdrungen. Was er in seiner Kunst und Wissenschaft geleistet haben würde, wenn das Schicksal seine Neigung erfüllt und ihn zum Lehrer gebildet oder ihn uns nicht so früh entrissen hätte, ist aus dem in der kurzen Zeit seines Wirkens Geleisteten zu ermessen. — Außer zahlreichen Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften, wie in Meckels Archiv, Schweiggers Journal, Med. Konversat.-Blatt von Hohenbaum, v. Siebolds Journ., Puchelt's Heidelberger Annalen, v. Gräfe und v. Walthers Journal, Henckes Zeitschrift f. Staatsarzneikunde, Sachs Berliner Centralzeitung, Müller's Archiv, Schmidt's Jahrbücher der Medicin und in den Akten der Akadem. Cäs. Karol. Leopold. Nat. Kurios. und dem von ihm und seinem Freunde Dr. Fingerhuth herausgegebenen Compend. florae germaniae II. tom. Nürnberg 1825, wovon die 1837 erschienene 2. Aufl. der Präsid. Nees v. Esenbeck *) u. Dr. Schauer mit bearbeitet haben, erschienen noch von ihm: Entwicklungskom-

*) Dessen Biogr. s. in dies. Jahrg. d. N. Nekr. unterm 12. Dec.

binationen organischer Wesen. Köln 1827. — Pastoralmedicin, Aachen 1827. — Ueb. d. Heilkraft d. Küchengewächse. Nürnb. 1828. — Ueb. Krankheiten als Krankheitsursachen. Aachen 1829. — Synonymia Medicaminum, Lipsiae 1831. — Helkologie. Berl. 1832. — Reform der Medicin 2 Bd. Leipzig 1836—1837. (Auf Wunsch des Verlegers wurde statt Materialien zur Reform, der Titel Reform gewählt.) — Leistungen und Fortschritte der Medicin in Deutschland 5 Bde. Berl. 1832—34. Lpzg. 1835—36, welche mühsame Arbeit seit ihrem Erscheinen sich einer sehr bedeutenden Verbreitung und des allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt hat und eine genaue Uebersicht und gedrängte Nachweisung gibt, was in Bezug auf Medicin in diesen Jahren auf deutschem Boden selbstständig erschienen ist. — Aus d. Französischen übersetzt u. mit Zusätzen: Esquirols Mordmonomanie 1831 u. Velpeau die Konvulsionen d. Schwangern. Aachen 1835.

D. Reimbold.

208. Joh. Karl Förster,

Oberlehrer an der Ulrichsschule zu Halle;

geb. den 25. Dec. 1760, gest. den 5. Juni 1837 *).

Sein Vater war Rathskämmerer zu Löbejün im Saalkreise, dem Geburtsort unsers F. Obschon sein Vater für 12 Kinder zu sorgen hatte, versäumte er doch nichts, um allen eine zweckmäßige Erziehung zu geben und schickte auch diesen Sohn, gleich seinem ältern Bruder, nach Halle, um die Schule der Franke'schen Stiftungen zu besuchen. Ehe er aber diese verließ, starb der Vater, hinterließ jedoch so viel, daß der Sohn auf der betretenen Bahn fortschreiten und zu Ostern des J. 1781 die Universität beziehen konnte, um Theologie zu studiren. Schon jetzt übernahm er Unterrichtsstunden an den deutschen Schulen des Waisenhauses und blieb auch als Kandidat Lehrer an denselben. Er gewann das Lehrfach so lieb, daß er den Entschluß faßte, sich fortan ganz der Pädagogik zu widmen, in Folge dessen er in einem Zeitraume von mehr als 50 Jahren, welche er — mit Ausnahme der Zeit, die er auf kleinen Reisen zubrachte — in Halle verlebte, als Erzieher der Jugend dieser Stadt viel Gutes gewirkt und sich die Achtung seiner Vorgesetzten, Kollegen und Zöglinge, so wie Al-

*) Allgemeine Schulzeitung 1837, Nr. 125.

ler, die ihn näher kannten, erworben hat. Im J. 1794 erhielt er die erledigte Stelle eines Parrochialschullehrers zu St. Ulrich und heirathete dann die Wittwe seines Amtsvorgängers, aus welcher Ehe 6 Kinder entsprossen, von denen gegenwärtig noch ein Sohn und drei Töchter am Leben sind. Im Jahr 1810 starb seine Gattin. Bei der Organisation des städtischen Schulwesens i. J. 1825 übertrug ihm die Schulinspektion die Oberlehrerstelle an der Ulrichsschule, welche zu Ostern 1829 zu einer Mädchenschule ausschließlich bestimmt und i. J. 1832 wegen starker Frequenz erweitert wurde. Bei dem sichtbaren Gedeihen der ihm anvertrauten Anstalt wirkte der rüstige Greis noch einige Jahre in jugendlicher Kraft, bis die Natur ihre Rechte behauptete und die zur Verwaltung des schweren Amtes — dem er jederzeit mit der größten Pünktlichkeit und Treue vorstand — erforderlichen Kräfte schwanden. Er wurde deshalb zu Anfang vorigen Jahrs, in dem 76. seines Lebens, auf seinen Antrag pensionirt. Doch nicht lange genoß er nach dem schwülen Arbeitstage die Ruhe am Abende seines Lebens.

* 209. Gotthilf August, Frhr. v. Maltitz,

Schriftsteller zu Dresden;

geb. d. 9. Juli 1794, gest. d. 7. Juni 1837.

Maltitz war von 13 Geschwistern der letzte Sohn (eine Schwester hat ihn überlebt) einer altadeligen Familie, deren Voreltern wir mit den Urwäldern Böhmens in der Geschichte auftauchen sehen und deren Väter Einer Ulrich v. Maltitz war, welcher im Hussitenkriege 1431 die Stadt Grimma in Sachsen in einen wüsten Aschenhaufen verwandelte und dann weiter durch die Lausitz und wieder nach Böhmen zurückzog. M. war der letzte Sproß seines Zweigs, mit ihm erlosch diese Linie, welche nichts mit jenem Maltitz gemein hat, der einst die Geständnisse seines Rappen in Druck erscheinen ließ. Die Linie, zu welcher unser M. gehörte, hatte sich von jener Andern schon vor grauen Zeiten getrennt und als nahen Verwandten gleiches Namens hatte M. nur noch einen Vetter in der preuß. Lausitz. Schon in dem Knaben zeigte sich ein feuriges Temperament, mit einer kräftigen und selbstständigen Richtung des Charakters. Von seinen Eltern ohnerachtet eines körperlichen Gebrechen zur Forstwissenschaft bestimmt, studirte er auf

der berühmten Forstakademie in Tharand im Königreich Sachsen theoretisch und erweiterte seine Kenntnisse dann später durch praktisches Studium in der Gegend von Königsberg, seiner Geburtsstadt. Mit jugendlichem Feuereifer und wahrer Schwärmerei überließ er sich jezt der eingeschlagenen Laufbahn, auf welcher sein an dem Abentheuerlichen hängender Geist den reichsten Stoff und Nahrung zu kühneren Gebilden fand und in dem grünen Dunkel des Waldes ging dem Jüngling diejenige frische und kräftige Natur- und Lebenspoesie auf, von welcher wir ihn bis an das Ende seines bewegten und oft stürmischen Erdenwandels begleitet sehen. M. war Preuße, war dies mit ganzer Seele und Herzen und daher wie sein ganzes Vaterland in den letzten unglücklichen Jahren beabsichtigter Unterdrückung mit einem glühenden Freiheitsgefühl für Deutschland beseelt. Daher ergriff auch ihn wie Tausende seiner Brüder und ihn um so mehr, die allgemeine Noth des Vaterlands und als das schwache Deutschland, zerstückelt in sich selbst schon, von den französischen Heeren überschwemmt worden war, als Preußens edler König 1812 den Rettungsruf an die freiwilligen Freiheitskämpfer ertönen ließ und Alles ihm und seinen Fahnen folgte: da fehlte auch unser M. nicht in den ernsten Reihen der, Tod oder Freiheit erwartenden Kämpfer und er trat troz seines Körperübels, noch vor Beendigung seiner forstwissenschaftlichen Studien — irren wir nicht — zu den schlesischen Husaren. Diese Aufopferung für das Vaterland war von seiner Seite um so größer, als ihn sein von der ungünstig für ihn gestimmten Natur für die Erdenreise zugetheiltes körperliches Gebrechen davon auszuschließen schien, welches sich denn auch durch die Anstrengungen während seiner Dienstzeit bedeutend in seinen Folgen verschlimmerte; und oft sagte der biedere Mann noch später scherzvoll: „Preußen hat in diesem unglücklichen Krieg Ungeheures aufgeboten und geleistet, aber ich habe mehr gethan als Alle: denn ich habe mich lächerlich gemacht und bin Husar geworden.“ Auch gab es troz der blutig drängenden Zeit, wo nur der Mann, sein Herz und Arm hätten gelten sollen — wie überall Unkraut unter den Waizen — auch hier einige Wichte, welche den von der Natur vernachlässigten Mann verspotteten und dieser sich gezwungen sah, seine Ehre auch als Mann von Ehre zu vertheidigen. Nach Beendigung des Kriegs trat M. wieder aus dem Militär-

dienste, zu welchem ihn nur das Gefühl für deutsche Freiheit gerufen hatte. Er kehrte zur Jägerei zurück, sog im heiligen Eichenschatten den rings durch das Weltall schwebenden glühenden Lebenshauch der Poesie mit noch glühenderer Seele ein und sein zum Kühnen und Romantischen sich neigender Geist schuf sich das ohnehin poetische Waidwerk zu einer wundervollen Phantasienwelt. Eine übertragene Forsttaxation entzweite ihn mit seinen Vorgesetzten und er beging nun die Unbesonnenheit, auf zwei derselben, allgemein geachtete Forstmänner, eine zwar witzige, aber ungerechte Satyre ohne Beifügung seines Namens drucken zu lassen und sich dadurch die Aussichten auf Beförderung zu verkümmern. Er verließ nun das Forstfach und machte eine Reise nach Italien. Man hat sich von verschiedenen Seiten bemüht, M. wie so Vieles, auch diese Reise abzuleugnen und auf Rechnung seiner lebhaften Phantasie zu setzen und es ist ihm nicht nur von mehreren Seiten abgesprochen worden, jemals in dem Innern Italiens und am allerwenigsten in Neapel (wo er doch die Bekanntschaft des durch seine „Malerische Reise im Zimmer" bekannten Enslen gemacht hatte) gewesen zu sein, ja er könne nicht einmal Venedig gesehen haben, da er nicht wisse, wo der Venetianische Löwe stehe. M. aber bekümmerte sich nicht um solche Oertlichkeitskrämerei, er faßte nur die große Natur mit all' ihren angebornen Schönheiten in seiner großen Seele auf und oft wußte er von all' den Kleinigkeiten, die das Buch des Modereisenden füllen, auch nicht eine Sylbe zu erzählen und hiernach erschien es den kleinen Kuckkastenfreunden, als sei er gar nicht dort gewesen. Aber das Ganze baute sich in ihm, lag so deutlich vor seinen Blicken, sprach mit so lebhaften Farben und Tönen aus seiner Seele, daß der Mann von Gefühl und Poesie geistig Arm in Arm mit M. die Fluren durchwanderte, deren Schönheit er jetzt mit einem Blick zu umfassen glaubte, obgleich sein sterbliches Auge diese noch nie erreicht hatte. So war, so reiste, schilderte und lebte M. Später wählte er zu seinem Aufenthaltsorte Berlin, wo er längere Jahre lebte, aber ewig unzufrieden mit dem Geiste des dortigen Lebens. Fragten ihn nun seine Umgebungen, weßhalb er denn Berlin nicht verlasse, da es ihm so sehr mißfalle, dann erwiederte er lachend: „Weil ich außerhalb Berlin nichts mehr zu räsonniren habe." — Hier schrieb er seinen dramatischen Versuch „der alte

Student," wurde aber für die unverhüllt darin ausgesprochene Wahrheit heftig angefochten und zuletzt aus Berlin und seinem Vaterlande verbannt, dessen Marksteine er dann nie wieder überschritten hat. Von hier ging der tief gekränkte Mann nun nach Hamburg, wohin ihn theils der Name der freien Stadt, theils sein Verleger Campe zog und wo er einige Zeit den „nordischen Kourir" herausgab. Aber auch von dort trieb ihn sein unruhiger Geist: der Ausbruch der Julirevolution erregte aufs Höchste seine Phantasie und er wendete sich Ende 1830 nach Paris. Aber dort gefiel es ihm durchaus nicht, denn er war der Sprache nicht mächtig und — Sprechen war einmal sein Hauptvergnügen. Mit den deutschen Gelehrten in Paris war er nicht umgegangen. Heine hatte er schon in Berlin kennen lernen, liebte ihn aber nicht und ließ ihm selbst als Dichter nicht Gerechtigkeit in dem Maase widerfahren, wie er es verdient. Börne *) schätzte er mehr, weil, wie er sagte, dieser ein Mann von Charakter sei, obwohl er nicht dessen Ansichten theile. Von Paris kam M. i. J. 1832 (1831) nach Dresden. Hier lebte er nun unbekümmert darum, was man von ihm selbst dachte und sprach und ohne irgend wen deshalb zu hassen, schlicht und still und suchte zu wirken, wo er wußte und konnte. Einen hohen Werth hatte in seinen Phantasien und seinem Herzen das Glück der Ehe, aber er wußte auch, ihr wahres Glück war für ihn unerreichbar. — „Ich weiß recht wohl," sagte er, „meine Gestalt ist nicht für ein Mädchen, mein Vermögen nicht groß genug, um zu ziehen und das Weib, welches mich nimmt, will nicht den Mann, sondern den Baron; dieser aber kann sich selbst wohl ernähren, einer Frau Baronin Aufwand aber nie bestreiten. Also — nun, es ist so auch gut und wird ja gehen." — Das Leben war ihm lieb, so sehr er auch die Welt in Stunden des Unmuths tadelte, sein so sehr gemüthliches inneres Wesen verlöschte doch alle diese grauen Bilder wieder und er sah dann die Welt außer sich, eben so poetisch, als die, welche sich in seinem Innern gestaltet hatte. Schon im Herbst 1836 begann v. M. an einem hartnäckigen Hämorrhoidalübel zu kränkeln, wurde jedoch durch seinen Arzt, Dr. Allmer **) und den Prof. Pech nach langen Leiden wieder hergestellt, erkrankte aber

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. d. Nekr. S. 220.
**) — — — — — — — unterm 30. Juni.

bald wieder von neuem und erlag nach einem achttägigen Krankenlager einem nervösen Fieber. Kurz vor seiner letzten Krankheit hatte er ein kleines Lustspiel: „Tausch und Täuschung" vollendet; die Ausführung einer größern dramatischen Arbeit — „Ulrich von Hutten" — hatte er bis zu seiner völligen Genesung verschoben. Seine Hülle wurde am 10. Juni früh 8 Uhr, wie er es gewünscht, ohne Begleitung eines Geistlichen und unter Begleitung einiger seiner Freunde zur Erde bestattet, aber Mancher folgte im Zuge, der ihm nicht Freund, ja, der ihm Gegner gewesen war. An seinem Grabe sprach der Novellist von Wachsmann einige Worte über das Leben des Entschlafenen und die Grundzüge seines Charakters. Mehr hatte der Selige nicht gewollt: einfach und prunklos wollte er zur Erde bestattet sein; Freunde, die er sich durch seine Handlungsweise erworben, sollten seinem Sarge folgen und so ist wenigstens zum Theil sein bescheidener Wunsch erfüllt, zum Theil auch überboten worden, denn auch Frauen und Jungfrauen höherer Bildung hatten sich an seiner letzten Ruhestätte eingefunden und bezeugten dadurch, wie sehr der gewiß von Vielen schmerzlich Beweinte die Verehrung aller Edeln verdient hatte. Auf seinem Grabhügel erhebt sich ein lichter Granitblock, in dessen Würfel die höchst einfache aber M. so bezeichnende Grabschrift:

Licht war sein Geist.
Kraft war sein Wort
Und seine That war Liebe!

eingehauen ist. Der würdige Dichtergreis Tiedge, wohl des Verstorbenen wärmster Freund, hat ihm dies Denkmal errichten lassen. — v. M. war von mittler Größe, blond und blassen geistreichen Gesichts, das einen ernsten männlichen Ausdruck hatte. Wenn er sprach, hatten seine Züge etwas ungemein Bewegliches, sie spiegelten jede seiner Empfindungen wieder — was ihm bei seiner Deklamationsgabe ungemein zu statten kam — und es gab Momente, wo man die Gesammtheit derselben hätte schön nennen können. Die Stimme war klangvoll und angenehm. Sein Körper war diesen Vorzügen nicht angemessen; man konnte ihn nicht eben mißgestaltet nennen, doch war er allerdings etwas verwachsen, was jedoch seiner Erscheinung keinen besondern Eintrag that oder sie auffallend gemacht hätte. Im Anzuge war er einfach und kleidete sich mehr nach Bequemlichkeit, als nach der

Mode. Die scharf eingegrabenen Grundzüge seines Charakters waren eine unbestechliche Redlichkeit, strenge Wahrheitsliebe, ein glühend loderndes Gefühl für vernünftige Freiheit und ein Herz — der ganzen Menschheit geöffnet! Mit diesen Diamanten hatte er das ihn umhüllende Gewand einer unendlich feurigen Phantasie besetzt, vermöge welcher er denn oft aus der Wirklichkeit zu weichen schien und welche ihm daher vielerseits den Vorwurf der Uebertreibung zuzog. Dies schien allerdings hin und wieder wohl der Fall zu sein; doch nur für alle diejenigen, welche den Dichter in Herz und Gemüth nicht näher kannten und seine glühende Poesie in die Sprache der trocknen Prosa übertrugen. Dies durfte man aber bei M. nie, denn der Edle liebte die Welt und ihre Erdbewohner so sehr, daß er diese immer edler und höher gestellt wissen wollte und daher den einfachsten Begebenheiten ein schöneres Gewand lieh und stets auf den hohen Kothurn der Begeisterung einherging. So wie M. die Welt und ihre Menschen wollte, so wie er sie in seiner innersten Seele trug, so gab er sie im farbigen Bilde wieder und seine oft krasse Unzufriedenheit mit ihr, die sich zuweilen in harten Worten Luft machte, hatte keinen andern Grund, als daß er sich in seinen schönen Traumbildern gestört und in seinem eigensten Innern vom Schicksal zerrissen, oft aber zu hart von seiner erstiegenen Höhe in das nur zu nüchterne Leben herabgeschleudert sah. Wer daher des Biedermanns poetische Lebensbilder für die nackte und kalte Wahrheit und die Hülle für den in ihr verborgenen Kern hielt, der sah sich allerdings getäuscht, konnte M. nie verstehen und that sehr Unrecht, ihn der beabsichtigten Täuschung zu beschuldigen. M. liebte die Menschen und deshalb zürnte er ihnen; aber sein Zürnen war eben der größte Beweis seiner Liebe. Wie Fürstensöhne zu Fürsten, so war v. M. mit noch ältern Ansprüchen zum Dichter geboren, sein ganzes Gemüth war nur Ein poetischer Wiederhall und sein ganzes Leben nur Eine, sich ewig aus sich selbst neu belebende Phantasie. — „Wenn Jemand von der Natur zum Dichter befähigt war," sagt auch Wachsmann von ihm, „so war es M. Er hatte eine unglaublich rege Phantasie, einen Sinn für das Edle, ein tiefes Gefühl für Recht und Unrecht und ein weiches Gemüth erhalten. Nur selten kann sich ein Dichter so vieler Gaben rühmen; wäre eine weit umfassende wissenschaftliche Ausbildung (alte Sprachen kannte er gar nicht, das Französische nur höchst mangel-

haft, von mathematischen und Naturwissenschaften so viel als sein Fach nöthig machte und die Klassiker, sowohl römische, als griechische, hatte er nur theilweise in Uebersetzungen und auch da nur lückenhaft gelesen, sich aber nichts davon zu eigen gemacht) mit ihnen vereint gewesen, so würde M. immer der ausgezeichnetste Dichter seiner Zeit gewesen sein." — Was v. M. als Schriftsteller betrifft, so dürfte ihn v. Wachsmann wohl richtig beurtheilt haben, wenn er sagt: M. habe vorzüglich als Lyriker ein entschiedenes Talent, ja, unbedingtes Genie bewiesen, wovon wir als den besten Zeugen seine „Polonia" obenan stellen. Und eine gleich reiche und mächtige Phantasie und eine groß und edel fühlende Seele voll des wärmsten Gefühls für Menschenwerth und Menschenrecht finden wir unter Andern dann noch vorzüglich in folgenden: „Rede an den deutschen Adel," „Rede an das Volk," „der Sensenmann von Ostrolenka," „der bleiche Fremdling," „die Teufelssonate" und „der Weihnachtsbaum." Wie schön, wie herrlich, wie groß, kindlich ist M. hier und damit seine „Sonnenblicke" vereint, können wir nicht umhin unsere Gefühle zu der innigsten und wärmsten Hochachtung für den unübertrefflichen Menschen zu steigern und uns still vor seiner Herzens- und Gefühlsgröße zu neigen. Bei Gelegenheit der „Sonnenblicke" — wohl nicht mit Unrecht eine Fortsetzung der Witschelschen Morgen- und Abendandachten genannt — sagt W. wieder: Viele, die M. und seine Ansichten näher gekannt hätten, würden sich kaum denken können, daß dieser Mann jemals wahrhaft in einer solchen Stimmung gewesen sein könne, Gedichte dieser Art zu schreiben und M. habe selbst gesagt, sie während einer längern Kränklichkeit geschrieben zu haben. Dies ist allerdings der Fall, aber mehr oder minder kränklich war M. fortwährend und dies in höherem Grade gesteigert, konnte aber keineswegs einen solchen Einfluß auf den innern Menschen äußern, daß er Gedanken erfaßt und niedergeschrieben hätte, die ihn sonst fremd gewesen wären, wie dies leicht aus solcher flüchtig hingeworfenen Bemerkung W.'s hervorgehen könnte. Ein Mann wie M. blieb sich stets selbst getreu, wenn er auch gleich zuweilen in seinen politischen Meinungen inkonsequent zu sein schien. Der Grund blieb aber ewig derselbe, wahr und hell und der obere Spiegel warf nur hie und da Blasen, die man nicht zu den hellen Perlen zählen durfte, die aus der Tiefe stiegen.

Dies war hauptsächlich wohl nur hinsichtlich Preußens der Fall, das er unendlich liebte, von dem er aber verbannt worden war und das ihn dadurch zu mancher scharfen Beurtheilung zwang. Anderseits aber suchte er wieder aus angeborner Liebe sein Vaterland zu vertheidigen und hier war es, wo er sich dann wohl zuweilen widersprach, aber eben auch sein rein preußisches Herz überall durchleuchtete. Hierinnen lag nun wohl fast allein das ihm oft zur Last gelegte Inkonsequente, in allem Uebrigen blieb er sich aber gewiß in der eigentlichen Sache stets gleich. Noch weniger aber war es möglich, daß M. durch Körperleiden hätte veranlaßt werden können, Gedanken zu fassen, wie er sie in seinen Sonnenblicken ausspricht und die, wenn sie seinem eigentlichen Wesen nicht eigenthümlich, nicht wahrhafte Sonnenblicke in seiner Seele gewesen wären, dann nur als Schwäche erscheinen müßten. v. M. dachte aber von dem höchsten Wesen, von Weltordnung, Weltgerechtigkeit und Sphärengang so groß, daß er nie in seiner Seele über die schwächste Empfindung hätte zweifelhaft, in dem kleinsten Gedanken hätte wankend werden können und sein Glaube an Gott war so hoher und edler Natur, daß er stets den Schöpfer in seiner Schöpfung zu erhöhen suchte. Daß übrigens dieses Mannes Glaubensbekenntniß sehr von beinahe allen kirchlichen Glaubensformen und Glaubensbekenntnissen abwich, soll von uns nicht geläugnet werden. M. hatte seinen Gottglauben aus sich selbst, so wie er ihn in sich selbst gefunden hatte. „Ich kann“ sagte M. einst zu uns, als wir über Gott und die Göttlichkeit im menschlichen Wesen sprachen, „ich kann die Größe dieses unendlichen Wesens nicht getheilt denken, kann neben seiner Größe, außer den Menschen, keine zweite glauben noch denken und höher steht auch der Mensch in meiner Achtung, der als solcher göttlich handelte, als wenn ich ihn als Gott erkennen soll, wo er dann nicht anders handeln konnte und göttlich sein mußte, ohne eignes Menschenverdienst.“ Auf dieser Ansicht war des Verstorbenen ganzes Leben gegründet. Seine „Sonnenblicke“ sind daher gewiß nur die Früchte seiner innersten Ueberzeugung und wo sie sich der oft von ihm widersprochenen menschlichen Kirche nähern — weshalb sie vielleicht eben seinen andern Ansichten widersprechen sollen — da war es die Poesie, welche kein schöneres Gewand für ihre Bilder finden konnte, da ja unser ganzer Glaube selbst so voller Poesie ist, daß

eben derjenige, welcher keine Poesie in seinem Innern trägt, diese nur zu leicht in die minder schöne Prosa übersetzt und eben dadurch dann oft auf Abwege geräth, welche nur von dem Höchsten entfernen können, anstatt sich wie v. M., dem großen Weltgeist immer mehr und mehr zu nähern. M. war aber weit entfernt, der Masse seine Art und Weise zu glauben, aufdringen zu wollen. Aber vorbereiten wollte er auf eine lichtere und freiere Zeit der Gedanken — und eben das that er in seinen Sonnenblicken, die er auch schon deshalb nicht gänzlich von dem alten poetischen Gewand unserer Kirche entkleiden durfte. Anderes hat, anders mußte M. in seinen Pfefferkörnern schildern, wo die Poesie sich ganz rein an den kalten Verstand gebunden sah und scheinen die „Briefe eines Wahnsinnigen aus dem 20. Jahrhundert," auch manche Härte zu haben, so wird doch auch hier derjenige, welcher den Dichter finden will, ihn nicht vergeblich suchen und auch hier die hohe Moral und Poesie nicht entbehren, die sich durch das ganze Leben des Verstorbenen mit ewig lebendigen Farben zog, aber auch nur für Geister anwendbar war, deren Kraft auch an dem schwindelnden Abgrund einer ewigen Nacht zu stehen vermochte, gehalten durch das glänzende Sonnenlicht, welches auf der andern Seite der schmalen und gefährlichen Trennungslinie leuchtete. Die „Pfefferkörner" muß man überhaupt nicht als ein beabsichtigtes und überlegtes Geistesprodukt ansehen, sondern sie vielmehr als die in bald guter, bald übler Laune niedergeschriebenen augenblicklichen Gedanken eines Mannes betrachten, dessen Leben zu den verschiedenartigsten Betrachtungen Stoff und Veranlassung gab und wo er eben in der eigentlich thatlosen Stimmung, in welcher diese einzelnen Sätze geschrieben wurden, Vieles stehen ließ, was er selbst bei einer genauern Durchsicht und strengern Prüfung vielleicht verworfen haben würde. Aber er ließ es stehen, weil sie sein augenblickliches Selbst waren, welches er nie verläugnen, sondern offen geben wollte, wie es war. Ueberall scheint auch hier der rechtliche, der über Ungerechtigkeiten jeder Art, Menschenbeschränkung und Geisteskleinlichkeiten leicht empörte Mann hindurch und seine dort angeführten Anekdoten sind wohl keineswegs so gehalt- und gefühllos, als man zuweilen glaubt und zeigen ebenfalls wie M. überall das Recht und die Menschheit geachtet wissen wollte. Als Novellist hätte M. wohl nie viel geleistet,

diese Form der Rede lag seiner Ansicht zu Folge dem gewöhnlichen, oft so gehaltlosen Konversationstone zu nahe, um ihr ein besonderes Interesse abgewinnen zu können. Doch wollte er in guter Laune auch dies Scherzes halber versuchen und schrieb eine Novelle „Weib und Dame" im ersten Manuskript „die Dame von Welt" genannt. Vieles ist hierinnen enthalten, was ohne besonderes Gewicht spurlos an uns vorüber geht und dem man es ansieht, daß es nur ein Bindemittel zwischen zwei entferntern Ereignissen war; eben so sieht man auch, daß M. sich oft mit aller Mühe und Gewalt nicht so in das flache Leben hinein denken konnte, um auch den Leser wenigstens für den Augenblick selbst mit abzuflachen. Wo aber die schärfere Satyre spielen konnte, da sind die Scenen fest und sicher gezeichnet. Auch des Verfassers eignes gut durchgeführtes Bild finden wir dort in dem „Baron v. Wegedorn," wie fast alle übrigen Personen Porträts sind. Besonders in Bezug auf dieses Werk sagt W.: „Ein tiefes Beobachten socialer Verhältnisse lag nicht in seinem Wesen, seine Phantasie arbeitete stets so lebhaft, daß er in Gesellschaft mehr sprach, als den Zuhörer machte. Dazu kam, daß er gern gehört und vielfach — weil man ihn, wo er näher gekannt war, ungemein lieb hatte, — in Zirkel geladen war, wo er die Konversation führte," die dann gewiß doch endlich einmal denkender Natur war. Lieben mußte man v. M. aber sogleich, auch ohne ihn noch näher zu kennen, denn sein offner, rechtlicher Blick zog unbedingt den bessern innern Menschen sogleich an und zeigte sich, als aus der Grundtiefe des edelstens Herzens kommend. Daß M. aber eben jene erwähnten socialen Verhältnisse nicht zu beachten vermochte, lag eben darinnen, daß er nie gern Ebenen und am allerwenigsten Sandwüsten und Steppen durchwanderte, sondern den Blick lieber von der Höhe schweifen und nach neuen Höhen streben ließ. Aus eben diesem Grunde machte er in jenen Gesellschaften nicht gern den Zuhörer, war aber und machte nicht erst den Unterhalter, der eben seiner höhern geistigen Natur halber überall gern gehört war, wo man für das Bessere wenigstens noch empfänglich war, wenn man es auch nicht selbst zu pflegen verstand. Es war nicht Eitelkeit von M., sondern es war ihm Bedürfniß, selbst zu reden, um einen summenden Fliegenschwarm, der ihn furchtbar langweilte, übertönen und das Korn, welches ihm verliehen war, seiner Aufgabe nach hie und da aus-

zustreuen. Wir haben M. nun noch als Dramatiker zu betrachten und glauben hier großen Theils v. Wachsmann folgen zu dürfen, der ihn hier weniger hoch stellt, als er es bei den lyrischen Dichtungen gethan, aber ihn auch mit Recht dort höher stellen mußte. W. sagt: die Kenntniß des praktischen Lebens in seinen verschiedenen Nüancen, so wie des Zeitgeschmacks, seien M. in minder oder mehrern Grade abgegangen und nur Kenntniß der Bühnenforderung habe er besessen. Sollten nun die Verhältnisse unseres praktischen Lebens und unser Zeitgeschmack auch nicht gerade erforderlich sein, um etwas Gutes zu leisten — und ich bin sogar von ihrer Unbrauchbarkeit überzeugt — so hat W. doch wohl in so fern Recht, als der Zeitgeschmack in gewissen Graden z. B. in der „Leibrente," „Schwur und Rache," „das Pasquill" und „die Schauspielerin" anwendbar und erforderlich ist. Schon weniger aber deucht mir ist dies in dem „alten Studenten" nöthig, in „Cromwell" und „Kohlhaas" aber ganz und gar nicht, da solche Stücke wohl den Zeitgeschmack, aber nicht dieser die Stücke bilden soll. Cromwell hat nie Glück gemacht, denn er ist nie auf die Bühne gekommen und ich glaube zu M. eigner Zufriedenheit, da er sich besonders in dem Hauptcharakter unbedingt vergriffen hatte. Kohlhaas dagegen zählt auch W. zu M.'s besten dramatischen Arbeiten und glaubt, daß dieser sich auch hier überhaupt viel glücklicher gezeigt haben würde, wenn er den unglücklichen Gedanken aufgegeben hätte, politischen Zeitstoff auf die Bühne zu bringen. Die Ansichten sind nun zwar verschieden, indessen sagte schon Göthe *): „Ein politisches Gedicht, ist ein häßlich Gedicht." So hatte M. — was nicht zu läugnen ist, überhaupt die grellen Farben gern und diese traten besonders auf der Bühne lebhaft hervor, weshalb ihn die Schauspieler sehr gern hatten, indem sie sagten: M. verstehe Rollen zu schreiben, weil seine oft grellen Charaktere sich leicht wieder geben ließen. Manches schöne Gefühl spricht sich aber doch immer auch in seinen Schauspielen und so z. B. in dem alten Studenten aus. Die Schauspielerin konnte der Schauspielerinnen halber Anfangs nicht auf die Bühne kommen; M. arbeitete sie im Sommer 1836 um und jetzt ist sie, irre ich nicht, auf irgend einem größern deutschen Stadttheater endlich gegeben worden. Für das Theater

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 197.

war M. überhaupt sehr eingenommen und wie er dichterischen Frauen, der Geistlichkeit und den Juden (deren Emancipation er jedoch enthusiastisch vertheidigte und nur mit den Künstler und Schriftsteller jenes Volks manchmal umging) überaus abgeneigt war, so gern befand er sich unter Schauspielern, wiewohl er sich bisweilen im Allgemeinen gegen den Stand derselben äußerte. „Die Intendanz eines Theaters, das wäre ein Platz für mich!" rief er oft mit Enthusiasmus; er hätte eine solche Stelle, selbst die eines Dramaturgen ohne den geringsten Gehalt gern übernommen. Die Zusammentragung einer Geschichte der Maltitzschen Familie, womit er sich mehrere Jahre hindurch beschäftigt hatte, gab Veranlassung zu einer falschen Beurtheilung seiner selbst: man wollte darin einen Beweis des wirklichen Vorhandenseins seiner so oft geleugneten aristokratischen Ansichten finden. Hätte man aber nur die Vorrede zu diesen Werken gelesen, so würde man gewiß anderer Meinung geworden sein, denn in ihr sagt M.: daß er es, adelich oder bürgerlich, für fühllos halte, ruhig an den Grabsteinen seiner Voreltern vorüber zu gehen. Auch Wachsmann bekennt sich zu jener Ansicht, gesteht jedoch ein: „M. sei nicht Aristokrat im strengen Sinne gewesen, habe aber von Demokratie eben so wenig und von Republik gar nichts wissen wollen, aber wohl von der Nützlichkeit eines starken Adels, der sich aber allerdings edel zeigen solle." Aus seiner „Rede an den deutschen Adel" scheint freilich eine solche Ansicht nicht hervor zu gehen, war er aber Aristokrat, so war er es im edelsten Sinn und dann fällt ja Aristokratie und Liberalismus ganz zusammen. Aber auch seinen Liberalismus hat man zu verdächtigen gesucht. Wachsmann vertheidigt ihn aber in dieser Hinsicht treffend, indem er sagt: „Wenn in den „„Ansichten aus der Kavalierperspektive"" einem vor ohngefähr Jahresfrist erschienenen Buche, bei Gelegenheit des schönen Maltitzschen Gedichts: „„Ahnentrümmer,"" zu verstehen gegeben wird, der Liberalismus des Dichters hänge mit dessen mißlichen Vermögensumständen zusammen, so ist dies nur ein Beweis, daß der Verfasser ihn gar nicht kannte. v. M. hatte Vermögen und seine Bedürfnisse waren so gering, daß, wenn er nicht so wohlthätig gewesen und selbst Leute, die es nicht um ihn verdient, unterstützt hätte, er das erstere vermehrt haben würde. Hätte sein Liberalismus einen Ursprung gehabt, wie sich solcher in den

letzten Jahren bei Leuten, die den Verstorbenen zu ihrer Partei rechneten, deutlich offenbarte, ja, hätte er den Bekehrten gespielt und eine andere Farbe angenommen, gewiß weder ich noch mancher Andere seiner zahlreichen Freunde hätte ferner was von ihm wissen wollen. Daß Leute von ganz entgegengesetzten Ansichten ihn ehrten, ist eben ein Beweis, daß er ein Ehrenmann war." — Außer den genannten Schriften erschienen noch von ihm: Ränzel und Wanderstab, oder Reisen nach Gefühl und Laune. 2 Bände. Berlin 1821 — 1823. — Humoristische Raupen oder Späßchen für Forstmänner und Jäger. 2. Aufl. Ebendas. 1822. — Vier glückliche Jahre auf Reisen z. Aufheiterung u. Nachahmung beschrieben. Ebd. 1823. — Fr. v. Schillers Briefe an v. Dalberg u. Demetrius. Herausg. 2c. Karlsruhe 1823. (Auch unter dem Titel: Schillers sämmtliche Werke 8r Suppl. Bd.) — Streifzüge durch d. Felder d. Satyre u. Romantik. Ebd. 1824. — Maler. Ansichten versch. Gegenden und Merkwürdigkeiten a. e. Reise durch Oesterreich, Steiermark, Tyrol, d. Schweiz, Ober- u. Unteritalien, nach d. Natur aufgenommen u. a. Stein gez. v. J. Schoppe und C. Grobius. Mit natur-romant. Dichtungen begl. von G. A. v. Maltitz 1. Lief. Ebend. — Gelasius, d. graue Wanderer im 19. Jahrh. Ein Spiegelbild unserer Zeit 1s Bdchn. Lpzg. 1826. — Hans Kix Reise ins Pomeranzenland. Ein Gedicht in 6 Gesängen. Berl. 1827. — Humorist.-satyr. Plänkerhiebe in d. Revieren unf. Forstzeit. 3. umgearb. u. bedeut. vermehrte Aufl. (von dess. „Humorist. Raupen" und Briefwechsel a. d. Narrendause.") Ebd. 1828. — Der Dichter u. d. Uebersetzer. Schauspiel. Ebend. 1829. — Rede an d. deut. Dichter u. Schriftsteller jetziger Zeit. 2. A. Hamb. 1831. — Rede an mein deut. Volk. 1. u. 2. Aufl. Ebd. 1831. — Rede an d. deutschen Wehrstand jetziger Zeit. 1—3. Aufl. Ebendas. 1831. — Volksstimmen an die Zeit. 1. u. 2. Aufl. Ebd. 1831. — Ein herzliches Wort z. Herzen deutscher Fürsten. Ebend. 1831. — Biogr. ausgezeichneter Komponisten, Virtuosen 2c. 3 Hft. Ebd. 1831. — An Deutschlands Fürsten, Adel, Wehrstand, Schriftsteller u. Volk. 5 Reden. N. wohlf. Ausg. Ebend. 1832. — Balladen und Romanzen. Paris 1832. — Jahresfrüchte d. ernsten u. heitern Muse. 2 Bdchn. Lpzg. 1834—35.

* 208. Dr. Johann Gottlob Becker,

praktischer Arzt zu Leipzig;

geb. den 19. December 1757, gest. den 9. Juni 1837.

Er war der Sohn eines Fleischermeisters zu Brehna ohnweit Leipzig und erlernte nach seiner Konfirmation (1772) in Leipzig die Barbier- und Wundarzneikunst, konditionirte nach überstandener Lehrzeit (seit dem 4. Juni 1779) bei seinem Lehrherrn mehrere Jahre und trat im Jahr 1777 in kurfürstlich sächsische Militärdienste als wirklicher Feldscheer ein. Er wurde nun einige Mal nach Dresden in das Sanitätskollegium kommandirt, machte die Kampagne des baierischen Erbfolgekriegs mit, erhielt im Jahr 1788 den nachgesuchten ehrenvollen Abschied und ließ sich nun in Leipzig, wo er sich am 20. Aug. 1784 mit einer gebornen Steinert verheirathet hatte, als Chirurg nieder. Nach bestandenem Examen erhielt er den 20. September 1815 in Erfurt die Würde eines Doktors der Medicin und übte nun neben der Wundarzneikunst auch die medicinische Praxis aus.

Dr. Z.

209. Dr. Johann Friedrich Philipp Engelhart,

Professor der Chemie an der Polytechnischen- und an der Kreislandwirthschafts- und Gewerbsschule in Nürnberg;

geb. den 16. Febr. 1797 in dem Pfarrdorfe Wildenstein bei Crailsheim (Würtemberg), gest. den 9. Juni 1837 *).

Sein Vater, ein kenntnißreicher Landgeistlicher, jetzt Pfarrer in Bach, Landgerichts Nürnberg, war nicht nur sein Erzieher, sondern auch bis zu seinem 13. Lebensjahre sein alleiniger Lehrer, der ihn in den Lehrgegenständen der lateinischen Schule, zur Vorbereitung für das Gymnasium und in den neuen Sprachen unterrichtete. Schon in dem Knaben zeigte sich ein ernster Sinn und ein innerer, mit beharrlichem Fleiße verbundener Trieb zum Studium der Naturwissenschaft. Nachdem er ein Jahr lang das ehemals in Nürnberg bestandene Realinstitut besucht hatte, trat er in eine angesehene Material- und Drogueriewaarenhandlung in Nürnberg, in welcher er 3½ Jahr als Lehrling und eben so lange als Kommis zur voll-

*) Nach der Beilage zum Programm im Jahresbericht der techn. Lehranstalt zu Nürnberg pro 18¾.

sten Zufriedenheit seines Principals stand und sich als Magazinier, der die Empfangnahme, Untersuchung und Verpackung der Waaren zu besorgen hatte, sehr gründliche und umfassende Kenntnisse in dem großen Gebiete des Material= und Drogueriewaarenfaches, namentlich in allen Gattungen und Qualitäten von Rohstoffen und in der chemischen Produktenkunde, erwarb, so daß er, als einer der ausgezeichnetsten Waarenkenner in Nürnberg allgemein galt. Doch die Waarenkunde genügte ihm nicht; sein forschender Geist trieb ihn an, in die Beschaffenheit der Produkte und Rohstoffe tiefer einzudringen und ihre chemische Verarbeitung kennen zu lernen. Er führte daher den schon frühzeitig gefaßten Vorsatz aus, die Universität Erlangen zu beziehen und sich dem Studium der Naturwissenschaft ganz zu widmen. Während seines Aufenthalts in Nürnberg hatte er sich immer an Jünglinge und Männer wissenschaftlichen Sinnes und Strebens angeschlossen, seine Ersparnisse zum Ankauf wissenschaftlicher Werke und seine Freistunden zu deren Studium verwendet, so daß er gut vorbereitet die wissenschaftliche Laufbahn betreten konnte. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Erlangen wurde E. durch seinen Freund und Lehrer Kastner, dem Inhaber einer bedeutenden chemischen Fabrik, als Hauslehrer dessen Sohnes, vorzüglich zum Unterricht in der Physik und Chemie, empfohlen. Er nahm die Stelle an und nach Verfluß eines Jahres begleitete er seinen Zögling auf die Universität in Göttingen (1823), wo er auf Kastner's Empfehlung bei Professor Stromeyer wohlwollende Aufnahme fand, späterhin dessen Assistent wurde und hier durch seine Versuche über das Färbende im Blute, welche er in einer gedruckten Abhandlung: „de vera materiae sanguini purpureum colorem impertientis natura.“ (Göttingen 1825) darlegte, den ersten Preis bei der medicinischen Fakultät (die große goldne Medaille) gewann. Durch diese Preisschrift zog er die Aufmerksamkeit der königl. baierischen Staatsregierung sowohl, als des Magistrats der Stadt Nürnberg, auf sich. Er wurde mit Stipendien aus der Staatskasse und aus den städtischen Fonds in Nürnberg unterstützt und zugleich erkannte der Magistrat in ihm den rechten Mann für einen Lehrstuhl der Physik und Chemie, den derselbe an den technischen Lehranstalten Nürnbergs zu errichten beschlossen hatte, nachdem der König sogleich nach der Thronbesteigung zur selbigen Zeit die erforderlichen Mittel zur Vervoll,

ständigung dieser Anstalten bewilligt hatte. Die philosophische Fakultät der Universität Erlangen ertheilte ihm auf Kastner's Antrag die Würde eines Doktors der Philosophie (3. November 1825) „propter sagacitatem atque experientiam in chemica et theoretica et practica, quam specimina hactenus ad ipso edita redolent." Im Herbst 1825 begab sich E. nach München, wo er, unter der Leitung des Hofraths Vogel, in dem chemischen Laboratorium der königl. Akademie der Wissenschaften sechs Monate sehr thätig und nützlich arbeitete. Durch die ihm in Nürnberg eröffneten Aussichten ermuthigt, ging er in dem darauf folgenden Frühjahr (1826) nach Stockholm, woselbst er von Berzelius sehr wohlwollend aufgenommen und von demselben, während seines funfzehnmonatlichen Aufenthalts in Stockholm, als Assistent verwendet wurde. Auch dieses großen Chemikers Freundschaft wußte E. in hohem Grade zu gewinnen und zu erhalten. Die Verbindung zwischen ihnen wurde durch beständigen Briefwechsel fortgesetzt und noch wenige Wochen vor seinem Tode wurde der sterbende Blick des dankbaren Schülers durch einen Brief des Lehrers und Freundes erheitert. In der Mitte des Jahrs 1827 ging E. über Dänemark und die Niederlande nach Paris und gelangte dort bald zur vertrauten Bekanntschaft mit den berühmten Chemikern Dumas und D'Arcet. Letzterer machte ihm sogar, unter sehr vortheilhaften Bedingungen, den Antrag, dessen Sohn auf einer von der französischen Staatsregierung angeordneten wissenschaftlichen Reise nach Egypten zu begleiten, was jedoch E., wegen der ihm in Nürnberg eröffneten Aussichten, ablehnte. Durch weitere Unterstützung des Magistrats und der Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Industrie in Nürnberg wurde E. in den Stand gesetzt, seinen Aufenthalt in Paris bis in den April 1829 zu verlängern, zu welcher Zeit er mit einem reichen Schatze von Kenntnissen und Erfahrungen nach Nürnberg zurückkehrte, um die ihm verliehene Lehrstelle der Physik und Chemie an der polytechnischen Schule daselbst anzutreten, nachdem er einen an die Hochschule Basel erhaltenen nicht minder vortheilhaften und ehrenvollen Ruf abgelehnt hatte. Sein Wirken an der neuen, eines chemischen Laboratoriums ermangelnden Anstalt war anfangs um so schwieriger, als er noch keine gehörig vorbereiteten Schüler fand, aber um so einflußreicher, als seine Vorlesungen in den ersten Jahren von einem großen Theil der nach höherer Aus-

bildung strebenden jüngern Schullehrer und andern Freunden der Naturwissenschaft mit anhaltendem Fleiße besucht und dadurch Sinn und Liebe dafür erweckt und verbreitet wurden. Sein Vortrag war einfach, schmucklos, logisch, zweckgemäß und ganz geeignet, Liebe und Eifer für die Wissenschaft zu wecken und zu nähren. Pünktlich und gewissenhaft, ließ er sich durch nichts abhalten, seinen Lehrberuf unausgesetzt treu zu erfüllen. Sorgfältig bewachte er das Betragen seiner Schüler in- und außer der Schule, behandelte mit Auszeichnung den Fleißigen, ermunterte den Trägen, unterstützte thätig den Mittellosen. Bereitwillig entgegenkommend ertheilte er wohlerwogenen Rath in seinem Fache Jedem, der sich an ihn wandte, was häufig geschah. Mit großem Fleiße wußte er jede Entdeckung im Gebiete der Naturwissenschaft auszubeuten und sein vorzügliches Bestreben war auf die Befruchtung der praktischen Gewerbssphäre durch Kunst und Wissenschaft, auf Gemeinnützigkeit gerichtet. Er war es, der aus Schweden das Modell eines sehr zweckmäßig konstruirten Stubenofens mitbrachte und auf seine Veranlassung wurden viele hunderte dieser durch Erfahrung bewährten Oefen zu Nürnberg hergestellt, wodurch doppelt so viele Klafter Holz jährlich erspart werden. Die zunehmende Theuerung der Brennmaterialien machte ihn um die Zukunft, besonders in industrieller Hinsicht, sehr besorgt und jede zweckwidrige Feuerungseinrichtung in Häusern, Werkstätten und Fabriken erfüllte ihn mit Unwillen und erregte seinen strengen Tadel. Seine Spaziergänge und Erholungsreisen zu Fuße waren immer mit einem nützlichen Zwecke verbunden, besonders richtete er dabei seinen Blick in die geognostischen Verhältnisse des Terräns, das er durchwanderte und kehrte nie ohne irgend eine Ausbeute seiner Forschungen zurück. Das Studium der Mineralogie, insbesondere aber der Geognosie, betrieb er mit vorzüglicher Neigung, wozu Hausmann's Vorträge in Göttingen den Grund gelegt hatten. — Auch als Schriftsteller suchte er zu nützen. Seit sieben Jahren hatte ihn seine meisterhafte, mit wichtigen Anmerkungen bereicherte Uebersetzung des „Handbuchs der technischen Chemie“ von Dumas (Nürnberg bei J. L. Schrag), das er bis zur Vollendung des fünften Bands brachte, vorzüglich beschäftigt. Sein auf dem Titel als Mitübersetzer genannte Freund, der Bergmeister Alex in Lauchhammer, konnte seines Berufs, als Direktor der gräflich Einsie-

del'schen Eisenwerke, wegen nur wenig Theil an dieser mehr als 240 Druckbogen umfassenden Arbeit nehmen. Auch lieferte er interessante Beiträge zu Kastner's Archiv für die gesammte Naturlehre. Kurz vor seinem Tode wurde ihm durch den Naturforscher Hermann von Mayer in Frankfurt a. M. ein Denkmal in der Wissenschaft gesetzt, indem derselbe ein sehr interessantes unbestimmtes Reptil nach ihm Plateosaurus Engelharti benannte. Fast könnte man dem Verstorbenen den Vorwurf machen, daß er sich zu sehr angestrengt, sich fast gar keine gesellschaftliche Erholung gegönnt und seiner Körperkraft, welche er durch den Gebrauch von Flußbädern bis in den Spätherbst hinein und durch Fußreisen zu stählen suchte, zu viel zugemuthet habe. In den letzten zwei Jahren litt er an asthmatischen Beschwerden, glaubte aber solche durch kalte Bäder beseitigt zu haben; sein krankhaftes Aussehen ließ jedoch nichts Gutes ahnen. Dennoch arbeitete er in und außer der Schule mit gewohntem unablässlichen Fleiß und erst als die im Frühjahr 1837 herrschende Grippe auch ihn befallen und sein Unwohlsein in hohem Grade vermehrt hatte, stellte er seine Lehrvorträge an den Schulen ein. Nach einem vierwöchentlichen Krankenlager entschlief er in den Armen seiner Gattin, mit Hinterlassung einer Tochter.

* 210. Theodor Gottlieb Carl Keyßner,

herzogl. sächs. meiningischer Kirchenrath, Landschuleninspektor und Inhaber des dem herzogl. sächs. Ernestinischen Hausorden affiliirten Verdienstkreuzes zu Meiningen;

geb. den 4. März 1757, gest. den 9. Juni 1837.

Sein Vater, Joh. Nikolaus Keyßner, war herzogl. Kammermusikus in Meiningen, die Mutter, Anna Margaretha, eine Tochter des Lieutenant Hartung aus Arnstadt und unser K. von zwei Söhnen und einer Tochter das jüngste Kind. Der Vater starb, als der Sohn erst 18 Wochen alt war, die Mutter, als er im 17. Jahre stand. Der häuslichen Erziehung unterzog sich die Mutter auch bei sehr beschränkten Hülfsmitteln auf das sorgfältigste. K. besuchte die Elementarschule und das Lyceum seiner Vaterstadt unter Hopf, Volkhart, Scharfenberg und Emmrich, um sich auf das Studium der Theologie vorzubereiten und zeichnete sich durch vorzügliche Talente, rastlosen Fleiß und ein musterhaft sittliches Betragen aus. Im Jahr 1774 bezog er die Uni-

versität Jena, wo Hennigs, Danov, Griesbach, Eichhorn, Ulrich seine vorzüglichsten Lehrer waren. Aus Mangel an hinreichenden Mitteln verließ er Jena nach 2½ Jahren wieder und begab sich im März 1777 als Hauslehrer zu dem Herrn von Knobelsdorf in Wutenow bei Soldin in der Neumark. In diesem Hause lernte er mehrere sehr ausgezeichnete Personen kennen, namentlich Friedrich den Großen, den damaligen Kronprinzen und nachherigen König Friedrich Wilhelm II., den General Möllendorf, den Grafen Lottum u. A. Nach Verlauf eines Jahrs vertauschte er diese Stelle mit der eines Hauslehrers bei dem Herrn von Schätzel in Naubin bei Pyritz in Pommern, wo er etwas über ein Jahr blieb. Hierauf reiste er nach Leipzig zurück und hörte daselbst einige Kollegien bei Eck und Morus, aber schon nach einem Vierteljahre ging er als Hauslehrer zu dem Floßmeister Stöter in Kösen bei Naumburg. Während seines dortigen Aufenthalts starb sein Onkel und die ihm dadurch zugefallene Erbschaft setzte ihn in den Stand, seinen sehnlichen Wunsch, den zu früh abgebrochenen Besuch der Universität fortsetzen zu können, zu befriedigen. Nach 1½ Jahren begab er sich wieder auf ein Jahr nach Jena und wurde daselbst in dem Hause des Hofraths Schütz, bei dem er auch wohnte, auf eine sehr humane Weise aufgenommen. Hier suchte er sich vorzüglich in den alten Sprachen und mehreren anderen Wissenschaften weiter zu vervollkommnen und ging auch dem berühmten und vielbeschäftigten Schütz bei dessen mannichfaltigen Arbeiten durch Anfertigung von Kollektaneen, Excerpten, Registern, namentlich zur Herausgabe des Aeschylus, so wie durch Korrekturen für die Jenaische Literaturzeitung, zur Hand. Ueberhaupt aber fand er in dem Schützischen Haus einen Kreis ausgesuchter gebildeter Bekannte, welche wissenschaftliche Unterhaltung liebten und in deren Gesellschaft er sich überaus wohl befand. Nach 1½ Jahren ging er von Jena nach Sonnenberg in das Haus des Geheimenraths von Donop, wo er vier seiner glücklichsten Jahre verlebte. Während dieser Zeit machte er eine Reise nach Dessau und Rekahn, um die dasigen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten kennen zu lernen und diese Reise war für seinen künftigen Wirkungskreis von den wichtigsten Folgen. In Dessau lernte er die ausgezeichneten Männer Neuendorf, Crome, Olivier und Duvrier kennen. Der erstere war Direktor und die Anstalt riß K. zu freudiger Be-

wunderung hin. Aber noch mehr ergriff ihn die Schule zu Rekahn und nahm sein ganzes Interesse in Anspruch. Die Lehrer sowohl als die Kinder übertrafen weit seine Erwartung. Die wenigen Tage, welche er in dieser Schule zubrachte, hatten ihm, wie er oft sagte, mehr genutzt, als eine ganze Reihe theoretischer Schulschriften; der vorzüglichste Lehrer derselben war der höchstverdiente Kantor Bruns. Bei Erledigung der Kaplan- und Rektorstelle in Sonnenberg erhielt R. den Antrag und bekleidete dieses eben so mühvolle als wenig einträgliche Amt 6 Jahre lang mit rastlosem Eifer und gewissenhafter Treue. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war er mit öffentlichen Schulstunden und Privatunterricht beschäftigt, weil sich damals für die Söhne der Honoratioren, besonders der Kaufleute, sonst keine Gelegenheit dazu fand; lernbegierige und unbemittelte Knaben ließ er unentgeldlich an seinem Unterricht Theil nehmen. Die mit dem dasigen Schulamte verbundenen Geschäfte des geistlichen Berufs machten jenes doppelte Amt um so lästiger für ihn, da ihm das Predigen von jeher etwas schwer fiel. In jeder Hinsicht aber hat er in Sonnenberg sehr viel Gutes gewirkt; besonders brachte er als Lehrer der Jugend einen ganz eigenen Geist der Humanität und der zweckmäßigern Unterrichtsmethode in die dasige Schule. Noch in Sonnenberg (im Jahr 1787) verheirathete er sich mit Katharina Maria, jüngsten hinterlassenen Tochter des damaligen Adjunktus Musäus daselbst. Diese Ehe löste der Tod schon nach 1½ Jahren und ein Sohn aus dieser Verbindung folgte in einem Alter von 29 Wochen seiner Mutter. Im Jahr 1790 verheirathete er sich zum zweiten Mal mit Johanna Jakobine, Tochter des Hofbuchdruckers Hartmann zu Meiningen, in welcher Ehe ihm 2 Söhne und 2 Töchter geboren wurden. Im Jahr 1792 verließ er die Stelle zu Sonnenberg und erhielt die damals durch Versetzung des Waisenpfarrers und Katecheten Ernst Julius Walch in das Diakonat erledigte Pfarrstelle an der Waisenkirche, verbunden mit der Direktion und dem Hauptunterricht an dem Seminar für Landschullehrer. In dieser Anstalt befand sich außer R. nur noch ein Schreibe- und Rechenmeister und ein Musiklehrer und doch wurde das Meiningische Seminar, hauptsächlich durch seinen Vorsteher und ersten Lehrer, so berühmt, daß dessen Zöglinge weit und breit, besonders nach dem südlichen Deutschland, ja selbst bis nach Rußland, zu den verschiedensten

Anstellungen, hauptsächlich aber als Schul- und Privatlehrer, so wie an Erziehungsinstitute, berufen wurden. Auch diente dieses Seminar vielfach zum Muster für anderwärts zu errichtende ähnliche Lehranstalten. Außer dieser für die meiningischen Landschulen und zum Theil für das Ausland so ersprießlichen Anstalt nahm auch noch das Amt eines Waisenpfarrers K.'s rastlose Thätigkeit bedeutend in Anspruch. Ferner lag ihm die Seelsorge für die damals in dem Gebäude des Waisenhauses befindlichen Züchtlinge ob, desgleichen das Unterbringen der Waisenkinder in anderweitige Verpflegung oder zur Erlernung irgend eines Handwerks. Dabei gab er doch noch öfters Privatstunden für junge Leute in der Religion und in mehreren Sprachen, bereiste im Auftrage der damaligen herzoglichen Schulkommission die Landschulen und verfaßte das sehr zweckmäßige Schulbuch für das meiningische Land; auch gab er anonym einige Bändchen katechetischer Gespräche heraus, lieferte außerdem Aufsätze für Guthsmuths pädagogische Bibliothek und in die von Becker herausgegebene Nationalzeitung der Deutschen und schrieb zuletzt eine kurzgefaßte meiningische Landeskunde nach dem Theilungsvertrag von 1826. Ein besonderes ausgezeichnetes Verdienst um die Stadt Meiningen erwarb er sich aber durch die langjährige Mitbesorgung des Armenwesens. Aber nicht blos als Mitdirektor, sondern auch als Pfleger hat er sich bis zur spätesten Zeit seines Lebens höchst verdient gemacht, so wie er denn überhaupt für seine Person im Stillen den Armen viele Wohlthaten erzeigte und zu milden, gemeinnützlichen Zwecken stets auf das bereitwilligste beisteuerte. Als vom Jahr 1799 an kein regelmäßiger Gottesdienst mehr in der Waisenkirche gehalten wurde, so erhielt K. eine Lehrerstelle an dem damaligen Lyceum, nachdem ihm kurz zuvor das Prädikat als Landschulinspektor zu Theil geworden war. Nebst Beibehaltung des Seminars übernahm er an dieser Gelehrtenschule den Unterricht in der Religion, im Griechischen Testamente und in der Naturgeschichte und wirkte auch hier segenvoll bis zu Anfang des Jahrs 1822, nachdem kurz zuvor statt des ehemaligen Lyceums das Gymnasium Bernhardinum errichtet und ein eigner Kollaborator an demselben angestellt worden war. Seit der Verlegung des Landschullehrerseminars nach Hildburghausen im Junius 1827 behielt K. noch die Aufsicht über die Freischule, über die Versorgung der Waisenkinder nebst einem Be-

zirk der Stadtarmenpflege und so war er also eigentlich nie ganz in den Ruhestand versetzt. Im Jahr 1806 entriß ihm der Tod seine zweite Gattin und 5 Jahre darauf verheirathete er sich zum dritten Male mit der verwitweten Frau Maria Katharine Maaser, geborne Glaser. Auch diese ging ihm im Jahr 1831 nach Jenseits voran. — Still und anspruchslos in seinem Wandel, lebte er stets seiner Pflicht getreu und wirkte Gutes, wo und wie er nur konnte. Am glücklichsten fühlte er sich im traulichen Kreise seiner ihn so gern erheiternden Familie. Für Freundschaft war sein Herz ganz gestimmt. Gern diente er mit literarischen Notizen, so wie mit Büchern aus seiner Bibliothek, besonders jungen Leuten, für deren Fortkommen er vielfach bemüht war; überhaupt bezeigte er sich gegen seine Nebenmenschen auf die uneigennützigste Weise gefällig, wo er nur konnte. Wenn ihn auch oft in verhängnißvollen Jahren die Zeitereignisse mit stiller Wehmuth erfüllten und wenn auch überhaupt in seiner geistigen Stimmung ein gewisser Ernst vorherrschend war, so entzog er sich doch keineswegs der Welt und dem Umgange der Menschen, sondern war vielmehr ein Freund von gebildeten, heiteren Gesellschaften bis an seinen Tod. In seinem ganzen Wesen sprach sich die ungeheucheltste Frömmigkeit und ächte Religiosität aus, nicht blos, weil es sein Beruf als Geistlicher und Lehrer von ihn forderte, sondern weil ihn sein innerstes Gefühl dazu drängte. Sein Lebensabend war, obgleich durch mehrere Trauerfälle getrübt, doch nicht freudenleer. Herzog Bernhard verlieh ihm unter dem 21. März 1834 das dem herzogl. Sachsen Ernestinischen Hausorden effiliirte Verdienstkreuz und am zweiten Weihnachtsfeiertag, als am 26. December 1836, bei der Feier seines goldnen Dienstjubiläums, das Prädikat eines herzoglichen Kirchenraths. An demselben Tag übersandte ihm auch das herzogliche Konsistorium zu Hildburghausen ein besonderes Glückwünschungsschreiben und endlich überreichten die sämmtlichen in Meiningen anwesenden ehemaligen Amtsgenossen des Jubilars in Kirchen und Schulen demselben ein Gedicht. Doch nicht lange genoß er diese seltenen, würdigenden Auszeichnungen: ein Schlagfluß endete am oben genannten Tage seine Leben.

Dr. J. C. Ihling.

